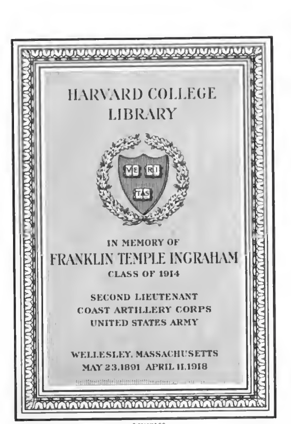
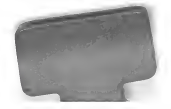


Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918



Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

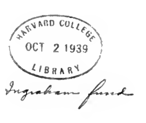
und dem

Fürstentum Lübeck.

XV. Jahrgang.



Kiel, 1905.
Druck von A. F. Jensen.


HARVARD COLLEGE
OCT 2 1939
LIBRARY
Ingraham fund

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Naturkunde.

Plattdeutsch.

Volkskunde.

Verschiedenes.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 1. Januar 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, falls nicht hier oder dort eine Vereinigung zu gemeinsamer Einsendung vorgezogen wird, für die Einzahlung der Jahresbeiträge das dem Januar-Heft der „Heimat" beigefügte **Postanweisungsformular** zu benutzen.

Von einer Einsammlung der Beiträge unter Ausgabe von Quittungen muß hinfort Abstand genommen werden. Nur in **Kiel** wird dieselbe durch die Expedition der „Heimat" besorgt.

Den Herren, die zum Teil schon seit einer Reihe von Jahren die Mühe des Inkassos an ihrem Wohnorte auf sich genommen hatten, sei hierdurch nochmals bester Dank gesagt.

Bei allen Einsendungen an die Vereinskasse ist die Angabe der den Adressen vorgezeichneten Nummern dringend erwünscht.

Kiel, den 1. Januar 1905.
Adolfstr. 56 p.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

Schluß für **1904.**

206. Colemann, Charles, Zeitungsverleger, Lübeck. 207. Friccius, Dr. med., Kiel. 208. Ohlendorff, Herm., Hamburg, Rolandsbrücke 4. 209. Taubmann, Rostock, Schießbahnstr. 15. 210. Withmann, Kaufmann, Stellingen b. Hamburg.

1905.

1. Breckwoldt, Lehrer, Kiel. 2. Bruhn, Pastor, Koldenbüttel b. Friedrichstadt. 3. Glindmeier, Lehrer, Glückstadt. 4. Gries, Lehrer, Glückstadt. 5. Grote, Fr., Hamburg, Hammerbrookstr. 42. 6. Hamburger Touristen-Verein von 1896. 7. Harries, Rechtsanwalt, Kiel. 8. Hüttich, Lehrer, Am Rhin b. Glückstadt. 9. Jenner, Jul., Hamburg 3, Mühlenstr. 23/24. 10. Mordhorst, Lehrer, Glückstadt. 11. Frl. Radenhausen, Lehrerin, Ellerbek b. Kiel. 12. Frl. Schröder, Lehrerin, Kiel. 13—19. Seminaristen zu Hadersleben: Festersen, Haugaard, Michaelsen, Petersen, Piening, Schacht, Tongers. 20—21. Seminaristen zu Segeberg: Fey, Hamelau. 22—35. Seminaristen zu Ütersen: Christiansen, Dopp, Gabriel, Hallstein, Kirchmann, Kühl, Mohr, Müller, Pfeffer, Schmaljohann, Schönemann, Schultz, Seismann, Speil. 36. Stelting, Gastwirt, Karlsburg b. Kiel. 37. Dr. H. Wullenweber, prakt. Arzt, Tandslet, Kr. Sonderburg. 38. Dr. Ziegeler, Spandau, Jagowstr. 4.

Zur Nachricht:

1. Die Verlagsziffer unserer Monatsschrift „Die Heimat" ist für 1905 auf 2800 festgesetzt worden.

2. Dank dem freundlichen Entgegenkommen unsers Druckers, Herrn A. F. Jensen, sind wir in die angenehme Lage versetzt, 400 Exemplare der Januar-Nummer als **Probehefte** zwecks Werbung neuer Mitglieder zu versenden. Wir bitten, unserm Schriftführer **Werbeadressen** zuzustellen. Die Gegenwart ist unsern Vereinsbestrebungen besonders günstig. „Heimatkunde und heimatkundlicher Unterricht" ist sämtlichen amtlichen Lehrerkonferenzen unserer Monarchie zur Bearbeitung empfohlen worden; da wird man hierzulande auch unserer Vereinsarbeit gedenken und das umsomehr, als die Anregung zur Gründung unsers Vereins aus Lehrerkreisen gekommen ist. Aus dem reichhaltigen Material, das in Wort und Bild in den 14 bisher erschienenen Jahrgängen der „Heimat" niedergelegt worden ist, kann jede Schule unsers Landes gebrauchstüchtigen Unterrichtsstoff schöpfen. Wir empfehlen dringend, zum mindesten die Hand- bezw. Kirchspielsbibliotheken für die Lehrer wenigstens mit den noch vorhandenen Jahrgängen der „Heimat" auszurüsten, desgleichen unsere Volksbibliotheken, bevor ein Jahrgang nach dem andern völlig vergriffen sein wird.

3. Mit den Vorbereitungen auf einen würdigen Verlauf der nächsten **Generalversammlung zu Hadersleben** hat der geschäftsführende Ausschuß bereits begonnen; die Mitglieder werden gebeten, sich rechtzeitig auf den Besuch der Versammlung in der Nordmark einrichten zu wollen. Anmeldungen auf Vorträge, Mitteilungen, Satzungsänderungen usw. werden schon jetzt entgegengenommen.

4. § 8 unserer Satzungen besagt: **„Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen."** Austrittserklärungen, die uns nach dem 31. Dezember bekanntgegeben werden, können beim besten Willen nicht mehr berücksichtigt werden. Aus alljährlich wiederkehrenden Zuschriften ist zu ersehen, daß viele Mitglieder sich nur als Abonnenten der „Heimat" betrachten. Die „Heimat" ist Vereinsorgan und wird jedem Mitgliede kostenfrei zugestellt; mithin hat sich jeder, der beim geschäftsführenden Ausschuß den Antrag auf Aufnahme in unsern Verein gestellt hat, auf die Annahme der Satzungen verpflichtet. Diese aber werden allemal im Januar- oder Februarheft veröffentlicht.

5. Mehrfach ist der Wunsch an uns herangetreten, wir möchten unsere Original-„Heimat"-Decke auch für einen doppelten Jahrgang herrichten lassen. Versuchsweise haben wir Herrn Buchbinder Riemer einen kleinen Posten solcher Doppelbanddecken in Auftrag gegeben. Diese Decke kostet 80 Pf. und wird durch unsern Expedienten gegen vorherige Einzahlung des Betrages (Marken sind zulässig — auch kann die Einsendung des Deckenbetrages mit der Einhändigung des Jahresbeitrages an unsern Kassierer verbunden werden) versandt werden. Stets ist das Paar der für den Aufdruck bestimmten Jahreszahlen genau anzugeben. Titel und Jahreszahlen würden auf dem Rücken der Doppelbände wagerecht zu stehen kommen. Die Einzelbanddecke kostet nach wie vor 60 Pf.

6. Aus Mitgliederkreisen sind wiederum ältere (vergriffene) Jahrgänge der „Heimat" zum Verkauf angeboten, z. T. bereits bei unserm Schriftführer zum sofortigen Verkauf niedergelegt worden. Den Verkauf vermittelt die Expedition.

7. Herr Lehrer **A. Strunck** in **Schönwohld** bei **Kiel** befindet sich im Besitze sämtlicher Jahrgänge der „Heimat" und ist erbötig, jedem Mitgliede einzelne Hefte leihweise (gegen Erstattung der Portokosten) zu überlassen.

8. Den Inhalt des „Nerthus"-Separatabdruckes betr. „Vogelschutz" empfehlen wir der geneigtesten Beachtung unserer Mitglieder und das umsomehr, als alle auf den Schutz unserer heimischen Vogelwelt gerichteten Bestrebungen durchaus in den Rahmen unserer Vereinsarbeit fallen.

9. Schließlich verfehlen wir nicht, unsere Mitglieder auf die mit **dem neuen Verleger der „Nerthus," Herrn Rudolf Zimmermann zu Rochlitz i. Sa.**, getroffene Abmachung zu verweisen. Der bisherige Preis (4 M. für ein Jahresabonnement ohne Porto) bleibt bestehen trotz der in Aussicht genommenen Erhöhung der Heftzahl von 26 auf 36 im Jahre, trotz der Gratislieferung der beiden Beilagen (s. einliegenden Prospekt!) und trotz der Gewährung eines Freiinserats für Tauschzwecke auf 50 Zeilen in der „Internat. Naturalienbörse."

Ein erfolgreiches Arbeitsjahr unsers Vereins liegt hinter uns; an Anerkennung unserer Vereinstätigkeit in Zuschriften, in der Presse, auf Lehrerkonferenzen usw. hat es nicht gefehlt. Hoffnungsfroh schauen wir dem kommenden Vereinsjahre entgegen. Auch dies wird uns in unserer Arbeit fördern, wenn unsere Mitglieder wacker wie bisher unserer „Heimat" ihre Kräfte leihen.

Ein herzliches „Glückauf!" unserer Vereinsarbeit und allen Mitgliedern heimatlichen Gruß und Segenswunsch zur Jahreswende entbietet **der geschäftsführende Ausschuß.**

Kiel, am 31. Dezember 1904. J. A.: Barfod.

Geibelallee 2.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 1. Januar 1905.

Unsere Heimat und die Amateur-Photographie.

Vortrag, gehalten auf der 14. Generalversammlung zu Plön am 25. Mai 1904 von Dr. **Gustav Wieding** in Plön.

Vor etlichen Jahren stand einmal in einem jetzt untergegangenen Witzblatte ein kleines Gedichtchen auf unsere Zeit, dessen Anfang lautete:

> Es ist ein herrliches Jahrhundert,
> In dem wir leben, das ist wahr!
> Wo man sich jeden Tag verwundert,
> Und manchmal in der Nacht sogar. —
> Entdeckt wird täglich etwas Frisches —

Ja, entdeckt wird genug, was aber ist es, was da z. T. entdeckt wird? —

Mancherlei unsrer neuen Industrie-Errungenschaften haben den Komfort und die Bequemlichkeit des Lebens gehoben, die Produktionskraft gesteigert, die Entfernungen aufgehoben, — ob sie aber die Welt eigentlich glücklicher gemacht haben, darüber sind die Freunde des Alten und des Neuen nicht so ganz einig, — das andere aber steht wohl fest: schöner gemacht haben sie die Welt nicht und das Schönheitsgefühl haben sie auch nicht gerade gehoben!

Unsere „Heimat" brachte da in einer ihrer letzten Nummern den „Aufruf" des „Vereins für Heimatschutz" in ganz Deutschland; darin war viel Bemerkenswertes und Beherzigenswertes über dieses Thema gesagt.

Es wurde da z. B. ausgeführt, wie den sogenannten modernen „rationellen Wirtschaftsgrundsätzen" zu Liebe von klugen Landwirten und noch klügeren landwirtschaftlichen Lehrern die letzten Spuren einer ursprünglicheren Natur, die unsere Vorfahren übriggelassen haben, weggeräumt und bekämpft werden. Z. B., könnte man hinzufügen, wird hier in Holstein unsern alten braven Knicks und ehrwürdigen stillen „Reddern" mit all der Poesie, die sie bieten, mit all dem reichen Pflanzen- und Tierleben, das sie beherbergen, der Krieg gemacht; — und wo nicht ein freundlicher Gutsherr schützend seine Hand über den alten Eichen im Wall und auf dem Felde hält, da schlägt der „rationelle" neue Herr Verwalter oder der noch rationellere Pächter sie sicher herunter: Man vergleiche einmal darin bäuerliche und Gutsdistrikte miteinander. — Ja, in letzter Zeit sind sogar die Wegebauherren, die es etwas angeht, und das liebe Publikum, das es nichts angeht, den biederen Chausseebäumen abhold geworden.

Die „Regulierung" gekrümmter Flußläufe, die sonst das Wiesenland durchschlängelten, der Bau von jenen abscheulichen modernen Eisenbrücken, auch da, wo's eine steinerne oder hölzerne ebensogut wieder getan hätte, verbessern das Landschaftsbild auch nicht gerade.

Die alte Bauweise unserer niedersächsischen Bauernhäuser und Gutsscheunen weicht je länger, je mehr einer Art von amerikanischem Farmerstil, der auf einen harmlosen Menschen, welcher nach etlicher Zeit ahnungslos die Stätte wieder betritt, an der er sich über einen alten Fachwerkbau mit hohem Retdach gefreut hat, ungefähr wie eine gute Ohrfeige wirken. Besonders Schreckliches wird in der Art jetzt in unseren Marschen geleistet; es ist zum Weinen, wie dort die schönen Höfe abnehmen. Wieviel in dieser Beziehung jedes Jahr daraufgeht, weiß der Photograph am besten zu sagen, der es einmal, wo er in einer abgelegenen Gegend war, versäumte, ein schönes Motiv festzuhalten oder keine Platte mehr dafür hatte — nun, er tröstet sich: das nächste Jahr, zur selben Zeit hol ich's mir, wenn ich wiederum komm! — Aber hilf heilige Anna! Da ist inzwischen der rationelle Landmann oder ein Baumensch dagewesen und sie haben gesündigt wider den heiligen Geist der Natur und frech hineingebaxt in das Angesicht der alten Heimat!

Das Schlimmste sind die modernen Verkehrsverhältnisse: sie werfen die Menschen durcheinander und führen ihren Sinn in die Weite, lassen sie in die Fremde jagen und die Heimatschönheit nicht beachten oder gar verachten, sie verflachen ihr Natur- und Landschaftsgefühl. — Der Passagier des Eilzuges, der auf etliche Stunden sich die „Fahrtunterbrechung" von der roten Mütze bescheinigen läßt, der strampelnde Radler, der im vorgebeugten Kopfe sich seinen Rekord berechnet, und endlich jetzt in neuester Zeit noch der Lenker des stinkenden Automobils, sie stärken bei ihren eiligen Landausflügen und Kleinstadtbesuchen nicht gerade ihren Schönheitssinn. Stark werden und triebfähig werden können nur dauernde, feste Eindrücke, zumal in so schlichter Natur wie der Norddeutschlands und unserer Waterkant.

Wollen Sie es mir glauben: ich habe manches Jahr in der Marsch gelebt und mich in sie hineingesehen; aber wenn ich jetzt auf Ferienpfaden einmal wieder zu ihr komme, brauche ich etliche Zeit, um mich wieder hineinzuleben in ihre eigentümliche Schönheit und wenn ich zu früh losschieße mit meiner Kamera, gefallen mir selbst nachher gewöhnlich die Leistungen der ersten Tage nicht recht! Der rechte Großstadtmensch bringt aber überhaupt schon Nerven mit, die ihn immer nach Neuem, Außergewöhnlichem suchen lassen, das Hineinträumen in die Umgebung, das Hinübertreiben in die einfache, rechte Stimmung wird ihm schwer; unmöglich natürlich, wo er als „Verein" hinaus ins Grüne zieht. — Ich habe noch nie auf einer Gesellschaftstour oder einer Schulfahrt den Kasten mitgenommen: es wird doch nichts.

Dazu schadet noch die berechnende List der Fremdenfallenbesitzer oder die gutgemeinte Hülfe der Ortsvereine für Fremdenverkehr und Verschönerung. — Sie gängeln den Geschmack: wo nicht ein Pfahl steht mit „schöner Aussicht" und einer schwarzen Hand, da hält der vorbeisausende Kilometertrotter den Benzinwagen oder das „Chausseeperd" sicher nicht an. — So kommt es, daß der ganze Fremdenverkehr in ausgetretenen Pfaden sich bewegt.

Und diesen Teufel des Stumpfsinns kann man nur ablenken von seiner gewohnten Bahn durch Beelzebub, den Obersten der Teufel: d. h. durch größere Reklame. So geht's uns hier z. B. in Plön: unsere Umgegend ist der Eutiner vollständig ebenbürtig, ja, zumteil in der großartigen Führung der Linien noch überlegen; wer von den Fremden aber hierherkommt, kommt denn über Schloßgarten und Biberhöhe, Parnaß und Weg nach Gremsmühlen hinaus? Wer von den Durchreisenden hat die Tour gemacht um unsern Trammer See, wer Bosau besucht, wer Wittmoldt und Wahlsdorf, wer Lebrade, das Schönweider oder Rantzauer Gut gesehen?

Und wenn unsre Plöner Mitbürger den Goldstrom nicht nur müßig an sich vorbeirollen lassen wollen, so müssen sie's halt ebenso machen und Reklame machen. Daß sie's noch geschickter machen könnten, ist eine zweite Frage, über die sich manches sagen ließe.

Diese ganzen modernen Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse, die ganze schablonisierende Richtung unserer Zeit führen uns ja drohend einer flachen Zukunft entgegen: es handelt sich nicht etwa bloß darum, eine speziell holsteinische oder niedersächsische Landschafts- und Ortsphysiognomie und niedersächsische Lebensformen zu schützen vor der Vermischung, vor dem Aufgehen in einen allgemein deutschen Typus, der etwa ein notwendiges Produkt der nationalen Einigung wäre: nein, was uns die neue Zeit bringt, ist schlechtweg international, folglich charakterlos, farblos und geschmacklos! Und wenn in dieser internationalen Richtung noch etwas von dem Gepräge einer fremden Nation zu erkennen ist, so ist das nicht etwa der Geschmack des einst kunstberühmten Italiens oder des graziösen Frankentums, nein, das Englische ist's, das Amerikanische: der Geschmack von Leuten, denen der Himmel die letzte Spur eines solchen genommen hat, von Leuten, die die einfachsten und natürlichsten Formen so ins Eckige, ins Widerliche, ich möchte sagen Karrierte umzugestalten verstehen, daß die Dinge zu ihrer eigenen Karrikatur werden! — Und alles meint dann zunächst: „Schön ist's zwar nicht, so wird's schon praktisch sein!" — Und bald hat sich's eingebürgert und kein Mensch merkt mehr, wie gräßlich es ist und wie unnötig zugleich!

So steht's mit der Gefahr! Da ertönt jetzt der Ruf: Rettet von heimatlicher Art und damit überhaupt von deutscher Art, was sich noch retten läßt! Denn noch gibt es vieles, was bald nicht mehr sein wird: von heimatlicher Bauweise, von deutscher Kunst, von deutschem Landschaftsbild, von alter Tracht und Sitte. In die Großstadt bringt diese Internationale ein, die ein Feind deutscher Art ist, so gut wie die politische Internationale, von der Großstadt überflutet sie dann Kleinstadt und Dorf! Rettet, so heißt der Ruf, vor Verkehrsmitteln und Maschinen, was sich noch retten läßt!

Ich kannte einstmals eine gute, alte fromme Dame, — sie war im Jahre 1799 — geboren, die behauptete, gegründeten Anlaß zu haben zu der Annahme, all die neuen Erfindungen und Errungenschaften seien Werke des Teufels. Sie können nicht mehr mit ihr über ihre Gründe rechten; sie schläft in Frieden. Aber angenommen, daß sie recht gehabt hätte, so zeigte sich dann wieder die Wahrheit des alten Spruchs: Daß Satans Reich selten mit sich eins sei. Denn unter diesen neuen Erfindungen des Bösen würde es eine geben, die zwar dem Zerstörungswerk ihrer Schwestern nicht Einhalt gebieten kann, wohl aber das Abbild wenigstens von Vielem retten kann für die Nachwelt, bevor es auf immer verschwindet! Es ist dies die vielgeschmähte und vielgepriesene Photographie, die sogar ein Papst in einem reizenden lateinischen Verschen besungen hat. (So ist es am Ende doch wohl keine Teufelskunst?) Und speziell noch ist es die Photographie in der Hand des Amateurs. So haben sich dann auch schon solcherlei Aufrufe an die Amateur-Photographen, besonders an die Vereine, gewandt, ihre Hülfe bei dieser Art von Rettungswerk zu leihen, ehe es auch dazu zu spät sei.

Die Amateure haben hier größere Verpflichtung und größere Möglichkeit rettend einzuspringen, als die Fachphotographen.

Ja, mancherlei übernimmt zwar auch der Fachmann gern: Aufnahmen alter herrlicher Architekturen, berühmter Kunstwerke, bekannter Denkmäler. Da verlohnen sich die aufgewandte Zeit und Mühe nebst Kosten. Doch solche Werke sind eben auch selten in Gefahr!

Abseits aber von den großen Zentren und dem Strom kauflustiger und kaufkräftiger Fremden gibt es soviel Kleines, Intimes, was das liebe Bild der Heimat charakteristisch belebt, und das verlohnt sich für den Fachmann nicht, aufzunehmen, denn wer kauft's? Die Einheimischen? Sie sehen es täglich, schätzen es oft auch darum nicht. Die Fremden? Wenn welche hinkommen, wie viele haben Sinn dafür? und die den Sinn schon hätten, haben oft gerade nicht das Geld!

So muß der Amateur schon einspringen, denn er gibt seine freie Zeit gern dazu her, ohne sie zu rechnen, und Mühe und Arbeit bilden für ihn gerade das Vergnügen. Er kommt weiter umher und verfügt oft über bessere Beziehungen, und manchen gibt's sogar, bei dem auch die Kosten nicht einmal mitsprechen.

Selbstverständlich schalten die gewöhnlichen Knipser hierbei aus, und nur Leute kommen in Betracht, die die Sache ernst nehmen.

Doch können der tüchtige Amateur und photograpische Vereine wohl des Guten genug aufnehmen, und wir alle haben da schon unser Teil getan. Vor allem aber handelte es sich um die Schaffung von Zentralstellen, die die Bewegung leiten, die freiwilligen Kräfte gewinnen und mit ihnen disponieren könnten, die jedem Verein oder besonders begünstigt wohnenden, brauchbaren Amateuren ihren Bezirk anweisen müßten.

An sie müßten alle Aufnahmen eingeschickt werden: natürlich in unvergänglichen Drucken, d. h. also in Kohle-Pigmentdrucken, Gummidruck, und Platin; daneben wären wohl noch Bromsilbervergrößerungen zuzulassen. Eine bestimmte Kartongröße für die Kontaktabdrücke ließe sich ja vorschreiben; nicht zu klein, damit alle Formate darauf montiert werden könnten.

Diese Stelle würde natürlich schlechte und unsolide Arbeit, die sich andrängte, zu kassieren haben und das gesichtete Material dann zu ordnen und dem Publikum wie dem forschenden Gelehrten zugänglich aufzubewahren haben.

Als solche Zentralstellen kämen nach meiner Meinung für uns in Schleswig-Holstein vielleicht vor allem 2 Stellen in Betracht: für alles, was Kunst und Kunsthandwerk betrifft, das Thaulow-Museum zu Kiel (daneben für Dithmarschen vielleicht noch das Museum zu Meldorf). Die Museen von Altona und Flensburg haben für diese unsere Sache aber eigentlich keine Berechtigung; ich würde eine Zersplitterung und Verzettelung dieses neu zu sammelnden photographischen Materials an sie beklagen. Auch Trachtenbilder, sofern sie nichts als **solche** sein wollen, würden wohl dorthin zu weisen sein.

Die andere Zentralstelle würde dann **unsere Landeshalle** in Kiel abgeben können: da hinein gehörten alle Bilder, die den landschaftlichen Charakter unsers Landes mit Knicks und Bäumen und Hecktoren, wie er jetzt noch Gott sei dank zum größten Teil besteht, aber in Gefahr ist, zu verwischen, — festhalten wollen; dahinein gehörten auch wohl Straßen- und Dorfbilder, dahinein alles, was sich die Aufgabe stellt, das Leben der Bevölkerung und der jetzigen schon altmodisch werdenden Arbeitsbetriebe, besonders in Landwirtschaft und im Handwerk des Dorfes und der kleinen, Stadt wiederzugeben. Denn die Maschine und die Fabrik bringen auch alle diese Dinge ja immermehr zum Verschwinden! Wo sind Spinnrad und Webstuhl geblieben? Wie lange wird es die Räucherkate noch geben, wie lange noch die letzten Reste einer originelleren Tracht? Ich denke z. B. dabei schon an den sogen. „eigengemachten Rock" und an das blaue Leinenzeug unserer ländlichen Knechte und Tagelöhner. Die kurze Jacke mit ihrem eigentümlichen Nähtesystem ist so praktisch und so hübsch! Wie flott sieht nicht so ein Kerl in dieser Jacke und seinen hohen Stiefeln auf dem Sattelpferde aus, wenn er mit Vieren fährt! Und welches Farbenspiel entfaltet die alte Jacke, wenn dunkle neue Flicken auf dem ausgebleichten und ausgewaschenen Zeuge sitzen! — Da müßte eigentlich die Tochter

der Zukunft, die Farben-Photographie, herbeigewünscht werden, die allerdings bis jetzt noch immer nur aus der Ferne vor unsern Augen gaukelt. Wie schön sitzt das alles neben einander, wie ordentlich und ehrenfest sieht das alles aus im ehrlichen alten Blauzeug! Ein modernes Kleidungsstück, so geflickt, würde wohl dem glücklichen Träger etwas stark „Monarchenhaftes" verleihen! Der langschößige Rock mit dem grünen Futter ist schon weit mehr verschwunden. und bald wird die alte Schirmmütze und die Halsbinde nachfolgen. Auch in den Trachten der Handwerker droht viel zu schwinden und Häßliches von der Großstadt einzudringen, z. B. bei unseren Schlachtern in neuerer Zeit eine ungeheuerliche Schirmmütze von Automobil-Facon. Dagegen sieht man fast nie mehr das alte Wetzeisen, das in Dolchform früher dem auf Kundschaft gehenden Gesellen an der Seite hing.

Leider haben nur oft diejenigen, welche all diese Sachen tragen und in Ehren halten sollten, keinen Begriff davon, wie schön es ihnen steht: das drastischste Beispiel dafür sind ja unsere Dienstmädchen, die nicht mehr in kurze Ärmel und eigengemachten Rock hineinzukriegen sind.

Wie oft wohlgemeinte Bestrebungen des besser Erkennenden sogar von Seiten gewürdigt werden, bei denen man etwas mehr Verständnis erwarten dürfte, ist merkwürdig! Mir gegenüber haben sich z. B. schon sonst ganz verständige Leute dahin ausgesprochen, wie unrecht sie es finden, daß man im Rixdorfer Gut noch kein Haus ohne die alte Blankbör, die gemütliche halbe Tür, baue. Was gibt es denn Schöneres und Praktischeres für ein niedersächsisches Haus? All diese Dinge, die man früher als nichts Besonderes betrachtete, müssen jetzt wenigstens im Bilde gerettet werden, wo's in Wirklichkeit nicht mehr geht.

Die Art der Trachten- und Gerätebilder gehörte also wohl besser in die Landeshalle.

Dahin gehörten endlich auch die Bilder berühmter, historischer Stätten. Ich z. B. habe, als ich noch in Flensburg war, den Plan gehabt, die Schlachtfelder der Herzogtümer aus alter und neuer Zeit aufzunehmen, Düppel und Översee so gut wie Idstedt und Friedrichstadt, Hemmingstedt so gut wie Bornhöved, die alten Befestigungen des Dannewirke, die Stellerburg und die Böckelnburg, die Rendsburger Baracken und so fort. Ich wollte dann Vergrößerungen stimmungsvoll geratener Bilder eingerahmt der Landeshalle verehren: manches habe ich dafür getan, doch kam ich zu früh von Flensburg fort, wo man gerade so recht im Zentrum sitzt. Proben davon finden Sie unter meinen ausgestellten Sachen in der Knabenschule, auf die ich überhaupt verweisen muß, um meine persönliche Auffassung der Dinge zu illustrieren.

Über meine dort ausgestellten Sachen sei hier ein kurzes Wort eingeschoben.

Neben rein Künstlerischem ist es immer mein Wunsch gewesen, das spezifisch Heimatliche im Bilde auszudrücken. Darum sind mir die Gemälde unseres Hans Olde oft ein ferner Leitstern gewesen. Nie werde ich das Wort eines mir befreundeten Landmannes vergessen, mit dem ich in Kiel vor Oldes Kuhbild, der morgendlichen Milchregel, stand. Der sagte: „Hätte ich das Bild in Straßburg gesehen, als ich meine Zeit bei den Ulanen dort diente, ich hätte Heimweh bekommen!" Das ist ein großes Lob! Daneben sind die alten Holländer, besonders der Maler der Pferde, der Landstraßen und Schmieden, der alte brave Philipp Wouvermann, meine Freunde gewesen seit Quartanerzeiten, und Philippus ist's in Dresden mir neulich erst recht aufs neue geworden. Die ihm ähnliche Richtung können Sie in meinen Bildern im Museum verfolgen; man muß solch Vorbild natürlich modern nachempfinden, nicht nachahmen wollen. Bei Großstadtmenschen und Büchermenschen habe ich übrigens für diesen genreartigen Teil meiner Kunst stets

weniger Freunde gefunden, als bei den Künstlern und Landleuten und bei der Jugend.

Doch zurück zu dem, was sonst noch in die Landeshalle gehörte! Da hinein würden auch z. B. Bilder von Hünengräbern oder sonst denkwürdigen Punkten, die mit der Urzeit oder der Geschichte verbunden sind, gehören; doch nicht so sehr die genauen Abbilder der Sache sollen da festgehalten werden (dann gehörten die Aufnahmen oft vielleicht besser ins „Museum vaterländischer Altertümer"), sondern die Stimmung, welche die alte Stätte umwebt, soll wiedergegeben werden oder wohl auch ein Kontrast, den die jetzige Benutzung der Stätte zu dem bildet, was einst hier geschehen sein mag.

„De Minschen bun dat blödige Feld
Un de Vogeln singt eern Sang!"

Sie werden unter meinen Schlachtfeldbildern in unserem kleinen Museum derartiges finden!

So kann denn der Amateur-Photograph der Heimatsache unendlich viel nützen, wenn solche Zentralstellen geschaffen würden. (Es müßten sich aber wohl freiwillige Helfer und Ordner dafür den viel geplagten Leitern der betreffenden Anstalten zur Verfügung stellen; Leute, die Zeit haben und diese gern einem guten Zweck opfern, wird's in einer Stadt wie Kiel doch genug geben, und unsere „Heimat" müßte dafür werben.) Mehr aber noch wird der Amateur-Photograph in anderer Weise nützen: er stärkt und verfeinert nicht nur sein eigenes Kunst- und Naturgefühl, und fundiert somit sein Heimatgefühl, er stärkt es auch bei allen denen, die er mitnimmt auf die Tour, er stärkt es auch bei seinen Anverwandten und Freunden, die die Bilder sehen! Wie wird es da manchem plötzlich klar: an der Stelle bist du oft vorbeigegangen und hast nicht gesehen, wie schön sie ist! Ich z. B. glaube viel Gutes getan zu haben in dieser Richtung an unseren Jungens, die immer gern bereit sind, mich zu begleiten; sie müssen dann mit durch die Kamera sehen und lernen so das Wichtigste kennen, was der Heimatfreund und Landschaftsgenießende nach meiner Meinung sich erwerben muß: die Erkenntnis, daß nicht nur die unendliche Fernsicht das Schöne bietet, sondern daß das Gute meist so nahe liegt und oft nur im Detail des Vordergrundes mit Baum und Busch und Bach steckt, in altmodischen Bauernhäusern und Katen und in all dem unendlich Kleinen, das aber doch zusammen den Charakter der Heimat ausmacht; denn daran geht sonst nicht nur der Junge, sondern auch der Erwachsene achtlos vorüber!

„Bilder sehen" kann man lernen.

Ein Zweites wäre die Erkenntnis: jedes Wetter ist schön, jede Stufe des Tageslichtes hat ihre eigene Schönheiten, und nicht die geringsten der Nebel. So habe ich noch vor einiger Zeit die Freude gehabt, daß ich von früheren Schülern Dankesbriefe erhielt: daß ich von einem Offizier und einem Kaufmann, der viel reisen muß, hörte, sie glaubten, ihren Kameraden und Kollegen in Genußfähigkeit nach dieser Richtung überlegen zu sein und das mir zu danken. Die Jugend hat nicht bloß offene Ohren, sondern auch noch offene Augen; legen wir ihnen im Geschichtsunterricht nahe, wie das Vaterland von ihnen vielleicht dermaleinst Blut und Leben verlangen würde, da müssen wir ihnen doch auch zeigen, wie schön die Heimat und das Vaterland sind, wie vielgestaltig und wie mannigfaltig schon die Gaue unseres kleinen Heimatlandes mit Geest und Marsch, mit Wald und Moor, mit Güter- und Bauerndistrikten, mit Nord- und Ostseeküste sind. Senden wir sie dann einmal hinaus ins große deutsche Vaterland, dann hat sich ihr Auge gestählt und der junge Student oder der junge Offizier sehen mit Staunen die Mannigfaltigkeit der Schönheit, die der liebe Gott über Deutschland ausgegossen hat. Denn schön ist schließlich jedes Land, man soll es nur sehen können, und das wird uns bei der Heimat eben am leichtesten.

Woher der Name Altona?

Von H. Ehlers in Altona.

Es wird mit den Zwecken unsers Vereins im Einklang stehen, wenn ich einmal an dieser Stelle die alte Streitfrage erörtere, wie der Name unserer Stadt entstanden sei. Bekanntlich gibt es zwei Ansichten über die Entstehung unsers Stadtnamens: die eine leitet ihn von der Altenau her, dem angeblichen Namen des früheren Grenzbachs zwischen Hamburg und der ehemaligen gräflich schauenburgischen Herrschaft Pinneberg; die andere davon, daß die Hamburger den neugegründeten Ort aus Besorgnis vor gewerblichen und anderen Schädigungen als „all to nah" an der Grenze gelegen bezeichnet hätten. Bevor Professor Dr. Ehrenberg im Jahre 1891 mit dem Ergebnis seiner aktenmäßigen Untersuchungen über „die Anfänge Altonas" an die Öffentlichkeit trat, hatten sich, soweit ich habe ermitteln können, bereits elf Männer öffentlich zu dieser Frage geäußert; vielleicht sind es noch mehr. Nach Ehrenberg hat dann noch der Verwalter unsers Stadtarchivs, Professor Dr. Piper, Stellung zu ihr genommen, so daß meines Wissens gegenwärtig dreizehn Kundgebungen vorliegen. Nach ihrer Bedeutsamkeit kann man sie in zwei Gruppen bringen. In die erste Gruppe gehören die Äußerungen der zuerst erwähnten elf Männer, in die zweite die beiden neuesten, ungleich gründlicheren Auseinandersetzungen Ehrenbergs und Pipers, die aber zu entgegengesetzten Ergebnissen gelangen.

I.

Schon das älteste Geschichtswerk, das sich mit unserer Stadt beschäftigt, der im Jahre 1747 erschienene „Versuch einer historischen Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona" von Ludolph Hinrich Schmid erörtert die Bedeutung des Stadtnamens. Zwar bemerkt der Verfasser in der Vorrede, es habe der schlechte Anfang von Altona niemand so aufmerksam gemacht, der etwas von ihr aufgeschrieben, und was noch etwa hie und da möge gelegen haben, sei durch die Wut der Feinde und des Feuers — er denkt offenbar an die gewaltige Feuersbrunst von 1711 und an die Einäscherung Altonas im nordischen Kriege durch die Schweden 1713 — denen Nachkommen entzogen worden. Die Nachrichten seien daher so sparsam, daß man auch, ohnerachtet es fast neu, nicht bestimmen könne, woher es den Namen führe. Gleichwohl unternimmt er es, im zweiten Kapitel seines Werkes (S. 25) den Grund der Benennung unserer Stadt zu bestimmen. Altona solle den Mutmaßungen nach entweder von der alten Au, oder weil es Hamburg all zu nahe gelegen, seinen Namen erhalten haben. Es werde ihm nun obliegen, die wahrscheinlichste dieser Mutmaßungen zu entdecken. Die ältesten Nachrichten aber aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts meldeten nichts von einer alten Au, und in den ältesten Urkunden wie auch in dem Königlichen Erlaß, durch welchen Altona zu einer Stadt erhoben worden, werde sie nicht Altenau, sondern Altonahe geschrieben.[1]) Aus diesen beiden Gründen entscheidet sich Schmid für die Auffassung, daß unser Ort seine Benennung daher bekommen habe, daß er Hamburg so nahe gelegen, maßen aus dem Fortgange der Geschichte erhellen werde, daß Altona bereits in seinen allerersten Jahren den Hamburgern ein Dorn im Auge gewesen sei. Dieselbe Erklärung macht sich auch der dänische Premierleutnant W. C. Prätorius zu eigen in seinen „Merkwürdigkeiten der Stadt Altona nach chronologischer Ordnung," erschienen 1780.

[1]) In dem „wörtlichen Abdruck des wirklich echten Stadtprivilegiums" König Friedrichs III. vom 24. August 1664 in Wichmanns „Geschichte Altonas" findet sich indes durchgängig die Schreibung Altenah.

Die andere Ansicht von der Entstehung des Namens vertrat der hiesige Kirchenpropst Johann Adrian Bolten in seinem 1801 veröffentlichten „Predigtentwurf zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit historischen Anmerkungen.“ Ihr schloß sich 1845 Karl Müllenhoff in seinen „Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ an. In Nummer DXXVII erzählt er die später von dem Archivsekretär Dr. Beneke in seinen „Hamburger Geschichten und Sagen“ ausführlicher mitgeteilte Sage, nach der unsere Stadt infolge einer Wette „all to nah“ bei Hamburg gegründet worden sein soll,[1]) und in einer Fußnote fügt er hinzu: „Bekanntlich ist die Etymologie falsch, und die Stadt bekam ihren Namen von der alten Au. Ebenso aber etymologisiert die Sage vom westfälischen Altena. Wolf, Deutsche Sagen Nr. 283.“ Zwei Jahre später (1847) gab der Hamburger Archivar Johann Martin Lappenberg die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568 heraus. In seinen erläuternden Anmerkungen hebt er die Verhandlungen zwischen dem am Grenzbache belegenen Kloster Herwardeshude und dem Hamburger Rat vom Jahre 1310 hervor, die zu dem schriftlich gegebenen Versprechen der Nonnen geführt hätten, daß sie bis nach Ottenhusen und Eimsbüttel keine Häuser bauen wollten. Aus diesen Verhandlungen, meint Lappenberg, gewinne die Deutung des Namens Altonahe — all zu nah — als altes Wortspiel vielleicht mit „Alte Au“ sehr an Wahrscheinlichkeit. E. H. Wichmann wies in seiner 1865 herausgegebenen „Geschichte Altonas“ darauf hin, daß gegen die Ableitung von „all to nah“ mit Recht eingewandt worden sei, daß Altona bereits seinen Namen führte, als noch niemand die spätere Größe ahnen konnte; aber gegen die andere Ableitung sei mit ebenso gutem Recht geltend gemacht worden, daß nirgends die Benennung „Alte Au“ für den Herwardeshuder Bach nachgewiesen sei. Die Sage habe sich vorzugsweise der ersten Ansicht zugewandt, da diese durch die fortwährenden Streitigkeiten mit Hamburg immer wieder neu belebt worden sei; aber viele dieser Sagen entbehrten durchaus eines geschichtlichen Hintergrundes. Ließ also Wichmann damals die Frage offen, wie der Name entstanden sei, so spricht er sich in einem späteren Aufsatz über „die Entstehung der Stadt Altona“ in der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte,“ Band VII (1883) entschieden dahin aus, daß die Erklärung des Namens aus der alten Au ad acta gelegt werden müsse, da in alten Urkunden der Herwardeshuder Bach wohl Scheidebach, auch Pepermolenbek, aber nirgends „alte Au“ genannt werde. Indessen führt er gegen die andere Ansicht doch das Bedenken an, daß die Bevölkerung Alt'na spreche, also die erste Silbe betone, während in dem Ausdruck „all to nah“ der Ton auf der letzten Silbe liegt.

Nachdem inzwischen Dr. Mielk in Hamburg im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1876 (S. 87) auf allerlei Wirtshausnamen im Stormarnschen aufmerksam gemacht hatte, die auf Äußerungen des derben Volkswitzes zurückzuführen sind, z. B. Fegetasch, Kehrwedder, Krupünner, Letzter Heller, Lurup, Oha, wies im folgenden Jahrgang Dr. Joh. Winkler in Haarlem auf derartige Namen in Friesland hin, und darunter kommt denn auch Altena vor, ein Wirtshaus bei Dokkum gleich vor dem Stadttore, das nach Dr. Winkler so genannt wird, weil es gar zu nahe vor der Stadt stehe. Hier treffe also wirklich zu, was die Sage von der Stadt Altona bei Hamburg erzähle. Der Name komme in ähnlichen Verhältnissen auch sonst in Niederland vor. Im Gegensatz zu diesem Altena habe man dort auch den Wirtshausnamen Alteveer = all zu weit, all zu entfernt. Auch der Name Pasveer = eben weit genug,

[1]) Abgedruckt in der „Heimat,“ 1. Jahrgang, S. 239.

gerade genug entfernt, komme zuweilen in Friesland als Wirtshausname vor. Gleichzeitig berichtete Dr. Krause in Rostock von einem Altona im Alten Lande und machte später noch darauf aufmerksam, daß in einer undatierten, aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts stammenden Urkunde ein Krüger to Oltena vorkomme, wodurch der Name Altona urkundlich als Wirtshausname erwiesen werde.

Merkwürdig ist es nun, daß Karl Gustav Andresen in seinem 1877 erschienenen Buch „Über deutsche Volksetymologie" unter Berufung auf Winklers Ausführungen hervorhebt, in Friesland gebe es ein Altona, das wirklich „all zu nahe" bedeute, während er daran festhält, daß der Name der Stadt Altona zwar nach dem Volksglauben und einer zur Erklärung des Namens aufgebrachten Sage aus dem niederdeutschen „all to na" hergeleitet werde, in Wirklichkeit aber „Altenau" bedeute und daher mit dem westfälischen Altena und Altenau am Bodensee gleich stehe. Die Mitteilungen Winklers und Krauses gaben ferner noch Anlaß zu einer Äußerung des Kreisgerichtsrats Römer in Altona im Jahrgang 1878 des Korrespondenzblattes für niederdeutsche Sprachforschung, in der er dem Gedanken Ausdruck gab, daß wohl auch der Name seines Wohnorts auf dies „Allzunah" zurückzuführen sei. „Wenn man auch nicht daran denken will," sagt er, „daß damit die übergroße Nähe einer städtischen Ansiedelung vor den Toren Hamburgs hat bezeichnet werden sollen" — er bezieht nämlich den Ausdruck auf die Nachbarschaft des Nobiskrugs —, „so dürfte es doch keinerlei Bedenken haben, den Ausgangspunkt auch hier in einem Wirtshausnamen zu suchen. Wie man auf niederdeutschem Boden zu einem Altona = Altenau hätte kommen sollen, will mir durchaus nicht in den Kopf, und das um so weniger, als doch wohl nirgends eine Spur davon zu finden ist, daß der Herwardeshuder Bek jemals den Namen „Olde Au" geführt hat, und als „Au" bei uns doch wohl ausnahmslos größere Wasserläufe im Unterschiede von „Bek" bezeichnet." Diesen Ausführungen stimmte Dr. Koppmann, der Sekretär des Vereins für hamburgische Geschichte, in den Mitteilungen dieses Vereins, Jahrgang II (1880) zu und bemerkte seinerseits noch, die Erklärung des Namens Altona als Allzunahe scheine ihm nur deshalb Widerspruch erfahren zu haben, weil sie den Gelehrten zu sehr auf der Hand, „allzunahe" liege.

II.

Das war der Stand der Angelegenheit, als 1891 der damalige Sekretär des hiesigen Kommerz-Kollegiums, der jetzige Professor Dr. Ehrenberg in Rostock, das Aufsehen erregende Ergebnis seiner Untersuchungen über „die Anfänge Altonas" veröffentlichte. Hatte man sich bis dahin inbetreff der Frage, wie unsere Stadt entstanden und ursprünglich zu ihrem Namen gekommen sei, auf dem unsicheren Boden mehr oder weniger begründeter Vermutungen bewegt und weder die eine noch die andere Ansicht mit entscheidenden Gründen zu stützen vermocht, so stellte nun Ehrenberg auf der sicheren Grundlage streng wissenschaftlicher Forschungen urkundlich fest, daß die sagenumwobene Ableitung unsers Stadtnamens von dem Ausdruck „all to nah" geschichtlich völlig berechtigt ist. Das erste Haus unsers Ortes war in der Tat ein Wirtshaus, dessen Lage festzustellen dem verdienstvollen Forscher durch äußerst mühsame Untersuchungen nach den alten Pinneberger Amtsbüchern, den späteren Stadtbüchern und vor allem nach den Büchern der alten städtischen Brandgilden gelang. Es lag am Grenzbach, innerhalb des Häuserblocks, der heute von der Seestermannstraße, dem Fischmarkt, der Kleinen Elbstraße und der Breitenstraße eingeschlossen ist. Der Erbauer war ein Fischer von der Elbinsel Grevenhof, namens Joachim vom Lohe, und der Krug wurde „Altona" genannt. Diese Angabe Ehrenbergs stützt sich vorwiegend auf ein Gesuch

des Enkels des Erbauers, mit Namen Peter vom Lohe, das er am 17. Juli 1602 an den regierenden Grafen Ernst von Schauenburg um Bestätigung der Schankgerechtigkeit richtete, und das Ehrenberg im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig (A. X. 257) auffand. In diesem Gesuch erzählt der Bittsteller zuerst, sein Großvater sei durch eine hohe Wasserflut, in der sein freier Krug auf Grevenhof untergegangen sei, von dort vertrieben worden und habe sich mit Erlaubnis des damals regierenden Grafen auf dem festländischen Teile der Grafschaft angesiedelt, wo er ebenfalls eine öffentliche Schenke habe halten dürfen. Dann fährt er wörtlich fort: „Nun ist es, gnediger Herr, unläugbar wahr, daß mein s. großvatter das erste hauß zu Altona bauwen lassen, worinne ich itzo wone, daß domahles zu dero zeit ein burgermeister aus Hamburg hinaußen kommen, do er gesehen, daß mein s. großvatter doselbst auff die begnadigte stelle ein hauß bauwen wollen, wie auch schon allbereit zu solchem hauße die underste lagen geleget weren, do hat der herr burgermeister diese worte geredet zu meinem s. großvatter, in beisein ander leutte, das hauß keme dem hamburger gebitte zu nahe zu stehen, ihrer landtscheidung, dem Peper Molenbeke, daß also der herr burgermeister meines s. großvattern erbauwets hauß den ersten nahmen geben Altona, von diesem meinem itzigen zustendigen hauße Altona weiter angefangen und erbauwet worden.“ Mit diesem Bericht stimmt der des Hamburger Chronisten Bernd Gyseke, eines Zeitgenossen des Joachim vom Lohe, im wesentlichen überein. Zwar spricht er von zwei Ratsherren, die der Hamburger Rat 1536 an den Vogt nach Ottensen entsendet habe, um gegen den Bau Einspruch zu erheben, nämlich Vincent Moller und Johann Rodenberg; aber der letztgenannte wurde noch am Schlusse desselben Jahres Bürgermeister, und Ehrenberg meint, vielleicht sei dieser es, der nach dem Bericht des Peter vom Lohe die Äußerung getan habe, das Haus stehe „all to nah“ an der Grenze. Das Wörtchen „all“ sei dabei von erheblicher Bedeutung. Wir müßten uns denken, daß der Pinneberger Drost, der bei den Verhandlungen zugegen war, vorher den Hamburgern erklärt habe, sein Herr Graf dürfe auf seinem Gebiete so viel Häuser bauen lassen, wie ihm beliebe, und daß die Hamburger Herren dies zwar nicht hätten anfechten können, daß sie aber daran festgehalten hätten, das Haus stehe der Grenze all to nah; weiter westlich bei Ottensen möge man bauen, nur nicht gerade so nahe an der Grenze. Wenn diese Annahme richtig ist, dann wäre damit ja auch der Umstand hinreichend erklärt, daß der Ton bei unserm Stadtnamen auf der ersten Silbe liegt. Professor Ehrenberg fügt seiner Darstellung noch die Bemerkung hinzu, der Vorgang werde von einigen der im Jahre 1610 über das ius compascendi — das Recht der gemeinsamen Weidebenutzung — verhörten alten Männer etwas anders erzählt. So sage Heinrich Ribbeke, er habe gehört, es sei damals ein Hamburger Herr zu der Zeit gewesen, als das erste Haus von dem vom Lohe gebauet, der habe gesagt, es wäre der Stadt all te na und müßte darum auch Altona heißen. Ferner Hans Schlüter: Die Herren von Hamburg hätten es anfangs, weil es ihnen all zu nahe, nicht gern haben wollen, daher es den Namen bekommen, daß es Altona genennet. Und endlich Arend Reuter: Es sei dazumal zwischen dem alten Hans Barner, Drosten zum Pinnenberg, und der Stadt Streit deshalb worden, daß sie gesagt, es sei ihnen all te nahe. Ehrenberg hält indessen diese Abweichungen — gewiß mit Recht — für unbedeutend, und die Erzählung des Enkels dürfe im wesentlichen als zuverlässig angenommen werden. Damit würden die früheren Kombinationen über die Entstehung des Namens Altona hinfällig, insbesondere die Ableitung von „alte Aue.“ Aus den vorhin erwähnten Angaben von Winkler und Krause über sonstiges Vorkommen des Namens zur Bezeichnung von Wirtshäusern sei mit Recht bereits

geschlossen worden, daß die Ableitung von „all zu nahe" die richtige sei; hier hätten wir nun den bündigen Beweis.

Wer nun etwa gemeint hatte, mit dieser gründlichen Auseinandersetzung sei die Streitfrage endgültig entschieden, der wurde sieben Jahre später eines andern belehrt. Im Jahre 1898 veröffentlichte Professor Dr. Piper im „Altonaer Sonntagsblatt" eine Reihe von Aufsätzen, die sich von neuem eingehend mit der Angelegenheit beschäftigten, und denen sich 1902 in gegebener Veranlassung noch zwei weitere ergänzend anschlossen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen läuft darauf hinaus, daß die richtige Deutung des Namens Altona „Altwasser" sei. Zur Stütze dieser Behauptung weist er im Jahrgang V Nr. 29 auf zwei Schenkungsurkunden hin, eine von dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen an das Kloster Neumünster vom Jahre 1149 und eine andere von dem Erzbischof Hartwig von Bremen und Hamburg an zwei Männer Johannes und Simon. In beiden Urkunden werde ein Fluß Aldena erwähnt. Der in der ersten Urkunde genannte sei ein Nebenfluß der Stör, in dem anderen Falle sei die Gegend nicht sicher zu bestimmen. Professor Piper fügt hinzu: „Die Orte näher zu bestimmen, möchte ich nicht unternehmen, auch nicht einige Vermutungen aussprechen, die mir gekommen sind. Es genügt, daß hier mit Sicherheit im Jahre 1149 ein Fluß Aldena genannt wird. Um es kurz zu machen: Auch unser Altena hat seinen Namen von einem solchen Wasser, heißt also auf neudeutsch: Altwasser. Die Umänderung des Namens in Altona erfolgte erst (diese Beobachtung ist meines Wissens noch nicht gemacht worden) zur Zeit und infolge der bekannten volksetymologischen Deutung des Namens, die bis ins 16. Jahrhundert zurückgeht. Um der scherzhaften Deutung willen machte man also aus Altwasser ein Allzunahe."

Nach meiner Ansicht ist diese Schlußfolgerung sehr anfechtbar. Der Umstand, daß es anderswo einen Fluß Aldena gab, berechtigt doch wohl nicht ohne weiteres zu der Annahme, daß auch unser Altona früher an einem so benannten Gewässer gelegen und danach seinen Namen erhalten habe. Es könnte dabei doch nur an den Grenzbach gegen Hamburg gedacht werden, an dem 1536 das erste Haus Altonas erbaut wurde, und dieser hieß schon damals Pepermolenbek.[1]) Daß man ihn auch Aldena oder Altenau genannt habe, ist heute noch ebenso wenig wie zu Schmids Zeiten urkundlich nachzuweisen. Wie sollte man denn da dazu gekommen sein, die neue Siedelung nach einem Namen zu benennen, den der Bach gar nicht hatte? Auch hat er sich auf der kurzen Laufstrecke vom heutigen „Grünen Jäger" bis zum Fischmarkt schwerlich zu einem so bedeutenden Gewässer entwickeln können, daß man ihn als eine Au bezeichnen konnte. Schon Römer bemerkt ganz zutreffend, daß dieser Name nur größeren Wasserläufen im Unterschiede von Bek eigen ist.

Aber freilich: Nach Professor Piper kommt für die Entscheidung der Frage, wie unser Stadtname entstanden sei, sehr wenig darauf an, ob der Name Altenau für den Grenzbach urkundlich noch nachweisbar ist oder nicht. Für ihn ist die Deutung unsers Stadtnamens als Altwasser aus sprachwissenschaftlichen Gründen die einzig zulässige; er nennt daher die andere Deutung ein längst abgetanes Märchen, und es „scheint ihm unumgänglich, an der Hand der Tatsachen endlich mit den Fabeln aufzuräumen, die sich an die Deutung des Namens geknüpft haben." Es wäre ja ganz schön, meint er, wenn sich der Name des Baches urkundlich noch nachweisen ließe; ob er aber noch nachweisbar sei oder nicht, das beeinflusse doch nicht die Möglichkeit, sprachlich zu erweisen, daß die

[1]) Ehrenberg, Altona unter schauenburgischer Herrschaft, I S. 27 ff.

Ableitung von „all to nah" verkehrt sei. Wenn der Name Altwasser für den Ort erwiesen sei, dann halte man doch wohl den Schluß für bündig, daß ein Altwasser in der Gegend geflossen sein müsse. „Woher sonst der Name?" Wie steht's nun aber, wenn der Ortsname sprachlich auch anders gedeutet werden kann? Ich bin davon überzeugt, daß ich auf durchaus wissenschaftlichem Boden stehe, wenn ich die von Ehrenberg und andern vertretene Deutung mit sprachlichen Gründen zu stützen versuche, die meines Wissens bisher noch nicht vorgebracht worden sind, und ich zweifle nicht, daß sie einer unbefangenen Prüfung standhalten können.

Zunächst müssen wir uns mit dem Einwand beschäftigen, es heiße im hiesigen Platt nicht „all to nah," sondern „all to neeg." Nun wird ja gewiß in der Regel im Niederdeutschen für „nahe" „neeg" gesagt; aber auch die Form „na" kommt vor. Kluge gibt in seinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache," 5. Aufl. 1894, ausdrücklich an, daß „nahe" niederdeutsch und niederländisch „na" heiße, und in der Übersetzung des Neuen Testaments ins Niederdeutsche, die Bugenhagen 1524 veranstaltete, heißt es Matthäi 21, 1: »Do se nu na by Jerusalem quemen,« und ebenso an andern Stellen. Ein Exemplar dieser Ausgabe — es soll das einzige noch vorhandene sein — befindet sich im Besitz des Oberlehrers Dr. Schaub in Kolberg, und dieser Herr gab mir mit dankenswerter Bereitwilligkeit Auskunft darüber. In zwei andern Übersetzungen der ganzen Bibel ins Niederdeutsche, die ich auf der Hamburger Stadtbibliothek eingesehen habe — die eine ist 1541 „gedrückt dorch Hans Lufft tho Wittemberg," die andere 1545 „dorch Hans Walther tho Magdeborch" —, ist der Ausdruck „na" in Matthäi 21, 1 durch „harde by" wiedergegeben; aber an andern Stellen findet sich ebenfalls das Wort „na," so in Psalm 145, 18: De HERR ys nha by allen, de en anropen." Wollte man nun sagen, diese Übersetzungen wendeten nicht das hiesige Platt an, da sie in Wittenberg und Magdeburg herausgegeben seien, so dürfte ich mich noch auf eine dritte, 1596 erschienene Übersetzung berufen, „gedrücket tho Hamborg dörch Jakobum Lucium den Jüngeren," die ebenfalls Psalm 145, 18 so wiedergibt: „De HERR ys nahe . . ." Nach einer vor dem Titelblatt angebrachten gedruckten Mitteilung aus der Stadtbibliothek zu Hamburg XI 1894 ist diese niederdeutsche Bibel ein Werk des David Wolder, der sie, wie er in der Vorrede sage, veranstaltet habe. weil er die einreißende Verwilderung des Niederdeutschen und seine Verfälschung mit hochdeutschen Ausdrücken und Wendungen schmerzlich empfand und dem entgegenarbeiten wollte. Um so mehr darf man annehmen, daß ihm der Ausdruck „na" nicht entgangen wäre, wenn es im Niederdeutschen damals wie jetzt „neeg" heißen mußte. Der Einwand, es müsse im hiesigen Platt doch wohl „all to neeg" heißen, ist also hinfällig.

Schwerer fällt ins Gewicht, was Piper über die Schreibweise des Stadtnamens in alten Urkunden sagt; doch ist auch dies Material nicht von durchschlagender Beweiskraft. („Altonaer Sonntagsblatt," Jahrgang V Nr. 51, IX Nr. 7 und 9). Der springende Punkt in diesen Ausführungen, um mit seinen eigenen Worten zu reden, ist der, daß bis zum Jahre 1600 urkundlich die Schreibung mit o (Alt**o**na) nicht vorkomme. Als bündiger Schluß ergebe sich daraus, daß die Herleitung von „all to nah" unmöglich sei. Die altertümlichste Form des Stadtnamens sei Altenauwe, Altenawe, und dies bedeute Altwasser. Diese Form sei z. B. noch erhalten in einer Urkunde vom 5. Februar 1597 im Amtsbuch in der Schreibung Altenav. Aus der Form Altenawe sei durch Abschleifung Altenahe und Altena entstanden, und diese Form komme im 16. Jahrhundert weitaus am häufigsten, eigentlich durchgängig, vor. Mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts

trete ein ganz neues Element in der Lautierung des Namens auf, das offenbar durch dessen bekannte volksetymologische Ableitung verursacht sei. Jetzt erst kämen die Formen Altonahe, Althonahe, Althonae, Altonae, Altonah, Altona und andere vor. Alle diese Formen werden von Piper durch zahlreiche urkundliche Belege nachgewiesen. Aus dem beigebrachten Material haben wir nun nach seinen Ausführungen folgendes zu lernen: „Von einem sprachlich als Urform zu erschließenden Aldenawe (Altwasser) ist in korrekter Ableitung die älteste nachweisbare Form Altenauwe entstanden, in welcher uns der Ortsname zuerst 1597 entgegentritt. Von diesem herzuleiten ist Altenahe (Altenae, Altenah) 1601—1616, welches vielleicht schon durch die Volksetymologie angekränkelt ist. Friedrichs III. Regierung begünstigte die Schreibung Altenah. Die korrekte und offizielle Schreibung von 1583 bis 1601 war Altena (Althena). Nachdem am Ende des 16. Jahrhunderts die Volksetymologie „all zu nahe" Beliebtheit und Verbreitung gefunden hatte, entstand etwa 1601 die Schreibung Altonahe (Althonahe, Althonae) und herrschte bis 1623. In dieser Zeit war sie das Schibboleth der Bewohner, eine Herausforderung und ein Kriegsruf gegen die Hamburger, und Peter vom Lohe in seinem Gesuch vom 17. Juli 1602 [1]) ist schon steif und fest von der Richtigkeit dieser Ableitung überzeugt (obschon er, beachtenswerter Weise, nicht sagt, er habe sie schon von seinem Großvater gehört)." Weiterhin fügt Professor Piper noch hinzu: „Ich bin fest überzeugt, daß der Ortsname nie und nirgends Altonahe wirklich gesprochen wurde, es war nur eine künstlich unterhaltene Schreibform. Wie könnte also der Ort bei seiner Gründung von „all zu nah" benannt worden sein, wo die Formen mit o doch erst seit 1601 begegnen?"

Diese ganze Schlußreihe geht also von der Voraussetzung aus, daß die Formen mit o urkundlich vor 1600 nicht vorkommen. Diese Voraussetzung ist aber unrichtig. In einer der wahrscheinlich ältesten bekannten Urkunden, die unsere Stadt betreffen, einem Schreiben des Pinneberger Drosten Hans Barner an den Rat der Stadt Hamburg vom Jahre 1547, wovon das Konzept im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig liegt (A. X. 320), kommt schon die Form Altona vor. [2]) Jener Aktenband enthält auf Blatt 174—176 einen Briefwechsel zwischen dem Hamburger Rat und dem Drosten. In dem Schreiben des Rats vom 15. Mai 1547 (Bl. 174), das die Forderung erhebt, die unlängst in Altona abgebrannten Bauten nicht wieder aufbauen zu lassen, steht allerdings zweimal die Form Altena; aber in der dem Schriftstück eingehefteten Antwort des Drosten (Bl. 175 und 176) ist von den „buittes tho Altona" die Rede. Dem Verfasser des „Versuchs einer historischen Beschreibung der Stadt Altona," Schmid, dem Piper selbst Gründlichkeit nachrühmt, werden noch andere, heute nicht mehr vorhandene Urkunden vorgelegen haben, die in der Namensform das o hatten, sonst hätte er doch nicht mit Bestimmtheit sagen können, in den ältesten Urkunden werde unsere Stadt nicht Altenau, sondern Altonahe geschrieben. Wie wenig genau man übrigens damals in der Schreibung der Namen zu Werke ging, geht daraus hervor, daß der Hamburger Rat den Drosten stets Hans Berner nennt, während er sich selbst Barner schreibt.

Daß die Schreibung unsers Stadtnamens mit o bereits im 16. Jahrhundert vorkam, beweist ferner die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568, deren genaue photographische Nachbildung sich in Ehrenbergs Werk: „Altonas topo-

[1]) Vergl. oben S. 4.

[2]) Herrn Geheimen Archivrat Dr. Hille in Schleswig gestatte ich mir auch an dieser Stelle noch einmal meinen herzlichen Dank dafür auszusprechen, daß es mir bereitwilligst erlaubt worden ist, die in dem dortigen Königlichen Staatsarchiv vorhandenen, auf die älteste Geschichte Altonas bezüglichen Akten durchzusehen.



graphische Entwickelung," Blatt 1, findet. Dort steht über einer Gruppe von zehn Häusern, die unsern Ort bezeichnen, das Wort Altonawe. Professor Piper erklärt freilich „aus paläographischen Gründen," es sei Altenawe zu lesen; das ergebe sich, wenn man die sonstige Gestalt des Buchstaben o auf diesem Blatte zur Vergleichung heranziehe. Aber gerade aus Gründen der Schriftvergleichung gelange ich zu dem entgegengesetzten Ergebnis. Um den Lesern der „Heimat" ein eigenes Urteil zu ermöglichen, habe ich das Stück aus der Elbkarte des Melchior Lorichs, das Altona und Ottensen enthält, nach der Ehrenbergschen Ausgabe photographisch in vergrößertem Maßstabe aufnehmen und diese Aufnahme durch den Druck wiedergeben lassen.

Wäre es angängig gewesen, das ganze Stück der Lorichsschen Elbkarte, das Ehrenbergs Werk enthält, wiedergeben zu lassen, so würde der Leser in der Lage sein, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob man überhaupt das o (oder e) in dem Namen Altonawe (oder Altenawe) mit dem o in andern Wörtern vergleichen kann. Nach meiner Ansicht ist dies gar nicht möglich, weil nicht bei allen Wörtern die gleiche Schriftart angewandt ist. Jedenfalls viel wirksamer ist eine vergleichende Zusammenstellung der Buchstabenverbindung **ton** in dem Worte Altonawe mit der Silbe **ten** in dem Namen Ottensen, weil sich der Schreiber in diesen beiden Fällen der gleichen Schriftart bedient hat. Während nun in dem Wort Altonawe der Haarstrich, der die Verbindung des streitigen Buchstaben mit dem nachfolgenden n herstellt, deutlich als eine Fortsetzung der oberen Schleife des o erscheint, schließt er bei dem e in dem Worte Ottensen unten an. Es steht demnach in jenem Worte vor dem n nicht ein e, sondern ein o. Nicht blinder Autoritätsglaube ist es also, der mich auf Lorichs Elbkarte Alt**o**nawe lesen läßt, bloß weil Professor Ehrenberg so liest, sondern es leiten mich lediglich sachliche Gründe, die in wissenschaftlichen Dingen selbstverständlich einzig und allein Anspruch auf entscheidende Bedeutung haben. Was Piper bei dieser Gelegenheit Ehrenberg vorwirft, ist nach meiner Überzeugung durchaus ungerechtfertigt. Ehrenberg sagt anmerkungsweise in seinem Werk: „Altona unter schauenburgischer Herrschaft" (I S. 14): „Daß auf Lorichs Elbkarte der Name Altonawe lautet, ist gewiß eigentümlich, steht aber, soweit die älteste Zeit in Betracht kommt, ganz vereinzelt da. Ich glaubte zuerst an einen Irrtum des Kopisten und erbat mir deshalb vom hamburgischen Staatsarchiv Einsicht in das Original der Karte. Dies wurde allerdings nicht für tunlich erachtet, mir dagegen die Versicherung erteilt, daß auf dem Original in der Tat Altonawe geschrieben stehe." Nun behauptet Professor Piper, daß gerade das Gegenteil der Fall sei. Das Original des Briefes des Hamburger Stadtarchivs (gez. Dr. Hagedorn) vom 22. April 1890 an Herrn Dr. Ehrenberg sei im hiesigen Archiv niedergelegt und schließe mit den Worten:

„Ich verbinde hiermit die Mitteilung, daß der Name der Stadt Altona auf dem Original der Elbkarte des Melchior Lorichs „Altenawe" lautet, daß mithin die von Ihnen angeführte Kopie der gedachten Karte die Bezeichnung vollkommen korrekt wiedergegeben hat." Piper meint nun, Ehrenberg habe sich hier, wie an manchen andern Stellen, eine Flüchtigkeit, ein Vergessen, Verwechseln oder sonst etwas zu schulden kommen lassen. Aber es handelte sich für Ehrenberg, wie aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, gar nicht darum, ob e oder o gelesen werden müsse, sondern seine Bemerkung bezieht sich auf die ihm auffällige Endung awe, auf die ich noch zurückkommen werde. Ob e oder o gelesen werden müsse, hält Ehrenberg nach meiner Auffassung für ganz gleichgültig; erst Professor Piper hat Wert darauf gelegt.

Außer dem Schreiben des Drosten Hans Barner vom Jahre 1547 und der Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568 ließe sich vielleicht noch die Chronik Bernd Gysekes als Beweis dafür anführen, daß bereits vor 1600 das o in unserm Ortsnamen vorkommt. Gyseke berichtet nämlich schon bei dem Jahre 1538, daß am 2. September dieses Jahres der Astrolog Dr. Neuenlouw einen Mann „to dem Altona" erstochen habe. Piper weist aber diesen Zeugen mit der Bemerkung zurück, der Chronist gebe doch die Schreibung der Zeit, in welcher er schreibe, nicht von der er schreibe; in specie: Bernd Gyseke oder vielmehr der Schreiber von dessen Chronik habe doch nicht 1538 gelebt, weil er von 1538 erzähle. Gysekes Chronik liege nämlich nur in einer jüngeren Niederschrift nach 1600 vor, und deren Zeit könne doch für die Namensform allein entscheidend sein, nicht Gyseke (1540) selbst. Er sei überzeugt, daß dieser „to dem altenau" geschrieben habe. Nun ist es nach einer Bemerkung Lappenbergs in seinem Buch: „Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache" zwar richtig, daß die wertvolle Chronik des Bernd Gyseke, die sich früher in der Bibliothek des Hamburger Stadtarchivs befand, durch den großen Brand im Mai 1842 verloren gegangen ist, und daß wir sie nur noch kennen nach einer jüngeren Handschrift, die Dr. Waitz in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen entdeckte. Ob aber ein Abschreiber allemal bei Ortsnamen die Schreibung s e i n e r Zeit anwendet, oder ob es nicht ebensowohl denkbar ist, daß er die Schreibweise, die er in der Urschrift vorfindet, wiedergibt, das steht doch wohl noch dahin. Ich überlasse das Urteil darüber den geneigten Lesern. Auf jeden Fall sind die beiden angeführten Urkunden, das Schreiben des Drosten Hans Barner von 1547 mit der Schreibung „Altona" und die Elbkarte des Melchior Lorichs von 1568 mit der Schreibung „Altonawe" schon beweiskräftig genug.



Übrigens kommt es gar nicht darauf an, ob man damals Altena oder Altona gesagt und geschrieben hat. Wenn man nämlich annimmt, daß es sich dabei um unser neudeutsches Wort „zu" handelt, dann ist es ganz gleichgültig, ob dafür

in den alten Urkunden die niederdeutsche Form to (tho) oder die niederländische Form te angewendet wird. Beide wurden in der Zeit des großen Einflusses der Niederländer in Norddeutschland unterschiedslos neben einander gebraucht. Man erinnere sich nur daran, daß die alten Männer, die im Jahre 1610 über das ius compascendi vernommen wurden, „all te na" im Sinne unsers neudeutschen „all zu nahe" sagten. Und was die Endsilbe in unserm Stadtnamen betrifft, so handelt es sich nach meiner Ansicht gar nicht um eine Awe oder Au im Sinne einer Fluß- oder einer Flurbezeichnung, wie Professor Piper in seinem letzten Aufsatze gemeint hat, — ebenso wenig wie in der Anfangssilbe um das Wort alt — sondern um das Wort naw oder nau, das auch heute noch für nahe gebraucht wird, und mit dem unser Wort Nawer für Nachbar nach meiner Meinung zusammenhängt. „Dat stunn ganz nau, denn weer he rinfulln" d. h. Er war ganz nahe daran, hineinzufallen, sagt man von einem, der hart am Rande eines Abgrundes entlang gegangen ist. Ein gelehrter Kenner der Plattdeutschen hat mir bestätigt, daß „nau" statt „neeg" dann für „nahe" gebraucht wird, wenn es soviel wie „scharf an der Kante" bedeutet. Das stimmt ausgezeichnet zu der Äußerung des Hamburger Ratsherrn gegen Joachim vom Lohe, sein Haus stehe „all to na" an der Grenze. Nun begreift es sich auch, wie in der Schreibung des Stadtnamens in einigen tausend Urkunden, die Piper für seinen Zweck durchgesehen hat, eine so bunte Mannigfaltigkeit zu Tage treten kann, die um so mehr auffällt, als häufig die verschiedensten Formen gleichzeitig vorkommen. Jeder schrieb den Namen nieder, wie er ihm gerade unter die Feder kam, und er brauchte es damit orthographisch um so weniger genau zu nehmen, als jede Form auf die gleiche Bedeutung hinauslief. So finden sich z. B. in den aus der Zeit des Grafen Ernst (1601—1622) angeführten Urkunden nicht weniger als 12 Schreibweisen: Alto-



Fig. 1. Binsenquecke oder Strandweizen (Triticum junceum).



Fig. 2. Isolierte Triticum-Düne auf dem nördlichsten Teil des Kniepsandes.

nahe (1601), Altenahe (1601), Althonahe (1602), Altenaw (1602), Altona (1603), Althonae (1605 und 1606), Altena (1606), Altonae (1606), Altonha (1606 und 1607), Althona (1607 und 1614), Altohna (1609 und 1612), Altonah (1618), wobei ich noch bemerke, daß zuweilen in einer und derselben Urkunde verschiedene Schreibweisen neben einander angewendet werden, z. B. in einer Urkunde vom 2. August 1602 Altenahe und Altonahe. Am auffälligsten ist dabei, daß ein landesherrlicher Erlaß vom Jahre 1602 noch wieder die angeblich älteste Form Altenaw anwendet, nachdem die Urkunden von 1601 bereits „Altonahe" hatten, ja, daß sogar der Titel des ersten Stadtrechnungsbuches vom Jahre 1664 und das den Juden von dem König Friedrich III. in demselben Jahre erteilte Privileg noch wieder auf die Form Altenauw zurückgehen, und daß selbst noch am 28. April 1681 in den Pinneberger Gerichtsprotokollen ein „Altenauisches Protokoll" vorkommt. Im Königlichen Staatsarchiv in Schleswig habe ich ein Schreiben des Hamburger Rats vom 13. Dezember 1647 (A. XVII. 1725, Bl. 14—16) gefunden, in dem noch wieder die Formen Altenav und Altenauw neben einander gebraucht sind. Das alles wäre doch völlig unerklärlich, wenn die Annahme Pipers richtig wäre, daß die Schreibung Altonahe erst seit 1601 das Schibboleth der Bewohner, eine Herausforderung und ein Kriegsruf gegen die Hamburger gewesen sei. Wenn es den Bewohnern erst von da an so sehr darauf ankam, dem gespannten Verhältnis zu Hamburg in der Namensform ihres Ortes Ausdruck zu geben, dann sollte man doch annehmen, daß diese Form nun auch überall und immer geflissentlich an-



Fig. 3. Junge Triticum-Düne. Dahinter die Kette der mit Strandhafer bewachsenen Hochdünen (Amrum).

gewandt worden wäre. Altona ist doch nicht erst seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts den Hamburgern ein Dorn im Auge gewesen, sondern von vorneherein, wie schon Schmid hervorgehoben hat. Denken wir nur daran, wie sehr es ihnen schon bei dem mit dem Herwardeshuder Kloster 1310 abgeschlossenen Grenzvergleiche darauf ankam, daß die Nonnen versprachen, bis nach Ottensen und Eimsbüttel keine menschlichen Wohnungen anlegen zu wollen. Wie erklärlich erscheint es da doch, daß sie, als 1536 das erste Haus unsers Ortes unmittelbar am Grenzbach gebaut wurde, die Lage als all zu nahe bei Hamburg bezeichneten, und daß sich damals gleich — wie Ehrenberg annimmt — der Volkswitz der Sache bemächtigte und den Krug des Joachim vom Lohe „Altona" nannte, oder daß er es selber tat, indem er etwa den Namen auf seinem Wirtshausschilde anbringen ließ! Dies ist um so wahrscheinlicher, als erwiesen ist, daß unter den scherzhaften volkstümlichen Bezeichnungen von Wirtshäusern gerade der Name Altona häufig vorkommt. Jedenfalls ist kein Grund zu der Annahme Pipers vorhanden, daß dem Berichte in dem Gesuche des Peter vom Lohe an den Grafen Ernst vom Jahre 1602 nicht tatsächliche Vorgänge zugrunde lägen. Und warum sollte sein Bericht dadurch an Glaubwürdigkeit einbüßen, daß er nicht sagt, er habe die Entstehung des Namens von seinem Großvater erfahren? Außerdem darf man doch nicht außer acht lassen, daß man zur Zeit der ersten Anfänge unserer Stadt noch überall in Norddeutschland plattdeutsch sprach. Von diesem Gesichts-



Fig. 4. Zahlreiche junge Triticum-Dünen auf dem Kniepsand.

punkt aus erscheint die Bemerkung Römers völlig gerechtfertigt, es wolle ihm durchaus nicht in den Kopf, wie man auf niederdeutschem Boden zu einem Altona-Altenau hätte kommen sollen. Das meint auch der Erzähler der oben erwähnten Sage, wenn er sich in seiner volkstümlichen Art so vernehmen läßt: „Dar segg nu wol towilen so'n wittsnutig'n Bökerminschen, dat düsse Nam ni von all to nah herkeem, sünnern von de ohle Au, de dortomal an de Grenz bi'n Hamborger Barg lopen deh. Dat is awer ni an dem, un min Geschich is wahr und wiß; denn wenn de neimodsche Saack wahr weer, denn müß de Stadt ja Ohlenau heeten un min Levdag ni Altona."

Fassen wir nun das Ergebnis unserer Erörterungen zusammen, so ist es dies: Die Ableitung des Stadtnamens Altona von einer urkundlich nicht nachweisbaren Altenau muß auch aus sprachlichen Gründen verworfen werden. Der erste Teil des Namens ist nicht auf „alt" sondern auf „all" zurückzuführen; „te", „tho" und „to" heißen übereinstimmend „zu"; das „n" ist zur dritten Silbe hinüberzuziehen, und „nauwe", „nauw", „naw", „nawe", „nav", „nahe", „na", „nha" und „nae" entsprechen unserm neudeutschen „nahe". In welcher Form der Name unserer Stadt also in alten Urkunden auch auftreten mag, immer ist seine Bedeutung: All zu nahe.

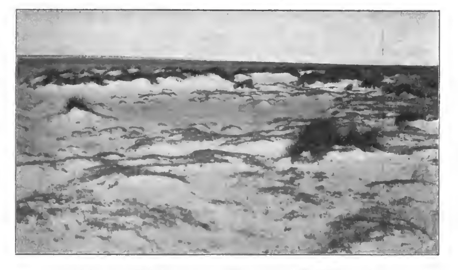


Fig. 5. Besiedelung niedriger Triticum-Dünen mit dem Strandhafer (Eiderstedt).

Verbreitung und Alter der Spiele.

Der Schnurrkater.

In einer englischen Zeitschrift las ich unlängst einen Bericht des Herrn Nelson Anundale [1]) über verschiedene Werkzeuge, Hausgeräte usw., die er auf Island und den Faröer gefunden, von z. T. so hocheigentümlicher Art, daß sie bis in vorchristliche Zeiten zurückreichen dürften. Nachdem er beschrieben, welch mannigfaltige Verwendung unter andern die Häute und Knochen der Seetiere finden, wie z. B. aus der Haut des Grindwal (Globicephalus melas) Schalen, Siebe und anderes Gerät; aus den Knochen Schaufeln, Schlittschuhe, Pflöcke, Zangen, Nadeln und andere Dinge angefertigt werden, schließt er mit dem Ausruf: Sogar zum Spielzeug für die Kinder gibt er das Material. Aus den Rückenwirbeln machen sie kleine Wagen, die sie in Wirklichkeit nie gesehen, und die dünnen Scheiben zwischen den Schwanzwirbeln ziehen sie auf ein doppeltes Band, das sie an den Enden gefaßt halten und herum wirbeln, bis es eine Schnur bildet. Die rückläufige Rotation fördern sie alsdann, indem sie die Hände wechselnd einander nähern oder von einander entfernen, wobei ein summender Laut entsteht. Und dieses Schnurren oder Summen bildet den Reiz des Spiels. „Also genau" — so fährt Verfasser fort — „dasselbe Spiel, welches bei den Schulknaben in England sich gleicher Beliebtheit erfreut, und sich nur dadurch unterscheidet, daß sie statt der Schwanzwirbel des Grindwal ein Stückchen Pappe oder Blei dazu verwenden, das rings um den Rand eingekerbt ist." Und da konnte ich meinerseits hinzufügen: Also genau dasselbe Spiel, welches mein Bruder als Knabe mit besonderer Vorliebe übte, und das auch für mich einen solchen Reiz hatte, daß ich, in Ermangelung einer schön gezahnten Bleischeibe mit eingravierten Orna-

[1]) Nelson Anundale: Survival of primitive Implements, Materials and Methods in the Faroes and South Iceland. — Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXIII, 1903 — S. 246.

menten, dieselbe durch einen mit zwei Löchern versehenen flachen Knopf zu ersetzen versuchte, der freilich bei weitem nicht so schön schnurrte.

Das bedeutsame Moment in der Erscheinung liegt in der Verbreitung und dem mutmaßlichen hohen Alter dieses Spieles. Von wo ist es ausgegangen? Von den hochnordischen Inseln nicht, auch nicht von England. Mehr Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß es in Begleitung mancher Schmuck-, Gerät- und Gefäßformen und mancher anderer Dinge mit den sogen. Angelsachsen nach England hinübergebracht ist, und von der kimbrischen Halbinsel dürfte es auch früher oder später nach dem hohen Norden gekommen sein. Erfunden dürfte es aber auch bei uns nicht sein. Von woher der Schnurrkater bei uns eingezogen ist — wer weiß es?

Den Forschungen über den Ursprung und die Wanderungen der Märchen, Sagen und Lieder, der volkstümlichen Sitten und Gebräuche ist viel Arbeit gewidmet worden. Auch den jetzt großenteils zu Kinderspielen gewordenen Unterhaltungsspielen ist Beachtung geschenkt, aber erledigt ist die Frage nicht. Daß in manchem Kinderspiel ein tiefer Sinn liegt, daß manche Ausklänge religiöser Chorreigen aus vorchristlichen Zeiten sind, ist auch von andern längst erkannt und nachgewiesen. In meiner Kindheit haben solche Spiele uns manche fröhliche Stunde gewährt. Jetzt dürften sie vergessen sein. Die „Kinder von heute" spielen Eisenbahn und Automobil, und was einmal dem Aussterben verfallen, wird nicht wieder lebensfähig.

Ein Spiel anderer Art, mit dem ich mich vor Jahren beschäftigte,[1]) ist das **Knöchel- oder Überhändchenspiel**. In Schleswig-Holstein wurde es zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit fünf Steinen gespielt. Fünf glatte (bohnenförmige) Steinchen von gleicher Größe wurden nach einem bestimmten Gesetz in die Höhe geworfen und auf der äußeren Handfläche aufgefangen. Von diesem Spiel wissen wir, daß es schon in klassischer Zeit bei den Griechen beliebt war. Sie spielten es mit fünf Steinchen oder mit den Wirbelknochen der Fußbiege, Astragalli, und es wurden bei diesem Spiel bisweilen große Summen verloren und gewonnen. Guhl und Koner (Leben der Griechen und Römer S. 333) geben eine ausführliche Beschreibung dieses Spieles, und in Rich: Wörterbuch römischer Altertümer S. 60 finden wir ein Bildchen nach einem griechischen Gemälde, welches zwei mit diesem Spiel beschäftigte Frauen zeigt. Sie hocken dabei am Boden, was seine Bedeutung hat, denn meine Mutter sagte uns, eigentlich spiele man es „auf der Türschwelle." In Rendsburg und Umgegend wurde es **Kater lük** genannt. Eine Erklärung dieses seltsamen Wortes wußte mir niemand zu geben. Ich fand die Lösung in späteren Jahren, als ich in der skandinavischen Literatur die Beschreibung eines Schwertspieles las, womit die nordischen Helden sich zu belustigen pflegten. Es wurde mit **drei** oder mit **sieben** Schwertern gespielt, die nach einem bestimmten Gesetz aufgeworfen und am Griff aufgefangen werden mußten. Nachdem mehrere Meister dieses Kunststückes genannt worden, heißt es: aber alle wurden darin übertroffen von dem König Olav Tryggvason, der mit **drei** Schwertern spielte, die er mit der einen Hand aufwarf und mit der anderen auffing. Und in der j. Edda (Gylfagining) lesen wir, daß König Gylfe, als er nach Asgard kam, „am Tor einen Mann sah, der mit **sieben Schwertern** (Messern) spielte, so daß **sieben zugleich in der Luft waren**." In Dänemark hieß dies Spiel Kaardleg (Kaard = Schwert, leg = Spiel), in Schweden handsax-lek (handsax = Kurzschwert). Die Ähnlichkeit des Kaardleg mit dem Fünfsteinchenspiel Katerlük ist unverkennbar, und letztere Bezeichnung wird als

[1]) S. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft v. 12. Nov. 1881.

korrumpierte Form des in Holstein mißverstandenen Kaardleg zu betrachten sein. — Damit wäre dem Fünfsteinchen- oder Überhändchenspiel hier im Norden ein Alter von mindestens tausend Jahren zuerkannt, und wer sagt, wann es aus dem klassischen Süden zu uns heraufgedrungen ist. Erwähnt soll hier noch werden, daß unter den jetzt zu Tage geförderten Fundsachen aus der einstmaligen Handelsstadt Haithabu am Danewerk in einer Grube mehrere saubere Astragalli gefunden wurden, die sehr an das Knöchelspiel erinnern.

Ob wir auch unserem Schnurrkater eine ähnliche Verbreitung und ein so hohes Alter zusprechen dürfen, weiß ich nicht. Überaus dankbar wäre ich, wenn die Leser der „Heimat" demselben nachfragen wollten und entweder durch die „Heimat" oder mir direkt mitteilen möchten, ob der Schnurrkater noch hier oder dort schnurrt, ob die Scheibe aus Metall, Bein oder Pappe gemacht wird, ob etwa das Spiel unter anderem Namen bekannt ist,[1]) und ob es noch jetzt so großen Reiz für die Knaben hat, daß sie es, wie es mein Bruder tat, stets in der Tasche tragen und jeden freien Augenblick es hervorziehen, um sich an dem summenden Ton desselben zu erfreuen.

Kiel. J. Mestorf.



Die Entwicklungsgeschichte der Dünen an der Westküste von Schleswig.

Mit 9 Abbildungen.[2])

Die Entstehung und Entwicklung der Dünen an der schleswigschen Nordseeküste hatte in neuerer Zeit der bekannte Botaniker Geheimrat Professor Dr. J. Reinke in Kiel zum Gegenstande eingehender Forschung gemacht, deren Resultate der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften im Februar v. J. vorgelegt und später in ihren „Sitzungsberichten" (1903, 1. Halbband) unter obigem Titel in einer umfassenden Schilderung veröffentlicht wurden, der wir Nachstehendes entnehmen.

An der schleswigschen Nordseeküste finden sich Dünenbildungen auf den drei nordfriesischen Inseln Röm, Sylt und Amrum und auf der Halbinsel Eiderstedt und zwar an der westlichen, dem Meere zugekehrten Seite. Alle vier Dünengebiete zusammen liegen auf einem Kreisbogen, dessen Sehne von der Nordspitze Röms zur Südspitze von Eiderstedt verläuft. Das ganze Küstenland wurde einst durch das Hereinbrechen der Meeresfluten zertrümmert, und seine jetzige Gestaltung stellt nur Reste einer einst zusammenhängenden Landschaft dar, allerdings Reste, die stellenweise wieder in lebhaftem Anwachsen begriffen sind.

Das durch die Zerstörungen des Meeres betroffene, dann durch die Wasserbewegung ausgeschlemmte und zerriebene Erdreich wird heute wieder zum Aufbau von Land ausgeschieden; die tonige Feinerde gelangt in den Alluvien neu gebildeten Marschlandes zum Absatz, während der freigewaschene Sand überwiegend das Material der Dünen geliefert hat.

[1]) Ich hörte, daß das Spiel vor nicht gar langer Zeit in Kiel von Schulkindern geübt worden, die es „Fieffängelsch" nannten.

[2]) Die Abbildungen entstammen dem Ergänzungshefte zum 8. Bande der „Wissenschaftl. Meeresuntersuchungen" (Kiel 1903), das als alleinigen Inhalt bietet die den Lesern der „Heimat" sehr zu empfehlende, auch obiges Thema berücksichtigende Abhandlung von Prof. Dr. J. Reinke in Kiel: „Botanisch-geologische Streifzüge an den Küsten des Herzogtums Schleswig." Für die freundliche Überlassung der Originalabbildungen sagen wir auch an dieser Stelle unsern Dank.



Fig. 6. Blühender Strandhafer (Psamma arenaria).

Auf Sylt gibt es ausschließlich alte Dünen, während der Strand von Röm und Amrum und Eiderstedt neben alten Dünen auch die Neubildung von Dünen, den Aufbau derselben aus den jüngsten Anfängen durch alle Phasen hindurch dem Beobachter vor Augen hält. Dies ist in der Verschiedenheit des Strandes und des Meeresgrundes begründet. An der Westküste von Sylt fallen die Dünen, sofern sie nicht dem Steilufer des Roten Kliffs auflagern, scharf ab gegen einen schmalen, zum Meeresspiegel geneigten Sandstrand, der von der Brandungszone seewärts seine Neigung beibehält, so daß die Sechsmeter-Tiefenlinie der Küste nahe liegt. Auf jener schmalen Strandfläche zwischen Brandung und alter Dünenkette kommt es nicht zur Neubildung von Dünen. Auch L. Meyn hat sich in seiner Arbeit „Beschreibung der Insel Sylt und ihrer Umgebung" dahin ausgesprochen, daß die Sylter Dünen zu einer Zeit entstanden seien, als die Insel noch weit über ihre jetzige Grenze hinaus nach Westen ins Meer ragte und dort in sanfter Abdachung zum Wasserspiegel die Bildung der Dünen ermöglichte, die dann ostwärts den Landrücken hinaufwanderten, auf dem sie sich heute befinden, die auf diese Weise auch die Höhe des Roten Kliffs zu erklimmen vermochten, dessen Steilküste durch die landverschlingende Tätigkeit des Meeres entstand. An der Westseite der drei anderen Gebiete jedoch hat das Meer breite Sandflächen angeschwemmt, die bei gewöhnlicher Flut schon bis zur Breite von mehr als einem Kilometer trocken liegen und nur bei außergewöhnlichem Hochwasser überschwemmt werden; bei Ebbe treten weit ausgedehnte Flächen hervor. So liegen vor Röm der Haffsand und der Juvrer Sand, bei Amrum der Kniepsand, bei Eiderstedt der Hitzsand. Diese Sandfelder sind bei Ebbe wie bei Flut stets vom Salzwasser der Nordsee durchtränkt, und eben diese nassen, salzreichen sandigen Flächen bilden die Vorbedingung der dort in der Gegenwart stattfindenden Neubildung der Dünen.

Überschreitet man solche Sandflächen, so zieht bei hinreichend scharfem Winde fast immer ein feines Sandgestöber über ihre Oberfläche hin, bald nur handhoch, bald etwas höher, und bei entsprechendem Winde strichweise emporwirbelnd; es verwandelt sich durch Austrocknen die oberste Schicht in Flugsand. Liegt dann auf solcher Fläche irgend ein Gegenstand, ein Schneckenhaus, ein Stück Holz, ein ausgeworfener Tangbüschel im Sande, so kann der Flugsand sich davorsetzen und eine Miniaturdüne von der Höhe jenes Gegenstandes bilden. Doch eine solche Düne wächst nicht weiter, die erste Änderung der Windrichtung wird sie verstäuben.

Die entwicklungsfähige Anlage einer Düne entsteht erst aus dem Zusammenwirken von Sand und Wind mit einer im Sande wachsenden Pflanze, und diese Pflanze ist stets überall dieselbe Art, ein perennierendes Gras, die Binsenquecke (Triticum junceum), auch Strandweizen oder Binsenweizen genannt. Die Binsenquecke findet sich an unserer gesamten Ost- und Nordseeküste, fehlt aber dem Binnenlande. Sie ist eine echte Salzpflanze, die am üppigsten auf reinem Sandboden, doch auch noch zwischen Kies und selbst auf tonhaltigen Stellen gedeiht, wenn sie salzhaltig sind. Aus den Grundachsen treten zahlreiche assimilierende Sprosse an die Oberfläche, deren Blätter für gewöhnlich flach und nur bei Trockenheit eingerollt sind. Neben diesen blättertragenden Sprossen entwickeln sich blühende Halme, die nicht wie die der nahe verwandten Quecke (Triticum repens) hohl, sondern mit Gewebe gefüllt sind. Auch sind sie nicht knickbar, sondern brechen beim Biegen wie sprödes Glas. Die ebenfalls sehr zerbrechliche Spindel der Ähre zerfällt zur Zeit der Fruchtreife leicht in ihre einzelnen Glieder, während die Spelzen mit den eingeschlossenen Früchten daran haften bleiben, dadurch eben um so geeigneter zur Verbreitung durch den sie fassenden Wind.



Fig. 7. Rispen vom Strandhafer (Psamma), links Ps. baltica, rechts Ps. arenaria.

Fig. 8. Zerklüftete Düne bei Lakolk; im Hintergrunde der teilweise überschwemmte Haffsand mit einem System kleiner von Triticum bewachsenen Hügeldünen.

Die vom Winde verstreuten Früchte keimen, wenn sie von Sand bedeckt werden, und bilden zuerst nur einen Laubsproß. Sobald Ausläufer entstanden, brechen aus ihnen neue Laubsprosse in ziemlich regelmäßigen Abständen hervor. Dadurch entsteht ein kleiner lockerer Horst, an dessen Zusammensetzung auch mehrere Keimpflanzen Anteil haben können. Blütensprosse werden erst von mehrjährigen Pflanzen gebildet. In solchen Grashorsten fängt sich der Flugsand und bildet einen kleinen Sandhaufen, der die Sprosse mehr oder weniger verschüttet. Durch Nachwachsen gelangen diese jedoch bald wieder an die Oberfläche, und damit ist der Anfang für die erste Entwicklungsphase einer Düne, die kurz Triticum-Düne zu nennen wäre, gegeben. Durch die fortkriechenden Grundachsen wächst der



Fig. 9. Kleine Wanderdüne nördlich von der Kampener Vogelkoje.

Triticum-Horst an Umfang, und weitere Sandzufuhr läßt die Dünenanlage in die Höhe streben. Unter dem Einfluß scharfer Winde bildet sich eine von unten auf bewachsene, langsam ansteigende Windseite und eine steiler abfallende, aus reinem Sande bestehende Schutzseite der Düne. Reine Triticum-Dünen können eine Höhe von 2—3 m erreichen. Ein weiteres Wachstum hört auf, sobald der Wind infolge der bei solcher Höhe an der Oberfläche erfolgenden Austrocknung soviel Sand von der Düne abbläst, als er hinzuführt. Eine weitere Beschränkung im Höhenwachstum der Triticum-Düne resultiert daraus, daß dieses Gras eine Salzpflanze ist, bei höheren Dünen das Kochsalz aber bald durch den Regen ausgewaschen wird. Die kleinen Triticum-Dünen erscheinen auf den nassen Sandflächen teils einzeln, teils zu mehr oder minder dicht stehenden Gruppen oder Ketten vereinigt.

Sobald eine Triticum-Düne so hoch geworden ist, daß ihr Rücken über das Niveau der Überschwemmungen hinausragt, bildet sie einen trefflichen Platz für die Ansiedelung eines zweiten bekannten Dünengrases, des Helms, Sandhalms oder Strandhafers (Psamma arenaria). Seine Früchte finden zwischen den lockerstehenden Triticum-Sprossen Raum genug zum Keimen, und sind erst einige Pflanzen dieses stärker, höher und dichter wachsenden Strandgrases aufgegangen, so wird das Triticum gewöhnlich erstickt, und aus der Triticum-Düne ist allmählich die Psamma-Düne, die zweite Entwicklungsphase der Dünen, entstanden. Der Helm oder Strandhafer (Psamma arenaria) ist allgemein auf den Dünen der Ost- und Nordsee verbreitet und findet sich außerdem auf Sandfeldern des Binnenlandes. Dieses Gras ist eben eine ausgesprochene Sandpflanze; es gedeiht nicht nur vorzüglich in salzlosem Flugsand, sondern es vermeidet auch von Salzwasser durchtränkten oder doch zeitweise überfluteten Sandboden, wo Triticum sich eben mit Vorliebe ansiedelt. Eine auf nassen Sandboden verirrte Psamma-Pflanze zeigt bald ein kümmerliches Aussehen. Wenn der Strandhafer gut gedeiht, bedeckt er die Oberfläche der Düne in dichtem Rasen. Kahle Stellen in Psamma-Dünen sind entweder Windrisse oder auf der Leeseite gebildete Flugsandhalden. Sobald auf einer Düne der Strandhafer die Herrschaft gewonnen hat, wächst die Düne weit schneller in die Höhe als vorher unter dem Einfluß der Binsenquecke, da die Psamma-Horste viel mehr Flugsand auffangen und ihn fester bewahren und immer wieder durch den sie verschüttenden Sand kräftig hindurchwachsen. Aus dem Zusammenwirken von Wind, Flugsand und dem Strandhafer entstanden schließlich die bis über 30 m hohen Dünen auf Amrum und Sylt.

Triticum-Düne und Psamma-Düne sind mit dem gemeinschaftlichen Namen Grasdüne zu bezeichnen; für diese sind eben die Binsenquecke (Triticum junceum) und der Helm (Psamma arenaria) die entscheidenden Gräser. Gleiches Verhalten wie Psamma arenaria zeigt das ihr nahestehende baltische Sandgras (Psamma baltica). Auf den feuchten Sandflächen kommen auch noch andere Gräser vor, die zwar handhohe Sandhügel dort bewohnen können, aber diese Hügel bildeten an der schleswigschen Küste nirgends den Anfang zur Dünenbildung, die dort stets durch die Binsenquecke eingeleitet wird.

Weitere Glieder in der Entwicklung der Düne sind die kahle Düne und die Heidedüne. Wie der Wind die Grasdüne aufgebaut hat, so zerstört er sie auch. Der Sturm packt die Psamma-Horste und reißt sie von der lockeren Unterlage los, oder er verschüttet sie so tief, daß es ihnen nicht gelingt, wieder durch den Sand hindurchzuwachsen, oder er bläst den Sand in solcher Ausdehnung hinweg, daß die kriechenden Grundachsen freigelegt werden und vertrocknen. Dieses Zerstörungswerk wird vom Regen unterstützt. So entstehen Kahlstellen, und wenn diese nicht durch Anpflanzung von Strandhafer geschlossen werden, so kann nach und nach die Grasdüne in einen völlig vegetationslosen, schneeweißen Sandberg ver-

wandelt werden. Solche kahlen oder weißen Dünen sind Wanderdünen, da sie in der Richtung des vorherrschenden Windes eine Verschiebung erfahren, die 5—6 m im Jahre betragen kann. Große Gebiete der nordfriesischen Inseln sind im Laufe der Jahrhunderte verschüttet worden, bis es gelang, die Wanderdünen durch Anpflanzung besonders von Strandhafer zu befestigen und zu bändigen. Völlig vegetationslose Dünen gibt es heutzutage auf jenen Inseln nicht mehr; dennoch finden sich im Norden und an der Südspitze von Sylt Dünen mit ausgedehnten kahlen Sandhalden.

Die zweite Umbildung, welche die Grasdüne erleiden kann, besteht in ihrer Umwandlung in eine Heidedüne. Hierbei wird der Strandhafer mehr oder weniger durch die Zwergweide (Salix repens), die Rauschbeere (Empetrum nigrum) und die Besenheide (Calluna vulgaris) verdrängt. Alle drei Pflanzen können gemeinsam auftreten; die verbreitetste unter ihnen ist wohl die Zwergweide, während die Rauschbeere und der Heidestrauch im quantitativen Vorwalten einander vertreten können. So sind die älteren Dünen der Insel Röm überwiegend mit Heidekraut bewachsen, während auf Sylt vielfach die Rauschbeere ohne alle Beimengung von Heidekraut auftritt. Gewöhnlich zeigen sich die drei soeben genannten Arten zuerst in den Dünenkesseln und an den Leeseiten älterer Dünen, während auf der unmittelbar dem Meere zugekehrten Seite eines Dünensystems die Psamma-Vegetation sich gewöhnlich erhält. Während das Heidekraut meistens erst auf alten Dünen festen Fuß faßt, zeigt sich die Rauschbeere und namentlich die Zwergweide öfters schon auf den Vordünen mit ihrer üppigen Psamma-Vegetation und leitet dort frühzeitig die Umbildung ein.

Es können auch alte Dünen, deren Abhänge mit der Weide, der Rauschbeere oder der Besenheide bewachsen sind, durch Auswehen kahl werden, so daß dann die Entwicklungsfolge lautet: Grasdüne, Heidedüne, Weiße Düne. Für diese Metamorphose findet sich auf Sylt unweit List ein typisches Beispiel.

In diese Endglieder läuft der Entwicklungsprozeß der Düne aus, der mit dem Auftreten der Keimung von Triticum junceum seinen Anfang nahm. „Die Düne," so schließt der Verfasser seine interessanten Ausführungen, „ist vergleichbar einem lebenden Wesen: wie dieses wird sie gezeugt, entwickelt sich aus kleinen Anfängen zu einer Normalgröße, altert und verwandelt sich zuletzt in einen toten Sandhaufen."

Kiel. F. Lorentzen.

Zur Aufhebung der Leibeigenschaft.

Mitgeteilt von G. Reimers in Innien.

Angeregt durch die Arbeit des Herrn Möller über die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst (vergl. „Heimat" Jahrg. 1903, S. 9 usw.) teile ich nachstehend die Abschrift der Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Lindau mit, wie ich sie in der Beschreibung des Gutes Lindau vom vormaligen Organisten und Lehrer Petersen in Boren gefunden habe.

Königliche Declaration und Versicherung, für die zu dem in Angeln belegenen vormaligen Herzoglichen Glücksburgischen Allodial-Gute Lindau gehörig gewesenen Unterthanen.

Christiansburg, den 13. Oktober 1784.

Wir Christian der Siebente, von Gottes Gnaden König zu Dänemark und Norwegen, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und Ditmarschen, wie auch zu Oldenburg 2c. 2c.

Thun kund hiemit:

Demnach Wir bei der geschehenen Niederlegung und Vertheilung Unsers in Angeln belegenen vormaligen Glücksburgischen Allodial-Gutes Lindau mit dem

dazu gehörigen Meierhof Rottfeld, hauptsächlich mit zur Absicht gehabt, den ökonomischen Zustand und die Verfassung der gesammten zu diesem Gut gehörig gewesenen, sowohl dienstpflichtigen als leibeigenen Unterthanen, in den Dorfschaften Ackebuy, Kiesbuy, Kleinbohren, Fahrtoft und der auf den Hoffeldern wohnenden Unterthanen zu verbessern, ihre Abgaben und Präſtanda mit der Größe und Güte ihrer Ländereien in ein richtiges Verhältnis zu bringen, und ihnen durch Erweiterung ihrer Gerechtsame und Befugnisse die möglichste Erleichterung zu verschaffen; Und dann wir zu dem Ende, nachdem die Vermessung und Bonitirung ihrer sämmtlichen Ländereien, Holz- und Moor-Gründe, auf Unsere Kosten geschehen, die wegen ihrer künftigen jährlichen registerlichen Abgaben und ferner zu leistenden Dienste, gethanen Vorschläge und darnach verfertigten neuen Register und Erdbücher nicht nur Allerhöchst genehmigt, sondern auch aus Königlichen Gnaden beschlossen haben, ihre bisherige Dienstpflichtigkeit und Leibeigenschaft aufzuheben und ihnen gleiche Rechte mit Unsern übrigen freigebohrnen Amts-Unterthanen zu verleihen: Als bewilligen und schenken Wir gedachten Unsern, zu vorbenanntem Gute dienstpflichtig und leibeigen gewesenen Unterthanen insgesammt, sie seien Husner oder Kätener, für sich und ihre Leibeserben außer einer gänzlichen unentgeldlichen Erlassung von der bisherigen Leibeigenschaft, wie auch für das bei der Setzung bestimmte Kapital, das völlige Eigenthum ihrer Häuser, des Beschlages, der Ländereien und der ihnen zugelegten Bondenhölzungen und Mööre, dergestalt und also, daß sie andern freien Leuten in allen Stücken gleich geschätzt, ihre Höfe und Ländereien nebst dem Beschlag als ihr Eigenthum behandelt werden und sie gleich andern freien Unterthanen hinführo berechtigt sein sollen, ihre Wohnstellen mit den ihnen jetzo zugemessenen und in Erdbuch aufgeführten Ländereien im Ganzen zu veräußern und überhaupt damit nach Gefallen, wie mit andern eigenthümlichen Gütern zu schalten und walten, sogleich auch solche zu verpfänden und auf ihre Erben zu bringen, wie nicht weniger an Fremde zu überlassen, wobei ihnen zwar entbehrliche Landstücke von ihren Gehöften zu veräußern zugleich gestattet, jedoch hiedurch ausdrücklich die Verbindlichkeit auferlegt wird, dergleichen stückweise Veräußerungen nicht anders vorzunehmen als nach erlangter Genehmigung Unserer Rentekammer, und unter der Bedingung, daß ein verhältnismäßiger Antheil von den Lasten allemal dem Lande folge, und daß eine solche Veräußerung jedesmal in den, in den Dörfern, wie auch bei der Amtsstube und dem Hebungsbedienten aufbewahrten Erdbüchern ab- und zugeschrieben werde, wie denn Wir ausdrücklich erklären, daß jede andere, nicht auf diese Weise geschehene Veräußerung einzelner Landstücke ungültig und kraftlos seyn solle.

Wornach sich männiglich allerunterthänigst zu achten.

Urkundlich unter Unserm Königlichen Handzeichen und vorgedrucktem Insiegel. Gegeben auf Unserer Königlichen Residenz Christiansburg zu Kopenhagen, den 13. October 1784.

Christian Rex.

(L. S.)

Reventlov. Erichsen. Scheel.

Johannsen.

Anmerkung. Am 1. Januar d. J. sind 100 Jahre seit der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft für ganz Schleswig-Holstein verflossen. Am 19. Dezember 1804 heißt es in der diesbezüglichen Königlichen Verordnung: „Damit der fleißige Landmann noch mehr Gelegenheit erhalte, sich und den Seinigen durch Feldbau Unterhalt zu verschaffen und Vermögen zu erwerben: ist die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein vom 1. Januar 1805 an gänzlich und für immer abgeschafft, ohne irgend eine Ausnahme." Wie obige Urkunde zeigt, hat der König-Herzog Christian VII. (eigentlich der Kronprinz, als Regent seit 1784, der spätere König Friedrich VI.) mit der Aufhebung der Leibeigenschaft auf seinen Gütern schon früher den Anfang gemacht.

Die Schriftleitung.

Bücherschau.

Neue Heimatbücher. Unter den Romanen heimischer Autoren nenne ich heute an erster Stelle die beiden im vorigen Jahre herausgekommenen Bücher von Johannes Dose: „Der Muttersohn" (Roman eines Agrariers) und „Edelinde" (Ein Edelfräulein aus der Nordmark). Dose zeigt sich hier von zwei Seiten: einmal als Autor, der es versucht, Ideen unserer Tage, geistige Kämpfe unserer Zeit dichterisch zu verwerten, und ein andermal als der alte Dose, der Verfasser historischer Romane, der in die Vergangenheit hinabtaucht und die Gefühle, Gedanken und Taten verflossener Jahrhunderte lebendig zu machen versucht. Der moderne Dose gefällt mir nicht so gut wie der andere. Er ist ein sinnender Träumer, ein unserer Zeit nicht nahe genug stehender, einsamer Grübler und Forscher und kommt daher auf ein ihm verhältnismäßig fremdes Gebiet, wenn er sich am modernen Roman versucht; und mir will scheinen, als fühle er sich selber fremd in dieser Kunst. Was den Roman hält und ihm all die schönen, menschlich sowohl wie künstlerisch schönen Seiten verleiht, das ist all das Wahre, Erlebte, nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus dem persönlichen Leben des Dichters entspringende; man spürt immer wieder, daß nicht Erdachtes, sondern Erlebtes geschildert wird. „Edelinde" ist ein Ritterfräulein aus unserer Nordmark, das durch eine Testamentsklausel des Vaters an den Besitzer des benachbarten Schlosses verlobt ist, aber im Haß gegen diesen aufgedrungenen Verlobten und in heimlicher Liebe zu einem jungen Fialmann zugrunde geht. Das Zeitkolorit ist gut gewahrt (bei Dose eigentlich selbstverständlich), einige Scenen sind von großer Wucht und dramatischer Kürze (z. B. der Hirschritt). Es erinnert das Buch inhaltlich an Th. Storms „Fest auf Haderslevhuus," aber es erreicht dieses nicht weder in der Straffheit der Komposition noch im Schmelz der lyrischen Partien, zwei Gebiete, auf denen Storm allerdings unser größter Meister war. Und so bleibt als Endresultat bestehen, daß die beiden Doseschen Bücher bei allem Schönen, Guten und Erfreuenden nicht an die großen Vergangenheitsgemälde („Kirchherr von Westerwohld," „Der Kreuzer Kampf ums Dannevirke," „Die Sieger von Bornhöved") heranreichen, die oft von hinreißendem Schwung und wundervoller plastischer Schönheit sind, die zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete des historischen Romans in unsern Tagen geschaffen worden ist. Aber trotzdem werden — dessen bin ich gewiß — viele Leser seine beiden neuen Bücher lieb gewinnen.

Als heimatliche Schriftstellerin ist im vergangenen Jahre die langjährige Mitarbeiterin von „Niedersachsen" Luise Gräfin Brockdorff-Ahlefeld mit ihrem bei Schünemann in Bremen verlegten Skizzenbuch „Vom Hundertsten ins Tausendste" hervorgetreten. Es ist noch kein reifes Buch, man weiß noch nicht recht, was man eigentlich damit anfangen soll, man freut sich der scharfen Beobachtung, der umfassenden landesgeschichtlichen Kenntnisse, der liebenswürdigen Darstellung landschaftlicher Reize und der, besonders in den letzten Skizzen hervortretenden, knappen, plastischen, an die Balladen der Verfasserin erinnernden Schilderung, lehnt aber in derselben Weise den durch und durch konventionellen Ton des ganzen ersten Teils, einer Reiseschilderung, ab.

Bei Callwey in München hat Adolf Bartels als neuen Band seiner gesammelten Werke seine lyrischen Gedichte, die Ernte des Jünglings sowohl als des Mannes, herausgegeben. In einer längeren Vorrede begründet Bartels, dieser unermüdliche Kampfer, die Herausgabe seiner gesammelten Werke und verwahrt sich gegen den Vorwurf, als sei er nur Kritiker und nicht Dichter. Wer so entzückende Verse schreiben kann, wie die folgenden, braucht den Beweis nicht erst in einer langen Vorrede zu liefern. Im Gegenteil, Bartels schadet sich in dieser etwas schroffen Vorrede selber und bietet dadurch seinen Feinden nur Angriffspunkte — und seiner Feinde sind viele, besonders seit er in seiner großen Literaturgeschichte gegen die Schillerverehrung zu Felde zog.

In der Fremde.

Ich möchte still nach Hause gehn
Und nimmer wieder fort,
Mein Knabenstübchen wiedersehn,
Und manchen andern lieben Ort,
In meines Vaters Garten
Wie einst den Lenz erwarten —
O wär', o wär' ich dort!

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Der ist nun lange leer,
Den blauen Himmel sieht er kaum
Vor grauen Wänden ringsumher.
Bald ist der Baum erstorben,
Bald bin ich hier verdorben,
Seh' nie die Heimat mehr.

Im Anschluß an diese schleswig-holsteinischen Autoren mag noch der in Hamburg lebende Gustav Falke genannt werden, der im verflossenen Jahre ein Epos „Der gestiefelte Kater" hat erscheinen lassen. Ich habe zu Anfang vorigen Jahres in einer längeren Studie Falkes Sonderart gezeichnet und darf mich daher jetzt darauf beschränken, auf dieses neueste, ebenfalls bei Jansen in Hamburg erschienene Buch empfehlend hinzuweisen unter dem Hinzufügen, daß in diesem Werk der liebenswürdige Humor des Dichters in noch höherem Maße zur Geltung gekommen ist.

Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Allen Freunden und Bekannten wünscht

ein frohes neues Jahr

H. Heustreu, Kiel,

Lehrmittel-Fabrik.

Für den Zeichenunterricht eingeführte Schmetterlinge und Käfer

empfehle in folgenden Serien:

a. Mit Glaskasten (inkl. Emballage und Porto):

20	Stück	deutsche Schmetterlinge	Mark 6.50
45	»	do.	» 8.50
4	»	große exot. farbenprächtige Schmetterlinge, Flügelspannung 12 cm	» 14.00
20	»	schöne farbenprächtige exotische Schmetterlinge	» 20.00
25	»	deutsche Käfer	» 6.00

b. Ohne Glaskasten (inkl. Emballage und Porto):

25	Stück	deutsche Schmetterlinge	Mark 3.50
45	»	»	» 6.50
25	»	» Käfer	» 4.00

Empfehle den verehrlichen Naturfreunden und Sammlern der Provinz mein reichhaltiges Lager an Naturobjekten aller Art, insbesondere den Herren Lehrern und Schulvorständen zur Beschaffung unterrichtlich wertvoller Lehrmittel.

Berlin S. 42, Oranienstraße 135. **A. Kricheldorff.**



Ein stud. geogr. sucht für eine wissenschaftliche Arbeit
„Die Heimat," Jahrg. V, Heft 1 u. 2,
„ VII, „ 1.
Angebote (mit Angabe der Preise) vermittelt
H. Barfod,
Kiel, Geibelallee 2II.

Habe noch einige schöne **Eiersammlungen** à 200 Stück p. Sammlung für 10 *M.* inkl. Verpackung zu verkaufen.
H. Hintze, Neuwarp i/P.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling,
Vegesack.

Von der ältesten Zeitschrift für Volkskunde „Am Urdsbrunnen" sind noch einige Restexemplare von Jahrgang I, II, III, IV, V u. VII à 1 *M.* zu beziehen von **Heinr. Carstens.** Dahrenwurth b. Lunden.

Zum Jahreswechsel

seien bestens empfohlen:

Dr. Meyns schlesw.-holst. Haus-Kalender, mit zahlreichen unterhaltenden u. belehrenden, heiteren u. ernsten, hoch- u. plattdeutschen Beiträgen unserer besten Schriftsteller u. Dichter, plattdeutschen Preisrätseln v. Joach. Mähl usw. Treffliche Unterhaltung f. d. Winterabende. Preis 50 Pf.

Kleiner Almanach für jedermann. Preis nur 15 Pf.

Schlesw.-Holst. Notiz-Taschenbuch für Beamte, Landwirte u. Geschäftsleute jeden Berufs, stark gebunden 1,50 *M.* Wer dieses für jedermann gleich praktische Buch ein Jahr in Benutzung genommen, wird es nicht wieder entbehren wollen. Überall zu haben!

H. Lühr & Dircks, Garding.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Ad. Ehlers, Handelsgärtnerei, Friedrichstadt a. E.

Große Auswahl in **blühenden Pflanzen, Blattpflanzen, Zimmertannen u. Palmen** in jeder Größe und Preislage.

Geschmackvolle Blumenzusammenstellungen
für alle Zwecke.

Spezialität: Trauerkränze von frischen Blumen,
von 2,00 Mk. an.

Während der Wintermonate werden Tausende von Maiglöckchen, Tulpen, Rosen, Veilchen, Hyazinthen usw. zur Blüte gebracht und für Binderei verbraucht.

Hugo Hamann, Kiel

Spezial-Haus für
Papier, Schreib- und Zeichenmaterialien
Kontormöbel — Schreibmaschinen
Holtenauerstr. 28 • Fernsprecher 445.
Bitte verlangen Sie Preisliste B franko.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,



empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat, Kiel

Brunswiekerstraße 35a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 9,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
═ Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. ═

Lehrerinnen-Seminar Neumünster.

Beginn des neuen Schuljahres am Dienstag, den 2. Mai d. J. Anmeldungen an den Unterzeichneten. Nähere Auskunft erteilt
Rektor **Christiansen**,
Peterstraße 16.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heucks Nachf. (Inh. **H. Kock**),
Kiel, Holstenstraße 75.

Im Verlage von **H. Timm**, Lunden i. Holst., erschien:
Gedichte von Präparandenlehrer **Hermann Green.**
Preis geh. 1,00 *M*, eleg. geb. 1,50 *M*.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen, gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlag.

Aug. Junge,

Färberei
und
chem. Reinigungsanstalt
Kellinghusen.
✢✢✢✢ **Gegründet 1724.** ✢✢✢✢

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 2. Februar 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von $12^1/_2$ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905.

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, falls nicht hier oder dort eine Vereinigung zu gemeinsamer Einsendung vorgezogen wird, für die Einzahlung der Jahresbeiträge das dem Februar-Heft der „Heimat“ beigefügte **Postanweisungsformular**, welches versehentlich nicht schon dem Januar-Heft angelegt wurde, zu benutzen.

Von einer Einsammlung der Beiträge unter Ausgabe von Quittungen muß hinfort Abstand genommen werden. Nur in **Kiel** wird dieselbe durch die Expedition der „Heimat“ besorgt.

Bei allen Einsendungen an die Vereinskasse ist die Angabe der den Adressen vorgezeichneten **Nummern** dringend erwünscht.

Kiel, den 1. Februar 1905.
Adolfstr. 56 p.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

39. **Bernigau**, Ober-Postassistent, Husum. 40. Dr. **Bolau**, Assistent, Helgoland. 41. **Burmester**, Kunstmaler, Möltenort b. Altheikendorf. 42. **Erichsen**, Th., Lehrer, Kiel. 43. **Falke**, Gustav, Schriftsteller, Hamburg-Groß-Borstel. 44. Dr. **Friederichsen**, Buchhändler, Hamburg, Neuerwall 61¹. 45. **Haasemann**, Kreisschulinspektor a. D., Plön. 46. **Jebe**, Lehrer, Honstedt b. Tinglev. 47. **Jensen**, Hauptlehrer, Hamburg 19, Wiesenstr. 1². 48. **Johannsen**, Lehrer, Holm b. Uetersen. 49. **Kohle**, A., Lübeck, Moislinger Allee 52. 50. **Koopmann**, Seminar-Buchhändler, Uetersen. 51. Frl. Auguste **Körner**, Altona, Stiftstr. 8. 52. **Leisner**, Rektor, Kiel-Gaarden. 53. Frl. **Lorenzen**, Büdelsdorf b. Rendsburg. 54. **Möller**, Buchhalter, Tondern. 55. Frl. Hedwig **Nagel**, Kiel. 56. **Nissen**, Adolf, Lübeck, Hüxtertor-Allee 29. 57. Kgl. Präparandenanstalt, Kappeln. 58. **Robbert**, Amtsvorsteher, Ascheffel. 59. **Schultz**, Postgehilfe, Wormstedt. 60. **Stange**, Apotheker, Schönberg i. Holst. 61. **Voigt**, Lehrer, Hamburg 24, Ifflandstr. 40³. 62. **Wichmann**, Kaufmann, Stellingen b. Hamburg. 63. **Wolter**, Pastor, Reinfeld i. Holst. 64—73. Seminaristen zu Segeberg: **Axen**, **Brügmann**, **Dancker**, **Evers**, **Hennings**, **Möller**, **Rathje**, **Roose**, **Ruhkopf**, **Will**.

Zur Nachricht:

Bisher sind verhältnismäßig wenige Adressen zwecks Zustellung von Probeheften eingelaufen. Wir wiederholen unsere Bitte, uns in unserer Werbearbeit tatkräftigst unterstützen zu wollen.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Barfod.

Kiel am 20. Januar 1905.
Geibelallee 2.

Vereins-Angelegenheiten.

Dem geschäftsführenden Ausschuß gehören z. Zt. folgende Herren an:
Rektor Peters, Kiel, Waisenhofstraße 4, Vorsitzender.
Rektor Eckmann, Ellerbek bei Kiel, Schriftleiter.
Rektor Lund, Kiel, Adolfsplatz 10, Schriftleiter i. Vertr.
Lehrer Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2, Schriftführer.
Lehrer Fr. Lorentzen, Kiel, Adolfstraße 56, Kassenführer.
Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann, Kiel, Wilhelmsplatz 6 } Beisitzer.
Stadtrat a. D. Ferd. Kähler, Kiel, Lorentzendamm } Beisitzer.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Zöppritz, Gedanken über Flut und Ebbe. Verlagsbuchhandlung Hans Schultze in Dresden. Preis 1 M. — Hermann Wagners illustrierte deutsche Flora, Lieferung 8—14. Verlag von Sprösser und Nägele in Stuttgart. Preis: 16 Lieferungen à 75 Pf. — G. Mie, Moleküle, Atome. Weltäther. Verlag von Teubner in Leipzig. Preis 1 M. — W. Wisser, Wat Grotmoder vertellt, neue Folge, mit Bildern von B. Winter. Verlag von Eugen Diederichs in Jena. Preis 75 Pf. — Kinder. Der Lundener Kirchhof und seine Grabdenkmäler. Zu beziehen durch Pastor Steffen in Lunden. Preis 1 M. — Adolf Bartels, Friedrich Hebbels Werke mit einer biographisch-literarischen Einleitung. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Preis geb. 4 M. — C. N. Schnittgers Erinnerungen eines alten Schleswigers, neu herausgegeben von H. Philippsen. Verlag von Johs. Ibbeken. Preis 5,50 M. — Robert Körner, Zur Geschichte der Glockengießer in Hamburg. Verlag von Gustav Schloeßmann in Hamburg. — Wilhelm Schuster, Verstandes- und Seelenleben bei Tier und Mensch. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. Preis 0,80 M. — Karl Kraepelin, Naturstudien in Wald und Feld, 2. Auflage; Naturstudien im Garten, 2. Auflage. Preis gebunden je 3,60 M. Verlag von Teubner in Leipzig.

Mitteilung.

Volksaberglauben aus dem östlichen Holstein. Krötenstein. Wie mir ein Landmann erzählte, soll unsere Kröte im Magen einen erbsengroßen Stein tragen, aus dem man manche heilbringende Salbe bereiten kann. Es ist aber sehr schwer, diesen Stein zu erlangen. Man muß denselben nämlich der Kröte abtreiben. Zu diesem Zwecke legt man in einen Topf einen Rost, durch den der Stein hindurchfallen kann, da ihn sonst die Kröte beim Öffnen des Topfes sofort wieder verschlucken würde. Nachdem die Kröte hineingesetzt, wird der Topf luftdicht und völlig dunkel verschlossen. Der Erzähler versicherte mir, schon einen solchen Stein bei einem seiner Arbeiter gesehen zu haben.

Görnitz bei Plön. Christiansen.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Woher der Name Altona?" (Januar-Heft) sind folgende Druckfehler stehen geblieben: S. 9 Z. 20 v. o. soll es heißen: Nachbarschaft statt Nachbarschuft.
„ 12 „ 10 v. u. „ „ „ Beweiskraft statt Beweiskraft.
„ 13 Anmerkung 1 soll heißen: Vergl. oben S. 10.
„ 16 Z. 14 v. o. soll es heißen: Kenner des Plattdeutschen st. der Plattd.
„ 18 „ 11 v. u. „ „ „ Snack statt Saak.

Anfrage.

Weiß jemand Auskunft zu geben über die Existenz folgender Manuskripte, die im allgemeinen Nachrichten über Amt und Flecken Bredstedt enthalten? 1. Rektor Holländer 1732—55. 2. Landschreiber Lorenz Jessen 1651—1736. 3. Sekretär J. H. Jessen 1710—1776. 4. Pastor Georg Theod. Müller 1750—88. 5. Axel Ambrosius 1717—32. Einige dieser Schriften sind im Besitze des Professors Claus Henrich Möller zu Flensburg gewesen. Derselbe hat dort um 1790 gewirkt.

Bredstedt. Dr. Schmidt-Petersen.

Den Naturwissenschaftlern unter den Mitgliedern

sei als Antwort auf mehrere Anfragen mitgeteilt:

Der „Naturwissenschaftliche Verein für Schleswig-Holstein" erhebt von den in Kiel ansässigen Mitgliedern einen Jahresbeitrag von 6 M., von den auswärtigen Mitgliedern einen Jahresbeitrag von 2 M. Die Mitglieder erhalten die in zwangloser Folge erscheinenden „Schriften," auch steht ihnen die Benutzung der reichhaltigen Bibliothek frei.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 2. Februar 1905.

Bilder aus dem Leben der ländlichen Bevölkerung Ostholsteins im Mittelalter.

(Die Schwesterdörfer Gammal und Zarnekau bei Eutin.)

Vortrag auf der 14. Generalversammlung zu Plön am 25. Mai 1904

von Professor A. Kühn in Eutin.

Jeder Gast der schmucken Stadt Plön, die uns heute so freundlich zu sich rief, hat voll Naturempfindens den Blick schweifen lassen über den mächtigen See, der die Stadt bespült. Staunend mißt das Auge seine Weite, Zielpunkte am fernen Gegenufer suchend. Da fühlt es sich schnell gefesselt durch eine Kirche, fern und doch deutlich hervortretend: die Kirche von Bosau. Und wer ein Geschichtsfreund ist, dem winkt aus ihr zugleich ein Geschichtsblatt erinnerungsreichster Fülle und bannt auch sein geistiges Auge auf sich: denn von dort aus fiel ja wirklich einst das Licht der Geschichte auf dieses ganze Land. Dort drüben in Bosau in dieser selben alten Kirche predigte einst in den Tagen des großen Kaisers Friedrich Rotbart und des gewaltigen Heinrich, des Löwen, des Sachsenherzogs, der Priester Helmold, der die Geschichte dieser Gegend schrieb. Das Herz war ihm voll von dem, was er aufzeichnete. Die Größe des Erlebten und Geschauten machte ihn beredt. Er stand ganz unter dem Eindruck des großen Kampfes, der sich damals auf diesem Boden Ostholsteins abspielte: in Trümmer sank die wagrische Slavenburg Plön vor dem Zorne der Holsten, die weithin das slavische Land zur Einöde machten. Dann kam Graf Adolf und „schickte Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, wen der Mangel an Ackerland drücke, der solle nur kommen mit all den Seinen: hier solle er finden ein treffliches Land, ein weites Land, reich an Früchten, mit Fisch und Fleisch und Weide die Fülle. Den Holsten und Stormarn aber ließ er sagen: Habt ihr nicht das Land der Slaven bezwungen, habt ihr's nicht erkauft mit eurer Brüder und Väter Blut? Warum wollt ihr die letzten sein, es in Besitz zu nehmen? Seid lieber die ersten, zieht ein ins verlockende Land! Auf solchen Ruf machte sich auf eine Menge ohne Zahl von verschiedenen Völkern, nahm alle die Ihrigen mit sich und kam hierher ins Wagirenland zum Grafen Adolf, das Land zu besitzen, wie dieser versprochen. Die Holsten zuerst erhielten Sitze, wo es am sichersten war, im Westen bei Segeberg, am Travefluß, auch das Gelände um Bornhöved und vom Schwalebach an bis zu Tensfelderau und Plönersee. Das Dargunerland (um das heutige Ahrensböck) besiedelten Westfalen, das Eutinerland Holländer, das Süselerland Friesen. Oldenburg und Lütjenburg und die andern Landstriche am Meer gab Graf Adolf

den Slaven zu bewohnen, und diese mußten ihm Tribut zahlen." Das Plönerland blieb damals noch wüst, aber gut ein Jahrzehnt später baute Graf Adolf die Burg Plön wieder auf und legte hier eine Stadt und einen Markt an. Die Slaven in den umliegenden Orten wichen zurück; Sachsen kamen und wohnten daselbst, und allmählich schwanden die Slaven im Lande dahin.

Wie aber diese neue deutsche Stadt Plön sich erhob, da grüßte bereits über den See herüber, wie heute, Vizelins Bau und Helmolds Heim, die Kirche von Bosau: mit dem alten Plöner Slavengotte Podaga war es aus für immer, und was noch weiter von Slaven hier wohnte, das beugte sein Knie vor dem Kreuze.

Das ist der Kern der Erlebnisse des Bosauer Priesters Helmold, und das hielt er mit Recht für etwas Großes: denn jene Besiedelung durch den Grafen Adolf im Verein mit Vizelins Missionswerk war das Reis, aus dem sich der stattliche Baum der Kultur dieses schönen ostholsteinischen Landes entwickelt hat.

Gestatten Sie mir gütigst, die Eigenartigkeit dieser Entwickelung aufzuweisen, wie sie sich aus der Eigenart der Anfänge ergab, und zwar nicht an einer städtischen Bevölkerung, die überall rascher der Gleichartigkeit zustrebt, sondern an dem Beispiele eines ostholsteinischen Ansiedlerdorfes der Eutiner Gegend, in welchem der verhältnismäßig reichhaltige urkundliche Stoff die auch anderweit gemachten Beobachtungen wie in einem Brennpunkt zu vereinigen ermöglicht und empfiehlt.

Der Kern der jungen Holländerkolonie des Eutinerlandes trat sehr bald in engste Beziehung zu derjenigen kirchlichen Schöpfung, in welcher das Lebenswerk des Glaubensboten Vizelin gipfelte, dem Bistum Oldenburg. Dies Bistum hatte schon früher einmal bestanden und hatte sich einigen weltlichen Besitzes, darunter eines Hofes in Bosau, erfreut; in Anknüpfung an jenen älteren Besitz verliehen Heinrich der Löwe und Graf Adolf dem Bischof Vizelin auch jetzt das Dorf Bosau samt gewissem Zubehör. Die wirkliche Ausstattung des Bistums ward aber erst Vizelins Nachfolger Gerold zu teil; auf Betrieb Heinrichs des Löwen fügte Graf Adolf der Bosauer Besitzung noch Hutzfeld und Wöbs hinzu, als wesentlichsten Teil der Ausstattung aber gab er dem Bischofe Eutin und Gammal samt ihrem Zubehör, d. h. eben jenen Kern der Holländerkolonie. Das Wort Zubehör muß für Eutin und Gammal in allerweitestem Sinne gefaßt und auch für Hutzfeld und Wöbs hinzugedacht werden: denn auf beiden bischöflichen Gebieten tritt bald urkundlich Dorf auf Dorf, man möchte fast sagen scharenweise, hervor, und daneben zeigt sich, daß noch eine dritte Gruppe bischöflichen Besitzes dieser Gegend, die Malente-Neukirchener, bei Helmold eben auch nur unter dem Worte Zubehör ihre Vertretung gefunden hat. Bischöflicher Besitz in größerer Ferne, wie im Lande Oldenburg und bei Lübeck, möge hier außer Betracht bleiben.

Eutin und Gammal lagen symmetrisch zum großen Eutiner See: wie Eutin südlich von seinem West-, so Gammal südlich von seinem Ost-Ende. Dem Wanderer, der von Eutin der Oldenburger Chaussee ostwärts folgt, liegt, nachdem er das Wäldchen Pulverbek durchmessen, auf der großen Koppel rechter Hand der Platz zur Seite, den einst das Holländerdorf Gammal einnahm. Den Namen Gammal fanden die holländischen Ansiedler schon vor; denn dieser stammt noch aus der Slavenzeit. Der erste Vokal des Namens war kurz, tonlos und dumpf gesprochen, daher er sich bald a, bald o, bald u geschrieben findet; das a der zweiten Silbe betont, lang und daher auch stets auf eine Weise aufgefaßt und geschrieben. Die Erklärung aus dem polnischen gomoly abgestumpft, ohne Spitze, dem tschechischen homoly kegelförmig paßt vorzüglich zur Örtlichkeit, die sich stark ansteigend plattenförmig über das Umgelände erhebt. Außer Eutin und Gammal waren noch vier Holländerdörfer in nächster Nähe bischöflich, gehörten also, mit Helmold zu reden, zum Zubehör: Neudorf, Jungfernort, Zarnekau und Bockholt. Nichtbischöflich

waren damals in der Nachbarschaft die Holländersiedlungen Groß-Meinsdorf und Röbel.

Unter den sechs bischöflichen Holländerdörfern, die zusammen genau 50 Hufen hielten, bahnten sich bald Unterschiede der Entwicklung an. Eutin baute Bischof Gerold selbst schon als städtische Niederlassung mit Markt aus und gründete sich selbst darin ein Haus, womit er es zum Mittelpunkte für den bischöflichen Landbesitz stempelte. Zum offiziellen Hochsitz des Bistums machte er freilich Lübeck, die mächtig aufblühende junge Stadt, anstatt des ungeeigneten Oldenburg. Diese Verlegung nach Lübeck aber wirkte auch ihrerseits zurück auf die Holländerkolonie am Eutinersee. Der Bischof richtete nämlich in Lübeck ein Domkapitel ein, d. h. eine Vereinigung von Geistlichen, die nach kanonischer Regel lebten; zur Ausstattung der zu ihrem Unterhalte nötigen Pfründen überwies er neben Zehnt und Zins mehrerer weiter Landstriche noch besonders Zehnt und Zins aus dem Dorfe Gammal — gewiß ein redendes Zeugnis für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Holländerdorfs. Die Folgezeit beweist übrigens, daß bei Gammal das nur eine Viertelstunde entfernte Zarnekau mit inbegriffen gedacht war.

Zehnt einschließlich Zins hatten somit die Schwesterdörfer Gammal-Zarnekau nunmehr nach Lübeck zu entrichten, wie bisher an den Bischof. Der Zins war eigentlich als die kleinere der beiden Abgaben gedacht; er wird vielfach deutsch mit Heuer, und wenn er in Roggen entrichtet zu werden pflegte, mit Roggenheuer bezeichnet. In den holländischen Nachbarsiedelungen von Gammal betrug er 1 Drömt, d. h. 12 Scheffel klaren Roggens auf die Hufe. Der Zehnte war bei diesen Holländern ursprünglich eine viel bedeutendere Abgabe. Denn die Holländer entrichteten den Ackerzehnten in natura in der Weise, daß der bischöfliche Wagen die Äcker in der Ernte selbst befuhr und überall den zehnten Schof, d. h. die zehnte Garbe von Roggen, Gerste und Hafer — Weizenbau war damals hier ganz gering — einsammelte, und ebenso den zehnten Teil des Ertrages anderer Nutzpflanzen wie Lein, Bohnen und Erbsen. Das Herumfahren des Wagens begann um Jakobusaposteltag, d. h. um den 25. Juli, welcher für jene Zeit etwa dem 1. August unseres heutigen verbesserten Kalenders entsprach. Selbstverständlich hatte dies Einsammeln für die Bauern Unbequemlichkeiten im Gefolge, und mancher von ihnen mußte wegen langsamer Abholung des Zehnten Schaden leiden. Daß sich gegen diese Abgabe hie und da Widerstand zeigte, war somit natürlich. Die Kolonen von Grebenhagen, damals zum Kirchspiel Pronstorf, heute zu Ahrensböck gehörig, waren nach einer Nachricht 15, nach einer andern gar 20 Jahre lang exkommuniziert, weil sie den Zehnten nicht auf dem Felde einsammeln lassen wollten. Was die Landleute anstrebten, welche zum Ackerzehnt verpflichtet waren, das war Ablösung durch festen Satz in Getreide oder Geld. So pflegten die Kolonen von Kassau und Plunkau im Kirchspiel Altenkrempe den Ackerzehnt jährlich mit 20 Scheffel Hafer pro Hufe abzulösen. Es kam vor, daß bei einem solchen Vertrage die Bauern ausdrücklich verpflichtet wurden, nun auch selbst die Beförderung des Getreides an den Ort seiner Bestimmung zu übernehmen.

In Gammal und Zarnekau muß der Übergang zum festen Getreidesatz schon früh vollzogen worden sein, und zwar entrichteten die Bauern dem Domkapitel jährlich im ganzen als Zehnt einschließlich Zins von ihren 15 Hufen 30 Drömt (= 360 Scheffel) Roggen und Hafer, also für die Hufe 1 Drömt Roggen und 1 Drömt Hafer. Ein hoher Ansatz war dies keineswegs, wenn man bedenkt, daß ums Jahr 1280 in Eutin und Neudorf, wo der Ackerzehnt auf dem Felde eingesammelt wurde, auf die Hufe, außer dem einen Drömt Zins oder Roggenheuer, an Ackerzehnt noch im Mittel ein zweites Drömt Roggen, ein Drömt

Hafer und ein halbes Drömt Gerste gerechnet wurden. Jener verhältnismäßig niedrige feste Satz für Gammal und Zarnekau erklärt sich eben auch nur daraus, daß er zu einer Zeit vereinbart wurde, wo die Dorffeldmark erst zum Teil in Bewirtschaftung genommen war. Von seiten der Domherren in Lübeck war eine Steigerung dieses Ansatzes kaum zu erwarten, da diesen eine solche gar nicht zu gute gekommen wäre: ihnen standen ein für allemal die Erträge der ihnen übertragenen Zehnten nur bis zu einer bestimmten Höhe zu. Aber bei der Stiftung der Pfründen war bestimmt worden: wenn diese Erträge künftig einmal mehr abwerfen würden, so solle dieser Überschuß dem Bischofe zufallen. Auf seite des Bischofs war also ein Interesse an der Steigerung vorhanden, und bald spielten die Excrescenzen, wie man jene Überschüsse nannte, eine Rolle im bischöflichen Haushalt, ja, sie flossen so reichlich, daß man es für gut fand, auch dem Domkapitel neue Stiftungen daraus zu verehren.

Diese Entwickelung hat an sich durchaus nichts Abnormes. Es war vielmehr nur natürlich, daß das Bistum die ihm zur Verfügung stehenden materiellen Hülfsmittel nutz- und ertragsreicher zu gestalten sich bestrebte. Auf dem Gebiete der Neurodungen und neuen Dorfanlagen erwarb es sich allmählich aus der Praxis die nötige Erfahrung, suchte aber auch auf die alten Dörfer den Grundsatz anzuwenden, daß mit der fortschreitenden Nutzbarmachung der Dorffeldmark eine Steigerung der kirchlichen Erträge Hand in Hand gehen müsse.

So trat denn auch an die Holländerdörfer Gammal und Zarnekau diese Steigerungsfrage heran. Gewiß war auch hier der Anfangszeit gegenüber die für die Zahl von 15 Hufen ausgiebig, aber andererseits keineswegs übermäßig bemessene gemeinschaftliche Dorffeldmark durch Ausdehnung der Wirtschaftsfläche inzwischen ertragsfähiger gemacht worden. Aber in begreiflicher Abneigung gegen die Übernahme bisher nicht getragener Verpflichtungen erhoben die Bauern Widerspruch. Diesen Holländerdörfern stand das Erbrecht (hereditas) an den Hufen herkömmlich zu, und hierauf bauten sie jedenfalls. Denn das Verfahren, welches der Steigerung jener Abgaben eine Rechtsgrundlage verlieh, bestand in einer Neuvermessung der Dorffeldmark zum Zwecke des Nachweises, daß diese tatsächlich mehr Hufen halte, als bisher solche in Ansatz gekommen seien. Gegen dies Verfahren gewährte aber das Erbrecht der Kolonen an den Hufen auch in den Augen der Kirche einen Schutz. Über ihr Dorf Hamberge bei Lübeck schrieben die Domherren in ihr Pfründenverzeichnis: „Die Hufen dieses Dorfs können, sobald es dem Kapitel beliebt, nachgemessen werden, denn das Erbrecht steht frei der Kirche zu. Und wie Schwinden des Erbrechts der Kolonen sofort dem Grundherrn die Befugnis gab, die Hufen nachzumessen, das läßt das gleiche Verzeichnis am Dorfe Bunendorf bei Lütjenburg erkennen, welches bald darauf das Lübecker Domkapitel der Stadt Lütjenburg behufs Einverleibung in ihre Stadtfeldmark käuflich überließ. Von Bunendorf sagt nämlich jenes Verzeichnis: „In Bunendorf haben wir die Äcker nachmessen lassen, und man fand 10 Hufen. Die Kolonen maßten sich bisher das Erbrecht an, welches in Wirklichkeit frei der Kirche zusteht." Und am Dorfe Vorrade bei Lübeck läßt sich die Stufenfolge nachweisen, wie das Erbrecht der Kolonen erst anerkannt, dann bezweifelt, dann bestritten, dann weggenommen und endlich die Äcker nachgemessen und die Abgaben erhöht wurden.

Also das war der Weg: dies Erbrecht konnte, weil Beurkundung desselben nicht vorhanden war, angezweifelt werden. Und daß dies auch im Falle Gammal geschehen, ist deutlich erkennbar, denn in dem neuen Vergleich, der schließlich erzielt wurde, vermied nachher der Lübecker Bischof Johann von Tralau den Ausdruck, den Bauern habe das Erbrecht an den Hufen zugestanden, brauchte vielmehr

ebenfalls die Wendung: die Bauern hätten dies Erbrecht sich angemaßt (sibi usurpabant). Auf diese Weise gelang es, am 21. November 1262 — die Sache erschien so wichtig, daß ein bischöflicher Chronist das Datum überliefert hat — die Nachmessung der Feldmark zu bewerkstelligen. Der Bischof selbst mit einigen Domherren war hierzu erschienen. Das Resultat mag verblüffend genug gewirkt haben, denn der Bischof fand statt 15 Hufen ihrer 66. Nun ist es ja ganz klar, daß, wenn bisher dieser ganze Block Holländerdörfer genau 50 Hufen gezählt hatte, nicht auf einmal weniger als ein Drittel dieses Areals 66 Hufen gelten konnte, und es ist nach Erledigung des Streites auch nie wieder jemandem eingefallen, die 66 Hufen im Munde zu führen. Es war ein Kampf- und Schreckmittel und hat als solches gewirkt. Bischöflicherseits wurde ein Unterschied gemacht zwischen den 15 Hufen, die nach Lübeck steuerten, und den übrigen, welche an den Bischof zurückfallen müßten. Da wurden die Bauern nach und nach gefügig und schlossen erst Einzelverträge, aus denen einige Jahre nach jener Vermessung ein Gesamtvertrag hervorging, der den Bauern von Gammal und Zarnekau ihre Hufen und Grenzen für alle Zeit zugestand: doch mußten sie sich verpflichten, dem Bischof fürderhin ebenfalls, wie bisher nur dem Domkapitel in Lübeck, 15 Drömt Hafer und 15 Drömt Roggen oder Gerste — die Wahl sollte ihnen überlassen bleiben — jährlich zu entrichten und nach Eutin hinzuliefern. Mit der freien Wahl der Bauern zwischen Roggen und Gerste scheint es aber nicht lange vorgehalten zu haben: denn bald darauf ist in einem Register von Gerste keine Rede mehr, sondern nur noch von Roggen, und die gelegentliche rechnerische Gleichsetzung von zwei Drömt Gerste gleich einem Drömt Roggen in einer Abrechnung jener Zeit läßt erkennen, daß freie Wahl schwerlich die Bauern zur Entrichtung von Roggen trieb. Übrigens hat ein Jahrhundert später der Bischof Bertram Cremon in einem Vergleiche mit dem Lübecker Domkapitel dessen Einkünfte aus Gammal und Zarnekau tauschweise zu den bischöflichen Einnahmen zurückerworben, so daß die beiden Dörfer jetzt alles nach Eutin lieferten, wo der Unterschließer des bischöflichen Schlosses in jener Zeit das Kornregister führte. Dies hatte für die Kolonen wenigstens den Vorzug der Vereinfachung.

Dieser wirtschaftlichen Entwickelung parallel und sich mit ihr gegenseitig stark beeinflussend ging noch eine zweite, mehr politische. Die weltliche Gewalt des Landes verzichtete immer mehr auf die Ausübung ihrer Rechte über die Bischofsleute.

Heinrich der Löwe hatte die Freiheiten des Bistums festgestellt, ihnen aber auch bestimmte Grenzen gegeben. Sein Sturz und die diesem nachfolgenden Wirren aber ermutigten die Bischöfe, größere Selbständigkeit anzustreben. Vornehmlich ging ihre Absicht dahin, in dem wirtschaftlich leistungsfähigen Kerne ihres Güterbesitzes, d. h. in der Holländerkolonie am Eutinersee, die Vogteirechte zu erwerben und sie dadurch aus dem Landesverbande der holsteinischen Grafschaft zu lösen. Denn die Gerichte der gräflichen Vögte in Eutin wie in Bosau und Neukirchen (später in Malente) bildeten gewiß eine der bischöflichen Gewalt sehr unbequeme Schranke in den vielen Differenzen mit den Kolonen, welche die Unentwickeltheit der wirtschaftlichen Zustände und der offenbar von Anfang an große Mangel an urkundlichem Beweismaterial notwendig nach sich ziehen mußte. Ein dauernder Wohnsitz des gräflichen Vogtes in Eutin selbst war um so lästiger, als die Bischöfe mit den Grafen in einem endlosen Streit um die 300 Hufen standen, welche die Ausstattung des Bistums bilden sollten, aber nach der Überzeugung der Bischöfe durch die wirkliche Landschenkung nicht erreicht wurden. Die stete Anwesenheit eines Vertreters der Landesgewalt im Mittelpunkte des Streitobjektes selbst hatte demnach ihr Mißliches. Der Vogt Otto von Eutin mußte durch Vergleich seinen Wohnsitz in Eutin endgültig aufgeben und durfte nur dreimal im Jahre zur Abhaltung des

Landdinges daselbst erscheinen; der Vogt Volrad Sten mußte 1256 seine Vogtei in Eutin, Neudorf, Jungfernort, Gammal, Bockholt und Zarnekau, d. h. der ganzen bischöflichen Holländerkolonie, gegen Entschädigung niederlegen und versprechen, dies sein Vogteilehen, wann der Bischof es bestimme, in die Hand der Grafen förmlich zu resignieren. Das Einverständnis der Grafen selbst war bereits eingeholt, diese hatten auch auf Erhebung des Grafenschatzes, d. h. gräflicher Beden, wie sie bei bestimmten Anlässen und im Bedarfsfalle eingefordert wurden, von den Kolonen des Bischofs verzichtet: aber den Holländergrafenschatz, welcher jährlich als regelmäßige Einnahme erhoben wurde, behielten sie sich ausdrücklich noch vor; doch auch diesen Holländerschatz, wie er aus Eutin, Neudorf, Jungfernort, Bockholt, Gammal und Zarnekau in der Höhe von 27 lübschen Pfennigen für die Hufe erhoben wurde, gelang es schließlich dem Bischofe vom Grafen durch Tausch zu erhalten. Da dieser Holländergrafenschatz offenbar bei der ersten Ansiedelung selbst bedungen und festgestellt ist, da ferner seine Gesamthöhe mit $6^1/_2$ Mark bei dieser Gelegenheit angegeben wird, was bei Annahme der winzigen Abrundung um 6 Pfennige (d. h. weniger als $^1/_2$ % der Summe) auf 46 Hufen führt, so sind hiermit die Angaben der Bauern über die Zahl der Hufen glänzend gerechtfertigt: Neudorf hatte 12, Eutin 12, Jungfernort 3, Bockholt laut Aussage der Bauern 4, Gammal und Zarnekau 15, was richtig die Summe 46 ergibt. Die Bauern erinnerten sich der mit ihren holländischen Vorvätern getroffenen Abmachungen eben ganz genau; und rechnen wir die 4 Hufen noch zu, welche damals bereits geraume Zeit zum bischöflichen Vorwerk Eutin gezogen waren und jedenfalls seitdem keinen Holländerschatz mehr zahlten, so ergibt sich eben die oben schon an die Spitze gestellte Zahl 50 für diesen bischöflich gewordenen Teil der Holländerkolonie.

Hielten aber, was die Zahl der Hufen betraf, die Bauern nur den Standpunkt der ersten holländischen Ansiedler fest, so geschah das zweifellos auch in Sachen des Erbrechts an den Hufen. Dies war ja auch Gammal und Zarnekau im neuen Vertrage geblieben. Das Erbrecht verschaffte außer größerem Selbständigkeitsgefühl und größerer wirtschaftlicher Widerstandsfähigkeit auch unmittelbaren materiellen Nutzen: es befreite von der lästigen Pflicht, beim Ableben eines Bischofs dem Nachfolger eine Beisteuer zu entrichten, welche lateinisch als preemtio, deutsch als vormede bezeichnet wurde. Ein bischöfliches Tafelgüterverzeichnis um 1280 nimmt diese Beisteuer allgemein von den Dörfern in Anspruch „mit Ausnahme derjenigen, welche das Erbrecht an ihren Gütern besitzen wie in Eutin, Neudorf, Gammal, Zarnekau und Bockholt.“ Man sieht, es ist geschlossen die Holländerkolonie, und nichts außer ihr: aber wo bleibt das Dorf Jungfernort in der Aufzählung? Ist es glaublich, daß die drei Hufen dieses kleinen Dorfes, welches holländisch war gleich den übrigen — es zahlte ja den Holländerschatz und gab den Ackerzehnt — und welches in der geometrischen Mitte der ganzen Kolonie lag, allein das Erbrecht nicht besessen haben sollten? Gewiß nicht! Aber der Gegner dieses Erbrechts lag in gefährlicher Nähe: es war das bischöfliche Vorwerk in Eutin, damals noch unmittelbar am Schlosse. Die Nichtanerkennung des Erbrechts enthielt das Todesurteil des kleinen Dorfes: 1356 wird es urkundlich noch erwähnt, aber bald schrieb eine Hand auf den Rand des erwähnten Tafelgüterverzeichnisses zum Ackerzehnten von Jungfernort hinzu: „Item Jungfernort mit allem Recht und aller Nutzung gehört jetzt dem Bischofe von Lübeck“; in einem andern Verzeichnis von etwa 1426 wird es nicht mehr genannt, und um 1440 schrieb Bischof Nikolaus Sachow in sein Repertorium: „Heute besteht das Dorf Jungfernort nicht mehr, sondern seine Äcker sind teils zum Grundbesitz des Schlosses Eutin gelegt, teils sind sie wüst durch Wald-

wuchs." Wer den kurzen Spaziergang aus Eutin auf der Oldenburger Chaussee bis Heimburgsruh macht und hier die breite Halbinsel nach dem See zu überblickt, der hat die alte Dorffeldmark von Jungfernort vor sich liegen.

Ist Gewalt angewandt worden? Davon findet sich keine Spur. Seit dem Verlust des Erbrechts war das kleine Dorf dem wirtschaftlich viel stärkeren Nachbar nicht mehr gewachsen: sein Schicksal gleicht dem von Bunendorf bei Lütjenburg, nur daß jenes von einer Stadt, dieses von einem landesherrlichen Betriebe aufgesogen worden ist. Und die wirtschaftliche Überlegenheit des bischöflichen Hofbetriebes war noch ungleich größer als die der Stadt. Denn seit das Gericht bischöflich war, standen dem Bischofe die Dienste der Untertanen, wie Hand- und Spanndienste, zur Verfügung. Dieser Grundsatz gehörte allerdings dem Holstenrecht, nicht dem Holländerrecht an: daß aber die Holländer davon nicht befreit waren, läßt sich am Holländerdorf Sibsdorf im Lande Oldenburg urkundlich nachweisen, und daß der Bischof Dienste der Untertanen in dieser Zeit beanspruchte, steht hinsichtlich gewisser Dörfer am andern Ufer des Eutinersees, speziell Fissau und Sibbersdorf fest. So werden auch die Holländerdörfer am Südufer solche geleistet haben.

Diese gesteigerten materiellen Mittel des Bistums ermöglichten es denn auch, mit der Zeit das Erbrecht anderer Holländerdörfer als Jungfernort von den Kolonen auf den Bischof zu übertragen. Es geschah hier, soweit die Urkunden blicken lassen, in aller Form Rechtens, durch Kauf, ganz allmählich, Jahrhunderte hindurch, von einem Erbe zum andern fortschreitend; so insonderheit in Gammal und Zarnekau. In letzterem Dorfe kaufte Bischof Johann von Tralau nach dem Tode des Besitzers, Tuto mit Namen, dessen Erbe und schloß nach Erlegung des Kaufpreises Tutos Leibeserben vom genannten Dorfe völlig aus. Das Erbe verkaufte dann der Bischof wieder zur Aufbesserung einer Vikarie am Lübecker Dome, so daß nun die 3 Drömt, welche dies Erbe bisher an das Domkapitel zu entrichten hatte, hinfüro an den betreffenden Vikar fielen: dem Domkapitel sollten die verlorenen 3 Drömt anderweit ersetzt werden. So befand sich dies Erbe fortan zwar nicht in bischöflichem, aber doch in kirchlichem Besitz. Bemerkenswert ist, daß dieser Kauf bereits abgeschlossen war, als das Erbrecht der Kolonen durch den vorhin erwähnten Vertrag nach der Ackervermessung von neuem anerkannt wurde.

Erst ungefähr 70 Jahre später, im Jahre 1336, wurde wieder ein Erbe in Zarnekau durch den Lübecker Bischof Heinrich von Bokholt angekauft, und zwar von den Knappen Hartwich und Heinrich von Bichel, Vater und Sohn. Die Adelsfamilie von Bichel nannte sich jedenfalls nach dem Dorfe Bichel im Kirchspiel Bosau, wie fast zahllose unserer Dörfer Stammsitze solcher Adelsfamilien gewesen sind, beispielsweise Löja, Meinsdorf bei Plön, Fassensdorf, Fissau, Sibbersdorf, Rotensande bei Eutin, Kassau im Kirchspiel Altenkrempe usw. Auch nach dem Dorfe Gammal nannte sich, wie wir noch sehen werden, eine solche Familie. Hartwich und Heinrich von Bichel verkauften dem Bischof Heinrich ihre fünf Viertelhufen Land samt Gebäuden mit Einwilligung aller ihrer Erben: die Äcker führten den in den deutschen Siedlungen des Ostens so oft wiederkehrenden poesievollen Namen Vogelsang und haben vielleicht dem heutigen Hufnerberg bei Zarnekau entsprochen. Bischof Heinrich stiftete mit ihren drei Mark Jahreseinkünften sein Seelgedächtnis an der Kirche zu Eutin.

Nun endlich folgten solche Käufe auch in Gammal. Der Knappe Ywan Bichel, nach einer andern Urkunde in Luschendorf ansässig, verkaufte im Jahre 1358 dem Bischof Bertram Cremon eine Hufe in Gammal, die im Erbgange von Eghard, Sohn Hartwichs von Gammal, an ihn gelangt war, und 1369 verkaufte Eybe, Witwe des Knappen Heinrich Sedorp und Tochter Marquards

von Rodensande, demselben Bischof ihr Erbe in Gammal, welches eine Hufe und ein halbes Viertel hielt. Der Knappe Eler Splyd und seine Frau Grete, Tochter von Hartwich Gammal, verkauften im Jahre 1400 dem Bischof Johann Schele Frau Gretes Mitgift, bestehend in Haus, Hof und Hufen zu Gammal. Unter den Zeugen steht neben hohen bischöflichen Beamten, dem Offizial und dem Vogt sowie den Bürgermeistern und Ratmannen von Eutin samt einigen Bürgern auch stolz: Detleff Rauen Bur to Gammal. Wenige Jahre später, 1404 verkaufte Otto Mummendorp demselben Bischof Johann Schele sein Wohnhaus mit Zubehör in Gammal, und schließlich verkaufte der vorhin genannte Knappe Eler Splyd dem Bischofe alles, was seine Frau Grete von ihrem nunmehr verstorbenen Vater und Oheim Hartwich und Hinrik Gammal inzwischen geerbt hatte. Der diese Urkunden ins bischöfliche Register eintrug, machte zu diesen letzten Vorgängen die triumphierende Bemerkung: „Und so haben wir das ganze Dorf Gammal von den Adeligen freigemacht." Offenbar war das Ziel langer Sehnsucht damit erreicht, denn die Adeligen in den bischöflichen Gütern waren oft recht schwierige Untergebene.

Das Werk, den ganzen Besitz in diesen Dörfern in des Bischofs Hand zu vereinigen, brachte Bischof Nikolaus Sachow der Vollendung nahe. Er war eine höchst bedeutende Erscheinung in der Reihe der lübschen Bischöfe, ein Mann, der die geistigen und materiellen Mittel seines Bistums sammelte und in Wirksamkeit treten ließ, mit großer Opferfreudigkeit und hervorragender Sachkenntnis. Er kaufte 1443 das ehemalige Tuto-Erbe in Zarnekau von jener Vikarie der Lübecker Domkirche zurück, erwarb im gleichen Jahre das Erbrecht an einer Viertelhufe mit Hausstelle, die ein Wridt und dann ein Raven besessen hatten, und kaufte der Eutiner Kirche den Vogelsang in Zarnekau wieder ab. Fünf Jahre später kaufte er drei Hausstellen in Gammal und ein Ackerstück in Zarnekau von der Baukiste der Kirche in Eutin sowie eine Viertelhufe in Zarnekau von der Kirche in Süsel, welche daran das Erbrecht hatte. Diesmal konnte Bischof Nikolaus Sachow diese Angaben mit den Worten begleiten: „und so ist das ganze Dorf Zarnekau von fremden Äckern freigemacht, so daß Niemand daselbst etwas besitzt als der Bischof."

Von Gammal konnte er das nicht ganz sagen: eine Randbemerkung von seiner Hand zum mehrfach genannten bischöflichen Tafelgüterverzeichnis sagt, Gammal und Zarnekau hätten nun kein Erbrecht mehr, mit Ausnahme eines Erbes in Gammal. Wie dies letzte noch an den Bischof gebracht wurde, ist nirgends ersichtlich, aber offenbar ist auch das Urkundenmaterial über die früheren Käufe lückenhaft: nur hinsichtlich der Erwerbungen aus adeliger Hand mag es vollständig sein. Aber es genügt vollauf, um ein Bild von dem Verlaufe der Sache, der Zähigkeit, mit der die Bischöfe ihr Ziel verfolgten, und dem Anteil, den Adel und kirchliche Stiftungen an jenem Verlaufe hatten, zu gewinnen.

Daß während des letzten Stadiums dieser Entwicklung, im Jahre 1438, die Dörfer Gammal und Zarnekau ihr altes Holländerrecht aufgaben und Holsteurecht annahmen, war gewiß für die Entscheidung der Frage des Erbrechts ganz belanglos. Diese Frage war vielmehr bereits entschieden, denn was Bischof Nikolaus Sachow noch zu tun vorfand, war im wesentlichen doch nur der Zusammenkauf dessen, was verstreut bereits in kirchlichen Händen ruhte.

Was nun noch von Gammal weiter verlautet, ist dürftig genug. Unter den Mitgliedern der Eutiner Mariengilde erscheint einmal im Jahre 1520 ein Marquard Jacobs zu Gammal „der junge" neben einem Clawes Jacobs zu Zarnekau mit seiner Frau Engelke; und ein durch glücklichen Zufall erhaltenes Türkenschatzregister von 1549 nennt die sämtlichen Hufner von Gammal: Marquard Jacobs, Peter Langemester, Detlef Hermens, Marquard Kloth, Hans Boneke und Jochim

Sterneberg. Dies sind die letzten Bewohner des einstigen Holländerdorfes gewesen. Bischof Eberhard von Holle berichtet im Eingang einer Urkunde von 1568,[1]) daß er das Dorf Gammal nebst einigen anderen wieder an sich und das Stift genommen und dies dadurch merklich und augenscheinlich gebessert habe: die Leute habe er „ihres Gebäudes wegen abgetroffen," d. h. sie für die Baulichkeiten entschädigt, und dies habe ihm nicht geringe Kosten verursacht. An Gammal hatte sich mithin dasselbe Geschick erfüllt wie 200 Jahre früher an Jungfernort. Das Dorf war niedergelegt, das Land Hofland geworden. Und es ist, wie wenn der Vernichtungsprozeß mit der Niederlegung des Dorfes noch nicht sein Ende erreicht hätte: während sonst von jedem eingegangenen Dorfe der Eutiner Gegend — sie machen eine stattliche Zahl aus — wenigstens ein Flurname sich erhalten hat, ist der Name Gammal ganz erloschen, so daß im 18. Jahrhundert der fleißige Beamte und Gelehrte des Lübecker Domkapitels Detharding die Urkunden, welche von Gammal handelten, aus der zweiten Silbe des Namens allen Ernstes auf Malente deutete.

Das Schwesterdorf Zarnekau aber freut sich heute noch rüstigen Daseins: glücklicher als Gammal, hat es das hereinbrechende Zeitalter der Leibeigenschaft überstanden und eine Zeit erlebt, die sich nicht mehr die Fesselung, sondern die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte zum Ziele setzte.

Altes und Neues aus Schleswig.

Von Doris Schnitger in Schleswig.

Die Wiedereröffnung der Schleswiger Altertums-Sammlung, auf welche ich im Septemberheft 1904 der „Heimat" im voraus hinwies, ist am 25. September v. J. erfolgt. In der Weiherede sprach der Vorsitzende des Vereins, Herr Gymnasiallehrer Terno, über die Entwicklung und die Ziele der Neugründung. Gehört unsere Sammlung noch längst nicht zu den reichhaltigeren des Landes, so wächst sie doch fortgehend, besonders durch Schenkungen. Sie enthält Abteilungen von einer historischen und doch intimen Eigenart, die nur hier sich finden kann. Es sei erinnert an alles, was die wechselvolle Geschichte von Schloß Gottorp an Spuren hinterließ, z. B. auch an all die kleinen, mit viel Sorgfalt aufgehobenen Gebrauchsgegenstände des Landgrafen Karl.[2]) Sind nur einzelne derselben von einigem künstlerischen Wert, als Erzeugnis des so überaus zierlich schaffenden Empirestils, so regt außerdem jedes der Sächelchen die Pietät, besonders der älteren Schleswiger, gegen ihren guten „oll Karl Landgraf" an. Dabei leben die Geschicke mancher Nebenpersonen wieder auf, die längst zu Grabe getragen sind. Etwa gehörten sie der Schar treu ergebener Bediensteter an, welche der fürstliche Herr auch aus seiner hessischen Heimat hierherzog, oder sie waren als geschickte hiesige Handwerker seine vertrauten Helfer bei der „Goldmacherei" und anderen Spökeleien des freimaurerischen Sonderlings. Von den Gegenständen z. B., welche Goldschmied Sager ihm aus den Goldklumpen anfertigen mußte, die er mit des Abenteurers St. Germain Hülfe „aus nichts

[1]) Das oft angegebene Jahr 1563 beruht lediglich auf der irrigen Angabe bei Leverkus, Urkundenbuch S. 5, dritte Anmerkung.

[2]) Landgraf Karl von Hessen, geb. 1744 in Kassel, erzogen in Kopenhagen, Schwiegersohn Friedrichs V., Statthalter der Herzogtümer, gestorben zu Gottorf 1836.

gemacht," findet sich einiges hier, sogar etwas mehr an Gold erinnernd, als wir dem Gemisch zugetraut hatten.

Doch auch sonst — weil unsere Sammlung nicht aus weit Hergeholtem sich zusammensetzt, sondern zumeist aus dem, was die Enkel zusammentragen aus der „Urväter Hausrat," weiß fast alles in diesem wenngleich geordneten, so doch bunten Durcheinander diesem und jenem ein nettes Geschichtchen zu erzählen, vielleicht aus fernen Kindheitstagen. Auch Spaßhaftes erzählen die alten Scharteken: Liegen da zwei ungeheure rote geborstene Trommeln. Eine derselben hatte am 24. März 1848 ein verkommener alter Kerl sich umgehängt und vollführte Straß auf und ab furchtbaren Spektakel, gefolgt von jung und alt. „Wat's da los, Johann?" „Schall Revolutschon makt warn, schall Revolutschon makt warn!" Ja, spaßig — und doch, wie ernst war, was folgte!

Doch — wir sind ja nicht gekommen, uns rühren oder uns amüsieren zu lassen; lernen möchten wir, durch vergleichendes Sehen lernen. Das hier annähernd wichtigste Gebiet, die lokale Altertumskunde, muß ich — darin ganz unwissend — denen überlassen, welchen die Streitaxt und Pfeilspitze grausige Dinge erzählen. Es gibt hier neben den Schränken voller Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit noch mehr oder weniger Wertvolles an späteren Erzeugnissen einer Kunst, die uns vertrauter ist. An den vielen Setzwänden finden sich neben mancherlei Bildern, die nur als Kuriosität gelten können, einige, die von der Hand hiesiger älterer Künstler stammen oder doch dieselben uns in Erinnerung bringen. Und wie not das tut, habe ich seit geraumer Zeit erfahrn. Je eifriger man darüber aus ist, alles zu sammeln, was an Kunstblättern oder nur an Notizen aus ihrem Leben und ihren Schriften aufzutreiben ist, um so mehr enttäuscht der Ertrag dieses Suchens. Aber neben völligem Stumpfsinn gibt es auch Eifer der Mithülfe.

Es kann heute nicht meine Aufgabe sein, noch einmal mit längst bekannten Größen den Leser eingehend zu beschäftigen, von denen auch unser Museum, welches ja den Ausgangspunkt dieser Mitteilungen bildet, nur weniges besitzt. Gemeint sind vornehmlich Jürgen Ovens, Hans Brüggemann, A. Jakob Carstens und Wilhelm Bissen, über welche unsere Literatur ziemlich Ausreichendes bietet. Von dem Rembrandtschüler Ovens, Hofmaler Christian Albrechts — also der Glanzzeit des Landes angehörend — besitzt ja unser Dom herrliche Gemälde. Das Museum dagegen hat leider nur eine Photographie seines Selbstporträts in einer holländischen Galerie und eine Federzeichnung nach einem solchen im Besitz der Familie Ovens in Eckernförde. In der höheren Kunstliteratur scheint unser liebenswürdiger Meister noch nicht überall nach Verdienst gewürdigt. In der Lokalpresse beschäftigten sich früher mehrfach Amtsgerichtsrat Posselt, Pastor Biernatzki und Philippsen mit Ovens; ich durfte im Jahrgang 1887 im „Repertorium für Kunstwissenschaft" über ihn berichten, ebenso über den „Thorwaldsenschüler Bissen" in der „Heimat" 1901. Im Schleswiger Museum findet sich ein gutes Jugendbildnis dieses Bildhauers und eine lebensvolle Büste seiner Mutter, einer alten Angler Bauersfrau.

Dasselbe hat nach A. J. Carstens bis jetzt nur einen Gipsabguß seiner einzigen plastischen Arbeit, der singenden Parze. Wer für diesen merkwürdigen Künstler und Menschen Teilnahme hat, wird schon über ihn gelesen haben, auch nicht versäumen, sich gelegentlich das Carstens-Denkmal neben der Gallberger Mühle anzusehen. Dasselbe erfreut sich eines regen Besuches von Durchreisenden, während wohl die hochklassischen Werke des einstigen Gallberger Müllersjungen für die Mehrzahl in unerreichbarer Ferne liegen werden. Man läßt sich daran genügen, daß sonderbarerweise ein ganz berühmter Mann aus ihm geworden ist.

Hauptaufgabe derer, welche Schleswigs Vergangenheit auch nach Seiten seiner Kunst klarstellen möchten, ist's also jetzt, sich derjenigen anzunehmen, die bisher fast ganz unbeachtet blieben. — Noch taucht in der Jugenderinnerung einzelner alter Schleswiger die Gestalt eines vornehm ausschauenden alten Herrn auf, der einsam, mit Achtung gebietender Grandezza durch die Straßen zu schreiten pflegte. Es war der Kunstmaler Böhndel. Seine hiesige Großnichte erhielt auf Anfrage von der Kopenhagener Kunstakademie eingehenden Ausweis über seinen dortigen Aufenthalt. Karl Chr. Aug. Böhndel ist 1796 als Schüler in die Akademie eingetreten, hat nach zwei Jahren die kleine silberne Medaille erhalten, ein Jahr später die große. Königliche Unterstützung ermöglichte ihm eine Studienreise nach Italien. Darnach „erhielt er Erlaubnis, Mitgliedstücke zu malen." Es waren das Porträts bekannter Persönlichkeiten. Eine Anzahl seiner Bildnisse, darunter Christian VIII. als Kronprinz, Kopien nach Raphael und v. Dyck, eine kostümierte Italienerin, eine Allegorie „mütterliche Liebe" sind Eigentum der Akademie geblieben, ebenso ein Bildnis unseres Künstlers von dem Dänen G. Salomon. Eigentliches Mitglied der Akademie ist er 1813 geworden. Ein Jahr darauf kehrte er in seine Heimatstadt Schleswig [1]) zurück, wo er 1847 starb. Von seiner Tätigkeit im Porträtfach zeugt eine Anzahl z. T. recht ansprechender Ölgemälde im Besitz jener Verwandten, darunter ein Selbstporträt.



Chr. Aug. Böhndel nach einem Selbstporträt in Öl (im Besitz der Großnichte).

Doch, sprechen wir nun von dem Werke seiner Hand, das allein sicher den Namen Böhndel auf die Nachwelt bringt, von den 32 großen Lithographien, die

[1]) Schleswig war immer sein Wohnort, nicht seine Vaterstadt. In Wilster ist er 1782 als Sohn eines Wassermüllers geboren.

in vortrefflicher Zeichnung den Brüggemannschen Domaltar wiedergeben. Was das sagen will, vermag am besten zu schätzen, wer oft staunend an geweihter Stätte vor dem Riesenaufbau unseres Brüggemann[1]) stand und nun nicht minder staunend von diesen großen Blättern die Hunderte von Gestalten — jede eine ausgeprägte Persönlichkeit – auf sich wirken läßt. Die Wertschätzung steigt, wenn man die bekannten Photographien zum Vergleich heranzieht. Ohne die Verdienste dieses Gehülfen der Kunst ableugnen zu wollen — doch welche ganz anders entsprechende Wirkung hier! Wie beim Bildner des Domaltars jeder Schlag und Schnitt ein Bestimmtes wollte, so bei unserm Zeichner jeder Strich, so wie wir's von den alten Meistern kennen. Weichlichen „Fummelkram" gibt's da garnicht, aber von aller kraftvollen Eigenart des Originals ist nichts unterschlagen. Daß bei Wiedergabe des vielfigurigen Brüggemannschen Riesenwerkes hie und da eine noch größere Härte sich bemerkbar macht, als die Holzfiguren sie zeigen — wer möchte daran mäkeln? Müssen wir doch mitunter selbst bei vielbewunderten Größen auch unserer Tage Verzeichnungen nachsehen. In lithographischer Federzeichnung wurden die ansehnlichen Blätter (70×50 cm) ausgeführt in der Flensburger Steindruckerei. Was mag aus dieser geworden sein, und wo ist jene kräftige Strichführung in der lithographischen Technik geblieben? Die feinkörnigen, oft so „süßen" Wandschmuckbilder der letzten 50 Jahre, wie die jetzt so viel gerühmten farbigen Lithographien können dafür nicht entschädigen. Von 1828 an wurde in sechs Jahren das Werk vollendet, zu dessen Herausgabe


Schleswigerin nach einem Ölbilde Böhndels.

[1]) Unser sagen wir noch, obgleich man herausbrachte, daß seine erste Heimat in Hannover lag; uns aber hat er sein Bestes hinterlassen, damit haben wir den ganzen Mann!

dem Meister aus Kopenhagen 400 Rthlr. bewilligt wurden. Ein noch größeres Bild mit der Gesamtansicht des Altars lieferte er den Abonnenten nach.

Erinnert sei hier an Goethes Äußerung in den „Gesprächen mit Eckermann," nachdem er jenes Bilderwerk hatte kennen gelernt, wie sehr er bedaure, für eine Reise nach Schleswig zu alt zu sein. Auch anderswo hat er sich über unsers Künstlers Leistung anerkennend ausgesprochen (s. „Kunst und Altertum.") Und in Etatsrat Dr. Falcks „Staatsbürgerl. Magazin" 1836 las ich: „Die B. Abbildungen bewegen sich frei im größten Folioformat, — sie sind treu und kräftig, selbst im Wiedergeben physiognomischen Ausdrucks." — Doch besser ist's, die eigenen Augen zu gebrauchen, als die anderer Leute. Unsere Sammlung ist durch Vermächtnis instand gesetzt, das seltene Werk vollständig vorzulegen. Außerdem gibt es hier von unserm Meister nur noch einen Knabenstudienkopf in Ölmalerei. Das Ölbildchen der alten Dame ist reizend, auch in Wiedergabe der Stoffe, der Spitzen des Atlas usw. Es zeigt, daß unser Künstler nicht nur zeichnen, daß er auch malen konnte, und daß er nicht nur über Kraft, auch über Zartheit verfügte. In den soeben neu erschienenen „Erinnerungen eines alten Schleswigers" von C. R. Schnittger findet sich ein ansprechendes Bildnis des alten Landgrafen von Böhndel. Eines seiner Gemälde ist im Besitz der Kieler Kunsthalle: das Porträt Raphaels und Peruginos — Kopie nach Raphael — wurde 1860 vom Justizrat Hancke in Schleswig dorthin geschenkt. Auch sind dort mitunter von seinen Werken ausgestellt gewesen, so — nach einem Katalog von 1882 — ein Bildnis Christians VIII. — In Naglers Künstlerlexikon ist von unserm Maler als einem „geschickten Künstler" die Rede; anderswo liest man von seinen „gelungenen Porträts." Den Begleittext zu jenem Monumentalwerk schrieb J. Jürgensen, auch einer der merkwürdigen Söhne unserer Stadt. Er war A. J. Carstens' Vetter und — um 10 Jahre älter als der höchst unpraktische Malerjüngling — so viel als möglich sein Schutzpatron. Die Bäckerei, seinen ererbten Beruf, ließ der etwas Vermögende gerne fahren, um sonst mancherlei zu werden, u. a. Schriftsteller, Bearbeiter von Helduaders Chronik der Stadt Schleswig. Zum Erwerb erfand er ein neues Klavier; ein Luftballon wird ihm wohl wenig eingebracht haben. Doch war er Hofmechanikus, erforschte Runensteine, sammelte Bilder und Bücher. Seine Bibliothek enthielt mehr als 1000 Bände. Immer blieb er der hochgeachtete, vielseitig nutzbringende Bürger seiner geliebten Vaterstadt. Einmal hat er die Freude gehabt, Thorwaldsen bei sich zu sehen. — An noch weiteren bemerkenswerten Persönlichkeiten — auch auf dem Gebiete der Kunst — fehlt es in Schleswiger Erinnerungen nicht.



Das Lockstedter Lager.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

1. Die Erbauung und Einrichtung des Lagers.

Als die gewaltigen Schläge von Metz und Sedan, die Schlachten um Orleans und der übrige Winterfeldzug von 1871 Hunderttausende von Franzosen in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland führten, sind gegen 6000 Mann auch nach Holstein befördert worden. Zu ihrer Unterbringung erbaute man damals, zu Beginn des Winters 1870/71, bei strengstem Frost in aller Eile das noch heute bestehende Barackenlager auf der Lockstedter Heide, unmittelbar an der von Itzehoe nach Rendsburg führenden Chaussee. Nachdem die Besatzungsmann-

schaft, eine Kompagnie des zweiten hanseatischen Landwehr-Regiments Nr. 76, ihre kaum fertiggestellten Quartiere am 21. Januar bezogen hatte, folgten in den nächsten Tagen die französischen Kriegsgefangenen in mehreren Abteilungen, Truppen der verschiedensten Waffengattungen. Es herrschte in dieser Zeit ein reges, buntbewegtes Soldatenleben im Lager: französische Infanteristen, Kavalleristen, Zuaven, Artilleristen und vereinzelt ein Turko, alle ohne Waffen, wogten bunt durcheinander, beaufsichtigt von nur einer Kompagnie Landwehr. Von nah und fern strömten Neugierige beiderlei Geschlechts herbei, um die fremden Gäste zu sehen, bis im Anfang des April die Gefangenen vom Barackenlager über Glückstadt zu Schiff wieder nach Frankreich zurückbefördert wurden und damit dem interessanten Schauspiel ein Ende gemacht ward.

Die noch heute stehenden, durch viele neue vermehrten Baracken dienen seitdem unseren eigenen Truppen zur Manöverzeit als Behausung. Breite, zum Teil noch von den Franzosen mit Bäumen bepflanzte Alleen trennen die sich rechtwinklig schneidenden Reihen der Mannschaftsbaracken. Durch sorgfältigeren Bau heben sich die Leutnantsbaracken hervor; geradezu Villen sind das Offizierskasino, die Hauptwache und die Wohnungen der ständig im Lager stationierten Offiziere und Verwaltungsbeamten an der Chaussee. Die früher im Lager selbst befindlichen, aus Holz oder Fachwerk errichteten sogenannten „Butiken“ dagegen, wo sich der Soldat ehemals seine Bedürfnisse an Tabak, Wurst, Zwirn und dergleichen zu kaufen pflegte oder ein Zwischenstündlein der Muße bei einem Glase Bier zubrachte, mit der Wirtstochter oder Kellnerin schäkernd, sind seit einigen Jahren bereits aus der unmittelbaren Nähe der Baracken verbannt worden. Heute begegnet man dort nur noch den Militärkantinen, während die Privatkaufleute und Gewerbetreibenden sich außerhalb an der Chaussee haben wieder anbauen müssen. Eine angenehme Abwechselung für das Auge bieten unter den eintönigen, wenn auch hier und da mit Gebüschgruppen umgebenen langen Barackenreihen die heute schon parkartig herangewachsenen Anlagen am Offizierskasino mit dem Musikpavillon und der Kirchhof. Nicht wenige französische Namen liest man an den dort errichteten Kreuzen und Grabsteinen; denn nicht allen Gefangenen war es vergönnt, die heimische Erde wiederzusehen. Vereinzelt ist es andererseits vorgekommen, daß ein französischer Kriegsgefangener an der Seite eines deutschen Mädchens, das den Franzmann liebgewonnen, freiwillig das Holstenland zu seiner zweiten Heimat erkor.

Nachdem die französischen Kriegsgefangenen das Land wieder verlassen hatten, wurde die nördlich an das Lager grenzende Lockstedter Heide zu einem ständigen Truppenübungs-, insbesondere Artillerie-Schießplatze hergerichtet, welcher, das umgebende Holz mitgerechnet, etwa eine halbe Meile breit und eine ganze lang war. Die Baracken dienten von nun an zur Unterbringung der übenden Truppen aller Waffengattungen. Ursprünglich nur für die 18., schleswig-holsteinische Division berechnet, ist das Lockstedter Manöverfeld seit einiger Zeit der Hauptübungsplatz für das ganze 9. Armeekorps geworden und dementsprechend durch Ankauf von Ländereien — meistens Heide- und Waldstrecken — der umliegenden Dörfer etwa um das Fünffache seines bisherigen Areals vergrößert worden. Das am nächsten liegende Dorf Ridders ist vollständig vom Erdboden verschwunden. Wenn nun auch alle Besitzer reichlich entschädigt worden sind, so liegt in der Zerstörung eines ganzen Dorfes immerhin eine gewisse Tragik. Denn manchem ist es nicht leicht geworden, das Erbe seiner Väter verlassen zu müssen. Ein alter Bauer in Ridders hat denn auch geäußert, daß er nicht von der Stelle weichen und sich unter den Trümmern seines Hauses lieber begraben lassen wolle. Schließlich aber hat er sich dennoch in das Unvermeidliche gefunden.

2. Ein Morgen im Lager.

Im Sommer bietet das Lager fast zu jeder Tageszeit ein ungemein lebendiges Bild. Es ist vier Uhr morgens; da wird es in den langen Barackenreihen auch schon lebendig. Ein Fenster öffnet sich nach dem andern, und ein struppiger Soldatenkopf schaut heraus. Drinnen sieht man die eisernen Feldbetten meistens in zwei Reihen über einander gelagert wie in den Kasernen. Alles ist noch im tiefen „Dreckligée," wie der Lagerwitz sich auszudrücken beliebt, und eifrig mit der Toilette beschäftigt. Dabei geht es nach der Weise des bekannten Soldatenliedes von 1849:

1. Schön is dat Soldatenleben.
Morgens slapt wi bet Klock söben.
Springt denn flink to't Bett herut,
Treckt uns an un wascht de Snut,
Drinkt uns' Kaffeebohnensupp,
Ät darto uns' Fröhstück up.

2. Hebbt dat Fröhstück wi in'n Magen,
Kriegt de Stäweln wi bi'n Kragen,
Putzt se mit Stubentenwichs,
Dat mutt gahn un geiht ok fix;
Denn bi uns is up de Welt
Garnix knapper as dat Geld.

3. Is de Klock denn halbi negen,
Flink ward de Musket herkregen;
Un as wenn wi Grafen weern,
Gahn wi hen to'n Exerceern
In de hübsche bunte Jack,
Den Spazeerstock up de Nack.

4. Unse Herr Major schall leben,
De Herr Hauptmann ok daneben!
Jeden, de uns kummandeert,
Uns in Krieg un Freden föhrt
Un uns nich verlett in Not,
Den folgt wi bet in den Dod.

5. Hebbt wi Ruh vun't Exerceeren,
Denn geiht los dat Räsonnären.
Dar hölt keener sik to god,
Is he ok vun adlig Blod.
Hier gelt arm sovääl as riek,
As Soldaten sünd wi gliek.

6. Un so lewt wi ohne Sorgen
Jeden Abend, jeden Morgen.
Sünndags gaht wi mit uns' Deern
Trulig Arm in Arm spazeern,
Bet dat heet: min Klaas, slap söt,
Un dormit is ut dat Leed.

Bis auf die Tageszeiten, die natürlich mit Rücksicht auf den Reim etwas reichlich behaglich ausgefallen sind, kann der in diesem Liede gezeichnete Verlauf des Lagerlebens auch noch für die Gegenwart gelten.

In der Tür einer dieser Baracken steht der Wachtmeister, im Drillichrock, die prallen Reithosen in die langen Stiefel gestopft, die kurze Pfeife im Munde — eine hochgewachsene, kraftvolle Gestalt. Auch die Mannschaften, die sich nunmehr mit einer waschschüsselartigen Blechkumme in die Kantine begeben, um sich ihre Portion Kaffee zu holen, sind durchweg derbe Jungen, mit breitem Kreuz und mächtigen Schenkeln. Es sind ja auch Artilleristen (Holsteiner und Mecklenburger), deren Dienst bekanntlich eine nicht geringe Körperstärke voraussetzt. Nun werden die Pferde aus den Ställen hervorgeholt und draußen in langen Reihen an den in die Wände eingelassenen Ringen angebunden. Hier halten sie ihre Morgentoilette ab und haben es dabei recht bequem; denn sie können sich bedienen lassen. Die Hufe werden ihnen gewaschen, einige Eimer Wasser über das Hintergestell gegossen und dann Striegel und Bürste in Funktion gesetzt. Hin und wieder versucht ein Gaul nach hinten auszuschlagen, und ein kräftiger Fluch wird vernehmbar. Dazwischen hört man wieder die Fanfaren eines ausrückenden Reiter-Regiments. — Ohne Halfter und Sattel galoppiert schnaubend ein mutiger Renner durch die Lagerreihen, hinterher mit Bürste und Striegel ein Offiziersbursche. Hin und her geht die wilde Jagd, bis der Ausreißer an der Mähne gepackt ist und nun die Fortsetzung der Toilette über sich ergehen lassen muß. Andere Mannschaften sind an den draußen in langen Reihen aufgefahrenen Geschützen beschäftigt; bald ist die Batterie marschfertig, und nun setzt sich das Ganze in Bewegung. Voran reitet der Batteriechef, von mehreren Leutnants und einem Trompeter begleitet. Dann folgen, mit je sechs Pferden bespannt, die einzelnen Geschütze mit ihren blau gestrichenen Lafetten. Das Geschützrohr steckt noch in einem Leder-

futteral. Auf den Sattelpferden wie auf der Protze und zwischen den Hinterrädern sitzen die Kanoniere. Dichte Wolken von Staub wallen auf und hüllen alles in ein schier undurchdringliches Grau. In raschem Trabe geht es dem Manöverfelde zu. Da kommt von einer der Kantinen her noch ein Gefährt herangesaust, dessen Lenker sich vergebens bemüht, die schnaubende Rosinante zum Stehen zu bringen, und gesellt sich zu der ausrückenden Batterie. Der Gaul hat nämlich noch vor kurzem selbst bei der Artillerie gestanden und sich an das Zivilverhältnis augenscheinlich noch nicht recht gewöhnen können. „Scheren Sie sich mit Ihrem verdrehten „Geschütz" da einmal schleunigst fort!" ruft der Hauptmann dem bestürzten Schlachtermeister zu. Das klingt scharf, doch merkt man an Mienen und Gebärden des gestrengen Herrn, daß ihn der durchgehende „alte Artillerist," als welcher der Gaul schnell konstatiert wird, höchlich belustigt. Unterdessen entschwindet die Batterie, fortwährend in dichte Staubwolken gehüllt, zwischen den Knicks der Chaussee unseren Augen.

Auf der weiten Heidefläche sprengt nunmehr eine stattliche Kavalkade von Offizieren heran. Deutlich erkennen wir an den Beinkleidern des Voranreitenden die breiten roten Streifen. Es ist der General. Nun, du stolzer Hauptmann, gilt es dir — denken die Kanoniere, die Unteroffiziere und die Leutnants. Ein Adjutant saust davon, um der auf der Chaussee haltenden Batterie den Befehl zum Aufprotzen zu überbringen. Eine Staubwolke verkündet ihr Herannahen. Durch ein Hecktor schwenken die Geschütze auf die Koppel herein, wenden und lösen die Protzen, die wieder auf der Chaussee Posto fassen. Die Bedienungsmannschaften machen das Geschütz klar zum Gefecht. Den markierten Feind vermögen sie hinter ihrer Bodenwelle allerdings garnicht zu sehen; doch das ist ja auch Sache des Batteriechefs, der in einiger Entfernung, auf einem Knick postiert und von dem General scharf beobachtet, seine Befehle zu erteilen hat. — „Dreitausend fünfhundert Meter!" schallt es jetzt vernehmlich vom rechten Flügel her, und „Dreitausend fünfhundert Meter!" wiederholen die Geschützführer. Ein Blitz, ein Knall, und in einem ganz flachen Bogen saust das Geschoß auf das Ziel los. Kurz darauf gibt es noch einen dumpfen Krach in der Ferne, und eine Staubwolke wirbelt hinten in der Heide auf. Die Granate ist in den ausgedörrten Boden eingeschlagen, offenbar ohne zu krepieren. „Dreitausend vierhundert Meter!" ertönt es jetzt. Wieder ein Blitz, ein scharfer und ein dumpfer Krach und eine Staubwolke wie vorhin. „Dreitausend vierhundertfünfundzwanzig Meter!" lautet das dritte Mal das Kommando, und nun gibt es Treffer. Die Geschütze haben sich allmählich alle eingeschossen, und jetzt explodieren die Shrapnells in einer Höhe von etwa drei bis fünfzehn Metern über den markierten, gegen die Batterie vorrückenden Kolonnen. Immer erscheint in der Ferne zuerst eine Feuerkugel, dann eine weiße Wolke, aus welcher die verderbenbringenden Sprengstücke zur Erde herniedersausen. Nach einer Weile werden die Geschütze noch eine Strecke weiter vorgeschoben, bei der Steigung des Geländes und dem lockeren Boden ein äußerst mühsames Stück Arbeit! Dann tritt eine längere Gefechtspause ein, und die Herren Offiziere versammeln sich zur Kritik um den Herrn General.

Eine große Menge von Zuschauern hat sich, da die Geschütze hart an der Chaussee aufgefahren waren, während des Schießens eingefunden. Meistens sind es Schulkinder aus dem nahe gelegenen Dorfe Mühlenbarbek, groß und klein, Männlein und Weiblein, barfuß, in Pantoffeln oder in Stiefeln. — Draußen auf der Chaussee halten unterdessen die Pferde mit den Protzen. Die Mannschaften stehen, die Zügel in den Händen, des etwa eintreffenden Befehls gewärtig, daneben. Aller Gesichter sind mit Staub und Schweiß bedeckt, doch haben sie es gegenwärtig noch besser als ihre Kameraden an den Geschützen. „Smiet ju doch

in'n Graben " rufen ihnen Vorübergehende zu. Aber die Angerufenen würdigen sie kaum eines Blickes, geschweige denn einer Antwort und bleiben ruhig stehen. Es steckt Disziplin in den Leuten, und bald ist ja auch die Arbeit beendet. Dann wird der Zauberruf: Ganze Kaprolschaft, wat äten! die Hungrigen an die dampfenden Schüsseln in der Kantine zum Mahle rufen, das die zurückgelassenen Mannschaften unterdessen bereiten.

Jakob Schwieger.

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

Die Bedeutung des niederdeutschen Poeten Jakob Schwieger ist stets sehr überschätzt worden, und es soll die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, sie auf das richtige Maß zu beschränken. Bekanntlich wurde ihm bis vor einigen Jahren eines der wertvollsten Erzeugnisse der lyrischen Poesie des 17. Jahrhunderts zugesprochen; er sollte verborgen sein unter dem Pseudonym „Filidor der Dorferer,"[1]) der im Jahre 1660 zu Hamburg „die geharnischte Venus" veröffentlicht hat.[2]) Während der Literarhistoriker Wilhelm Scherer, weil er „Filidor den Dorferer" für identisch hielt mit Schwieger, diesen den „eigentlichen Minnesänger des siebzehnten Jahrhunderts" nennt, bezweifelten schon Karl Goedeke und Al. Reifferscheid diese Identität, bis Albert Köster in seinem Buche „Der Dichter der geharnischten Venus," Marburg 1897, nachwies, daß „die geharnischte Venus" nicht Jakob Schwieger, sondern den trefflichen Lexikographen Kaspar Stieler aus Erfurt, genannt „der Späte," zum Verfasser hat.

Aber hiermit nicht genug: auch eine Reihe von „Trauer-, Lust- und Mischspielen," welche, in den Jahren 1665 und 1666 zu Jena und zu Rudolstadt ebenfalls von einem „Filidor" verfaßt und herausgegeben und in dem gräflichen Schlosse Heidecksburg zu Rudolstadt aufgeführt, dem Jakob Schwieger zugeschrieben werden, sind garnicht von ihm, und ihr pseudonymer Verfasser ist wiederum nicht identisch mit „Filidor dem Dorferer," sondern eine Person für sich, deren literarischer Tätigkeit nachzuspüren nicht hierher gehört.

Wie dem Dichterruhme Jakob Schwiegers vieles genommen worden ist, so sind auch die Nachrichten über Daten und Taten seines Lebens überaus spärlich, ja, seine letzten Schicksale trotz aller Nachforschungen gänzlich unbekannt, so daß es eine Ehrenpflicht ist, das Wenige einmal im Zusammenhange und in kritischer Beleuchtung festzuhalten, zumal da auch seine Schriften sehr selten sind, weil sie zumeist in wenigen Exemplaren auf seine eigenen Kosten gedruckt worden sind.

Jakob Schwieger ist ums Jahr 1630 in Altona geboren, wo sein Vater ein begüterter Landmann war; er setzt bisweilen zu seinem Namen die Buchstaben A. H. hinzu, d. h. Altonavia Holsatus oder Holsatiae; und wenn er von sich sagte: „ob ich schon aus Bauernorden und vom Dorfe kommen bin," so ist zu bedenken, daß Altona damals noch ein Dorf war, das zwar schon 1604 Marktrecht, aber erst 1664 volles Stadtrecht und sein Stadtwappen erhielt. Daß der Vater recht vermögend an liegendem Gut, weniger an Geld gewesen ist, geht aus des Sohnes Strophen hervor:

> „Ich habe, wie ihr wißt, viel Teiche, See'n und Felder,
> Doch Geld, das hab' ich nicht!
> Ich hab' auch Ochsen, Schaf', ja, Wiesen, Torf und Wälder,
> Hieran mir nichts gebricht!"

---

[1]) So auch bei E. Weller, Lexikon pseudonymorum. Regensburg 1886.
[2]) Neudruck von Raehse. Halle 1888.

Der junge Schwieger, mehr den Büchern und den Wissenschaften als der Natur und dem Landleben zugetan, begab sich auf die Universität Wittenberg, die, im Jahre 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftet, 1815 mit der zu Halle vereinigt worden ist. Am 14. März 1650 hier immatrikuliert, studierte er Theologie und Philosophie und speziell Poesie und Beredtsamkeit bei dem Professor August Buchner. Möglicherweise hat er außer in Wittenberg auch in Leipzig studiert, wie die Dedikation eines seiner Werke es vermuten läßt; 1653 finden wir ihn in Hamburg wieder, von wo aus er als stud. philos. am 24. Februar des folgenden Jahres den ersten Band seiner „Liebesgrillen oder Lust-, Liebes-, Scherz-, Ehren- und Sittenlieder" datierte und edierte und seinem Vetter, dem Hamburger Kaufmann Jakob Thran, widmete „als ein Pfand der Treue und als ein Zeichen dankbaren Gemütes für vielfältig erwiesene Wohlthaten." Dem bald in 2. Auflage erschienenen ersten Bande folgte später ein zweiter, Gottorp 1655, den der Dichter seinem brüderlichen Freunde, dem Kaufherrn Johann Verdelfft in Hamburg, zueignete; und 1656 kam sogar eine vermehrte Ausgabe der „Liebesgrillen" in vier Büchern heraus.

Durch dieses sein erstes Dichterwerk wurde Schwieger bekannt und befreundet mit dem Dichter Philipp von Zesen, welcher 1643 in Hamburg die „Deutschgesinnte Genossenschaft" gegründet und zwei Jahre später den ersten deutschen Roman: „Die adriatische Rosamunde," herausgegeben hatte; am 1. August 1654 wurde Schwieger unter dem Namen „Der Flüchtige," mit dem Zeichen der flüchtigen Feldrosen, welche am Hange eines Berges in voller Blüte stehen, und mit dem Spruche: „Sie fliehen im Blühen" als das 8. Zunftglied des 6. Zunftsitzes der edlen Rosenzunft — die Sprachgesellschaft war in mehrere, nach Blumen genannte Zünfte eingeteilt — feierlichst aufgenommen, und Zesen selber, „der Fertige," begrüßte das neue Mitglied mit folgendem Gedicht: [1])

„Die zarten Feldrosen fliehen im Blühen, sobald darüber wehet der Wind;
Sie fliehen im Blühen ohne Verziehen, ihr bleichendes Blättlein schwindet geschwind.
Drum kommen die Deutschgesinnten, zu reichen dem Flüchtigen dieses flüchtige Zeichen,
Doch soll er dadurch nicht werden getrieben, die flüchtige Flucht im Dichten zu lieben:
Das flüchtige Schreiben ewiget nicht! Durch „Eile mit Weile" dauert dein Licht!
Wer ewigen Ruhm vom Schreiben will haben, muß Feder und Schrift wohl tausendmal schaben!"

Im Ristschen Elbschwanenorden dagegen ist Schwieger niemals Mitglied gewesen.

Um diese Zeit, als er beabsichtigte, wieder nach Wittenberg zu gehen, um sein Studium zu beendigen, starb sein Vater ganz plötzlich, wodurch er mit Mutter und Schwester „aus der Lust in überharte Not geriet," da er, der Landwirtschaft unkundig, die ererbten Liegenschaften für ein Billiges verkaufen mußte; er scheint seine Absicht niemals ausgeführt zu haben. Denn sein nächstes Werk: „Überschriften und Gedichte," sechs Hamburger Kaufherren gewidmet, datierte er Stade den 24. Juni 1654; und im folgenden Jahre erschienen zu Hamburg „Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen, in unterschiedlichen Lustgängen vorgestellet und von Joh. Schop und anderen Musicis mit neuen Melodien gezieret," gewidmet den fünf Töchtern des Leipziger Ratsherrn Christian Lorentz. Er nennt sich hier mit seinem Dichternamen und zugleich auch mit seinem Familiennamen, den er in keinem seiner Werke verschwiegen hat. In dem Komponisten Schop hatte er sich zur Verbreitung und Empfehlung seiner „Flüchtigen Feldrosen" einen ebenbürtigen Mitarbeiter erwählt; denn nach Mattheson war der in Hamburg geborene Schop ein Künstler, „dessen gleichen so leicht nicht in Königl. und Fürstl. Kapellen gefunden wird," und Georg Neumark nennt ihn „den weltbekannten Geigenkünstler." Er

[1]) Siehe sein „Das hochdeutsche helikonische Rosenthal." Amsterdam 1669.

spielte gleich meisterlich die Diskantgeige, die Laute, die Posaune und den Zinken, war 1615 Hofkapellist in Wolfenbüttel, stand 1618 in dänischen Diensten, war 1621 Leiter der Ratsmusik seiner Vaterstadt, 1642 in Lüneburg und 1649 wieder in Hamburg als Organist an der Jakobikirche, in welcher Stellung er 1665 gestorben ist. Er hat außer für Schwieger auch für Rist und für Zesen besonders geistliche Lieder in Musik gesetzt, und viele Choräle aus niedersächsischen (z. B. Lüneburg) und süddeutschen Gesangbüchern werden in der von ihm komponierten Melodie noch heutigen Tages gesungen.

Doch kehren wir zu Schwieger zurück, der im Jahre 1655 zu Stade vielleicht als Hülfsprediger oder als Militärpfarrer tätig war, was aus seinem daselbst veröffentlichten „Gebets-Räuchwerk" hervorgeht, „in einer zu Stade gehaltenen Predigt vorgestellet" nach der Epistel am 24. Sonntage nach Trinitatis, Colosser 1, Vers 9—14. In demselben Jahre hatte er mit einer Gottorp den 27. Oktober 1655 datierten Vorrede ein Büchlein „Lustkämmerlein" erscheinen lassen, enthaltend Gelegenheitsgedichte auf frohe und traurige Ereignisse und Ergebenheitsgedichte für seine Freunde und Gönner. Ob er etwa auch in Gottorp, der damaligen, an gelehrten Männern reichen Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp, vorübergehend als Prediger oder als Lehrer angestellt war, habe ich nicht entdecken können.

Im Jahre 1656 finden wir den „Flüchtigen" in dem von Christian IV., Dänemarks volkstümlichstem Könige, 1616 erbauten und 1620 befestigten Glückstadt an der Elbe wieder, der zeitweisen Hauptstadt des königl. dänischen Anteils von Holstein; dasselbe Jahr ist für seine Dichtungen insofern von Bedeutung, als die vor 1656 entstandenen Dichtungen fast nur bei ihm in Auftrag gegebene Gelegenheitsgedichte waren, während die nach 1656 eine größere Selbständigkeit zeigen und mehr einem inneren Bedürfnisse entspringen. Sein Charakterbild geben uns die Verse seines Glückstädter Freundes Wilhelm Olter wieder, der den „Flüchtigen" so besingt:

> „Dieser Name reimt sich wohl mit deinem Leben:
> Du bist zwar still und fromm, doch flüchtig auch daneben;
> Sehr flüchtig ist dein Geist, sehr flüchtig ist dein Sinn,
> Und was dir Ehren bringt, zum selben fliegst du hin!"

Von Glückstadt aus veröffentlichte Schwieger am 31. Juli 1656 sein in Hamburg gedrucktes Buch „Wandlungs-Lust, welche in allerhand Anbindungs-, Hochzeits-, Neujahrs- und Liebesschäfereien besteht," mit der folgenden, an den im Jahre 1648 verstorbenen König Christian IV. gerichteten Widmung:

> „Ein schlichtes Cimberkind bringt, was es hat geschrieben,
> Dazu der deutsche Mut vom Himmel ist getrieben;
> Es suchet Gnad' und Schutz, daß diese „Wandlungs-Lust"
> Nicht dürfe saufen Gift von Neidhart's Drachenblut!"

Wie der Musiker Joh. Schop zu Schwiegers „Flüchtigen Feldrosen" Melodien schuf, so setzte der durch verschiedene Kompositionen für Streichmusik schon bestens bekannte Stadenser Stadtmusikus und Violinist Hans Hake mehrere Gedichte aus der „Wandlungs-Lust" in Musik.

Nachdem Schwieger von vorübergehendem Aufenthalt in Gottorp und in Hamburg nach Glückstadt zurückgekehrt war, erschienen hier im Jahre 1659 seine „Verlachte Venus aus Liebe der Tugend, auf Begehren der edlen Constantia aufgesetzet" (2. Auflage, Hamburg 1660) und seine „Adlige Rose, welche den getreuen Schäfer Siegreich und die wankelmütige Adelmut in drei Teilen vorstellet." Das erstgenannte Werk ist eine aus Prosa und Poesie bestehende Schäfererzählung, welche der Dichter „den tugendedlen Glückstädterinnen und allen keuschen

tugendlieben Herzen" widmete; das letztere, aus dessen Vorrede ersichtlich ist, daß Schwieger mittlerweile „Kaiserlich gekrönter Poet" geworden war, widmete er dem Königl. Dänischen Amtsschreiber zu Hanerau in Holstein Johann Ramm; der Dichter selber ist der Schäfer Siegreich und erzählt seine eigene, fingierte, unglückliche Liebe zur schönen aber wankelmütigen Adelmut.

Obwohl Schwieger in dieser Zeit einmal bekennt, daß er in Glückstadt ein Amt bekleide, welches ihm so viel Mühe und Arbeit verursache, daß er wenig an etwas Anderes denken könne, so ist es mir leider nicht möglich gewesen, dieses Dunkel zu lichten. Da er Theologie, Philosophie und Philologie studiert hat, so muß man doch annehmen, daß er als Prediger — wie 1655 zu Stade — oder als Lehrer an der ersten, im Jahre 1633 in Glückstadt errichteten Schule, der späteren Gelehrtenschule, dem heutigen Königl. Gymnasium, angestellt war. Aber sein Name findet sich weder unter den ersten Rektoren, Kantoren und Rechenmeistern, wie die drei Lehrer hießen, noch unter den lutherischen und reformierten Predigern der Stadt- und Landgemeinde oder der Schloß- und Garnisongemeinde von Glückstadt, noch unter den Namen der ersten Stadtpräsidenten, Bürgermeister oder anderer Leute von Rang und Stand und Bildung.[1]) Nur ein einziges Mal kommt der Name Jacobus Schwieger ohne jeden Zusatz an einer Stelle des Glückstädter Taufregisters von 1659 in der Rubrik der Taufpaten vor.[2]) Die einzige Möglichkeit wäre, daß Schwieger in Glückstadt vorübergehend als Feldprediger gestanden hat; der Feldmarschall von Eberstein hatte einen eigenen Prediger, aber dieser hieß 1660 Friedrich Werner.

Wie dem auch sein mag, am 16. Februar 1660 schrieb Schwieger zu Glückstadt die Vorrede zu seinem pastoralen Roman „Die durch listiges Nachstellen des Floridan verführte Schäferin Cynthia," der bei Melchior Koch in Glückstadt gedruckt worden ist; während schon 1632 eine Königliche Buchdruckerei in Glückstadt errichtet worden war, ist Andreas Koch der erste private Buchdrucker daselbst gewesen, dem sein Sohn Melchior 1659—1680 und dessen Witwe bis 1682 folgten. Dieser Roman fand großen Beifall und erlebte schon im folgenden Jahre eine neue Auflage; wie in der „Adligen Rose" steht der Dichter selber wieder als Schäfer Siegreich im Mittelpunkte der Erzählung, und die Schäferin Cynthia beichtet ihre Liebe und ihre Verführung dem Schäfer Siegreich, „welcher seine Heerde aus den Glücksburgischen (d. i. Glückstädtischen) Hürden in die grünen Elbauen graset, die an dem klitschenden Ufer des süßen Klees genoß, um sie abends wieder in das Glücksburgische Tor hineinzutreiben." Der Dichter setzt hier — pars pro toto — Glücksburg für Glückstadt; das an der Südseite des Schloßplatzes zu Glückstadt in den Jahren 1630 und 1631 von Christian IV. erbaute und mehrfach bewohnte Residenzschloß, die Glücksburg, zerfiel sehr bald wieder und wurde 1708 abgebrochen. Vor diesem Schlosse stand die Erzstatue eines mit einem Löwen kämpfenden Pferdes, welche sich noch heutigen Tages im Rosenburger Schloßgarten zu Kopenhagen befindet. Schwieger widmete auch dieses Buch den Manen König Christians IV., des Erbauers von Glückstadt, mit folgenden Huldigungsstrophen:

„Der große Christian, der Vierte so genennet,
Den aller Erden Kreis in seinen Thaten kennet,
Legt' ohnlängst einen Grund mit tapf'rer Hand
Am gelben Elbestrom, davor war eb'nes Land;

---

[1]) A. C. Lucht, Beiträge zur Geschichte der Stadt Glückstadt. Kiel 1854.
[2]) Mitteilung des derzeitigen Herrn Pastor Jakobsen in Glückstadt.

Abwärts der Hammonsstadt (Hammonia, Hamburg) ließ er die Glücksburg bauen,
Die noch weiß über sich mit ihrer Zier zu schauen;
Der Häuser guter Schmuck, die unbestritt'ne Macht,
Damit sie die Natur hat sonderlich bedacht,
Das gute Regiment, der klugen Männer Orden,
Die hohe Kanzelei (Regierungskanzlei), so hier gestiftet worden,
Beschatten diese Burg, daß sie von hier und da
Glückselig wird geschätzt; die Gegend fern und nah
Träuft lauter Mark und Fett!"

Im Jahre 1660 ließ Schwieger in Hamburg noch erscheinen „Geistliche Seelenangst zur Zeit der Anfechtung," mit schönen Melodien versehen durch den aus der Mark stammenden Hamburger Musiker Michael Jakobi, einen der fleißigsten und beliebtesten Liederkomponisten des 17. Jahrhunderts, der auf seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien sich reiche und gediegene musikalische Kenntnisse erworben hatte, wie seine beiden in den Jahren 1651—1663 gedruckten Liedersammlungen und seine Instrumentalkompositionen beweisen; auch von seinen Choralmelodien werden einige noch heutzutage gesungen. Er wirkte 1651 als Kantor an der St. Johannisschule zu Lüneburg, wo er 1670 gestorben ist. Als die letzten Werke Schwiegers sind uns bekannt: „Sicherer Schild wider die Verleumdungspfeile" (Glückstadt 1660) und zwei dem regierenden Könige Friedrich III. (1648—1670) gewidmete Dichtungen: „Siegessäule, Friedrich III. zu Dänemark aufgerichtet, als die Dänen am 14. und 15. November die Insel Fünen dem Feinde entrissen" (1660) und „Späte doch herzliche Glückwünschung, dem Könige Friedrich III. zugerufen" (1661).

Mit dem Jahre 1661 verschwinden nun der Name und die Dichtungen Schwiegers plötzlich von der Bildfläche! Daß der Dichter schon 1666, in einem Alter von 36 Jahren, gestorben sei, wie einige wollen, ist unnachweisbar; die Glückstädter Sterberegister reichen leider nicht so weit zurück. Wenn man aber annimmt, daß Schwieger in Glückstadt bei den dänischen Festungstruppen Feldprediger war, womit auch sein häufiger Aufenthalt auf Schloß Gottorp vielleicht in Einklang zu bringen wäre, so ist es möglich, daß er 1661 nach Dänemark und von dort mit in den Krieg gegen Frankreich gezogen und dabei verschollen ist. Unter unseren niederdeutschen Dichtern darf Jakob Schwieger nicht ungenannt bleiben; selbst wenn wir ihm die Dichtungen „Filidor des Dorferers" und die des Rudolstädter „Filidor" absprechen müssen, so bleibt er ein fruchtbarer Lyriker und ein echter Vertreter der Dichtkunst des 17. Jahrhunderts, deren Hauptaufgabe und Hauptverdienst es war, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen.

Der gelehrte Erdmann Neumeister, als einer der angesehensten und begabtesten protestantischen Theologen zu Anfang des 18. Jahrhunderts Prediger an St. Jakobi zu Hamburg und Verfasser einer Reihe ganz opernhaft gehaltener Kantatentexte, sagt über Schwieger in seiner »Dissertatio de Poëtis Germanicis«: »Ingenium ad poëtandi facilitatem proclive est; sed nescio quid in dictione affectet, quo poëmata placeant minus.«

Ohne in die Sprachalbernheiten seines Freundes Philipp von Zesen zu verfallen, ist Jakob Schwieger das Muster eines formgewandten Poeten, der seine Muttersprache kannte und konnte wie nur einer! Daß er dabei häufig die Form über den Inhalt und die Erfindung und den Geist stellt, ist nicht seine Schuld: er war ein Kind seiner Zeit, in der die Dichtkunst eben nur eine „gesellige Fertigkeit" war und sein wollte.



Die Rache der Elster.

Ein Tiermärchen aus Nordschleswig.

Nach Aufzeichnungen von † J. Petersen in Hamburg erzählt von G. Kühn in Kiel.

Es stand in einem Wald eine große Eiche, auf der eine Elster ihr Nest hatte, und unter den Wurzeln des Baumes befand sich der Bau eines Fuchses. Den nächsten Bauernhof bewachte ein großer, starker Hund, mit Namen Nobbes, vor dem sich Mikkel, der Fuchs, entsetzlich fürchtete. Eines Tages sonnte sich der Fuchs vor seiner Höhle, da schlüpfte die Elster „gäk, gäk, gäk" aus ihrem Neste. „Ei, sieh da, Frau Nachbarin, wie geht's?" rief der Fuchs ihr zu. „Gäk, gäk, gäk, so ziemlich," sagte die Elster, „so ziemlich." — „Hast du Kinder droben?" — „Ja, zwei." — „Sind sie hübsch?" — „Gäk, gäk, gäk, ja, Mikkel, das kannst du glauben." — „Wieso geht's dir denn nur so ziemlich?" — „Ach, ich muß sie ja nun allein ernähren!" — „Warum das? Dabei hilft dir dein Mann, denke ich?" „Ja, hast du es nicht gehört, der Bauer, bei dem Nobbes ist, hat meinen armen Hans erschossen." — „Pfui, wie schändlich! Der Bösewicht sollte gehenkt werden und Nobbes mit!" — „Gäk, gäk, gäk, ich möchte ihm die Augen aushacken!" — „Wem, Nobbes?" — „Nein, der tut mir nichts, dem Bauern!" — „Nun ja, dann könnte er auch mir nicht auflauern; dazu möchte ich aber dem Nobbes das Fell über die Ohren ziehen." — „Aber, sag' mal, wird es auch nicht mitunter zu kalt da oben?" — „Ja, das kommt vor, wenn der Wind durch die offene Tür bläst! Aber ich bin es gewohnt und meine Kinder nehme ich unter die Flügel. Wenn sie nur nicht immer essen wollten! Hör, nun schreien sie schon wieder, ich muß fort!" — „Aber, Frau Elster, kommt doch herunter zu mir, wenn es schlimmes Wetter gibt; bei mir ist es kühl, wenn es draußen heiß, und warm, wenn es da kalt ist." — „Merkwürdig — aber, hast du nicht auch Kinder?" — „Ja, gewiß. Die solltest du nur kennen!" — „Nun, Mikkel, ich will es überlegen." Damit endete das Gespräch, und die Elster flog mit lautem „Gäk, gäk, gäk" davon.

Tags darauf entstand ein furchtbares Unwetter. Wütend faßte der Sturm die Eiche, als ob er sie aus der Erde reißen wollte. Er überschüttete mit Regen und Hagel die Elster, die ihre Jungen unter den Flügeln barg. Unsanft wurde sie vom Sturm gewiegt, und längst auch hatte sich der Hunger eingestellt. Was war zu tun? Sie mußte fort, Futter zu holen. „Frau Elster, Frau Elster!" rief da der Fuchs hinauf, „kommt doch mit den Kindern herunter zu mir in die warme Stube; hier können Wind und Wetter euch nichts anhaben!" — „Aber deine Kinder — —" wollte die Elster einwenden. „O, die sind so artig! Nur zu, nur zu!" Und die Elster ließ sich betören, brachte die Jungen in die Höhle des Fuchses und überredete sie, gutes Muts zu sein. „Nun hole ich euch Schnecken und schöne Würmer," sagte sie und flog gäkkernd fort. Die Jungen aber verkrochen sich scheu in die Ecken und Winkel von Mikkels Wohnung. „Das dumme Vieh, die Elster," sagte der Fuchs da hohnlachend, „bringt mir selbst seine Brut! Aber noch dürfen wir den Dingern nichts tun, erst mag die Alte sie uns recht groß und fett füttern, dann verschmausen wir sie und die dumme Alte mit!" „Du Mutter," wandte er sich dann an die Füchsin, „gib gut acht auf den Schlingel Gieremund und die andern, wenn ich weg bin, daß sie ihnen nicht zu nahe kommen!" Anfangs taten sich die Jungen Gewalt an, und es ging ziemlich ordentlich. Als aber einmal der Fuchs fort war und die Elster desgleichen, fielen der Füchsin die Augen zu, und ihre Jungen spielten so plump mit den kleinen Elstern, daß sie erschreckt ins Freie flüchteten. Aber Gieremund hatte sie rasch eingeholt, das eine am Hals erwischt und ihm den Kopf abgebissen. Bald war auch das zweite von dem andern Gesindel zerrissen. Da kam der Fuchs zurück

in vollem Lauf, eine junge Ente im Maul. Er schoß in den Bau hinein, ohne gesehen zu haben, was draußen geschehen war. Nun kam auch die Elster. Sie aber bemerkte draußen Gefieder und andere Überreste ihrer Jungen und fing an, laut nach Mikkel zu schreien und zu jammern. „Na, was ist denn los?“ fragte der, den Kopf aus seiner Höhle steckend. „Was ist mit meinen Kindern geschehen?“ fragte kläglich die Elster. „Ach,“ sagte Mikkel, der nun sah, was seine Kinder angerichtet hatten, „die armen lieben Kleinen, sie wollten baden und sind dabei ertrunken.“ Diesmal sagte die Elster nichts weiter, dachte aber: „Warte, du Heuchler, du sollst deinen verdienten Lohn haben!“ und fort flog sie zu — Nobbes.

Dieser war sehr böse: die schönste junge Ente mit blauen und grünen Federn war verschwunden, wahrscheinlich von Mikkel geholt. „Nobbes!“ rief nun die Elster mit kläglicher Stimme, „willst du mir einen großen Gefallen tun?“ „Na, was für einen?“ fragte Nobbes. „Beiß Mikkel Fuchs tot!“ — „Ja, das täte ich sehr gerne!“ antwortete Nobbes bitter lachend, „wenn der Graukopf nur nicht so schlau und flink wäre! Aber, was hast du denn gegen ihn?“ Nun klagte die Elster ihm ihr Leid. „Der Schelm!“ rief Nobbes da. „O, daß ich ihn nur gleich packen könnte!“ — „Dazu kann ich dir helfen,“ sagte die Elster, „komm mit!“ Und sie führte ihn zu einem Wassertümpel im Walde, worin, wie sie wußte, zwei große Erbsen lagen, die stark aufgequollen und nun erst recht groß geworden waren. „Hier,“ sagte sie, „warte ein wenig, „ich locke den Mikkel her. Wenn du mich kommen hörst, leg' dich auf den Rücken zwischen diese Erbsen und stelle dich tot! Es kann vielleicht geschehen, daß ich zu dir hinfliegen und mich stellen muß, als wenn ich dir die Augen aushackte; doch werde ich nur die Erbsen holen und Mikkel sie bringen und sagen, es seien deine Augen. Wenn er dann an dich herankommt, so pack ihn und beiß ihn tot, aber laß ihn nicht los!“ „Darauf verlaß dich!“ sagte Nobbes, und die Elster flog davon.

Bald darauf erschien sie vor Mikkels Tür und machte ein großes Halloh. „Mikkel, Mikkel!“ rief sie überlaut, „gäk, gäk, gäk!“ Der Fuchs guckte heraus und fragte: „Was ist denn nun los?“—„Nobbes liegt im Wald und ist tot.“— „Ach, ist's wahr?“ rief Mikkel. „Mausetot, sag' ich dir. Komm mit, du sollst es selbst sehen!“ Sie flog voran, immer laut gäkkernd; der Fuchs folgte vorsichtig. „Siehst du?“ rief plötzlich die Elster, „da liegt er!“— „Ja, da liegt er,“ sagte der Fuchs, als er den Hund erblickte, „aber,“ fuhr er fort, sich hinter dem Ohr kratzend, „ist er wirklich tot?“—„Muß ich dir erst seine Augäpfel bringen?“ fragte sie, „meinetwegen!“ Sie flog hin und tat, wie sie mit Nobbes verabredet hatte. „Ja,“ rief Mikkel da, „nun sehe ich, es ist so. O, das ist der schönste Tag meines Lebens! Nobbes, Nobbes,“ jubelte er hineilend, „nun will ich dir das Fell über die Ohren ziehen!“ Damit wollte er Nobbes packen, da aber packte dieser den verdutzten Fuchs und sagte: „Nein, Mikkel, ich werde **dir** das Fell über die Ohren ziehen!“ Und die Elster mußte gestehen, daß er den alten Sünder nicht schonte. „Recht so, Nobbes,“ rief sie von einem Ast herunter, „recht so; so muß er es haben! Siehst Mikkel, siehst du wohl? Das ist gut für dich!“ — Das deuchte den Fuchs freilich nicht.

Mitteilungen.

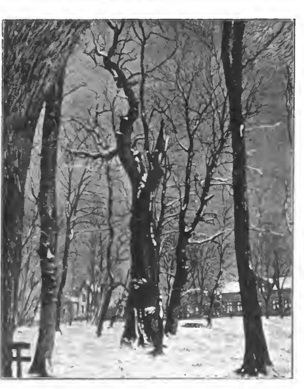
1. **Spuren der Russen in Schleswig-Holstein.** Der Landesrat **Schober** zu Breslau II, Verfasser des 1901 im Verlage von Eduard Trewendt daselbst erschienenen Buches „Spuren und Denkmäler russischer Geschichte auf schlesischem Boden“ hat diese Arbeit in den folgenden Jahren auf das gesamte deutsche Reichsgebiet ausgedehnt. Die erfolgreiche Durchführung dieser Forschungsarbeit verdankt er der ihm ausnahmslos gewährten Unterstützung seitens aller angerufenen Staats- und Regierungsbehörden. Der Abschluß der Arbeit umfaßt jetzt

nur noch die westlichen Provinzen Preußens. Unter dieser Voraussetzung bittet er die hohen Regierungsbehörden um die sehr gütige Unterstützung dieser Forschung durch Empfehlung an die nachgeordneten Kreis- und Lokalbehörden, welche um Beantwortung der folgenden Fragen gebeten werden: 1. Finden sich im Kreise — (Stadtgebiete) — äußerlich wahrnehmbare Erinnerungen an russische Geschichte, die sich dort abgespielt hat? (z. B. Gedenksteine, Gedenktafeln, Denkmäler, Grabstätten und Kriegergräber, namentlich aus dem Jahre 1813)? Zutreffenden Falles wird — gegen Erstattung der Kosten — erbeten: a. eine genaue Abschrift der Inschriften oder b. eine einfache Photographie des Denkmals mit ablesbarer Inschrift. 2. Finden sich sonstige Geschichtsspuren vor, wie beispielsweise zu Wirschkowitz Kreis Militsch (Schlesien), wo alljährlich eine Fundationspredigt zum Andenken an die Plünderung des Ortes durch die Russen im siebenjährigen Kriege (1759) gehalten wird? 3. Sind im Kreise Geschichtsvereine oder lokale Geschichtskenner ansässig?

Den geehrten Verein für Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein bittet auch um seine Unterstützung

Breslau, 20. September 1904. Schober.

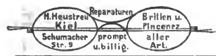
2. **Der „Alte Landgraf" bei Schleswig.** Zu Beginn des vorigen Jahres ist einer der stärksten Bäume in der Nähe der Stadt Schleswig wegen fortgeschrittener Anbrüchigkeit gefällt worden;[1]) es war eine Eiche, im Volksmunde „Alter Landgraf" genannt. Diese Eiche stand im Schutzbezirk Neuwerk, dicht hinter der Oberförsterei. Jetzt ist nur noch der Stubben vorhanden. Wie die Eiche in der letzten Zeit aussah, zeigt nebenstehende Abbildung nach einer Aufnahme des Herrn Photographen Hansen in Schleswig. Die Eiche hatte einen Umfang von 5,70 m und eine Höhe von 25 m. Neuwerk ist der älteste Bestand in der Nähe Schleswigs. Es finden sich in ihm noch eine Anzahl stärkerer Eichen bis zu 4¼ m Umfang und einige schöne Buchen, von denen die stärkste ebenfalls 4¼ m mißt. Leider sind viele schon anbrüchig und manche bereits aus diesem Grunde entfernt worden. Im benachbarten Gehege Tiergarten findet sich eine Doppeleiche, mit dem schleswig-holsteinischen Wappen versehen, und am südlichen Rande unmittelbar am Wege eine Buche und Eiche, die mit einander verwachsen sind und „die beiden Geschwister" genannt werden. Von auffälligem Wuchs ist eine krause Buche im Gehege Pöhl, deren stark gekrümmte Äste aufgerichtet sind und dem Baum den Namen „Blumentopf" verschafft haben. Die Krone hat etwa 28 m Durchmesser und beschattet etwa 710 qm. Eine Abbildung der letztgenannten Bäume wird im forstbotanischen Merkbuch für Schleswig-Holstein gebracht werden.



Altona. Dr. Heering.

[1]) Vergl. „Die Brauteiche bei Schleswig" von W. Metting, „Heimat" 1904, 14. Jahrgang, Nr. 7, S. 172.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Herr [oder Dame findet gute Pension, gemütliches, resp. dauerndes Heim in feiner Familie in Doberan **Jul. Bade,** Rentier. Doberan i. Mecklbg., Villa 59, Marienstr.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling,
Vegesack.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(19) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Infolge reger Nachfrage hat sich mein Bestand an **Vogeleiern** bedeutend gelichtet, weshalb ich jetzt die Kollektion von **200 Stück** nur noch für **12 ℳ.** (inkl. Verpackung) liefern kann. Weil es sich in erster Linie um Eier unserer heimischen Vögel handelt, mache ich namentlich die Schulen auf dies immer noch außerordentlich günstige Angebot aufmerksam. Von Mitgliedern des Vereins für volkstümliche Naturkunde »Ulva« in Kiel sind allein 4 Sammlungen gekauft worden; diese haben ungeteilten Beifall gefunden.
Neuwarp i. Pomm. **H. Hintze.**

Soeben ist erschienen, für jeden Naturfreund und Tierschützler wohl zu empfehlen und durch den Verlag von **J. W. Spaarmann** in Moers zum Preise von ℳ. 1,50 zu beziehen:

Im Wald und auf der Heide.

Bilder aus der heimischen Natur von Hugo Otto.
Dem Herausgeber der »Nerthus«, Herrn Heinrich Barfod, gewidmet.
Das geschmackvoll kartonierte Buch mit 135 S. und mehreren Abbildungen im Text sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen.
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

1) Palästina, herausgeg. v. Georg Ebers, urspr. Pr. 42 ℳ., 2) Rheinlande, IV. Jahrg. Heft 1—15, Pr. 15 ℳ., beide tadellos, ungeb., für 1/4 des obigen Preises zu verk.
Näheres b. d. Exped.

„Nerthus"

Illustrierte Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde u. Naturliebhabereien aller Art.
Herausgegeben von **Heinrich Barfod** in **Kiel.**
Erscheint **dreimal** monatlich (am 5., 15. und 25. jedes Monats).
Vierteljährlich 1,50 ℳ.
Gratisbeilagen für Abonnenten:
1. **Naturkundliches Literaturblatt** in jährlich 18 Nummern. (Für sich allein bezogen 2 ℳ pro Jahr.)
2. **Internationale Naturalienbörse.** Jeder »Nerthus«-Abonnent hat Anspruch auf den Raum von 50 Zeilen, gratis bei Einlieferung der Abonnementsquittung.

In allen Buchhandlungen und bei der Post oder direkt vom Verlage (unter Kreuzband 1 ℳ Porto mehr).
Die verehrlichen **Mitglieder der „Heimat"** können nach wie vor »Nerthus« nebst den beiden Beilagen unter voller Gewährung aller Rechte eines jeden Abonnenten durch Vermittelung des Schriftführers — Herrn **H. Barfod, Kiel,** Geibelallee 2 — für 4 (statt 6) Mark (ausschließlich Porto) beziehen.
Probehefte versendet gratis und franko der Verlag: **Rudolf Zimmermann, Rochlitz** i. Sa.

A. F. Jensen
Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Ausführung von
Buchdruck-Arbeiten
für Behörden und Private
rasch • sauber • preiswert.

Die Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein
liefert Mineralsammlungen in jeder Preislage und ergänzt vorhandene Bestände.
Prähistorische Steinwaffen
werden gegen Mineralien in **Tausch** genommen, ev. auch angekauft.
Kiel, Geibelallee 2II. **Barfod.**

Schriftführer und Expedient: **Heinrich Barfod,** Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck

15. Jahrgang. № 3. März 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbeck bei Kiel.

Inhalt:

An die

Einzahlung der Jahresbeiträge für 1905

sei hierdurch unter nachstehenden Bemerkungen nochmals erinnert.

1. Der Jahresbeitrag beträgt **2,50 M.**
2. Allen Geldsendungen durch Postanweisung wolle man **5 Pf.** Postbestellgeld beifügen.
3. Die Angabe der **Adressennummern** ist dringend erwünscht.
4. Zur etwaigen Benutzung für die Einsendung von Einzelbeiträgen ist dem Hefte **2** der „Heimat“ ein **Postanweisungsformular** beigefügt worden.
5. Die Einzahlung hat nach den Satzungen möglichst bis zum **1. April d. J.** zu erfolgen.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 22. Februar 1905. **Der Kassenführer:** F. Lorentzen.

Von unserer **Vereins-Weihnachtsgabe 1904**
Ch. Roß, „Holsteinischer See“

können gegen Einsendung von **1,10 M.** (freier Versand nach auswärts), bezw. **0,85 M.** (in Kiel) noch eine Anzahl Exemplare an unsere Mitglieder abgegeben werden. Bestellungen sind an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.** zu richten.

Von dem Kupferstich „Holsteinischer Buchenwald“ stehen jetzt keine Exemplare mehr zur Verfügung.

Es freut uns, die Mitteilung machen zu können, daß der Kupferstich „Holsteinischer Buchenwald“ in **340**, die Radierung „Holsteinischer See“ bis jetzt in **175** Exemplaren unsern Mitgliedern übermittelt worden ist.

Kiel, den 25. Februar 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Berichtigung.

In Nr. 2 soll es auf Seite 36 in der dritten und achten Zeile „Bischof Johann von Dulmen“ statt „Bischof Johann Schele“ heißen. R.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, zwei Beisitzenden, dem Leiter des Vereinsorgans und seinem Stellvertreter.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen der Satzungen betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner erneunt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 ℳ zu bezahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen der Satzungen erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch „Die Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

74. Arfsten, Seminarist, Tondern. 75. Behrens, O., Hamburg, Gustavstr. 22 I. 76. Blunck, Wilh., Hamburg. Mattenwiete 21. 77. Börnsen, Hofbesitzer, Kälberhagen b. Mohrkirch-Osterholz. 78. Bruhn, Otto, Kaufmann, Eckernförde. 79. Claussen, Kaufmann, Eckernförde. 80. Conrath, H., Ladelund b. Leck. 81. Ehlers, Hauptlehrer, St. Margarethen. 82. Flor, Seminarist, Tondern. 83. Dr. med. W Gohde, Arzt, Büdelsdorf b. Rendsburg. 84. Gottsch, E., Hauptlehrer, Hamburg. 85. Hansen, Aug., Flensburg, Gr. Straße 61. 86. Havesterhuder Touristen-Verein von 1901, Hamburg. 87. Frl. C Hein, Lehrerin, Hadersleben. 88. Hein, Zimmermeister, Böken 89. Jacobsen, Uhrmacher, Eckernförde. 90. Jasper, F., Neumünster. 91. Kerker, Seminarist, Tondern. 92. Frl. Klempnow, Altona, Kl. Gärtnerstraße 125. 93. Kreutzfeldt, Handelsgärtner, Kiel. 94. Langmaack, H., Elmshorn. 95. Lietz. Oberlehrer, Flensburg. 96. Meier, Apotheker, Plön. 97. Frl. Nagel, H, Kiel. 98. Paulsen, Gärtner, Flensburg. 99. Petersen, Lehrer, Bornhöved. 100. Petersen, Hofbesitzer, Schweden zu Mohrkirch-Osterholz. 101. Petersen, Seminarist, Tondern. 102. Frl. Marie Polemann, Bremen. 103. Steenholdt, Seminarist, Tondern. 104. Thomsen. Hofbesitzer, Norwegen zu Mohrkirch-Osterholz. 105 Vollbrandt, Kaufmann, Eckernförde. 106. Dr. Fr. Voß, Apotheker, Bornhöved. 107. Dr. Weber, Rechtsanwalt, Altona. 108. Wolff, Postpraktikant, Hamburg.

Kiel, am 22. Februar 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 3. März 1905.

Die Entstehung und Entwickelung unserer Marschen.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Detleffen in Glückstadt.

In den Nummern 10—12 des letzten Jahrganges der „Heimat" hat H. Peters eine populäre Darstellung der Resultate gegeben, welche die Wissenschaft über die wiederholte Bedeckung der norddeutschen Tiefebene durch einen gewaltigen, von Skandinavien ausgehenden Gletscher gewonnen hat. Sie veranlaßt mich, im Folgenden Gedanken zu veröffentlichen, die sich mir seit Jahren über die Entstehung unserer Marschen gebildet haben, und die ich bisher nicht ausgesprochen gefunden habe. Man begnügt sich meistens damit, die Marschen als einen Niederschlag aus dem Wasser, zunächst der Elbe und der kleineren Auen, dann auch des Meeres darzustellen, aber niemand scheint sich gefragt zu haben, an welchem Punkte der Erdentwickelung ihr erster Ursprung genau einzufügen sei. Um kurz meine Ansicht auszusprechen: die Entstehung der Marschen hängt aufs engste mit dem beim letzten Abschmelzen des großen Gletschers erfolgten Durchbruch der Elbe in die Nordsee zusammen, und daraus erklären sich manche Eigentümlichkeiten der Marschbildung.

Ob man den geologischen Zeitpunkt und die Vorbedingungen und näheren Umstände hat feststellen können, unter denen der Durchbruch der Weichsel und der Oder durch den baltischen Höhenrücken erfolgt ist, vermag ich nicht zu sagen. Sie erscheinen in mancher Beziehung als Schwesterflüsse der Elbe, und es wäre wichtig, die analogen Vorkommnisse bei ihrem Entstehen mit dem Ursprung der Elbe zu vergleichen; aber die Eigentümlichkeiten der letzteren bieten für sich betrachtet schon eine genügende Fülle von Tatsachen, um daraus die Entstehung der Marschen zu erklären. Ich stelle sie in einer Reihe von Sätzen zusammen.

1. Die mehr oder weniger breiten Täler, welche die vom Gletscher abschmelzenden Gewässer durch die Moränenlandschaft des östlichen Norddeutschland furchten, deren man neuerdings sechs parallel von Ost nach West verlaufende und schließlich in die Elbe mündende zählt,[1] kennzeichnen sich als Vertiefungen mit sandigem Boden. Die Gletscherwasser haben die leichteren tonigen Bestandteile des Bodens ausgewaschen und entführt, der schwerere Sand blieb in den so entstandenen Vertiefungen liegen; jene Tonmassen sind es, aus denen die Marsch zuerst hervorging.

2. Mit dem Durchbruch der Elbe begann die Marschbildung. Die Marsch nimmt ihren Anfang auf der hannoverschen Seite des Flusses bei Artlenburg, kaum eine Meile unterhalb der am rechten Elbufer liegenden Stadt Lauenburg. Sie reicht auf jener Seite in ununterbrochenem Zusammenhang bis zur Elb-

[1]) Dr. Keilhack, Tal- und Seebildung im Gebiet des baltischen Höhenrückens. (Berlin 1899.)

mündung. Am rechten Ufer beginnt sie mit den Vierlanden oberhalb Hamburgs, ist von Hamburg bis Schulau durch einen unmittelbar bis an die Elbe herantretenden Geestabhang unterbrochen, setzt sich dann am Rande von Holstein und Schleswig bis Husum und nach kurzer Unterbrechung bei Schobüll bis Hoyer fort; ja, noch weiter nördlich findet sich bei Ballum ein größerer, dann bei Ripen kleinere Marschstreifen.

3. Daß die Entstehung der Marschen in ihrer ganzen Ausdehnung einer einheitlichen Epoche der Erdentwickelung angehört, geht aus ihrem gleichmäßigen Niveau hervor. Fehlten die Deiche, so wären sie noch jetzt bis an den Fuß der Geest den Sturmfluten ausgesetzt. Anzeichen säkularer Hebungen oder Senkungen dieses Gebietes sind nicht bemerkbar. Wo im Lauf der Jahrhunderte Senkungen einzelner Marschstrecken beobachtet sind, erkennt man in ihnen entweder, wie in der Wilstermarsch, die Folgen des durch die zunehmende regelmäßige Entwässerung langsam bewirkten Austrocknens und Zusammensinkens des Bodens oder, wie in Nordfriesland, die Wirkung der Sturmfluten, welche die im Boden enthaltenen Moor- und Dargschichten wieder auswuschen.

4. Die jetzige Elbmündung bildete vielleicht schon in der Tertiärzeit, sicher aber in der Diluvialzeit, also noch vor dem Durchbruch der Elbe, einen Busen der Nordsee; schon in der Gegend von Lauenburg enthalten diluviale Mergelsandschichten Meereskonchylien: Cardium edule und eine Art Tellina. Etwas weiter abwärts zeigen sich deutliche Spuren der Einwirkung des Meeres auf die ursprüngliche Küste. Wie die Nordsee noch jetzt, wo sie einen Geeststreifen berührt, auf Sylt, Amrum und an der Westküste von Eiderstedt, bei Weststürmen die nach der Auswaschung des ursprünglichen Strandes zurückgebliebenen Sandmassen zu Dünen auftürmt und landeinwärts treibt, so hat sie es bereits in der Diluvialzeit, ehe noch die Elbe entstanden war, gemacht. Wir finden unterhalb Wedels am Rande der Geest an der rechten Elbseite [1]) Dünenbildungen bei Ütersen (Düneck), Elmshorn (Sandberg), Kremperheide, Sude und Krummendiek. Ebenso treten Dünen am Westabhang der Dithmarscher Geest hervor, besonders im Süden beim Dingerdonn und St. Michaelisdonn, sowie am Nordende bei Lunden. Dagegen zeigt das ganze Festland von Schleswig, abgesehen von St. Peter in Eiderstedt, keine Spuren von Dünenbildung; die vorgelagerten, zur Zeit des Diluviums wohl noch näher an einander stoßenden Geestinseln sind in ihrer ganzen Ausdehnung reich an Dünen. Diese Inseln müssen einstmals eine Art Nehrung gebildet haben, wie die ostpreußischen, in deren Schutz ein stilles Haff die Festlandsküste bespülte. Eine sehr ausgedehnte Dünenbildung zeigt dann wieder die jütische West- und Nordwestküste.

5. Nach dem Durchbruch der Elbe ist das Seewasser langsam aus dem ursprünglichen Meerbusen zurückgewichen, wohl entsprechend dem durch die allmähliche Auffüllung der Marsch mehr und mehr eingeengten Lauf des Elbstroms. Gegenwärtig steigt das Meerwasser zu gewöhnlichen Zeiten nur bis in die Gegend von St. Margareten aufwärts; aus dem Vorkommen von Seemuscheln, die sich an den unteren Teilen der eisernen Ketten festgesetzt haben, an denen die Leittonnen des Fahrwassers befestigt sind, hat man nachgewiesen, daß sich auch jetzt noch das schwerere Salzwasser der Nordsee keilförmig unter dem süßen Oberwasser bis in die Gegend von Glückstadt erstreckt. Ehemals muß es noch wenigstens bis in die Gegend der Pinnaumündung gereicht haben. Bis dort hinauf findet man noch im Marschboden Nester eines Mergels, der aus zersetzten Seemuscheln, besonders

[1]) Der gegen die Weststürme geschützte hannoversche Geestrand hat keine Dünenbildungen aufzuweisen.

Cardium edule, besteht. Jedoch muß das Wasser je weiter nach oben, desto weniger Salzgehalt gehabt haben; denn die noch erhaltenen Exemplare dieser Muscheln sind, wie die in der Ostsee vorkommenden, beträchtlich kleiner als die noch gegenwärtig auf den Sanden vor der Elbe und Weser in großen Bänken sich findenden. Ob sie auch noch in den Dünen und am übrigen Geestabhang gefunden werden, ist mir unbekannt; sie könnten, wenn sie von erheblicher Größe wären, noch als ein Produkt der Diluvialzeit angesehen werden, wie die im Lauenburger Diluvium; schon die Fluten der Urzeit hatten die abgestorbenen Tiere ans Ufer geworfen. Hier sei auch erwähnt, daß bei den Arbeiten zum Kaiser-Wilhelm-Kanal am Kudensee in der Wilstermarsch das Skelett eines Walfisches gefunden wurde, ebenso wie kürzlich ein anderes in der Dithmarscher Marsch unfern von Heide. Endlich wird auch der, meistens über 1 ‰ betragende Bestandteil des in den Elbmarschen erbohrten Wassers an Chlornatrium noch aus dem Seewasser stammen, das während der ersten Marschbildung hier noch flutete.

6. Wie groß die Masse des von der Elbe herabgeführten Marschtones ist, läßt sich daraus abnehmen, daß eine im Jahre 1837 bei Glückstadt vorgenommene Bohrung erst bei etwa 14 m auf diluvialen Sand und Kies traf, in Krempe 1897 bei 13 m. Die Breite der Marsch vom holsteinischen bis zum hannoverschen Geestrande beträgt bei Wedel 14, bei Ütersen 17, bei Elmshorn 25, bei St. Michaelisdonn 26 km. Von der Geest aus senkt sich die bei Glückstadt ungefähr 18 m dicke diluviale Sand- und Kiesschicht, die in der Urzeit das Elbbett bildete, allmählich abwärts bis unter das jetzige Elbbett hinunter, um auf der anderen Seite wieder zum Geestrande aufzusteigen. Der Durchschnitt der Marsch bildet bei Glückstadt also annähernd einen Kreisabschnitt, dessen Sehne 25 km und dessen größte Stärke etwa 14 m beträgt.

7. Aber nicht bloß die Elbmarschen, sondern auch die Seemarschen von Dithmarschen und Schleswig sind ein Produkt der Elbe. Dem Meere verdanken sie nur den geringen Bestandteil des Bodens, den die Kieselpanzer abgestorbener Diatomeen und die Reste von Algen und anderen Meerespflanzen bilden. Auch die Eider und die schleswigschen Auen, die vom Ostrande des Landes zur Nordsee herabfallen, können nur einen sehr kleinen Beitrag gegeben haben. Das geht schon aus dem Vergleich mit den jütischen Auen hervor, die unter ganz denselben geographischen und geologischen Bedingungen nur eine höchst unbedeutende Marschbildung an ihrer Mündung aufweisen. Das Flußgebiet der Eider und der schleswigschen Auen mag etwa 100 Quadratmeilen betragen, das der Elbe wird auf 2260 berechnet. Fast ausschließlich aus diesem stammt also auch unsere ganze Seemarsch, und zwar in ihrem ersten Ursprung aus den von den Schmelzwassern des Gletschers herabgeführten Tonmassen, die dann bis auf den heutigen Tag durch weitere Zufuhr aus sämtlichen Nebenflüssen der Elbe vermehrt werden. Noch jeder Wolkenbruch, jedes Hochwasser im oberen Elbgebiet ist an der unteren Elbe deutlich erkennbar, das herabströmende Wasser hat dann durch die mitgeführten Tonmassen eine stärkere gelbbraune Färbung.

8. Beim Durchbruch der Elbe müssen die geographischen Verhältnisse der Nordsee im wesentlichen schon dieselben gewesen sein, wie noch jetzt. Die aus der Mündung des Meerbusens der Elbe ausströmenden Wassermessen nahmen ihren Lauf an der Westküste Schleswig-Holsteins entlang und setzten hier den Ton ab, den sie mitführten. Daß sie nicht auf Helgoland gerichtet waren, darf man wohl daraus schließen, daß nirgendwo an dieser Insel, auch nicht in den ziemlich geschützten Buchten des Süder- und Norderhafens eine Spur von Schlick und Marschbildung sich findet, sondern nur Sand und Trümmer des Inselgesteins. Auch an der 1 Meile vom Festland entfernten, südlich neben dem Elbausfluß gelegenen

Insel Neuwerk ist keine Spur von Marschbildung vorhanden. Daß die Strömung an unserer Westküste entlang lief, muß die Wirkung des Flutstroms gewesen sein, der schon damals durch den englischen Kanal in die Nordsee einlief; er drängte die Elbeströmung nach Osten.[1]) Die Ablagerung des im Wasser schwebenden Tones erfolgte hauptsächlich in den viermal täglich zwischen Ebbe und Flut, Flut und Ebbe eintretenden etwa halbstündigen Ruhepausen. Zuerst und ihrem Ursprung näher mußten sich die gröberen Tonteile senken, dann drang die Strömung über Dithmarschen und zwischen den wenigen Geesterhebungen, die sich in Eiderstedt bei Tating, zwischen Garding und Kathrinenheerd sowie bei Witzworth fanden, hindurch in das Haff zwischen den Geestinseln und der Westküste Schleswigs. Je feiner die Tonteilchen waren, desto später senkten sie sich zu Boden. Hier reichen die letzten Ausläufer der Marsch bis nach Ballum und Ripen, dem gegenüber noch die Marschinsel Manö liegt. Hier ungefähr wird die Marschbildung wohl von Anfang an ihr Ende gehabt haben; daß sie sich nicht weiter fortsetzte, wird seinen Grund darin gehabt haben, daß die andere Flutwelle, welche vom Atlantischen Ozean her nördlich von Schottland in die Nordsee eindringt, ungefähr an der Nordspitze von Sylt auf die südliche, durch den englischen Kanal kommende stößt. Die der Westküste Schleswigs vorgelagerte Nehrung wird in ihrem Nordteile bereits unterbrochen gewesen sein, so daß die nördliche Flutwelle hier in das Haff eindringen und der vom Süden her kommenden, tonhaltigen Elbeströmung Halt gebieten konnte.

9. So etwa sind im Lauf ungezählter Jahrtausende unsere Marschen entstanden, und unter solchen Verhältnissen haben sie sich weiter gebildet. Doch zeigen ihre verschiedenen Teile wesentliche Unterschiede, die besonders durch das Hinzutreten der Moore hervorgerufen sind. Das eigentliche Moor ist eine ausschließliche Süßwasserbildung; es entsteht da, wo in einer flachen Mulde süßes Wasser stagniert, aus Resten verwesender Pflanzen, die immer neuen Geschlechtern, deren jüngere holzige Fasern haben, als Nährboden dienen. Manche dieser Moore sind im Laufe der Jahrhunderte nicht unerheblich über ihre Umgebung emporgewachsen. Solche Moore finden und fanden sich besonders in den Elbmarschen, so noch jetzt an der Grenze der Wilstermarsch gegen Dithmarschen, früher auch an manchen andern Stellen in der Nähe der Geest, wo jetzt nur noch Ortsnamen, wie Moorhusen, Moorhusen, Altenmoor, Kremper Moor u. a. an sie erinnern. Hier kommen noch andere, zwar nicht eigentliche Moore, aber doch moorige Landstriche hinzu. Die Elbmarsch bestand noch in geschichtlichen Zeiten[2]) aus einem Delta, zwischen dessen Inseln wie besonders auch an manchen Strecken der Geest entlang sich Wasserläufe hindurchzogen. Im Laufe der Zeit wurden sie durch Baumstämme, Zweige und Buschwerk, welche die Hochwasser der Elbe mit sich führten, verstopft; manche gingen auch ein, als die holländischen Einwanderer seit etwa 1150 Deiche zu bauen anfingen und an Stelle mancher ursprünglichen Wasserläufe (Fleete) Wetterungen anlegten.[3]) Zu eigentlichen Moorbildungen kam es zwar hier weniger, aber die eingegangenen Gewässer sind noch jetzt vielfach an dem moorigen Boden erkennbar, an ihrem Grunde finden sich noch oft Massen von Haselnußzweigen mit Nüssen daran, auch Erlen und andere Hölzer. An anderen Stellen fanden die Einwanderer auch flache Strandseen vor, besonders in der Wilstermarsch, deren innerer Teil den noch im 13. und 14. Jahrhundert genannten Sladensee,) der

---

[1]) Unter demselben Einfluß wird das Land Wursten mit seiner schmalen Seemarsch zwischen Weser und Elbe den Senkstoffen der Weser seinen Ursprung verdanken. Daß diese, welche bereits zu beiden Seiten des Flusses eine ausgedehnte Marsch gebildet hatten, auch noch einen wesentlichen Beitrag zu der unseren gegeben haben, ist kaum anzunehmen.

[2]) S. meine Geschichte der Elbmarschen 1, 69 f. [3]) Ebd. 73 ff. [4]) Ebd. 149 ff.

äußere den Arendsee [1]) umfaßte. An der Grenze gegen Dithmarschen findet man noch jetzt den Kudensee. Wie dieser gegenwärtig durch die Anlage des Kaiser-Wilhelm-Kanals und die dadurch herbeigeführte Entwässerung immer mehr austrocknet und seine oberste Schicht, mit dem verwesenden Wurzelwerk der Sumpfpflanzen gemischt, sich langsam in Humus umbildet, ist das Gebiet der beiden anderen Seen längst in üppiges Weide- und Saatland verwandelt. Aber gerade die verbesserte Entwässerung hat zugleich eine den Bestand dieser Marsch gefährdende Folge gehabt. Im Laufe der Zeit sinkt der moorige Untergrund immer mehr zusammen, man rechnet in der Wilstermarsch ungefähr auf einen Fuß im Jahrhundert. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse so, daß etwa ein Drittel der Wilstermarsch, hauptsächlich der an der Stör und zum Teil der an der Elbe liegende Rand, [2]) über dem Niveau der gewöhnlichen Flut in der Elbe liegt, ein zweites Drittel zwischen der Höhe der Flut und der ungefähr um 3 m niedrigeren der Ebbe, das letzte Drittel aber noch unter der regelmäßigen Ebbe. Weite Strecken des Landes können also nur noch künstlich durch Schöpfmühlen entwässert werden, manche bedürfen sogar eines doppelten Systems derselben, durch die das Wasser von einem Niveau auf ein höheres gehoben wird, bis es schließlich in die Stör oder Elbe ablaufen kann.

10. Anders ist die Bildung der Dithmarscher Marsch erfolgt. Hier konnten, soweit die Salzflut reichte, keine eigentlichen Moore entstehen. Erst nachdem die zwischen Meldorf und Heide liegende ursprüngliche Meeresbucht durch die Aufschlickung in Marschwiesen verwandelt war, in deren Mitte noch jetzt der Fieler See, gegenwärtig freilich ein Süßwassersee, als letzter Rest der ursprünglichen Meeresfläche liegt, waren die Bedingungen gegeben, unter denen sich hier ein eigentliches Moor bilden konnte. In Norderdithmarschen war in der Urzeit ein Arm der Eider durch das Tal der Broklandsau östlich von Lunden südwärts zwischen Stelle und Wittenwurt hindurch ins Meer geflossen. Hier bildete sich im Schutz der Lundener Dünenreihe ein weites Moor und westlich vom Dorfe Stelle ein anderes. Zur Zeit seiner, vielleicht noch mit der Verstopfung und Austrocknung des Eiderausflusses zusammenhängenden Entstehung muß die Bildung der Marsch hier schon so weit vorgeschritten sein, daß das Seewasser keinen Einfluß mehr auf die Vegetation ausübte. Längs des Dithmarscher Geestabhanges, des Kleve, lassen sich keine Spuren von Wasserläufen finden, die mit der Elbe oder der Eider zusammengehangen hätten. Die zwischen dem Dinger Donn und dem Geestabhang vorhandene Vertiefung ist nur vorübergehend von dem seit seiner durch die Marschbildung veranlaßten Abscheidung von der Elbe zeitweilig überfließenden Kudensee ausgefüllt worden. So setzt sich in ganz Dithmarschen die Marsch unmittelbar an den Geestabhang an. Von der Gleichmäßigkeit ihrer Abdachung nach Westen gibt die Regelmäßigkeit ihrer Bedeichung ein deutliches Abbild; diese ist durch Dämme gebildet, welche strahlenförmig von der Geest ausgehen und in bestimmten Abschnitten durch andere in konzentrischen Kreisen abgeschlossen werden. Erst in den letzten Jahrhunderten sind außen um dieselben Köge vorgelegt. Nur Norderdithmarschen hat ein etwas zusammengesetzteres Deichnetz dadurch erhalten, daß Büsum ursprünglich eine Insel bildete, die erst im 17. Jahrhundert durch Deiche mit dem Festlande verbunden wurde. Während die holsteinischen Elbmarschen in geschichtlichen Zeiten durch Änderung des Laufes der Elbe schwere Verluste erlitten haben — nicht weniger als 7 Kirchen sind mit

[1]) Ebd. 135.

[2]) Wo dieser jetzt nur niedrig ist, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ein früher höheres Vorland von den Fluten weggerissen ist.

den dazu gehörenden Dörfern und einer Stadt (Rygenstadt oder Grevenkrog bei Glückstadt) von den Fluten verschlungen —,[1]) hat nur die südliche, noch an die Elbe stoßende Ecke Dithmarschens an diesem Schicksal teilgenommen. Brunsbüttel ist mit seiner Kirche zweimal landeinwärts verlegt, und mehrere Dörfer in seiner Nähe sind von der Elbe vernichtet. Im übrigen ist jedoch die eigentliche Seemarsch nicht nur in ihrem Bestande erhalten, sondern durch die reichen Anschwemmungen aus der Elbe beträchtlich vergrößert, und dazu steht es in nicht zu ferner Aussicht, daß die geräumige Meldorfer Bucht zu einer Marsch heranreift.

11. Wieder anders ist die Entwickelung der schleswigschen Seemarschen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus aus dem Ende des 12. Jahrhunderts nennt dies Gebiet Klein-Friesland und schildert es schon damals als ein von Deichen umschlossenes Land, das jedoch im Winter oft unter Wasser stehe. Die von J. Mejer in Danckwerths Landesbeschreibung 1649 herausgegebenen Karten von Nord-Friesland sollen angeblich ein Bild desselben aus dem Jahre 1240 wiedergeben. Sie zeigen ein von zahlreichen Wasserläufen durchschnittenes, hier und da auch kleine Seen umfassendes, den Raum zwischen den Geestinseln und dem Festlande vollständig füllendes Gebiet mit zahlreichen Kirchen und Ortschaften, weder Festland noch Insel, sondern das Bild einer unreifen Marsch, wie wir uns auch ungefähr die Elbmarschen unmittelbar vor ihrer Besiedelung denken müssen.

Über die tatsächlichen Grundlagen und den geschichtlichen Wert dieser Karten ist viel gestritten; nach P. Lauridsens gründlichen Untersuchungen (in der „Historisk Tidsskrift" VI. Folge, 1, 2, übersetzt in den „Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatskunde" Jahrg. 1903/4, 21—125) wird man kaum mehr zweifeln dürfen, daß diese Zeichnungen, wie mehrere andere historische Karten desselben Verfassers, auf recht unsicheren Grundlagen beruhende Erzeugnisse seiner Phantasie sind.

Aus geschichtlicher Überlieferung wissen wir jedoch, daß dieses Gebiet ehemals sowohl ein breiteres Festland als auch mehr und größere Inseln enthielt, als gegenwärtig noch vorhanden sind. Die drei südlichsten Inseln sind schon vor Jahrhunderten zusammengedeicht und mit dem Festland verbunden, sie bilden das gegenwärtige Eiderstedt, dessen Küsten zwar auch nachher noch manche Veränderungen erlitten haben. Von den übrigen Inseln ist durch die Hochfluten des 14. und 15. Jahrhunderts, schließlich auch des 17. ein großer Teil wieder ins Meer versunken, nach alten Listen des Schleswiger Bistums mehr als 40 Kirchspiele, an deren Stätte man jetzt nur wenige Halligen und bei der Ebbe ein ödes, von einigen schmalen Rinnsalen durchfurchtes Watt erblickt.

Die Entwicklungsgeschichte dieser Gegend gründlich zu erörtern, ist eine schwierige Aufgabe, auf die einzugehen hier jedoch viel zu weit führen würde. Ich stelle nur kurz zusammen, was im Vergleich zu den anderen Marschen bedeutsam erscheint und zur Erklärung der geschichtlichen Ereignisse dienen kann. Unter Nr. 8 zeigte ich die Verhältnisse, unter denen diese Marsch entstand. Eigentliche Moorbildungen finden sich in ihr selten, in größerem Umfange nur in den geschützteren, östlichen Teilen der tondernschen Marsch, sodann im Osten von Eiderstedt bei Witzworth. Auffallend ist die noch erhaltene Hallig Nordstrandisch Moor, der Rest eines einst ausgedehnteren hohen Moores des alten Nordstrand, das von der verheerenden Flut des Jahres 1634 verschont blieb, während das Marschland ringsum weggespült wurde. Sein Dasein ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß die Entwicklung dieser Gegend eine lange Zeit hindurch nicht von der Meerflut beeinträchtigt

[1]) Dafür hat die gegenüber liegende hannoversche Marsch zwischen der Schwinge und der Oste ein sehr bedeutendes Vorland gewonnen.

war. Viel ausgedehnter wird ohne Zweifel die Dargbildung gewesen sein. Die zahlreichen Wasserläufe und flachen Seen mußten einen starken Retwuchs begünstigen; noch jetzt geben die Seen bei Aventoft südlich von Tondern dafür den Beweis. Die im Winter abgestorbenen, vom Eis zerbrochenen Rethalme mußten mit großen Schilfmassen durch die Fluten und Stürme in Buchten und Untiefen zusammengeschoben werden, wo sie dann verwesend zu Boden sanken und, Tausende von Jahren übereinander geschichtet, zu Darg wurden. Diese Dargmassen werden an manchen Stellen nicht wenig dazu beigetragen haben, den Boden über die Flut zu erhöhen, mußten ihm aber einen schwammigen Charakter geben. Von ihrem Dasein zeugt es, daß nach den zerstörenden Überschwemmungen des 14. und 15. Jahrhunderts die armen Küstenbewohner diese Darglager im Watt aufsuchten und daraus eine Art Torf, den Tul, bereiteten, den sie dann verbrannten, um aus der Asche ein schmutziges Salz zu gewinnen, das in jenen Gegenden und über sie hinaus noch bis ins 18. Jahrhundert im Gebrauch war.

Denken wir uns nun die mit solchen Bestandteilen stark gemischte Marsch auf große Strecken unreif eingedeicht, so mußten dort dieselben Erscheinungen eintreten, wie in der Wilstermarsch, der Boden sank langsam zusammen, die Erhaltung und Erhöhung der Deiche wurde immer schwieriger und mangelhafter. Dazu kam die Gewalt der Weststürme, die rechtwinklig auf die Küste eindrangen. Von ihren Wirkungen in der Urzeit haben wir die vollgültigen Beweise in dem Zurückweichen des Küstenrandes der Nehrung. Eine Reihe von Ortschaften am Westrande von Sylt haben in geschichtlichen Zeiten weiter nach Osten verlegt werden müssen. Der alte Strand ist von den Fluten ausgewaschen, der zurückgebliebene, schwere Sand vom Winde zu Dünen aufgeworfen, die mit unaufhaltsamer Gewalt nach Osten ziehen, immer neues Land bedecken und jetzt schon seit lange an ihrem Westrande (auch auf Amrum) ehemals verschüttete Orte wieder ans Tageslicht treten lassen. Von anderen Landstrecken der alten Nehrung, besonders im Nordwesten von Sylt, die ehemals bewohnt waren, sind nur noch Sande im Meer als Reste erhalten. Da liegt der Schluß nahe, daß die unwiderstehlichen Fluten auch die Lücken, welche in der Nehrung vorhanden waren, und die sie selbst vielleicht erst eingerissen hatten, die Zwischenräume zwischen Sylt und Amrum, zwischen Amrum und Eiderstedt im Laufe der Zeit erweiterten und durch diese Einfallstore so lange auf die dahinter liegenden Marschländer anstürmten, bis sie die Deiche zerbrachen und immer größere Landstrecken wieder in ein kahles Watt verwandelten.

Der größte Teil dieses untergegangenen Landes ist bei der Ebbe vom Wasser entblößt, nur schwache Rinnen trennen die Watten der Inseln von einander und von denen des Festlandes, die Flut bedeckt dann wieder den Marschton, aus dem nur einzelne Inseln und Halligen hervorragen. Bei ruhigem Wetter mag die vorhandene Erdmasse nur wenig erregt werden, bei Stürmen und Hochfluten jedoch werden tiefere Schichten aufgerührt, und wenn dann auch ein Teil an ruhigere Stellen geführt wird und dort das Land erhöht, so schlürft doch das zurücksinkende Meer bei jeder Ebbe einen Teil der in ihm schwebenden Tonmassen ein und entführt sie in seine Tiefe; neuen Baustoff für das Land bringt es aber nur wenig zurück.

Es ist ein schwerer und ungleicher Kampf, den der Staat neuerdings an dieser Küste unternimmt. Als die friesische Marsch entstand, hatten die tonreichen Fluten der Elbe über Dithmarschen und Eiderstedt einen ungehinderten Zugang in das verhältnismäßig stille Haff zwischen dem Festland und den Geestinseln, seine Ausfüllung erreichte damals nur nicht die genügende Ausdehnung und Festigkeit, um dem beharrlichen Ansturm des Meeres auf die Dauer zu widerstehen.

Jetzt ist der Elbströmung jener Zugang verlegt, und dazu führt sie nicht mehr die großen Mengen von Ton wie ehemals mit sich. Der größte Teil ihrer Sinkstoffe wird gegenwärtig in der Meldorfer Bucht abgelagert; ob nach deren Auffüllung erhebliche Massen für die friesischen Marschen übrig sein werden, kann erst eine spätere Zukunft lehren. Die Arbeiten zur Befestigung der Inseln und Halligen, die der Staat mit großen Mitteln unternommen hat, können vorläufig nur dahin wirken, zu erhalten, was von der friesischen Marsch noch vorhanden ist, und die Tonmassen in eine feste und sichere Lagerung zu bringen.

Ob die dargelegten Ansichten über den Ursprung und die Entwickelung unserer Marschen vor der Wissenschaft bestehen können, ob wesentliche Vorbedingungen übersehen, ob die aufgestellten in den richtigen Zusammenhang gebracht sind, mögen Kundigere beurteilen. Mir war es ein lange gefühltes Bedürfnis, ihnen vorzulegen, was ich als Laie darüber glaubte sagen zu dürfen.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

Ia.

In den Julitagen des Jahres 1844 fand in der alten Stadt Schleswig ein Sängerfest statt, welches aus allen Teilen des Landes zahlreich besucht war und sich zu einem großen Volksfeste gestaltete. In der großen Festhalle, wo mehr als 2500 Gäste Platz genommen hatten, um am Festmahle teilzunehmen, brachte Advokat Beseler zunächst ein Hoch auf das deutsche Vaterland aus, dem verschiedene Reden und abwechselnd Gesangvorträge der einzelnen Vereine folgten. Der Schleswiger Gesangverein hatte ein neues Lied eingeübt, welches vom Advokaten Chemnitz unter Anlehnung an ein älteres Gedicht von Straß gedichtet und vom Leiter des Vereins, Kantor Bellmann vom St. Johanniskloster, in Musik gesetzt war: „Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht," so klang es durch die weite Halle. Das Lied, von allen Anwesenden mit lautem Jubel begrüßt, wurde in kurzer Zeit zum vaterländischen Volksliede nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch, seit es auf dem Würzburger Sängerfeste 1845 erklungen war, weithin im großen deutschen Vaterlande. Der Schleswiger Gesangverein hat im vorigen Sommer nach Verlauf von 60 Jahren auf der Höhe des Schneckenberges, wo sich jetzt das Chemnitz-Bellmann-Denkmal erhebt, eine schlichte Erinnerungsfeier veranstaltet, die in dem Vortrage des Schleswig-Holstein-Liedes gipfelte und auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck machte.

Das Schleswiger Sängerfest von 1844 ist noch in einer anderen Beziehung merkwürdig, nämlich durch das plötzliche Auftauchen der blau-weiß-roten Fahne, mit der viele Häuser geschmückt waren. Schleswiger Damen hatten beschlossen, dem Gesangverein zu dem Feste eine neue Fahne zu stiften, die aus den Wappenfarben Schleswigs und Holsteins zusammengestellt sein sollte. Hardesvogt Jakobsen, der mit anderen Patrioten Rats gepflogen hatte, schlug vor, blau und weiß zu beiden Seiten zu nehmen [1]) „nach Analogie der blauen schleswigschen Löwen und

[1]) Man vergleiche Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, S. 300 u. 301.

des holsteinischen silbernen Nesselblatts; in der Mitte als Verbindungsfarbe rot nach Maßgabe der roten Löwenzungen im schleswigschen und des roten Grundes im holsteinischen Wappen oder als Farbe des regierenden oldenburgischen Fürstenhauses königlicher Linie. Den Damen aber beliebte diese heraldische Weisheit nicht; sie fanden es mit Recht ansprechender, wenn das Weiß in die Mitte gesetzt würde, und brachten so eine statliche blau-weiß-rote seidene Fahne zu stande, die in Schleswig fortan als richtige schleswig-holsteinische Fahne proklamiert wurde." Wie das Schleswig-Holstein-Lied verbreitete sich bald auch die blau-weiß-rote Fahne überall im Lande als das Sinnbild des selbständigen Staates Schleswig-Holstein. Sie war das Banner, um welches sich 4 Jahre später die Schleswig-Holsteiner scharten zum Kampf für die alten Landesrechte, während das Lied „Schleswig-Holstein stammverwandt" zum Schlachtgesang geworden war.

Der Kampf um die Selbständigkeit des Landes entbrannte im Jahre 1844 zum ersten Male mit bis dahin ungewohnter Heftigkeit, und die Folgezeit hat gezeigt, daß überall in der schleswig-holsteinischen Bewegung und in der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage dieses Jahr eine hochbedeutsame Rolle spielt. Noch zwar floß kein Blut, aber daß Dänemark vor der Gewalt nicht zurückschrecken würde, das wurde zum ersten Male allen Patrioten klar. Die Presse war in den Herzogtümern gebunden, nicht so in Dänemark; aber im Ständesaal zu Schleswig und zu Itzehoe, da traten die schleswig-holsteinischen Männer kühn auf den Plan, ganz erfüllt von dem Gefühl des Rechts und erbittert durch das Unrecht, welches man ihrem Lande zufügen wollte. Dem Gedächtnis der Männer, welche in der Ständeversammlung unerschütterlich auf ihrem Recht bestanden, sollen die nachfolgenden Blätter gewidmet sein. Wir dürfen hoffen, daß die Mitteilungen aus den Verhandlungen der Stände, aus Adressen und Petitionen der Schleswig-Holsteiner noch heute nach 60 Jahren in Schleswig-Holstein Interesse erwecken und den Lesern der „Heimat" willkommen sein werden. Zuvor aber müssen wir einen Rückblick tun, um zu zeigen, in welcher Lage Schleswig-Holstein sich im Jahre 1844 auf politischem Gebiete befand, wie das Verhältnis zum König-Herzog Christian VIII. und zum dänischen Volke war, welche Hoffnungen und welche Befürchtungen die Brust der schleswig-holsteinischen Patrioten damals bewegten.

Was in den Tagen des erwachenden Nationalbewußtseins von Lornsen und seinen Nachfolgern als Landesrechte proklamiert und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit in Broschüren, in der Presse und in den Ständeversammlungen verteidigt wurde, das geht zurück auf das für die schleswig-holsteinische Geschichte wichtigste Jahr 1460. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte sich die geschichtliche Entwickelung in der Hauptsache um die Erwerbung des Herzogtums Schleswig durch das holsteinische Grafenhaus gedreht. Nach dem Aussterben der Schauenburger begaben die Schleswig-Holsteiner sich freiwillig unter die Herrschaft des dänischen Königs, weil sie zusammenbleiben wollten „up ewig ungedeelt." Das Verhältnis zu Dänemark war geordnet auf der Grundlage der reinen Personalunion. Des Landes Privilegien wurden von Christian I. und seinen Nachfolgern beschworen. Bereits unter seinen Söhnen fand die Teilung der Lande in einen königlichen und herzoglich-gottorpschen Anteil statt. Dänemark aber trachtete darnach, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen, und als den wesentlichen Inhalt der schleswig-holsteinischen Geschichte von 1460 bis 1848 bezeichnet daher Professor Jansen die Erwerbung Schleswig-Holsteins durch das dänische Königshaus. Der herzogliche Anteil von Schleswig ging bereits im Jahre 1721 endgültig verloren und wurde dem königlichen Anteil, aber nicht dem Reiche Dänemark, einverleibt; Holstein-Gottorp aber wurde im Jahre 1773 gegen Oldenburg

und Delmenhorst vertauscht, so daß von diesem Zeitpunkte an ganz Schleswig-Holstein wieder unter Dänemark stand. Damit waren die Voraussetzungen gegeben, das Land nunmehr unter Nichtachtung seiner Privilegien mit Dänemark mehr und mehr zu verschmelzen und wenigstens Schleswig dem Königreiche einzuverleiben. Lange Zeit war das Deutschtum am dänischen Hofe vorherrschend gewesen. Klopstock wurde nach Kopenhagen berufen, Schiller fand hier begeisterte Anhänger; allein gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sich schon deutlich der Gegensatz zwischen Deutschtum und nationalem Dänentum. Der Deutsche Struensee wurde gestürzt. Kronprinz Friedrich, der sich später Frederik VI. nannte, ergriff 1784 die Zügel der Regierung. Um die nach seiner Meinung veralteten Privilegien der Herzogtümer kümmerte er sich nicht, und als im Jahre 1806 das Deutsche Reich sich auflöste, befahl er seinem Staatsrate, die Einverleibung Holsteins in das Königreich Dänemark durchzuführen. Allein dagegen protestierte energisch Herzog Friedrich Christian von Sonderburg-Augustenburg, und anstatt Holstein als „unzertrennliches Pertinenz der dänischen Krone" zu bezeichnen, wie geplant war, wurde es im Patent vom 9. September 1806 für einen „völlig ungetrennten" Teil der dänischen Monarchie erklärt. — Lornsens kühnes Auftreten hatte für Schleswig-Holstein wenigstens den Erfolg, daß der König 1831 eine ständische Verfassung einführte, doch sollten die Stände Schleswigs und Holsteins getrennt tagen, und um das Unnatürliche dieser Einrichtung nicht allzu schroff hervortreten zu lassen, wurden auch für das Königreich zwei Ständeversammlungen eingerichtet, nämlich für Jütland und für die Inseln.

Die neue Ordnung trat im Mai 1834 in Kraft, und seit dem Jahre 1836 versammelten sich alle 2 Jahre die schleswigschen Stände in der Stadt Schleswig, die holsteinischen in Itzehoe. Die schleswigsche Ständeversammlung zählte 44, die holsteinische 48 Mitglieder. Der Herzog von Augustenburg und der Besitzer der hessensteinischen Güter in Holstein waren Inhaber je einer Virilstimme. Der König ernannte für jede Ständeversammlung 7 Mitglieder: 4 Vertreter der Ritterschaft, 2 Geistliche und einen Kieler Professor. Die übrigen Abgeordneten wurden in 3 Klassen gewählt vom Großgrundbesitz, von den kleineren Landbesitzern und von den Städten. Die neue Einrichtung von beratenden Provinzialständen blieb freilich weit hinter den Erwartungen der Schleswig-Holsteiner zurück, welche ein Recht auf einen gemeinschaftlichen Landtag mit beschließender Stimme hatten; allein ein Fortschritt war doch zu verzeichnen, hatte man doch jetzt ein Organ, Wünsche und Beschwerden des Landes an den Thron zu bringen. Wir werden sehen, daß die Stände von diesem Recht ausgiebigen Gebrauch gemacht haben, nachdrücklicher und erfolgreicher, als die Machthaber in Dänemark sich es vorher hatten träumen lassen. —

Die nationalen Kämpfe, welche bald in den Ständesälen sich erhoben, knüpften sich zunächst an die Sprachverhältnisse in Nordschleswig an. Diese sollten den Dänen das Mittel bieten, Schleswig in eine engere Verbindung mit dem Königreich zu bringen. Orla Lehmann, obgleich von deutscher Herkunft, stellte sich an die Spitze der Bewegung, welche das Ziel verfolgte, ein Dänemark bis zur Eider aufzurichten. In Kopenhagen stellte er im Jahre 1836 in der Gesellschaft „zum Schutz und zur Überwachung des rechten Gebrauchs der Preßfreiheit" den Antrag, „in Erwägung zu ziehen, durch welche Mittel die Gesellschaft ihre Wirksamkeit auf die dänisch redenden Teile der Bevölkerung von Schleswig ausdehnen, dänische Sprache, dänische Verwaltung und Gesetze im Herzogtum Schleswig einführen könne." Der Antrag fand jubelnde Zustimmung. Die Folgen sollten sich bald einstellen. Im Auftrage dieser Gesellschaft gab der dänische Kapitän Olsen alsbald eine Karte von Dänemark, Holstein und Lauenburg heraus, auf welcher das

Herzogtum Schleswig unter dem Namen „Sønderjylland“ dem Königreich einverleibt war. Das stand vorläufig freilich nur auf dem Papier, aber es zeigte klar das Ziel der einflußreichen Partei der Eiderdänen, welche selbst am Hofe Unterstützung fand. Seit 1836 wurde überhaupt die dänische Propaganda im Herzogtum Schleswig mit großem Eifer betrieben. Im Jahre 1838 erschien unter Mitwirkung der an der Kieler Universität für dänisches Recht und dänische Sprache angestellten Professoren Paulsen und Flor in Hadersleben das erste dänische Wochenblatt „Danevirke,“ das sich aber nur langsam in Nordschleswig, „wo kein Gebildeter ein dänisches Buch oder eine dänische Zeitung zu lesen pflegte,“ einen kleinen Leserkreis eroberte. Am 14. Mai 1840 wurde durch ein königliches Reskript die dänische Gerichtssprache in Nordschleswig eingeführt, wo seit dem 14. Jahrhundert die Gerichts- und Verwaltungssprache die deutsche gewesen war; allein es stellten sich dabei solche Übelstände heraus, daß die schleswigschen Stände sich veranlaßt sahen, um die Aufhebung der von ihnen vor zwei Jahren empfohlenen Einführung der dänischen Gerichtssprache in Nordschleswig zu bitten, „weil diese zur Frage des Tages gewordene Danomanie, wie nachgewiesen werden könnte, von außen angeregt, nach Schleswig erst verpflanzt, nicht durch das Bedürfnis des schleswigschen Volkes hervorgerufen sei.“

Der Antrag wurde von einem bäuerlichen Abgeordneten aus Nordschleswig, dem Hufner Steenholdt aus Raepstedt, gestellt und mit 34 gegen 9 Stimmen angenommen. Mit der Minorität stimmten mehrere Abgeordnete aus dem Süden des Landes, und es zeigte sich klar, daß die Nordschleswiger damals noch größeren Wert auf ihre Verbindung mit dem deutschen Süden als auf die mit Dänemark legten. — Dem Antrag wurde zwar keine Folge gegeben, allein die Regierung sah sich doch genötigt, verschiedene Abänderungen des Sprachreskripts eintreten zu lassen. — Die dänischen Demagogen gingen jetzt einen Schritt weiter, sie versuchten es, auch im schleswigschen Ständesaal der dänischen Sprache einen Platz zu verschaffen, wo bis dahin alle Verhandlungen und Protokolle nur deutsch geführt worden waren. Nur einmal hatte man im Jahre 1836 bereitwillig dem Abgeordneten von Arrösksjöping gestattet, dänisch zu reden, da er des Deutschen nicht ausreichend mächtig war. Kaufmann Peter Hjort Lorenzen aus Hadersleben war von der Partei der Eiderdänen gewonnen worden, die dänische Sprache im Ständesaal zur Anerkennung zu bringen. Er begann plötzlich am 11. November 1842 dänisch zu reden, obgleich er das Deutsche besser als das Dänische sprach. Der Präsident sah sich genötigt, da alle freundlichen und ernsten Ermahnungen nicht vermochten, Lorenzen zum Deutschreden zu veranlassen, ihm den Gebrauch der dänischen Sprache zu verbieten und ihn schließlich von der Teilnahme an den Sitzungen auszuschließen. Mit allen gegen 2 Stimmen hatte die Versammlung dem Präsidenten Falck ihre Zustimmung erklärt, daß sie Mitgliedern, welche des Deutschen unkundig seien, bereitwillig gestatten werde, dänisch zu reden. In dieser Lage befand sich aber nur ein einziger Abgeordneter. —

In Dänemark faßte man das Verfahren der Stände als eine Nationalbeleidigung auf, so daß die Regierung sich der Sache nicht entziehen konnte und, obgleich sie das Verhalten Lorenzens nicht billigte, ward dem Präsidenten doch der persönliche Wunsch des Landesherrn nahe gelegt, daß es dem Abgeordneten Lorenzen hinfort freistehen möge, dänisch zu sprechen. Der Präsident fügte sich, doch wurden die dänischen Reden desselben weder übersetzt noch in das Protokoll aufgenommen. — Die Sprachenfrage zog in der jütischen Ständeversammlung, in der Presse ihre weiteren Bahnen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Mit Recht erblickten die Schleswig-Holsteiner darin einen Schritt zur Bedrohung der Selbständigkeit der Herzogtümer. Und als nun der Königliche Kommissar die

Ständeversammlung auf Befehl des Königs mit der Erklärung schloß: „daß Se. Majestät die staatsrechtlichen Verhältnisse, auf denen die Selbständigkeit des Herzogtums Schleswig begründet ist, sowie dessen bisherige Verbindung mit dem Herzogtum Holstein erhalten werden," da sagte der Präsident in seinen Abschiedsworten, daß diese Erklärung das erfreulichste Ereignis in der an unangenehmen Vorfällen reichen Diät sei. — Erst viel später erfuhr man, daß der Kommissar die Worte „unter der Krone Dänemark" unterdrückt hatte.

Die Worte „unter der Krone Dänemark" hatten seit Jahren für die Schleswig-Holsteiner eine große Bedeutung gewonnen, denn es lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der dänische Königsstamm bald erlöschen und daß alsdann die Personalunion mit Dänemark gelöst werden müßte, da hier eine andere Erbfolge gültig war als in den Herzogtümern. Nach dem dänischen Königsgesetz vom 14. November 1665 war in Dänemark die weibliche Linie erbberechtigt, während in den Herzogtümern nur der Mannesstamm zur Regierung zugelassen werden konnte. Den Zerfall der dänischen Monarchie zu verhindern, war nun die Hauptaufgabe des Königs Christian VIII., der seit 1839 auf dem dänischen Throne saß. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich bis dahin wenig um die Erbfolgefrage gekümmert. „Der Gedanke einer Fortdauer der Personal-Union widerstrebte im Grunde nur dem heranwachsenden Geschlecht. Für die große Mehrheit hatte er bei deren streng konservativem und loyalem Charakter nichts Abschreckendes. — Nur dem Ungeschick der Dänen, welche, statt den berechtigten Wünschen der Herzogtümer entgegenzukommen, deren Zuneigung zu Dänemark durch ihre Übergriffe in Abneigung verwandelten, und der Verblendung des sonst so einsichtigen Königs Christian VIII. ist es zuzuschreiben, daß man bald in dem Festhalten an der legitimen Erbfolge das einzige Mittel der Rettung erblickte," so urteilt R. von Schleiden, der die Verhältnisse aus nächster Nähe überschauen konnte. — Der König war keineswegs mit der Partei der Eiderdänen einverstanden, welche Holstein aufgeben wollten, um Schleswig gewinnen zu können, vielmehr wollte er den gesamten Bestand der Monarchie für immer beisammen halten, und die enge Verbindung Schleswigs mit Holstein erschien ihm als ein Mittel mehr, durch Schleswig auch Holstein an die dänische Krone zu ketten. Allein da er bestrebt war, zugleich die besonderen Einrichtungen der Herzogtümer im dänischen Sinne abzuändern, so mußte er mit den Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner, ihre Selbständigkeit unter allen Umständen Dänemark gegenüber zu behaupten, in einen schweren Konflikt hineingeraten.

„Vor kühnem Wagen und raschen Entschlüssen schrak er zurück, aber mit zäher Geduld hielt er seine geheimen Pläne fest, um sie, listig die Schwäche der Menschen benutzend, nach und nach zu verwirklichen. Ihm fehlte die Ehrfurcht vor dem Rechte, der Glaube an die sittlichen Mächte der Geschichte und darum auch das Verständnis für die nationalen Empfindungen seiner Völker," so urteilt Heinrich v. Treitschke über den König Christian. Seine Maßregeln erweckten bald in Dänemark, bald in den Herzogtümern Unwillen. Daß er im Jahre 1842 den Prinzen Friedrich von Noer zum Statthalter beider Herzogtümer und zum kommandierenden General, den Grafen Joseph v. Reventlow-Criminil zum Chef der schleswig-holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen ernannte, wurde in den Herzogtümern mit Freude begrüßt, da man über die deutsche Gesinnung dieser Männer nicht im Zweifel war, in Dänemark aber war die Erbitterung darüber groß. Als dann beide, wie oben erzählt, aus der königlichen Erklärung die Worte „unter der Krone Dänemark" einfach strichen, tat er nichts dawider.

Die Erbfolge wollte er nach dem Tode seines einzigen Sohnes Friedrich seiner geliebten Schwester Charlotte, die mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen

vermählt war, und deren Kindern zuwenden. — Das Haupt der Augustenburger, die in Schleswig-Holstein allein erbberechtigt waren, Herzog Christian August, haßte er, obgleich er mit ihm verschwägert war.

Im Juni 1842 hatte der Herzog mit dem König auf dessen Schlosse Sorgenfrei eine Unterredung über die Erbfolgefrage. Der König sagte: „Niemand würde in Abrede stellen, daß der Herzog in Holstein Erbrechte habe; er frage aber, was aus Dänemark werden solle, wenn auch Schleswig für dasselbe verloren gehe." Der Herzog entgegnete: „Darauf könne er natürlich nichts Anderes antworten, als daß, wenn ein solcher Fall einträte, es nicht seine, sondern die Schuld derer sei, die 1660 die weibliche Erbfolge in Dänemark eingeführt hätten. Als der König bemerkte, daß der Herzog wohl daran tun würde, Erbrechte gegen volle Entschädigung aufzugeben, erklärte dieser, der König möge das nicht von ihm erwarten, seine Erbrechte seien für ihn eine Pflicht sowohl gegen sein Haus wie gegen die Herzogtümer; sie seien das beste Schutzmittel gegen die Einverleibung in Dänemark. Würde die dänische Erbfolge in den Herzogtümern eingeführt, so würde es mit der Selbständigkeit derselben Dänemark gegenüber bald vorbei sein. Sodann würde er aus Pietät gegen seinen Vater nie sein Erbrecht aufgeben, der in seinem Testament ihm und seinem Bruder gesagt habe, daß, wenn die dänische Regierung mit ihnen über Aufgebung ihrer Erbrechte verhandle, er von ihnen hoffe und erwarte, daß sie sich nie dazu verstehen würden. — Zugleich wolle er dem Könige noch ausdrücklich sagen, daß, wenn man seine Erbrechte angreife, er dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verteidigen werde. Wenn der König meine, daß der eine oder andere seine Erbrechte aufgeben müsse, so läge es ebenso nahe oder näher, dies Verlangen an die weibliche Linie zu stellen. — Der König brach schließlich die Unterhaltung mit der Äußerung ab: „er befinde sich in einer sehr üblen Lage und wisse nicht, wie er sich aus derselben herausziehen solle." [1]) —

Sneewitten.

De Snee, de fangt
To smölten an;
Sneewitten hangt
Ehr Klöckschen an.

Ut Snee un Is
Dor kiekt herut,
Dor röppt dat lies:
„Nu bün ik Brut!

Doch bald kümmt He,
De Allerbest:
Denn daut de Snee,
Denn gifft dat Köst!"

Jr.



Die Hamburger Wallanlagen und der Gärtner Altmann.[2])

Von W. J. Goverts in Flensburg.

Was Kunst, Natur und Fleiß in nah' und fernen Landen
Nur Seltenes zeigen kann,
Was viele Meilen weit Raum hie und da vorhanden,
Das trifft man oft vereint in Hamburgs Umkreis an.

Und dieses hat nicht nur Bezug für den Umkreis, sondern auch für das Innere des Kreises. Bekannt ist, daß Hamburg im Innern der Stadt eigentlich zwei Promenaden hat, um die es von vielen Städten beneidet werden kann. Die eine ist der Jungfernstieg mit dem Alsterbassin, von dem A. v. Falke im „Garten" sagt: „. . . und in Hamburg spielt rechts und links der Anlagen an der Lom-

[1]) Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806 von Droysen-Samwer.
[2]) Nach einem im Verein für Hamburgische Geschichte am 8. Februar 1897 gehaltenen Vortrage.

barbsbrücke die breite Alster mit ihrem reichen Leben zur einen und ihren Villen, Gärten und Ortschaften zur andern Seite." —

Die andere Promenade sind die Wallanlagen, die dem Verkehr zum Opfer gefallen sind. Freilich noch viel früher, noch 100 Jahre vor der französischen Revolution — etwa 1690 — waren die Wälle ganz kahl; sie dienten eben mit ihren Bastionen und Befestigungswerken als Schutz. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wurden die Wälle mit Bäumen bepflanzt und fingen nun an, auch als Zierde zu gelten. Besonders am Sonntag waren sie ein beliebter Spaziergang und wurden als solcher in Versen besungen. Des Wochentags aber boten die grasbewachsenen Abhänge den Hamburger Hausfrauen Gelegenheit, hier das prosaische Geschäft des Wäschebleichens zu vollziehen. Späterhin wurde der ganze Wall mit italienischen Pappeln bepflanzt; nur die Strecke von der Schifferbörse bis zur Bastion Albertus war von schattenspendenden Ulmen und Linden besetzt. Die Fußwege waren, dem damaligen gärtnerischen Stil entgegen, nicht geradlinig angelegt und von Wäldchen ebengenannter Bäume unterbrochen. Aber leider klagt 1802 der bekannte Domherr Meyer in seinen „Skizzen" über das Kappen und Verstümmeln der Bäume. Es geschah zu gunsten des Kameralgewinns, und erst die Worte des damaligen vorsitzenden Fortifikationsbürgers Sieveking geboten dieser falschen Methode Einhalt.

Der Anfang der Wallanlagen begann mit dem Stintfang am westlichen Ende des Walles, von welchem Punkte ein anziehendes Bild der vorüberfahrenden Seeschiffe dem Beschauer geboten wird. Schon 1801, später 1804 am 18. Oktober, beschlossen Rat und Bürgerschaft die Demolierung der Außenwerke. Mit den Demolierungsarbeiten begann man am 4. November und trug die Ravelins: Carolus, Aeneas, Hector und Alexander ab; die Brustwehren der Bastionen Eberhardus, Joachimus, Ulricus und David wurden in die Unterwälle geschüttet. Im Anfang des Jahres 1804 war die Brücke vor dem Millerntor in einen Erddamm verwandelt. Trotz des strengen Winters wurden die Arbeiten kräftig gefördert und im Frühjahr 1805 Alleen auf dem Wall angelegt. Am 19. März dieses Jahres war die Sternschanze gänzlich planiert, am 18. Juli die Demolierung des Hornwerkes begonnen, am 10. August die des kleinen Walles vom Niederhafen bis Ericus vollendet. Im Herbst fing man an, die Ravelins vor dem Damm- und Steintore wegzuräumen; hier wurde später 1820 eine Baumschule zur Unterhaltung der Wallanlagen angelegt, und neben dieser ward im folgenden Jahre der jetzige botanische Garten — freilich noch nicht als wissenschaftliches Institut — gegründet.

Im Jahre 1806 wurden die Gewölbe des Brocktores und des Millerntores abgebrochen und Auffahrten nach dem Walle angelegt. Vor dem Dammtore, auf dem Glacis vor den Bastionen Rudolphus und Ulricus wurden 1806 Gartenplätze ausgesondert.

Die erste Besetzung durch die Franzosen am 19. November 1806 hinderte den Fortgang der Entfestigung nicht. Die Erdarbeiten waren so rüstig betrieben, daß, als am 13. Dezember 1810 Hamburg dem französischen Kaiserreich einverleibt ward, alle Brustwehren des Hauptwalles verschwunden und von den Torgewölben nur das Dammtor, Deichtor und Sandtor noch erhalten waren.

Dem Einrücken der Russen unter Tettenborn am 18. März 1813 folgte die teilweise Wiederbefestigung der Stadt, mit der am 7. April begonnen wurde; doch schon am 30. Mai mußten die Russen die Stadt räumen und zogen die Franzosen wieder ein, welche sogleich die Festungswerke wiederherstellten. So erhielt der Hauptwall zwei Reduits: Reduit d'Elbe bildeten die Bastionen Albertus und Casparus, Reduit de l'Alster wurde durch die Bastionen Dideriens, David

und Vincent eingerichtet; letztere ward 1829 zur Alsterhöhe umgewandelt. Auf David wurde 1828 das ehemals 1802 auf Vincent stehende Büschdenkmal versetzt, dessen Fuß Efeu und Cerastium tomentosum zierten und mit Silberpappeln und Trauerweiden bepflanzt ward. Wegen Umgestaltung der Eisenbahnanlagen wird das Denkmal abermals versetzt werden müssen. Als am 29. April 1814 die Franzosen die Stadt gänzlich verließen, behielt man die Wälle bei; die Bastionen wurden 1819 abgetragen, und durch Ebnen der Spitzen und Ausfüllen der Winkel erhielt der Stadtgraben eine Schlangenform. Schon 1805 wurden die geebneten Bastionen David, Didericus und Vincent, sowie 1806 Albertus und Casparus und von Vincent bis zum Steintor mit Anlagen durch den Gärtner Altmann aus Bremen ausgestattet, bis endlich am 16. Dezember 1819 die Schleifung der Wälle stattfand. Der Wall bei der Lombardsbrücke ist erst 1820—21 angelegt.

Ehe ich nun näher auf die Lebensbeschreibung der beiden Personen: Altmann und Schwarz, welch' letzterer die Entfestigungsarbeiten leitete, eingehe, sei es mir gestattet, noch einen Augenblick bei den Wällen zu verweilen.

Trotz der Schönheit der Wälle — 1827 — wurde diese Anlage, zu welcher jährlich 105 000 heutige Mark (70 000 Kurant-Mark) ausgesetzt wurden, mehr von der arbeitenden als von den höheren Klassen der Bevölkerung als Spaziergang und Aufenthaltsort benutzt. Die Böschung des Stadtgrabens wurde abgeschrägt, die Bastionen wurden abgerundet und das ganze Gebiet ward durch Anlegung von Blumenbeeten und Anpflanzungen von Baumgruppen in einen großen Garten verwandelt. Man hätte fürchten können, daß das Volk in Roheit und Selbstsucht die Bäume beschädigen und die Blumen abreißen würde; das geschah aber nicht. Mir sei es als Botaniker erlaubt, an dieser Stelle auf den Pflanzenreichtum der ehemaligen Wallanlagen aufmerksam machen zu dürfen. An jeder Biegung befand sich eine andere Pflanzengruppe, abstechend von den benachbarten. Als ein kleiner Rest davon ist noch die Tannengruppe beim Eingang des botanischen Gartens von der Drehbahn vorhanden. Seltene Gewächse für unsere nördliche Lage waren auf den Wällen zu finden, als: Liquidamber Styraciflua, Liriodendron tulipifera, seltene Arten von Eschen, Eichen, Buchen, Calycanthus floridus, Daphne Cneorum und laureola, Bignonia Catalpa, Clethra pubescens, Colutea Pockokii, Ceanothus americanus und noch viele andere auswärtige, der deutschen Flora nicht angehörende Pflanzen. Damals boten die Wallanlagen dem Spaziergänger ein anmutiges Vegetationsbild.

Die Umwandlung des Walles vom Millerntor bis zum Dammtor ward 1827 vollständig beschafft unter Leitung des Gartenkünstlers Altmann. Am Unterwall beim Millerntor war der Pfad mit rot und weiß blühenden Robinien dicht besetzt, gleichsam eine schattige und lieblich duftende Laube bildend; das Johannisbollwerk ward 1821 bepflanzt.

Die östlich des Dammtors liegenden Bastionen Petrus und Didericus wurden 1825—28 gänzlich abgetragen und die Spitze mit Anlagen versehen; sie bilden jetzt die Esplanade. Der Stadtgraben ward soweit ausgefüllt, daß man mittels einer kleinen Brücke einen Übergang zu der Schanze Ferdinandus erlangte, die durch Einschüttungen mit dem Ufer St. Georgs verbunden und worauf Anlagen und Baumpflanzungen gemacht wurden. Hier war der Garten mit schöner Aussicht und die Wohnung des Chefs der Fortifikation, während bei Eberhardus bis 1860 eine solche des Chefs der Artillerie war. Die Arbeiten auf dem übrigen Teile des Hauptwalles wurden 1831 und 1832 vollendet. Auf die Bastion Hieronymus wurde 1840 das Denkmal des Grafen Adolf IV. von Schauenburg vom Adolfsplatz versetzt und die ganze Anlage mit Obstbäumen bepflanzt. Bis zum Steintor war die Bepflanzung des Walles 1832 beendet. Mit der Bastion

Sebastianus beim Steintor wurde 1831 begonnen und dieselbe 1832 in einen Hügel „Altmannshöhe" umgewandelt. Auf der ehemaligen Courtine zwischen Sebastianus und Bartholdus beim Deichtor ward das Johanniskloster errichtet und auf Bartholdus die Umgebung der Windmühle mit Gartenanlagen versehen. Später bei Anlage der Verbindungsbahn — 1864 — mußte die Altmannshöhe dem Verkehr weichen. Der Wall zwischen dem Millerntor und dem Hafentor nebst dem Glacis (also in der Nähe der früheren Bastion Albertus) wurde 1868 zur Abhaltung einer internationalen Gartenbauausstellung zur Verfügung gestellt und mit neuen Anlagen versehen. Die Bastion Albertus führte den Namen Stintfang, bis sie 1834 als „Elbhöhe" bezeichnet wurde. Hier steht jetzt das 1904 errichtete Bismarck-Denkmal.

Die Männer, denen unsere Vorfahren diese nicht nur malerische, sondern auch für die Gartenkunst wichtige Anlage verdankten, waren: 1. der preußische Ingenieurhauptmann Schwarz, 2. der Kunstgärtner Altmann aus Bremen. Ersterer — Carl August Schwarz —, früher in lübeckischen Diensten, wurde hier in Hamburg am 14. Januar 1822 als Gehülfe des Ingenieurs Heinrich angestellt, um die Entfestigungsarbeiten zu leiten. Als diese in ihren Hauptteilen vollendet waren. wurde ihm die Aufsicht über das Magazin des Bauhofes anvertraut. Er starb am 13. Oktober 1845, 68 Jahre alt. Als Schriftsteller gab er im Verein mit J. Lohse „Der Hamburger Wall vor und nach seiner Demolierung" heraus.



Isaak Hermann Albert Altmann, 1777—1837, nach dem Porträt i. L. W. Rose-Altmann.

Viel bedeutender war Isaak Herm. Albert Altmann, geb. 15. August 1777 zu Bremen. Sein Vater war Handelsgärtner, und auch der Großvater hat dieses Geschäft betrieben. Die Familie ist von Schlesien nach Bremen eingewandert. Der talentvolle Enkel widmete sich gleichfalls dem Geschäfte der Vorfahren. Zu seiner Ausbildung machte er zwischen 1797 und 1800 größere Reisen, hielt sich namentlich längere Zeit in Berlin auf, wo er auf der Pfaueninsel bei Charlottenburg unter Leitung des genialen Landschaftsgärtners Peter Joseph Lenné (1789 bis 1806) in Stellung war.

Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts kehrte er nach Bremen zurück und eröffnete sein Geschäft in der Grünenstraße, später Weidenstraße. Jedenfalls mußte er sich bereits einen ehrenvollen Namen in seiner Kunst erworben haben, als ihn der Bremer Senat 1803 aufforderte, der in Angelegenheit der Abtragung der Wälle und Verwandlung derselben in öffentliche Anlagen niedergesetzten Deputation ratschlagend zur Hand zu gehen. Die Schleifung der Bremer Bastionen wurde 1803—1806 durchgeführt. Das Gehalt Altmanns betrug anfangs 450 ℳ, später 1200 ℳ. — Altmann hat sich des gegebenen Terrains auf eine meisterhafte Weise bemächtigt und hat es verstanden, die graziöseste Abwechselung zwischen

Hügel und Tal, Wald und Wiese, gepflegten Blumenanlagen und wildaussehenden Gründen zu schaffen.

Ein gleich großes Verdienst wie für seine Vaterstadt Bremen erwarb sich Altmann für die Schwesterstadt Hamburg. Schon vor der Franzosenzeit 1804 war Altmann am 18. Oktober auf Einladung des Oberstleutnants Schönermark beschäftigt, die geebneten Bastionen mit Anlagen zu versehen, die er im November auf David, Didericus und Vincent begann und im Jahre 1806 auf Albertus und Casparus und von Vincent bis zum Steintor fortsetzte. Von 1804—1808 reiste nun Altmann jährlich von Bremen nach Hamburg, um in Gemeinschaft mit dem verdienstvollen Ingenieur Richard die Umwandlung eines Teils der Wälle in Gartenanlagen durchzuführen. Die französische Zeit brachte auch dieses friedliche Werk zum Stillstand, ja, des rohen Davoust Söldlinge zerstörten 1813 und 1814 die junge Schöpfung wieder.

Einer neuen Einladung des Hamburger Senats vom 16. Dezember 1819 folgend, vollendete nun Altmann in den Jahren 1820—33 sein schönes Werk. Um Altmanns Namen der dankbaren Nachwelt aufzubewahren, beschloß der Hamburger Senat, einem der Hügel am Glockengießerwall den Namen „Altmannshöhe“ zu geben, und es wurde ihm dieser Beschluß in einem sehr ehrenvollen Schreiben vom 9. Januar 1834 kundgegeben. Fast gleichzeitig wurde Altmann seitens des Hamburger Senats mit einer goldenen Denkmünze beschenkt. Höher noch als durch diese Kundgebungen war Altmann bereits 1832 geehrt worden, indem ihm auf Antrag der Oberalten vom 21. November 1832 das Ehrenbürgerrecht Hamburgs durch den Senat dieser Stadt zuerkannt worden war.

Nur wenige Jahre noch waren dem wackeren Manne seit jenem Festtage vergönnt auf dieser Erde zu pilgern. Altmann starb am 15. Dezember 1837. Zum Schluß stehe noch ein Vers aus einem Altmann gewidmeten Gedichte:

Schenkt rasch die Gläser voll,
Bremen und Hamburg soll
immerdar blühn;
wenn fern er auch von hier,
denken des Freundes wir,
wallend durch's Lustrevier
zu Altmanns Höh'.



Liesch und Lotte.

Von Johann Brüdt in Sande.

Liesch und Lotte haben eigentlich nichts mit der Druckerschwärze zu tun. Es sind nicht etwa Kosenamen für zwei urwüchsige Mädchen vom Lande, sondern ein Paar gewöhnliche Ackerpferde. Aber warum sollte sich über zwei alte Einhufer, die lange Jahre im Mittelpunkt der Arbeit eines Bauernhofes gestanden haben, nicht auch ein Wort reden lassen.

Liesch und Lotte gehörten dem Gemeindevorsteher Thies Hennings in Bargstedt. Es wäre nun meinerseits nicht recht, wenn ich nur die drei nennen wollte. Ich muß meinen Lesern gleichzeitig den Großknecht Hans Jürgen vorstellen; denn die vier gehörten zusammen, wie bei uns Schleswig-Holsteinern Brot und Butter.

Die Höflichkeit erfordert es, daß ich zunächst den Gemeindevorsteher mit einigen Federstrichen porträtiere. Thies Hennings hat das Gardemaß. Er ist mit Ehren aus Frankreich heimgekehrt und gibt etwas auf soldatische Haltung. Mit Tinte und Feder weiß er selbständig umzugehen, und deshalb regiert er sein

Dorf ohne die Hülfe des alten Kantors. Er liebt beim Glase Grog das breite, witzige Gespräch; sobald er jedoch die Feder in der Hand hat, ist er kurz angebunden. Seine Berichte enthalten keine Phrasen, sie sind harte, blanke Wahrheit. Auf dem Landratsamt mußte man sich erst an diese Rauhbeinigkeit gewöhnen; schließlich lernte man den Bargstedter Depeschenstil schätzen.

Hans Jürgen hat auch gedient. Aber die Kommißjahre liegen ihm schwer im Magen, und sein Vizefeldwebel verursacht ihm noch immer Alpdrücken. Sonst ist er harmlos und quält sich weder um die Cholerabazillen noch um die Marsbewohner. Sein Gedankenleben bewegt sich zwischen dem Pferdestall und Süderliet, der besten Koppel seines Herrn. Und dieser kleine Gedankenkreis befriedigt ihn vollständig. Es muß noch ausdrücklich betont werden, daß der Gemeindevorsteher nichts auf seinen Großknecht kommen läßt.

Liesch und Lotte standen unter all dem Vieh des Bauernhofes am meisten im Mittelpunkt des Gesprächs. Man brachte ihnen all die Anhänglichkeit entgegen, wie sie sich nur in einer tüchtigen Bauernfamilie auf treue Tiere vereinigen kann. Sie repräsentierten im Pferdestall die vernünftigen Jahre. Wenn Hans Jürgen beim Pflügen zur Wintersaat die Furchen gar zu tief zog, wollten sie wohl schon die Ohren hängen lassen. Sonst gingen sie aber noch stramm in den Sielen.

Liesch hatte von ihrer Mutter ein phlegmatisches Temperament geerbt. Sie führte ihren Stammbaum nach Holland zurück; am Kopf, Hals und Gliederbau sah man noch gewisse Linien des Brabanter Geschlechts. Lotte hatte in der Jugend cholerische Anwandlungen gezeigt; aber gegen solche brotlosen Künste hatten der Gemeindevorsteher und sein Großknecht immer ein probates Rezept bei der Hand. Liesch und Lotte hatten sozusagen mit dem Leben abgeschlossen, sie waren der Gegenwart nicht ganz mehr gewachsen und mochten wohl der Vergangenheit leben. Sie standen auf einer Linie mit Großvater Hennings im Vorderhause. Der wollte sich auch in wunschloser Ruhe so sacht hinübersinnen in eine Zeit, da es kein Sinnen und Sorgen mehr gibt.

Zur Rechten von ihnen standen Bläß und Weißfuß. Sie waren von holsteinischem Geschlecht und standen in den besten Jahren. Die Furche konnte nicht zu tief und der Wagen nicht zu voll werden. Dann dehnte sich die Brust, es spannten sich die Muskeln und die Adern wurden straff. „Hindurch!" hieß es, wo sie sich in die Sielen legten. Arbeit und volle Krippen waren ihr Element. Sie glichen ihrem Herrn: „Hindurch!" war auch seine Losung.

Zur Linken von Liesch und Lotte hatten Fritz und Franz ihren Platz. Sie standen noch in den Flegeljahren, zerbissen die Krippen und störten die Nachtruhe durch ungestüme Streckübungen ihrer Hinterglieder. Hans Jürgen rieb sich dann den Schlaf aus den Augen und mußte durch ein kräftiges Kommando den Turnübungen Einhalt gebieten. Fritz und Franz glichen ihren Namensvettern, den Söhnen des Gemeindevorstehers, die dem Kantor und Großknecht das Leben sauer machten und der Nadel ihrer Mutter nimmer Ruhe gönnten. Wenn sie es zu toll trieben, mußte der Vater mit dem nötigen Nachdruck etwas Holz an sie legen. Nach einem solchen Gewitter pflegte er dann seine Frau zu trösten, daß solche Jungens, die etwas rücksichtslos gegen die Hosen sündigen, sich als Männer kein X für ein U machen lassen. Frau Hennings wollte allerdings diese Philosophie nicht anerkennen. So standen denn auch die Glieder der jüngsten Generation im Vorder- und Hinterhause auf einer Linie. Sie pfiffen auf Vergangenheit und Gegenwart, sie hatten das Recht der Jugend für sich und lebten der Zukunft. Es waren eigenartige Parallelen, die sich da spinnen ließen. Großvater Hennings und Liesch und Lotte standen so ziemlich am Ausgang ihrer Arbeit. „Es war einmal," stand auf ihrer Lebenslinie. Thies Hennings und Bläß und Weißfuß hatten den Höhe-

punkt erreicht. „So ist es, so müßte es bleiben!“ das war die sichere Sprache aller Lebensäußerungen. Und nun gar das kratzbürstige junge Volk. Es war unruhiges Blut, kein Stillstand, kein sinnendes Verweilen. „Wie wird es werden?“ das war das hüpfende Fragezeichen auf ihrer Lebenslinie.

Der Geburtstag des Gemeindevorstehers fiel einmal auf einen Sonntag. Frohe Ruhe lag im ganzen Hause auf Mensch und Tier. Frau Hennings hatte dem Speisezettel einen Paragraphen hinzugefügt, und im Hinterhause zeigte Hans Jürgen seine ganze Liebenswürdigkeit. Trotz der Sonntagsruhe wurden die Hafergarben nicht geschont, und die beiden Veteranen erhielten sogar das obligate Brot des Arbeitstages. Dabei hielt er mit ihnen sein gewöhnliches Zwiegespräch. „Laßt euch man Zeit,“ rief er wiederholt, „das Fressen ist am Sonntag doch keine Akkordarbeit. Laßt euch man Zeit, unser Herr hat ja Geburtstag.“ Und Liesch und Lotte steckten die Köpfe in das duftende Gemenge und schoben die Nasen hierhin und dorthin und schnoben und prusteten, als wollten sie dem guten Hans Jürgen einen Glückwunsch auftragen für das Wiegenfest ihres Herrn.

Um den Kaffeetisch saßen am Nachmittag Nachbarn, Verwandte und der alte Kantor mit seinem jungen Kollegen. Dieser war in der Stadt groß geworden und beherrschte noch nicht sicher die Etikette des Landes. Auch Hans Jürgen gehörte heute zu den Standespersonen; er beteiligte sich aber an der Debatte nur durch verständnisinniges Lächeln oder zustimmendes Kopfnicken. Das Gespräch drehte sich selbstverständlich um Vieh und Korn.

„Wie geht's Eurem Klaus?“ fragte in einer Pause Thies Hennings seinen Schwager aus Riendorf. „Ich habe ihn, wie Du weißt, seines körperlichen Fehlers wegen zum Kirchspielvogt in die Stadt gegeben. Er machte den Weg jeden Tag zu Fuß, aber das wurde ihm doch im Winter zu viel. Da hat mir der Viehhändler Bornholdt einen russischen Pony besorgt, und der trägt ihn jeden Morgen in die Stadt. Beim Galgenberg steigt er ab, befestigt die Zügel, und mein Pony kommt auf den Glockenschlag allein nach Hause. Alle Leute kennen ihn, und keiner wirft ihm einen Knüppel zwischen die Beine. Dann spannen ihn die Mädchen vor den Göpel, und er macht ihnen ohne jede Aufsicht die Butter fertig. So ein Pferd ist doch ein kluges, treues Tier.“ Es entstand eine Pause. Jedermann erwartete, daß jetzt der Gemeindevorsteher oder der Kantor die Fortsetzung machen werde.

„Du weißt wohl,“ begann Thies Hennings, „daß wir uns beim letzten Besuch in Riendorf ein bißchen beim Solo verspätet hatten und unterwegs von einem fürchterlichen Gewitter eingeholt wurden. Ich habe in meinem Leben keine solche Fahrt gemacht. Der Wind wehte mir die Wagenlampe aus. Auf einer längeren Strecke war die Chaussee aufgebracht worden, und der Wärter hatte in dem Heidenwetter die Böcke nicht abgenommen. Es war so dunkel wie in der Rauchkammer. Dazwischen die fürchterlichsten Blitze. Und doch hat nur ein einziges Mal das Hinterrad einen Chausseebock gestreift. Ich verließ mich nämlich ganz und gar auf Liesch und Lotte, und die wissen den Weg so sicher, wie ihn der Kantor im Kirchturm weiß. Ja, ja, unsere Pferde sind kluge Tiere.“

Bei diesen Worten leuchteten die Blicke des Großknechts vor innerem Behagen, und weil er auf dem Stuhl herumrückte, wußte sein Herr, daß er etwas auf dem Herzen hatte und nicht den Mut besaß, in die Debatte einzugreifen. Er ermunterte ihn durch Wort und Blick, und so machte denn der Zaghafte einmal eine Ausnahme. „Jasper Stecher,“ begann er, „erhielt voriges Jahr Liesch und Lotte, um sich ein Fuder Torf zu holen. Wir hatten es hild, und ich konnte nicht mitkommen. Der Jasper guckte zu tief in die Flasche und schlief auf dem Heimweg ein. Liesch und Lotte brachten aber richtig das Fuder Torf vor die

Tür des Schlachters, und dieser erwachte erst wieder, als bereits seine Frau das Kommando übernommen hatte. Er wird natürlich keine Pferde wiederkriegen." Dann zog ein breites, behagliches Lachen über das ganze brave Großknechtsgesicht.

„Ich bin vollständig damit einverstanden," begann jetzt der Kantor, „daß Sie Ihre treuen Tiere so sehr schätzen; aber im menschlichen Sinne darf man wohl nicht von Klugheit sprechen. Die Gelehrten nennen das den Instinkt oder Naturtrieb." Dann trank er mit bedächtigem Zug den Rest seiner Tasse und stieß mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Zigarre.

Hans Jürgen stand jetzt auf und entfernte sich. Er wußte, daß nun gleich der Rundgang durch die Ställe angetreten wurde, und da wollte er noch die Vormusterung abhalten. Das Wort des Kantors wollte ihm übrigens nicht gefallen. „Klug sind sie doch," brummte er vor sich hin, „und Gedanken machen sie sich auch," und dann stand er hinter seinen Lieblingen und strich ihnen über das Kreuz, daß sie vom Nachmittagsschlaf erwachten und sich streckten und schüttelten, als sollte der ganze Pferdestall aus den Fugen gehen. „Und Gedanken machen sie sich doch, ich muß das wissen," brummte er noch einmal vor sich hin. Und er mußte das wissen, der gute Hans Jürgen; denn er verstand die Pferdesprache besser als der Kantor mitsamt dem Pastor. Die Vormusterung nahm einen zufriedenstellenden Verlauf, und bald folgte der Hausherr mit seinem Generalstabe nach. Er sah ganz zuversichtlich darein; denn er konnte sein Vieh vor seinem Herrgott und dem anspruchsvollsten Bauern sehen lassen.

Der junge Lehrer wollte sich während des Rundgangs lieber draußen etwas ergehen, weil er für all das liebe Vieh, wie er sich ausdrückte, nur ein rein zoologisches Interesse hatte. Sein älterer Kollege wußte ihm aber plausibel zu machen, daß er dadurch eine alte Sitte des Hauses verletze. So folgten sie denn in geringer Entfernung und diskutierten einige Fälle aus dem Schulleben.

Im Pferdestall gab es wenig zu kritisieren. Bei Liesch und Lotte verweilte man am längsten, weil der Hausherr noch kleine Züge aus ihrem Leben zum besten gab. Auch der Kantor ließ seine Hand über ihre Hüften gleiten und sagte seinem jungen Kollegen, daß dies die alten Tiere seien, die in der Gewitternacht nicht den Weg verfehlten und den sorglosen Schlachter mit seinem Torf vor die Haustür brachten. „Wie alt mögen die beiden wohl sein?" fragte der junge Mann. „Sie werden wohl um die Zwanzig herum stehen," gab der Kantor zur Antwort. „Und wie lange können sie wohl noch leben?" „Ich denke, sie laufen noch etliche Jahre mit." „Kommen sie dann in die Wurst?" „Aber ich bitte Sie, da kennen Sie unsern Gemeindevorsteher schlecht. Der gibt ihnen das Gnadenbrot."

Die Lotte schien einen leichten cholerischen Rückfall zu bekommen, und Hans Jürgen, der ja die Pferdesprache versteht, vernahm folgendes Zwiegespräch. Lotte: „Hast du's gehört? In die Wurst will er uns haben." Liesch: „Sei doch gescheit, das wird der Gemeindevorsteher Thies Hennings in Bargstedt nicht leiden." Lotte: „Es wäre auch eine Schmach, nachdem man sich all die Jahre vor dem Pflug und der Egge hat abrackern müssen." Liesch: „Das ist allerdings nicht so schlimm, wie du es machst. Hans Jürgen hat uns doch immer folgen müssen, und das wird mit zwei Beinen wohl schwerer als mit vieren." Lotte: „Mag sein, aber der Vorstenklaus drüben hat es doch viel besser als wir. Der frißt sich toll und voll und kann dann den lieben langen Tag schnarchen nach Herzenslust und fühlt niemals die Sielen um den Leib." Liesch: „Und dann kommt nach einem Leben von einem Jahre Jasper Stecher mit der weißen Schürze und Nachbar Klaus kann sich selbst sein Grablied singen, und Frau Hennings expediert ihn mit aller Seelenruhe in die Rauchkammer und in den Wurstkessel." Hans Jürgen stand hinter der Häckselkiste. „Komm, Lotte, komm!" sagte er, „magst wohl

keinen Besuch haben, was?" Dann füllte er, weiter Zwiesprache haltend, die Raufen und brachte seine Lieblinge wieder zur Ruhe.

Die Gesellschaft ging dann noch durch die andern Viehställe und durch den Garten. Die beiden Lehrer folgten in einiger Entfernung. „Was ich sagen wollte," wandte sich der Kantor zwischen dem üppigen Johannisbeerengesträuch an seinen Kollegen, „ich glaube, wir kehren in unsern Naturgeschichtsstunden gar zu leicht etwas reichlich den Zoologen heraus und lassen den Menschen draußen auf dem Spielplatz. Was haben beispielsweise Liesch und Lotte in ihrem Leben eine Summe von Arbeit verrichtet. Wie oft haben sie auch mich in die Kirche oder zum frohen Feste gefahren. Ich sehe weiter im Geiste all die Furchen stürzen, sehe den Säemann schreiten und die vollen Wagen mit dem Ährensegen heimkehren. Aber immer waren Liesch und Lotte dabei, es ging einmal nicht anders. Pferdetritte und Menschenglück sind in diesem Hause immer denselben Weg gegangen." „Ich danke Ihnen für die Anregung," sagte der junge Lehrer, „ich will meinen Kindern in Zukunft das Leben unserer Haustiere mehr zu vermenschlichen suchen."

Inzwischen sang in der Wohnstube der Grogkessel seine alte Weise. Frau Hennings führte eine gute Nummer und präsentierte ihren Gästen jetzt die duftenden Gläser. Bis zum Abendbrot wurden nun noch dem allbekannten Solospiel einige Stunden gewidmet.

Als Hans Jürgen am andern Morgen seinen Lieblingen die Sielen um die Brust legte, machte er seinem Herzen Luft. Die beiden Lehrer hatten ihm gestern nicht gefallen. „Du hast recht, Hans Jürgen," sagte Thies Hennings, „mit dem Instinkt und der Wurst ist es nichts. Die beiden Lehrer haben nicht das rechte Verständnis für unsere Pferde. Liesch und Lotte sind doch klug, wir wollen uns das nicht abstreiten lassen. Jeder hat eben seine Weise. Die beiden Lehrer sollen unsern Jungens die Hosen stramm ziehen und die Köpfe hell machen, das können wir heutzutage nicht entbehren. Wir aber wollen für reines, frisches Brot sorgen, dann steht es wohl um unser liebes Bargstedt." Darauf ritten sie nach Süderliet und zogen tiefe, weiche Furchen über unsere geduldige, ewig junge Mutter Erde.



Ein Sonnentag.

Nun flattern die weißen Fahnen
Hoch oben in blauer Luft,
Nun geht durch die Welt ein Ahnen
Von Frühling und Blumenduft.
Ein heimliches Murmeln und Klingen
Von Werden und Auferstehn, —
Und die Lerchen frohlocken und singen:
„Der Lenz schaut über die Höh'n!"

Und schaut er hinab in die Lande
Mit Blicken, so hell und warm,
Und löst er Fesseln und Bande,
Und schwinden Kummer und Harm,
Und schallt nach des Winters Schweigen
All überall Jubelgetön, —
Ja, da stimmen auch wir in den Reigen:
„Der Lenz schaut über die Höh'n!"

G. Schröder.

Woher der Name Altona?

Zu meinem Aufsatz über diese Frage im Januarheft möchte ich, teils berichtigend, teils ergänzend, noch einiges hinzufügen.

Bald nach der Veröffentlichung machte Professor Ehrenberg mich auf die Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte VI, 266 ff. und VIII, 142 aufmerksam. In der letztgenannten Mitteilung erklärt Ehrenberg, daß auf der Karte von Melchior Lorichs aus dem Jahre 1568 tatsächlich „Altenawe" ge-

schrieben stehe, nicht „Altonawe," wie er in seinem Buche irrigerweise angegeben habe. Auf meine Bitte um Auskunft, wie er dazu gekommen sei, seine Ansicht aufzugeben, da in dem Stück der Karte, das in photographischer Nachbildung in seinem Werk vorhanden sei, doch zweifellos „Altonawe" stehe, erwiderte er, der Photograph habe damals keine gute Photographie erlangen können; deshalb habe er vermutlich die unleserlich gewordenen Ortsnamen in moderner Schrift eingefügt. Er (Ehrenberg) habe das damals für gleichgültig gehalten, da er nur ein Abbild der Örtlichkeit hätte haben wollen. Das heißt also: die Nachbildung stimmt, was die Schrift betrifft, nicht mit dem Original überein. Damit ist der Streit, ob auf dem Ehrenbergschen Blatte Altenawe oder Altonawe stehe, belanglos geworden.[1])

Übrigens genügt für den Nachweis, daß die Form unsers Stadtnamens mit o bereits vor dem Jahre 1600 vorkommt, schon das von mir erwähnte Schreiben des Drosten Hans Barner vom Jahre 1547, wo deutlich „Altona" geschrieben steht.

Sehr bedauern muß ich es, daß mir die Ausführung in den Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte VI, 266 ff. nicht früher bekannt geworden ist. Dort spricht sich der niederdeutsche Sprachkenner Dr. Walther in Hamburg über die Entstehung unsers Ortsnamens aus. Er weist darauf hin, daß Dr. Ehrenberg „die längst von Historikern wie L. H. Schmid und F. A. v. Aspern, und Philologen wie Jakob Grimm vermutete und mit triftigen Gründen behauptete Ableitung des Namens aus dem niederdeutschen „all to na" zur Gewißheit gebracht" habe, und betont namentlich, daß der Ausdruck „to dem Altona" in der Chronik Bernd Gysekes nicht „zu der Altenau" bedeuten könne; denn es hätte to der Oldenouwe oder Oldena heißen müssen. Dies „to dem" lasse nur die Deutung auf ein Haus zu, und daß ein solches, ein Krughaus, 1536 von Joachim vom Lohe to dem Pepermolenbeke erbaut worden, und daß darin der Ursprung der Stadt zu erkennen sei, habe Ehrenberg I, 9 durch richtige Interpretierung einer bis dahin unbeachteten Stelle der gleichzeitigen Chronik Bernd Gysekes erwiesen.

Altona. H. Ehlers.



Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten. I.

Gesammelt von Karl Bebensee, Büstorfer Ziegelei.

All' Dag' wat Nies, sä de Katt, do brenn se sik de Snut an den hitten Brie.
Je duller man de Katt strakelt, je picker hölt se den Steert.
He is so fien, de Katt kennt em nich.
Dat is vör de Katt.
Dat lick de Katt di ni weller af.
Naff Katt vun de Hill, sä Johann Balster, do smeet he de Klukhähn vun't Nest.
Wo kann't angahn, dat de Katt to Böhn springt un de Luk is to.
He kennt anners keen Vagel as de Katt.
Dat is en gansen Griesen, de is noch grieser as uns' grau Katt.
Nu geiht de Reis' los, sä de Papagei, do suf' de Katt mit em to Böhn.
He is dor so keed up, as de Katt up 'n Semp.
Jung, wat süht di dat Jack ut, dre mal kehrt un likers noch gries'!
So 'n Mul mak man: a. denn krigst en Wust mit 'n Band an, b. denn schaß de Musik wull lehrn, c. up 'n Wihnachnabend, denn schall de Kieknies di wull wat bring'n.
So as de Een heet, so süht de Anner ut.
Ik gah vun de Welt, sä Hinnerk, do klatter he in 'n Plumbom.
Ik kann ni schön sing'n, awer fleut'n kann ik slech.
Ik wör 't jüs wieß, süns weer 't dat garni wieß worn.
Ik will di wies'n, wat en Hark is.
Ik will di wies'n, wo Bartels de Mos plückt.

[1]) Von Herrn Professor Dr. Piper in Altona ist der Schriftleitung eine Erwiderung auf Herrn Ehlers' Aufsatz zugegangen, worin die falsche Schreibung des Namens Altenawe in der photographischen Nachbildung nachgewiesen wird. Da Herr Ehlers bereits auf anderem Wege zur Erkenntnis seines Irrtums gekommen ist und er in obigen Zeilen sich selbst korrigierte, kann auf den Abdruck der Berichtigung des Herrn Professors Dr. Piper verzichtet werden. Die Schriftleitung.

He grient so smeeri as so 'n Bodderlicker.
He schall mi de Torf wull bring'n, awer drög mutt he sien.
He hett dat in't Mul, as de Katteker in'n Steert.
He is so eg'n as Johann Held, de schull an 'n Galg'n un wull ni.
He is so nieli as so 'n oll sehr Hähn.
He fragt de Koh dat Kalv af.
He steiht dor to, as wenn he ni bit fief tell'n kann.
Dat ielt ni, sä de Jung, do schull he en Jackvull hem'n.
Dat mügs wull, Greth, dat du smuck weers un hars en Mann, de du lied'n mügs.
De knarrn Wag'ns föhrt am längsten.
Vör Geld kann man den Düwel dansen laten.
En Minsch, de sik ni to help'n weet, is garni weert, dat he in Verlegenheit kümmt.
Dat Ei is ümmer klöker as de Hähn.
De dat Krüz het, seg'nt sik toerst.
De de Wahl het, het ok de Qual.
Pröv du to, ob't hitt is, segg Hinnerk to Klas, ik heff mi de Snut all verbrennt.
De Höferi schall uphol'n, sä Klas Ellerbrok, do hal he sien Fru en ganſ' vitt'l Pund Speck up eenmal.
Dat slech Leb'n hölt up, segg Jochen, dat givt nu fingerdick Mooskantüffeln up't Brot.
Klingt dat ni, so klappt dat doch, sä'n de Paßdörper, do störn se mit Pütt an.
Dor is keen Grap'n so scheef, dor paßt en Stülp'n up.
Dat kratzt in 'n Mag'n, sä'n de Propstier, do drünk'n dre Mann vun een Sößlingsnaps.
Dor het en Uhl sät'n.
Dor ward de Uhl noch na schrien.
Wo schull dat wull warn? sä de Knech, ik will ni blieb'n un de Bur will mi ni behol'n.
Man god, dat ik dor nicks mank hef, sä de oll Fru, do har se dat ganſ' Dörp tohopslndert.
Ei is en Ei, sä de Paster, do lang' he na't Gosei.
Wo kann't angahn, dat de Jung de Klümp ni mag, hebbt dre Dag' in't Röhr stahn, un denn so vęl Solt ünner.
All' Back'n un Bru'n gerat ni.
Ęten un Drinken hölt Liev un Seel tosam'n, bęter as en isern Band.
Hans Wuß, ob du ni so god sien wuß un rin kam'n wuß un Wuß ęt'n wuß, dor weer noch Wuß, wenn du Wuß hem'n wuß.
Mags dat ni, denn sluck dat dal.
Hest du ni seggt, dat ik heff seggt, wat he het seggt, dat schull ik seggt hem', dat du dat seggt harst.
Wenn man vun't Rathus kümmt, is man klöker, as wenn man hingeiht.
Wenn dat Kind versap'n is, ward de Soot todeckt.
Wenn de Koh den Swanz verlorn het, mark se eerst, wo he god to is.
Wenn de Pracher nicks hem' schall, verlüßt he dat Brot ut de Kiep.
Wo geiht dat to? Dat geiht eb'n so to, as 't ap'n geiht.
Dat weer't ja man grad, dat ik stohl, sä de Knech, süns har 'k ok in't anner Dörp blieb'n kunnt.
Dat schall di begriesmul'n.



Bücherschau.

1. **Um Ellwurth,** Roman von **Thusnelda Kühl.** Deutsche Verlagsanstalt zu Stuttgart und Leipzig, 1904. Preis geheftet 4 M., geb. 5 M. — Seit dem Erscheinen des „Lehnsmannes von Brösum," des letzten Romans der Eiderstedter Schriftstellerin, ist kaum ein Jahr verstrichen; heute liegt eine neue Arbeit vor uns. Sie schildert das Leben und Werden eines schlichten, geraden, edlen Friesen, Dietrich Tetens von Ellwurth, und eine ganze Reihe anderer, teils echt lauterer, teils weniger feiner Charaktere, die auf demselben Boden gewachsen oder in ihn verpflanzt sind. Alles ist wurzelecht, was uns geboten wird. Die nicht sehr redseligen, sondern meist verschlossenen, grüblerischen Figuren sind Eiderstedter Typen von echtem Schrot und Korn. Übersichtlich wie das Ländchen, in dem wie Könige die Bauern auf altererbten Wurthen sitzen, klar wie an Sommertagen der Himmel, der sich über Eiderstedt wölbt, durchsichtig und rein wie die Luft, die auf dem ewiggrünen Teppich lagert, sind in dem Roman die Menschenherzen vor uns ausgebreitet und die Charaktere von Anfang bis zu Ende geschildert. Nur Thusnelda Kühl, die im Eiderstedter Grund und Boden wurzelt und die heimatliche Scholle über alles liebt, kann so schildern und schreiben, nur sie, die aus eigner Kraft und innerm Drang eine Eiderstedter Schriftstellerin geworden ist, kann einen Dietrich Tetens malen, der von Kindesbeinen an einen Gedanken hegt und pflegt und endlich auch durchführt. Jeder, der das Buch liest, wird mit Spannung die Handlung verfolgen und es befriedigt weitergeben, wenn er es gelesen hat. Wir können das Buch, das so viel persönliche Lebenseinsicht verrät, warm empfehlen; es wird sicher der Autorin neue Freunde gewinnen. Magnus Voß.

2. **Die Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein von Johannes Schmarje.** Spamerscher Verlag. Berlin und Stuttgart. — Am Schlusse des vergangenen Jahres ist das von Rektor Johannes Schmarje verfaßte, anerkannt eins der besten, landeskundlichen Schulbücher für unsere Provinz, das dem Lehrer ein anregender Führer, dem Schüler ein

Hülfsbuch und jedem Gebildeten ein wertvolles Mindestmaß des Wissens auf diesem Gebiete darbieten will, im Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart in 2. Auflage erschienen. Die Inhaltseinteilung ist beibehalten, 5 landschaftlich schöne Illustrationen sind hinzugefügt und einzelne Kapitel wie „die Besiedelung des Landes," „die Vogelwelt Schleswig-Holsteins" und die Angaben über die Einwohnerzahl neu und in verbesserter Weise überarbeitet. Die Druckfehler der ersten Ausgabe sind ausgemerzt. Das ganze Werk ist 5 Seiten stärker geworden und enthält jetzt 155 Seiten. Alles Dargebotene ist in eine knappe, klare und leicht faßliche Form gebracht. Die 2. Auflage darf daher mit Recht eine verbesserte genannt werden. Magnus Voß.

3. **Der Lundener Kirchhof und seine Grabdenkmäler.** Ein kurzer, geschichtlicher Abriß von Bürgermeister **Johannes Kinder.** Lunden, Druck von H. Timm. 1,50 M. — Der Reichtum des Lundener Kirchhofs an Grabsteinen aus der großen Vergangenheit Dithmarschens ist bekannt. Wer vor diesen kostbaren Zeugen früherer Tage sinnend stehen bleibt, möchte über die Träger dieser längst verschollenen Namen mehr erfahren, als die wenigen Zeilen auf den Grabplatten verraten können. Diesem Verlangen ist die Lundener Kirchengemeinde mit der Herausgabe des obengenannten Buches entgegengekommen. Der den Lesern der „Heimat" wohlbekannte Verfasser erzählt, anknüpfend an die Inschriften der Denksteine, mancherlei interessante Einzelheiten aus der Geschichte Lundens und Dithmarschens: von der Bedeutung und dem gewaltsamen Tode des berühmten Achtundvierzigers Peter Svin, von den reichen Ebbingmannen, die die Ermordung eines hussitischen Predigers in der Lundener Kirche veranlaßt und dadurch das Interdikt über den Ort gebracht haben, von dem „Jerusalemsritter" Claus Nan, von den mächtigen Vogdemannen und vielen anderen. Auf dem Titelblatte steht das alte Lundener Stadtwappen von 1529, und ein schönes Bild der Kirche und des alten Kirchhofs geht dem Text voran. Am Schlusse des Buches finden wir in sehr klarem Druck die Abbildungen von reichlich zwanzig der wertvollsten und schönsten Steine. Eine Reihe von Geschlechterwappen ist dem Text eingefügt; andere erkennt man deutlich auf den Bildern des Anhangs. — Das vortrefflich ausgestattete Buch sei nicht nur den Bewohnern Dithmarschens, sondern allen Geschichtsfreunden bestens empfohlen. Green.

4. **Mitteilungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe.** Jahrgang 1903/04. Heft 1. Husum. (Jahresbeitrag 3 M., Kassierer: Lehrer Klindt, Husum.) Vorwort von P. Schulz in Mildstedt. — Einige Proben aus der Chronik des Deezbüller Pastors Petrus Petrejus von P. Lensch in Neu-Galmsbüll. — Die Stiftung der Schule in Rödemis von P. Schulz. — Genealogie der Familie Heimreich von Lehrer K. Hansen, Detroit. — Der Kartograph Johannes Meier, aus dem Dänischen übersetzt von Amtsgerichtsrat Jürgensen, Husum. — Claus von Ahlefeldt zu Gelting, Amtmann zu Schwabstedt, von M. Voß, Husum. — Norderoog, ein nordfriesisches Vogelheim, von Oberlehrer J. Rohweder, Husum. — Rundschau in Nordfriesland von Oberlehrer E. Möller, Husum. — Sprikkwörder, Rädels, Düntjes, Fertellers ut de Kronik fun Aiderstedt, von N. Nissen, Stedesand. — Die Kriege von 1657—60 und der große Kurfürst in Schleswig-Holstein, besonders an unserer Westküste. 1. Teil von C. Michelsen, Pastor in Klanxbüll. — De Freske und ein alter friesischer Gebrauch von Dr. Schmidt-Petersen in Bredstedt. — Johann Johannsen, Biographie. — Bibliographische Übersicht, zusammengestellt von Albert Johannsen.

Die erste Publikation eines neugegründeten heimatlichen Vereins ist erschienen. Der Verein hat seinen Sitz in Rödemis. Derselbe erstrebt die Erforschung der Geschichte des nordfriesischen Volksstammes und des nordfriesischen Heimatsbodens mit seiner Umgebung von Luft und Meer und seiner Belebung von Tier- und Pflanzenwelt. Durch Schriften und Vorträge soll diese Forschung dem nordfriesischen Volk zur Kenntnis gebracht werden. Der Verein will Denkmäler nordfriesischen Volkstums und nordfriesischer Sprache sammeln, auch eine nordfriesische Bibliothek anlegen. — Wir wollen dem neuen Verein eine gedeihliche Arbeit und eine tatkräftige Unterstützung von seiten der Nordfriesen wünschen J.

5. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 34. Kiel, 1904. (Jahresbeitrag 6 M., Kassierer: Landesrat Mohr, Kiel.) Dr. G. Wegemann, Das Brandes-, Boje-Francke- und Albert Franckesche Familienlegat nebst Verwandtschaftsnachweisen der dazu berechtigten Familien Junge, Bielenberg, Boje, Kirchhoff, Sommer u. a. m. — Dr. H. Chr. Matthiessen, Chronik der Familie Matthiessen. — Briefe des Grafen Otto Joachim Moltke an den Kanzler Cay Lorenz Brockdorff aus dem Jahre 1830. — Dr. Karl Seitz, Zur Belagerung und Erstürmung von Breitenburg. — Dr. G. Hille, Das Ordnen der Akten im Schleswiger Staatsarchiv. — Nachrichten über die Gesellschaft. — Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, Bericht über die Jahre 1903 und 1904 von Dr. O. Mensing. — Literaturbericht für 1902/04 erstattet von Prof. Dr. R. von Fischer-Benzon. J.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

„Götz Krafft." Roman von E. Stilgebauer. Verlegt bei Richard Bong in Berlin. — Es ist der erste Teil einer unter dem obengenannten Titel erschienenen Romanserie und führt den Untertitel „Mit tausend Masten." Nach den Ankündigungen im Reklameteil fast aller Zeitungen haben wir es hier mit einem gewaltigen Werk, mit einer bedeutenden dichterischen Tat zu tun. Ist dem in Wirklichkeit so? Ich bedaure die maßlose Reklame, die neben der Erregung großer Aufmerksamkeit auf das Buch den Blick für das Gute, das tatsächlich in dem Werk steckt, trübt: man erwartet große Überraschungen, die Offenbarungen eines großen Dichtergeistes und übersieht dabei gar zu leicht, daß ein zwar noch nicht ausgereiftes, aber ein liebenswürdiges und sympathisches Talent zu uns spricht, und verwirft um der Enttäuschung willen das ganze Buch. Es erzählt den Entwicklungsgang eines jungen Deutschen, oder besser gesagt, eines deutschen Studenten durch all die Freuden und, in einem gewissen Alter tragisch, sehr tragisch empfundenen Enttäuschungen, die fast eines jeden Musensohnes warten. Kneipe, Liebschaft, Duell, Kindesmord, Selbstmord, Schwurgerichtsverhandlung, edelste Gesinnung bei einem armen jüdischen Studenten, gemeine, schuftige bei einem christlichen, anfänglicher Sieg, aber endliche Niederlage des Lasters — es wird uns nichts erspart. Aber trotzdem ist es kein Kolportage- oder Schauerroman; denn es steckt, wie schon oben erwähnt, ein liebenswürdiges Talent dahinter, kein großes, aber ein ehrliches. Wilhelm Lobsien.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 4. April 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Unter Hinweis auf die Angaben in **Heft 3** der „Heimat“ sei hierdurch nochmals an die baldige

Einsendung der Jahresbeiträge für 1905

erinnert.

Bei Versendung eines der folgenden Hefte werden die dann noch rückständigen Beiträge durch **Nachnahme (2,75 ℳ.)** erhoben werden.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 22. März 1905. **Der Kassenführer:** F. Lorentzen.

Von unserer **Vereins-Weihnachtsgabe 1904**
Ch. Roß, „Holsteinischer See“
können gegen Einsendung von **1,10 ℳ.** (freier Versand nach auswärts), bezw. **0,85 ℳ.** (in Kiel) noch eine Anzahl Exemplare an unsere Mitglieder abgegeben werden. Bestellungen sind an unsern Kassenführer Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.** zu richten.

Kiel, den 22. März 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Generalversammlung.

Die diesjährige **Generalversammlung** des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck wird am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche** zu **Hadersleben** stattfinden.

Anträge auf Satzungsänderungen, Anmeldungen von Vorträgen, Mitteilungen, Demonstrationen usw. nimmt unser Schriftführer, **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2** entgegen. Auf Wunsch werden den Referenten die Reisekosten vergütet.

Kiel, am 21. März 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

109. Böge. Buch- und Papierhandlung, Hohenwestedt. 110. Carstens, Lehrer, Brunsbüttelerhafen. 111. Clausen, Fabrikant, Flensburg. 112. Erichsen, Hauptlehrer, Östermoor b. Brunsbüttel. 113. Grützmacher, Pastor, Gelting. 114 Lübbe, Dr. med., Wilster. 115. Naeve, Seminarist, Eckernförde. 116 Pohlmann, Seminarist, Segeberg. 117 Schmidt, Hauptlehrer, Brunsbüttel 118. Simonsen, Seminarist, Eckernförde. 119. Witt, Lehrer, Brunsbüttelerhafen. 120. Zenner, Kaufmann, Flensburg.

Kiel, am 21. März 1905. Geibelallee 2.

Der Schriftführer: H. Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel für das Jahr 1904. — Fritz Reuters sämtliche Werke mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Weltzien. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Preis: gebunden 4 *M*. — F. A. Esche, Ritter der Landstraße, nach den Tagebuchblättern eines Handwerksburschen. Verlag von Robert Cordes in Kiel. — Erich Würfel, Gedichte. Verlagsbuchhandlung von Robert Cordes in Kiel. — Preis: 1,50 *M*. — Colmar Schumann, Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch. Verlag von Gebr. Borchers in Lübeck. Preis: gebunden 2 *M*.

Bücherschau.

C. N. Schnittgers Erinnerungen eines alten Schleswigers, neu herausgegeben von **Heinrich Aug. Chr. Philippsen,** Verlag von Johs. Ibbeken, Schleswig, 1904. Preis broschiert 5,50 *M*., gebunden 7 *M*. — Dem „alten Schleswiger" lag daran, bei den heranwachsenden Geschlechtern die Liebe zu unserer engeren Heimat wachzuhalten und den jungen Schleswigern insbesondere die Vergangenheit ihrer Geburtsstätte in deren Eigenart zu schildern. Zur Erreichung dieses seines Zweckes nahm er in seine „Erinnerungen" auch „das Kleine, Unscheinbare, von den meisten Unbeachtete" auf. Sein Freund Philippsen folgt in seiner Spur; unter Wahrung der Originalität des Werkes baut er aus, indem er Arbeiten Schnittgers, die nach Herausgabe der Erinnerungen in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht waren, der neuen Ausgabe einfügte und diese auch durch Anmerkungen unter dem Text sowie durch einen 80 Seiten starken Anhang zu einer verbesserten und vermehrten ausgestaltete. Neu sind die Bilder, zum Teil nach Zeichnungen und malerischen Arbeiten des verstorbenen Schnittger angefertigt. — Das 356 Seiten zählende Buch gliedert sich in seiner neuen Gestalt in vier Abschnitte: A. Ut min Jungsjohren, B. Aus vergangenen Tagen, C. Aus meinem Herbarium, D. Anhang. Der einleitende erste Abschnitt bringt in liebenswürdigem plattdeutschen Plauderton eine Kleinmalerei aus der guten alten Zeit vor 1848 und aus diesem bewegten Jahre. Der zweite Teil schreitet gewichtiger einher: Eine schleswig-holsteinische Gesandtschaft an den Schah von Persien, die Kunstkammer Herzog Friedrichs III., Schloß Gottorp, Flüchtlinge und Emigranten, der Kosakenwinter 1804, das große Sängerfest 1844, die Schlacht bei Idstedt, der 6. Februar 1864, das sind, um nur einige zu nennen, bedeutungsvolle Inhaltsangaben einzelner der 27 Nummern. Mit nicht minder großem Interesse aber habe ich z. B. Nr. 8: Friedrich und Marie, 24: Die Brüder der Schlei, 18: Die Domzeit, 26: Mein Freund Monsieur Paeul u. a. m. gelesen. Am dritten Abschnitt werden wieder vorwiegend die Schleswiger ihre Freude haben, sind es doch meistens sogenannte Originale aus ihrer Stadt, die hier geschildert werden. Aber kennt nicht noch der eine oder der andere von uns „Auswärtigen" den Herrn Professor Reimers, den würdigen Grawehl, den fahrenden Sänger Stolz, der als Invalide von 1848 in diesen Tagen zur großen Armee ging, oder etwa den „königl. konzessionierten" Schnelläufer Steierpust? Und ist nicht gleich das erste Kräutlein des Herbariums, „de ole Reepslägersch," so sorgsam eingelegt und so wohl erhalten, daß wir das alte Mütterchen leibhaftig vor uns zu sehen vermeinen? — Der Anhang ist dem ursprünglichen Werk durchaus angemessen; einzelne Kapitelüberschriften, wie: Napoleonische Kriegsscharen in Schleswig-Holstein, der Bindestrich, das Jahr 1864 im deutschen Volkslied, die Sturmflut am 13. November 1872 — zeigen, daß auch für den, dessen Wiege nicht eben am Ufer der Schlei stand, Stoff genug gegeben ist, alte Erinnerungen aufzufrischen bezw. wertvolle Kunde zu erlangen. — Möchte sich der Wunsch des Herausgebers erfüllen, daß die „Erinnerungen" in ihrer neuen Gestalt dieselbe freundliche Aufnahme und Verbreitung finden, wie vor Jahren bei ihrem ersten Erscheinen, — sie verdienen es!

G. Schröder.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde!

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 4. April 1905.

Einstmalige Wohnstätten in der Kieler Förde.

Von J. Mestorf.



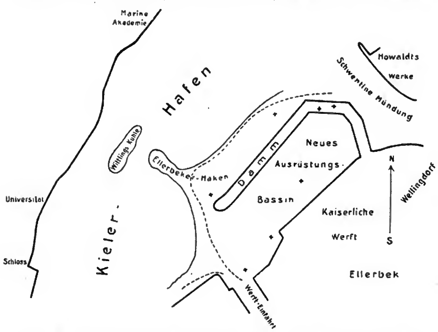
ls ein wichtiges Resultat der in dem Kieler Museum sich vollziehenden prähistorischen Forschungen ist zu bezeichnen, daß wir das Auftreten des Menschen auf der kimbrischen Halbinsel erheblich früher ansetzen müssen, als dies bisher geschehen war. In Jütland und auf den dänischen Inseln waren seit Jahrzehnten zahlreiche Wohnplätze aus der älteren Periode des Steinalters aufgedeckt und systematisch untersucht worden, die unter der jetzt über Europa hinaus gebräuchlichen Bezeichnung „Kjökkenmöddinge“ (Küchenabfälle) allgemein bekannt sind. Es sind Ablagerungen von den Rückständen der Mahlzeiten des Menschen (Schalen der gegessenen Mollusken, Knochen der verspeisten Tiere usw.), in welchen man Geräte und Werkzeuge von Stein und Knochen eingeschlossen findet, die sich durch Form und Technik von den schönen Geräten der jüngeren Steinzeit wesentlich unterscheiden.

Auch wenn in Schleswig-Holstein jegliche Spuren von der Anwesenheit des Menschen in so früher Zeit gefehlt hätten, wären wir zu der Annahme berechtigt gewesen, daß auch hier Siedelungen aus so fern liegender Kulturperiode nachweisbar sein müßten, da die älteste Bevölkerung des Nordens von Süden herauf eingewandert sein dürfte. — Es mehrten sich in der Tat die Spuren solcher im ganzen Lande, und namentlich sind in den letztverflossenen Jahren an der Ostküste, von der Trave bis an die Gjennerbucht, Fundobjekte zu Tage gekommen, die von Ansiedelungen des Menschen Zeugnis geben, die vor dem Eintreten der Senkung der Küste existiert haben, in Folge dessen jetzt mehrere tief unter Wasser liegen. Der wichtigste unter diesen Funden ist der in der Kieler Förde. Was wir davon besitzen und von den Bodenverhältnissen wissen, verdanken wir den zur Vertiefung des Hafens vollzogenen Baggerungen der Kaiserlichen Werft, die ein Gebiet von Ellerbek bis Wellingdorf umfassen. Über diese Fundobjekte und die sich daran knüpfenden wissenschaftlichen Beobachtungen sei hier in Kürze berichtet.[1])

Im Jahre 1876 brachte Herr Geheimer Admiralitätsrat Franzius dem Kieler Museum eine Anzahl Flintsteine, die unverkennbare Beweise einer freilich rohen Bearbeitung von Menschenhand zeigten. Die dadurch veranlaßte Untersuchung der Fundstelle führte zur Kenntnis eines Wohnplatzes aus der früheren Periode der Steinzeit vor der Mündung des Ellerbeks in den Hafen. Dieser ersten Sendung folgten im Laufe der Jahre zahlreiche ähnliche, die außer Flint-

[1]) Eine ausführlichere Beschreibung brachte der 1904 ausgegebene 43. Bericht des Kieler Museums vaterländischer Altertümer.

geräten auch Tierknochen und schön gearbeitete Geräte aus Hirschgeweih umfaßten. Die sichere Kunde von einer sehr frühen Ansiedelung in der Kieler Förde mußte unser lebhaftes Interesse erregen. Das Kaiserliche Werftbureau erwies uns nämlich den großen Dienst, jeden Punkt, an welchem die eingelieferten Fundsachen zu Tage gekommen waren, in eine Karte einzutragen mit Angabe der Tiefe und der der Bodenschicht, wodurch ein Anhalt für die Lagerung gewonnen wurde. Als dann das Material Dank dem Herrn Geheimrat Franzius, den Baggermeistern und den Herren Werftbeamten dergestalt angewachsen war, daß es einen ganzen Schrank des Museums füllte, schien eine Bearbeitung desselben geboten. Außerdem war es aber unumgänglich, eine Untersuchung der unter Wasser liegenden Bodenschicht, so weit dies möglich war, zu vollziehen. Wir gewannen für diese mühevolle Arbeit Herrn Dr. Weber an der Moor-Versuchstation in Bremen, welcher, nachdem er die eingesandten Proben geprüft, die hohe Wichtigkeit des Fundortes



Die Kartenskizze zeigt den in Betracht kommenden Teil des Kieler Hafens. Die Kreuze bezeichnen die hauptsächlichsten Fundstellen. Die punktierte Linie deutet ungefähr den Verlauf der südöstlichen Küste der Förde um die Zeit an, als die Ansiedelung bestand.

für die Geologie, die Fauna und Flora der Förde erkannte und die Resultate seiner Untersuchung der eingesandten Bodenproben durch mehrmaligen Besuch der Fundstellen und von ihm selbst geleitete Bohrungen kontrollierte.

Herr Dr. Weber hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Englers Botanischen Jahrbüchern XXXV, 1904, S. 1—54 veröffentlicht und eine kurze Übersicht derselben für den 43. Museumsbericht zur Verfügung gestellt, aus der wir folgendes mitteilen.

In der inneren Kieler Förde befindet sich ein jetzt z. T. beseitigter untermeerischer Rücken, der, das linke Ufer der Swentine fortsetzend, sich hakenförmig nach Südwesten wendet und in der Höhe von Ellerbek quer durch die Förde läuft;

den Kielern unter dem Namen **Ellerbeker Haken** bekannt. Der diluviale Kern des unterseeischen Hügelzuges besteht aus geschiebereichen, oft mit Kreidebryozoen durchsetzten Sanden und Kiesen, über welchen sich alluviale Bildungen abgelagert haben.

Bei den an drei Stellen bis auf den diluvialen Untergrund hinab reichenden Baggerungen wurden folgende Bodenschichten konstatiert:

1. schwärzliche sandige Moorerde (0,5—2,0 m), durchsetzt mit Schalen meerischer Mollusken, darunter Mya arenaria.
2. Lebertorf (Weber selbst konstatierte 13 m, doch soll stellenweise 19 m gemessen sein). Es ist eine meerische Bildung sehr reich an Rückständen einer pflanzenzehrenden Tierwelt mit vielen noch jetzt in der Förde lebenden Konchylien, reich auch an Meerdiatomeen, darunter Paralia sulcata, die gegenwärtig in der Ostsee nicht mehr lebendig angetroffen wird, weil sie einen Salzgehalt an



Fig. 1.
Flintaxt mit Spaltschneide.



½

Fig. 2. Flintaxt.



½

Fig. 3. Bohrer.



½

Fig. 4. Meißel aus einem Geweihstück.

der Oberfläche von 2—3,5 % fordert. Mya kommt nicht mehr vor. Daraus ergibt sich, wie hoch der Salzgehalt der Kieler Föhrde bei der Bildung des Lebertorfs hat sein müssen, der jetzt bei Friedrichsort nur 1,65 % beträgt. Aus derselben Ursache verschwand die Auster, die einen Salzgehalt von mindestens 3 % fordert.
3. Unter dem Lebertorf lagern Brackwasserschichten und unter diesen
4. **Süßwasserbildungen** in Gestalt von Moostorf, Waldtorf und Kalkmudde bis zu 3,5 m.

Als die Torferde der 4. Schicht sich abzulagern begann, muß der Boden mindestens 14,10 m höher als jetzt gelegen haben. Er ist dann allmälig gesunken; jetzt scheint er in Ruhe zu verharren. Solange die Pflanzen, aus denen der Torf sich bildete, lebten, war das Wasser süß. Die Förde war von einem Binnensee erfüllt, in den der Ellerbeker Haken in Gestalt einer Landzunge hinein-



Fig. 5. Dolch.

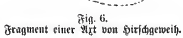


Fig. 6.
Fragment einer Axt von Hirschgeweih.

Fig. 7. Harpune.

ragte, die durch sumpfigen Boden von dem festen Ufer getrennt war und dadurch dem Menschen einen sicheren Ort für wohnliche Niederlassung bot.

Ob der Mensch schon an den Ufern der Förde lebte, als die Rotföhre (Pinus silvestris) der herrschende Waldbaum war, ist ungewiß. Sichere Spuren seines Daseins bemerkt man erst, als die Eiche vorherrschte.

Die Senkung des Bodens vollzog sich langsam. Als der Mensch sich gezwungen sah, seinen Wohnplatz zu verlassen, muß der Boden der Förde wenigstens 8,5 9 m höher als jetzt gelegen haben. Erlenbruchwälder überzogen ihn, die ihre Reste als Bruchwaldtorf über den Spuren menschlichen Daseins aufhäuften. — Erst als der Boden 7,5 m höher als jetzt lag, trat das Salzwasser in die Förde ein.

Die von Dr. Weber untersuchten botanischen Überreste ließen 170 Pflanzenarten erkennen. Unter den in den Süßwasserbildungen vorhandenen fand er Eiche, Erle, Weißbirke, Föhre, Winterlinde und wahrscheinlich damals schon Hasel und Apfel. Die Buche trat erst später auf.

½

Fig. 8. Hacke von Hirschgeweih.



Fig. 9. Axt von Hirschhorn.

Als Gesamtergebnis seiner mühevollen und zeitraubenden Untersuchungen erklärt Dr. Weber am Schluß seiner Schrift, der wir obiges entnahmen:

Die Wohnstätte ist älter als die Litorinabildungen in der Kieler Förde und bestand, als diese noch noch ein Süßwasserbinnensee erfüllte. Ob sie bis in die Ancylus-Zeit zurückreicht, als die ganze Ostsee ein riesiges Süßwasserbecken darstellte — davon sind keine Anzeichen vorhanden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die unter und in der Süßwassermoorschicht lagernden Tierreste wurden gütigst durch Herrn Dr. phil. Immermann bestimmt und umfassen die nachbenannten Arten: Dorsch, Schwan, Haushund, Wildschwein, Edelhirsch, Reh, Elch, Bos primigenius, Bos taurus und Equus caballus.

Von den Menschen selbst sind aus der untersten vierten Schicht nur drei Schädeldecken erhalten, wohlgebildet, aber mit stark vorspringenden Augenbrauenwulsten und etwas fliehender Stirn. Mehr als diese sagen uns über die geistigen Fähigkeiten der Menschen die Werke ihrer Hand und die Gebeine der Waldriesen, die sie zu bewältigen verstanden, deren Fleisch sie ernährte, deren Felle sie bekleideten und deren Knochen resp. Geweih das Material lieferten zu den bewundernswert gearbeiteten Äxten, Spaten, Dolchen, Harpunen, Pfriemen usw., die ihnen nebst den Flintsteingeräten als Werkzeuge und Waffen dienten (s. Fig. 1—9). Zahlreiche Knochen und Geweihstücke zeigen absichtlich ausgeführte Schnittflächen, in anderen erkennt man Vorarbeiten zu Geräten. Einzelne Scherben von Tongefäßen deuten auf den Bedarf solcher und die Fähigkeit sie anzufertigen.

Von einer absoluten Zeitstellung dieser heute 9 m unter Wasser liegenden Siedelung „Alt Kiel" kann keine Rede sein, selbst eine relative bietet Schwierigkeiten, da die aus Stein, Bein und Ton hergestellten Geräte denen aus gewissen dänischen Muschelhaufen gleichen, die indessen aus der Litorinazeit stammen und folglich geologisch jünger sind als die in der Kieler Förde.

In neuerer Zeit stattgehabte sachmännische Untersuchungen von Wohnplätzen aus dem Steinalter haben mit Erscheinungen rechnen müssen, die eine weitere Gliederung dieser fern liegenden Kulturperiode fordern. Wir kennen jetzt Wohnstätten, die von der älteren Periode in die jüngere hineinreichen; andere, die der voll entwickelten jüngeren Steinzeit angehören, und wir kennen ebenfalls solche, die aus einer älteren Zeit stammen als die „Kjökkenmöddinge." Auch in unseren verhältnismäßig geringen Sammlungen besitzen wir einzelne Fundstücke, welche in diese fernsten Zeiten menschlichen Daseins auf der kimbrischen Halbinsel zurückreichen. Von hoher Bedeutung ist es, daß die in neuerer Zeit in Dänemark an verschiedenen Orten, tief im Boden, gefundenen Rentierstangen mit außer Zweifel stehenden Spuren einer Behandlung von Menschenhand nunmehr um drei Exemplare aus Schleswig-Holstein vermehrt sind, die gleichfalls an verschiedenen Orten aus tiefem Moorboden gehoben sind. Mehren sich, wie zu hoffen, die Funde dieser Art, da müssen wir das erste Erscheinen des Menschen auf der kimbrischen Halbinsel um Jahrtausende früher ansetzen, als es bisher geschehen ist. So kühne Schlüsse sind nur als Ergebnis gewissenhaftester Forschungen statthaft, denen ein großes Material zu strenger nüchterner Bearbeitung zur Verfügung stand. Und da versteht man, daß jede Zersplitterung und Verschleppung von Fundsachen verhängnisvoll werden kann und mit Recht von dem ernsten Arbeiter beklagt wird.



Die Kieler Förde.

Der Ostsee blauer Spiegel
Liegt hell im Sonnenschein,
Wie Silber blitzt der Flügel
Der weißen Möwe drein.

Tiefgrüne Buchen hängen
Herab von Ufers Rand,
Die schmeichelnden Wellen bedrängen
In ewigem Werben den Strand.

Und drüben ragen Schlote
Und ragen Kräne hinan,
Rastlos durcheilen Boote
Den Hafen — zum Werke! wohlan!

Und Hammerschläge vieltausend
Erschallen, stetig und wild,
Hinaus aufs Meer erbrausend,
Wie Klang von Schwert und Schild.

Gewaltige Panzer liegen
Wie eine Festung im Meer —
Des Reiches Adler fliegen
Weitspähend darüber her.

Kiel. H. Thomsen.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

I b.

Im Mai 1843 fand auf Skamlingsbank ein großes Fest der Dänen statt, auf welchem P. H. Lorenzen ein silbernes Trinkhorn überreicht wurde, und wo der junge Bauer Lauritz Skau „eine wackere Rede" hielt. Bald danach wurde eine Petition in Bewegung gesetzt, die Ständeversammlung aus der „verdeutschten Stadt Schleswig" nach Flensburg zu verlegen. In Kopenhagen wurde eine Petition an den König zum Schutz der dänischen Sprache in Umlauf gesetzt um dieselbe Zeit, als die Veröffentlichung des Reskripts vom 29. März 1844 erfolgte, durch welches provisorisch angeordnet wurde, wie es für die nächste schleswigsche Ständeversammlung mit der dänischen Sprache gehalten werden solle. Wer sich erkläre, nicht hinlänglich deutsch sprechen zu können, dürfe dänisch sprechen, doch so, daß das Protokoll deutsch geschrieben würde. „Da brach nun der allerärgste Sturm los." Gegen 12 000 Dänen versammelten sich auf Skamlingsbank, um Protest zu erheben, und jene Petition bedeckte sich mit Tausenden von Unterschriften.

Vier Abgeordnete aus Nordschleswig erklärten, nicht nach Schleswig gehen zu wollen, wo das „natürliche Recht" nicht geachtet werde.

Die Eröffnung der schleswigschen Ständeversammlung fand am 9. Juli 1844 statt, also um dieselbe Zeit, wo man sich in der Stadt Schleswig auf das große Sängerfest rüstete. — Die Abgeordneten versammelten sich morgens 9 Uhr auf dem Rathause und verfügten sich unter dem Vortritt des Königlichen Kommissars, Grafen v. Reventlow-Criminil, in feierlichem Zuge in die Domkirche, wo der Kirchenpropst Nielsen die Landtagspredigt hielt. Den Text hatte er dem 1. Brief Petri entnommen: „Denn wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen usw." (1. Petri 3, 10—12 und 4, 1—11.) Nach Beendigung des Gottesdienstes kehrte der Zug in derselben Ordnung nach dem Rathause zurück und begab sich in den Ständesaal. In seiner Eröffnungsrede bedauerte der Königliche Kommissar den unersprießlichen Zwist, welcher Schleswiger unter einander entzweie und den Dänen entfremde, mit denen sie Bande der Liebe und des Vertrauens verbinden sollten. „Lassen Sie uns im Andenken an die unerfreulichen Vorgänge der vorigen Diät bemüht sein, durch Mäßigung und Billigkeit zur Ausgleichung jenes unseligen

Zwiespaltes beizutragen, wie die Wohlfahrt des ganzen Staates und unsere heilige Pflicht zur Förderung desselben es erfordern." — Zum Präsidenten wurde der Etatsrat Dr. Falck gewählt. Er teilte in der 2. Sitzung der Versammlung das erste ihm zugegangene Aktenstück mit. Der König-Herzog gab der Ständeversammlung in seiner „Eröffnung vom 3. Juli 1844" sein Allerhöchstes Mißfallen mit dem Geiste zu erkennen, in welchem 1842 die Verhandlungen und insbesondere diejenigen über den Gebrauch der dänischen Sprache in der Versammlung geführt worden seien. — Der Präsident sagte im Anschluß daran, er glaube im Sinne der ganzen Versammlung zu sprechen, wenn er erkläre, daß die Versammlung durch das ihr geäußerte Allerhöchste Mißfallen schmerzlich berührt worden sei. Da sie jedoch sich bewußt sei, daß sie nicht von der Bahn des ihr zustehenden Rechts und der ihr obliegenden Pflicht abgewichen und immer ihrer gewissenhaften Überzeugung gefolgt sei, so müsse sie in diesem Bewußtsein ihre Beruhigung finden." — Als der Präsident am Schlusse seiner Rede an die Versammlung die Frage richtete, ob sie mit dieser Erklärung einverstanden sei, erhoben sich einmütig alle Mitglieder und gaben auf diese Weise ihre Zustimmung zu erkennen. — Dr. Gülich, der den Antrag auf Einreichung einer Adresse an den König gestellt hatte, zog denselben jetzt zurück, indem er u. a. bemerkte: Ein wohl zu beherzigendes Wort habe die Versammlung am gestrigen Tage im Tempel gehört, daß es unter Umständen auch für einen Abgeordneten besser sei, seiner Zunge Schweigen zu gebieten. Sollte er jetzt seinen Antrag motivieren, so sei er genötigt, zu reden mit lauter und vernehmlicher Stimme, in ernster und sehr entschiedener Sprache. Er glaube, daß nach demjenigen, was von dem Präsidium zu Protokoll gegeben worden und was von der Versammlung einstimmig als ihre Ansicht angenommen, die Einreichung einer Adresse unnötig sei. Er hoffe, daß, wie in der vorigen Diät, so auch in der gegenwärtigen ein guter Geist die Versammlung beseelen, daß der Geist der Gesetzlichkeit und Ordnung sie leiten und daß, wie sehr auch die Mitglieder über die Mittel und Wege zur Beförderung des Landeswohls von einander abweichen möchten, Einigkeit nie fehlen werde, wenn es gelte, zu wahren des Landes Rechte und unseres Volkes Ehre. — Die Versammlung bewahrte bis zum Schlusse hin diese vornehme Ruhe und Zurückhaltung und arbeitete getreu die Gesetzentwürfe durch, welche ihr vorgelegt worden waren. Daneben behandelte sie ihre früheren Anträge auf Vereinigung der Ständeversammlungen beider Herzogtümer und auf Trennung der Finanzen derselben von den dänischen, sowie den Antrag Dr. Gülich, „Se. Majestät wolle Allergnädigst geruhen, eine schleswig-holsteinische Verfassung auf Grundlage der Landesrechte ausarbeiten zu lassen." Aus den Debatten über diese Anträge wollen wir einige wichtige Momente hervorheben, die gewiß auch heute noch nach 60 Jahren Anspruch auf unser Interesse erheben können.

Landsasse Henningsen-Schönhagen stellt die Proposition auf Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlungen. Zu den alten Gründen, die er nicht wiederholen wolle, seien inzwischen neue triftige Gründe für eine Bitte um Vereinigung der Stände hinzugekommen. Se. Majestät habe bei dem Schluß der letzten Versammlung, wie auch später, es klar ausgesprochen, daß die bestehende Verbindung des Herzogtums Schleswig mit Holstein in ihrer Selbständigkeit erhalten werden solle, und es lasse sich daher mit Recht hoffen, daß Se. Majestät eine Bitte erfüllen werden, wodurch es vorzugsweise nur möglich ist, die Selbständigkeit, die bisherige Verbindung der Herzogtümer zu ihrem Heil zu erhalten, wenn Se. Majestät sich nur erst von der Notwendigkeit überzeugen. Außerdem habe die Regierung den Ständen der Herzogtümer jetzt eine größere Mitwirkung in allen Kommunalangelegenheiten zugesprochen; die bestehenden Ver-

hältnisse beider Herzogtümer seien aber so mit einander verwebt, daß nur übereinstimmende Beschlüsse beider Herzogtümer auch der Regierung dienen könnten. Die holsteinische Ständeversammlung hätte den Wunsch auf Vereinigung wiederholt mit Wärme und entschieden ausgesprochen, er dürfe daher annehmen, daß auch hier der allgemeine Wunsch vorhanden sei, die Bitte zu erneuern.

Der Königliche Kommissar erklärte, daß die Petition keine Aussicht auf Bewilligung hätte und es daher am richtigsten wäre, wenn die Versammlung auf die Proposition nicht weiter einginge. Auch sei der Zeitpunkt nach seinem Dafürhalten kein günstiger. Außerdem seien schon jetzt die Gesetze und Institutionen beider Herzogtümer in mehrfachen Beziehungen verschieden.

Auf diese Schlußbemerkung des Königlichen Kommissars entgegnete alsbald Advokat Beseler, es bestehe allerdings im Privatrecht in einzelnen Teilen der Herzogtümer eine verschiedene Gesetzgebung, es sei aber bekannt, daß durch die Jahrhunderte lang stattgehabte Verbindung beider Herzogtümer das Recht im Herzogtum Schleswig zu einem deutschen geworden sei. Er möge es sich nicht denken, daß der Königliche Herr Kommissar, der bisher als ein Vertreter der Interessen der Herzogtümer in der Residenz am Throne des Landesherrn betrachtet worden, der Ansicht sei, als wenn die Institutionen Schleswigs wesentlich von denen des Herzogtums Holstein verschieden seien. Dieses würde mit dem allgemeinen Bewußtsein, der herrschenden Überzeugung über die staatsrechtlichen Verhältnisse, wie auch mit der vom Kommissar selbst am Schlusse der vorigen Diät abgegebenen Erklärung im Widerspruch stehen. Wohl seien die Verhältnisse in gewissem Grade ungünstig, um so dringender aber müsse sich die Versammlung aufgefordert fühlen, den Antrag mit allen ihr zu Gebote stehenden Gründen zu unterstützen, damit des Landes Recht gewahrt werde. Daß man bei der Regierung damit umgehe, die staatsrechtlichen Verhältnisse des Herzogtums Schleswig zu alterieren, sei ihm undenkbar, er wolle und möge dieses nicht glauben. Wer uns von Holstein und folgeweise von Deutschland trennen wolle, der würde uns den Dolch auf die Brust setzen; man würde jeden, der solches versuchte, wer er auch sei, als den Mörder unseres Glückes und unserer Selbständigkeit betrachten. — Der Antrag wurde hierauf einem Komitee, bestehend aus den Abgeordneten Henningsen, v. Rumohr und Beseler, überwiesen und in der 22. Sitzung am 12. August 1844 mit 36 gegen 1 Stimme angenommen.

Am 17. Juli erhielt der Vertreter von Apenrade, Vizepräsident Dr. Gülich, das Wort zur Begründung seines Antrages: „Die Schleswigsche Ständeversammlung beschließt darauf anzutragen: Se. Königl. Majestät wollen Allergnädigst geruhen, eine Schleswig-Holsteinische Verfassung auf Grundlage der Landesrechte dergestalt ausarbeiten zu lassen, daß den Vertretern des Volks eine entscheidende Stimme bei der Auflegung und Verwendung der Steuern, sowie bei der Gesetzgebung eingeräumt werde." — —

Dr. Gülich sagte, Schleswig und Holstein wären ein unzertrennliches Ganzes. Die Realunion derselben sei in dem Landesgrundvertrage von 1460 in den Worten festgestellt: „Dat se bliven ewich tosamende ungedeelt." Das urkundliche Recht der Herzogtümer dürfe der Redner als bekannt voraussetzen. Wolle jemand hier jedoch darüber mit ihm streiten, wohlan, so sei er dazu bereit und werfe den Handschuh hin.

Der Antrag sei auf eine Verfassung gerichtet, die im Boden dieses Rechtes wurzele, damit sie künftig jedem Sturme trotze. Gemeinschaftlich müsse die Verfassung der Herzogtümer sein, das folge mit unabweislicher Notwendigkeit aus Schleswig-Holsteins unzertrennlicher Verbindung, das stehe eingegraben mit ehernem Griffel im Buch der Geschichte, das leuchte hervor in Flammenschrift aus jedes

Schleswig-Holsteiners Brust. Zeitgemäß müsse die Verfassung sein mit dem Recht einer entscheidenden Stimme bei der Auflegung und Verwendung der Steuern, sowie bei der Gesetzgebung. Staatsbürgerliche Freiheit und gesetzliche Ordnung wären die Grundpfeiler des Staats. Ein freies Volk unterwürfe sich dem Gesetze aber nur dann, wenn es von ihm selbst durch seine Repräsentanten gebilligt worden; das sei der erste konstitutionelle Grundsatz. — Es sei hohe Zeit, vielleicht die höchste Zeit. Wenn wir unsern Blick nach dem Norden richteten — was dort geschehen sei und noch geschehe, das wüßten wir alle, er wolle hier davon schweigen —, so entstehe die Frage: Können wir ruhige Zuschauer bleiben? Das gehe nicht. Sollten wir uns einmischen? Das dürften wir ebensowenig. Aber eine unübersteigliche Mauer müßten wir aufführen an unserer Grenze, und dazu trage er heute Bausteine herbei. Der Kern unsers Volks sei zu der Erkenntnis gelangt, daß eine Staatseinheit der Herzogtümer mit Dänemark rechtlich unmöglich und politisch das größte Unglück sein würde. Unverantwortlich würden wir gegen unsere Kinder, unsere Enkel, unser Vaterland handeln, wenn wir die Verfassungssache jetzt nicht mit aller der Kraft betreiben wollten, die verbriefstes urkundliches Recht und lebendiges Volksbewußtsein geben. Eine nach den Bestimmungen der Verordnung vom 15. Mai 1834 zu bildende konstituierende Versammlung von Repräsentanten beider Herzogtümer müsse das Mittel sein, um zum Ziele zu gelangen. Möge denn unser zur politischen Mündigkeit heranreisendes Volk bald die Männer seiner Wahl in die konstituierende Landesversammlung senden, möge dort ein fester Bau gegründet werden, der Schirm und Schutz verleihe kommenden Geschlechtern; doch möge schon das jetzige genießen des schönen großen Werkes erste Früchte, die Bürgerglück und innerer Friede seien.

Agent Jensen-Flensburg meint, es sei besser, wenn diesem Antrage keine Folge gegeben werde. In diesem Augenblicke dürfte es noch sehr schwierig sein, in unserem Lande Männer genug an der Zahl zu finden, welche befähigt sein würden, das Wohl des Landes in dieser Weise mit der gehörigen Vorsicht und Umsicht wahrzunehmen. — Dr. Müller entgegnet, dieser Einwand bedürfe einer Widerlegung nicht, es sei nur zu bedauern, daß die dem Lande verfassungsmäßig zustehenden Rechte seit mehr als hundert Jahren nicht ausgeübt worden seien. — Dr. Weber-Rosenkranz hält es zwar für höchst wünschenswert, daß die Ständeversammlung eine sehr gewichtige Stimme in allen Landesangelegenheiten erhalte, die Beilegung einer entscheidenden Stimme aber bei gesetzlichen Propositionen scheine ihm sehr bedenklich.

Der Königliche Kommissar bestritt die Kompetenz der Versammlung in dieser Angelegenheit. Die vorliegende Proposition stehe ferner nicht in Übereinstimmung mit dem Antrag wegen Vereinigung der Ständeversammlungen der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Es sei einleuchtend, daß die Vereinigung der Versammlungen ein Schritt sei, der notwendig vorhergehen müsse, und daß, so lange jene nicht bewilligt worden, dieser viel weiter gehende Antrag auf Gewährung keine Hoffnung habe.

Abgeordneter Beseler wendet sich zunächst gegen Jensen-Flensburg, der das Volk für eine freiere Verfassung nicht für reif halte. Dieser Einwand sei von der größten Bedeutung, wenn er wirklich begründet wäre. Er behaupte aber mit voller Überzeugung, daß das Volk die erforderlichen Eigenschaften habe. Das Volk habe seit 1831 Fortschritte gemacht, welche die kühnsten Hoffnungen übertroffen, in der richtigen Erkenntnis von Staatsdingen, im gesinnungsvollen Interesse am Öffentlichen und in der Energie des Charakters. Nicht ohne Einfluß seien die allgemeinen deutschen Verhältnisse unserer Zeit hierbei gewesen, allein erheblich hätten insbesondere auch die Leiden, die öffentlichen Drangsale hierzu beigetragen,

welche in den letzten Jahren über unser Land ergangen seien. Wie das Individuum durch Leiden gebessert und geläutert werde, so trete Gleiches auch in dem Entwicklungsgange der Völker hervor. Er möchte glauben, daß der Abgeordnete für Flensburg überhaupt ein Feind freier Staatsverfassungen sei, daß derselbe sich lieber unter die Flügel der absoluten Monarchie begeben möchte, weil dort leichter Schutz und Schirm für besondere Interessen zu finden sei Er möchte glauben, daß, wenn der gedachte Abgeordnete angeben sollte, wann ein Volk reif sei, und welches die Merkmale seien, an denen solches zu erkennen, er sich hierzu nicht imstande sehen würde, und daß er selbst dann, wenn wir auch alle Platone und Salomone geworden wären, uns doch nicht für erwachsen halten würde.

Der verehrliche Abgeordnete v. Rosenkranz habe als wünschenswert bezeichnet, daß der Versammlung zwar eine gewichtige, nicht aber eine entscheidende Stimme beigelegt werde. Redner frage, wie es möglich sei, der Versammlung eine gewichtige Stimme beizulegen, ohne ihr eine entscheidende zu erteilen. Die Allerhöchste Eröffnung habe gezeigt, daß alle Wünsche, welche sie als besonders dringend vorgebracht, abschlägig beschieden worden seien, so den betreffend die verhaßte und verderbliche Filialbank in Flensburg und die Einziehung der Reichsbankgeld-Scheidemünze. Hier habe sich praktisch erwiesen, daß die beratende Stimme der Versammlung eine gewichtlose sei.

Der Königliche Kommissar habe schließlich behauptet, daß die Kompetenz der Versammlung jedenfalls zweifelhaft sei. Diesen Zweifel könne er nicht teilen, da es nicht das erste Mal sei, daß Angelegenheiten, die beide Herzogtümer gemeinschaftlich beträfen, in diesem Saale in Anregung gebracht würden. Die Regierung lege Gesetzentwürfe vor, welche sich auf das ganze Land bezögen, und durch die enge, unzertrennbare staatliche Verbindung, welche in mehr als 500 Jahren bereits bestanden, seien beide Herzogtümer so innig zu einem Ganzen verwachsen, daß der eine Teil ohne den andern nicht gedacht werden könne, und daß auch die Regierung von ihrer Stellung aus selbst in Beziehung auf die Administration eine Trennung beider nicht durchführen könne, wenn sie, was Gott verhüten möge, solches auch wolle. — Wenn er auf die bekannte Lage des Landes im gegenwärtigen Augenblick hinsehe, so halte er es für eine heilige Pflicht der Versammlung, daß sie das Recht des Landes von der Regierung reklamiere. — Wenn dem Lande die erwünschte Freiheit eingeräumt werde, so würde dadurch unser schönes, wenn auch kleines Land, mit seiner edeln und das Gesetz liebenden Bevölkerung eine hohe Stufe von Glück, Wohlstand und Ehre erreichen können.

Den weiteren Fortgang der interessanten Debatte müssen wir hier übergehen, zumal sie wesentlich neue Momente nicht zu Tage förderte. Die Versammlung entschied sich schließlich mit 31 gegen 6 Stimmen für Erwählung eines Komitees zur Begutachtung des gestellten Antrages. Ein Komiteebericht wurde vorgelegt, allein die Kürze der Zeit machte es unmöglich, die Angelegenheit vollständig zu erledigen, und Dr. Gülich gab daher auf Wunsch der Versammlung in der 59. Sitzung die Erklärung zu Protokoll, daß er der Banksache die Präferenz vor der von ihm beantragten Verfassungsfrage einräumen wolle.

Der Antrag Tiedemann-Johannisberg betreffend Trennung der schleswig-holsteinischen Finanzen von den dänischen nimmt einen breiten Raum in den Verhandlungen des Jahres 1844 ein. Dieselbe Angelegenheit hatte bereits 2 Jahre früher die Ständeversammlung beschäftigt; sie fand jetzt ihre Erledigung durch einstimmige Annahme.

Die letzte Sitzung fand am 9. September 1844 statt. Der Präsident nahm in seiner Schlußrede Veranlassung, die Angriffe auf die Landesrechte, welche in

der gleichzeitig tagenden Viborger Ständeversammlung gemacht worden waren, kurz zu berühren. Er erklärte unter einmütiger Zustimmung aller Mitglieder, daß die schleswigsche Ständeversammlung, eingedenk des von ihr stets befolgten Grundsatzes, sich weder in die Verhandlungen der dänischen Ständeversammlungen, noch in die inneren Angelegenheiten des Königreichs einzumischen, um so weniger Veranlassung habe finden können, von den Viborger Anträgen und Beschlüssen Notiz zu nehmen, als diese von einer Versammlung ausgegangen wären, die in Beziehung auf unser Land völlig inkompetent sei. Sie fände sich durch die Allerhöchste Erklärung über die Erhaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes vollkommen beruhigt und werde in dieser Beziehung mit Ruhe und Festigkeit den kommenden Zeiten entgegensehen. —

Schwerlich hätte der Präsident sich so zuversichtlich geäußert, wenn er geahnt hätte, welche Angriffe auf die Landesrechte nach wenigen Monaten in der Roeskilder Ständeversammlung unter Zustimmung des Staatsministers Oerstedt erfolgen würden. Die Zeit des Schweigens war nun vorüber. Der holsteinischen Ständeversammlung aber fiel die Aufgabe zu, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen.



Der Düppler Sturmmarsch.

Mitgeteilt von G. Schröder in Neumühlen bei Kiel.

Eigentlich soll der Titel des im folgenden nach Melodie und Texteswort mitgeteilten Marsches nicht ganz so lauten; aber die Jungen brauchen's nicht anders zu wissen, und uns Alten genügt er. Löst sich doch beim Lesen der Worte, beim Klang der Töne — und sollten wir uns letztere auch nur mit einem Finger vom Klavier absuchen, wie weiland der Wirt zur Alten Liese — löst sich doch hierbei so manche Erinnerung aus an Begebenheiten, die einst uns zum mindesten mit hellem Erstaunen erfüllten. Natürlich wurde uns der Marsch erst nach der Erstürmung bekannt; dann aber wurde er gepfiffen, gesungen, gefiedelt und gedudelt wie wohl kaum je ein neues oder allerneuestes Lied.
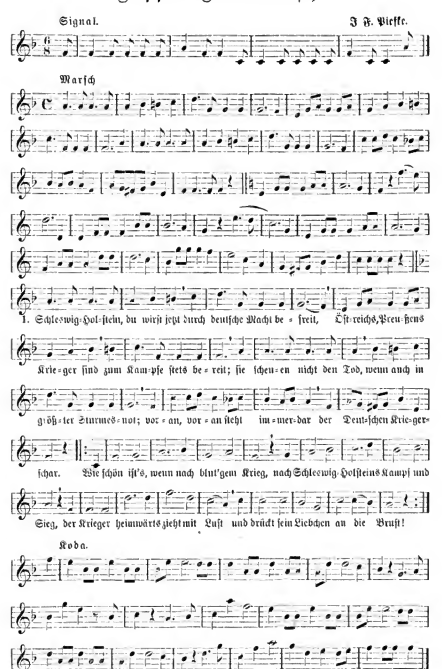
Und tanzen konnte man danach, fein! So kann man jetzt überhaupt garnicht mehr tanzen. An einer Stelle mitten im Stück gab's plötzlich einen gewaltigen Paukenschlag; dann schwieg, während wir lustig weiter galoppierten, die ganze Musik einige Augenblicke. Das wäre die Stelle, sagte Johann Oden, wo die Dänen mit einer Granate dem Piefke die Hörner voll Erde geworfen hätten; und Johann Oden mußte es wissen, denn er wollte zur Musik und kannte die Noten.

Die Stelle aber habe ich vergessen; vielleicht weiß sie ein „Heimat"-Leser und vermerkt sie auf seinem Blatt.

2. Friedrich Karl, der edle Prinz, steht kühn bei seinem Heer,
Wem er freundlich zuwinkt, zagt dann nun und nimmermehr,
Sieht man den Feldherrn kühn
Voran im heißen Kampfe zieh'n,
Dann hebt sich höher Kriegers Brust,
Des Sieges froh bewußt.
Wie schön ist's, wenn usw.

3. Düppel sollt' vom Preußenheer mit Sturm genommen sein.
Piefke sagte: „Dazu will ich euch die Lust verleih'n!
Zum Sturm geht sich's so schön
Bei der Trompeten Sturmgetön,
Im Siegesmarsche stürmt hinan,
Verjagt den Hannemann!"
Wie schön ist's, wenn usw.

Düppler Sturmmarsch.



4. Düppels-Schanzen spieen heiß Tod und Verderben aus,
Preußens tapfern Kriegern macht' dies aber wenig Graus;
Nur „Vorwärts!" hieß das Wort,
„Weh'n sollen unsre Fahnen dort!"
Da floh besiegt das Dänenheer
Vor Preußens stolzer Wehr.
Wie schön ist's, wenn usw.

5. Kämpfen wollt' Rolf Krake auch mit Preußen voller Wut,
Weichen aber mußt' er bald fort durch die blaue Flut,
Denn Preußens brav Geschütz,
Das schickt' ihm sausend Blitz auf Blitz;
Des Danebroges stolze Macht
Versank in düstre Nacht.
Wie schön ist's, wenn usw.

6. Düppels Schanzen tranken dort viel edles deutsches Blu,
Sterbend zeigte mancher noch kühn seinen Heldenmut;
Sie schlummern ruhig dort
In kühler Erde dunklem Port;
Denkt ihrer, deren Heldentod
Brach Schleswig-Holsteins Not!
Wie schön ist's, wenn nach blut'gem Krieg,
Nach Schleswig-Holsteins Kampf und Sieg
Der Krieger heimwärts zieht mit Lust
Und drückt sein Liedchen an die Brust!



Die Errichtung eines Galgens zu Eckernförde 1726.

Mitgeteilt von Chr. Kock in Bohnert.

Die nachfolgenden Aktenstücke verdanken wir dem Beschlusse der Eckernförder Bürgerschaft vom 19. September 1726, die Vorgänge bei der Neuerrichtung ihres Galgens in das Stadtprotokoll eintragen zu lassen. Damit ist der Nachwelt ein wertvoller Beitrag zur Kultur- und Rechtsgeschichte überliefert. Ein Seitenstück zu diesen Aufzeichnungen bildet der Artikel: „Die Erbauung eines Hochgerichts zu Pölitz im Jahre 1775" vom Advokaten H. Reiche in Kiel, III. Jahrbuch 1860, S. 78. Brauch und Verfahren ist in beiden Fällen einander fast gleich; an beiden Orten wird der Akt unter Anteilnahme aller männlichen Einwohner festlich begangen. Jakob Grimm zeigt in seinen „Weistümern" an zahlreichen Beispielen, wie vordem fast in allen Gegenden Deutschlands bei dem Bau des Galgens die ganze Gemeinde sich zu betätigen hatte.[1])

Das Eckernförder Stadtprotokoll berichtet:

[1]) Vergl. bei Jacob Grimm u. a. die Weistümer von: Michelnbach 1514, Bd. II S. 98; Reinich, Temmels, Liesch 1374, Bd. II S. 266; Herdstein 1417, Bd. III S. 374; Winterburg Bd. III S. 768; Ingersheim Bd. IV S. 526. Die Fußnote zum Weistum zu Detzem, Bd. II S. 320, schildert die „errichtung des Detzemer hochgerichts im Jahre 1736" wie folgt: „auf der höhe an der Mordbach stellten sich hochgerichtsmeier, scheffen, gehöfner, unterthanen und schützen, die zimmerleute arbeiteten an dem hangbaum. Sobald die zapfen in diesen eingefügt waren, schlug der amtman im namen des abts den ersten nagel ein, ihm folgten meier und scheffen mit der axt, die zimmerleute richteten mit hilfe der gehöfer das gerüste auf, wobei der amtman erklärte, daß dies keines ehre nachteilig sei. Darauf berührte er feierlich mit seinem stabe das hochgerichtszeichen, was alle anwesenden gerichte nach thaten, die keine stäbe hatten, berührten es mit der hand. Der zimmerman heftete einen mit blumen geschmückten birkenstrauß an den galgen und sprach seinen spruch; der kelner warf geld unter die jugend; die schützen feuerten ihr gewehr ab."

I.

„Nachdem das hiesige Stadt-Gericht oder Galge altershalben niedergefallen und derohalben schon den 19ten Febr. 1725 deßen Wiederaufrichtung resolviret worden. So ist die Vollenziehung deßen, nachdem das dazu erforderliche Holtz angeschaffet, folgendergestalt geschehen. Am 16ten Sept. 1726 mußten sämbtliche Handwerker zusammen Kommen, und nebst denen Zimmer-Leuten das bey oder vor Johann Hassen Hauß zusammen gebrachte Holtz auf die Böcke, worauff es solte behauen werden bringen, nachdem der Herr Bürgermeister Thamm durch eine Kurtze rede ihnen das Vorhaben erinnert und zuerst die Hand an das Holtz geleget. Wie es auf den Böcken war, that der Bürgermeister Thamm wie auch Beyde Rahtsverwandten, nicht weniger der Worthalter Härtel die ersten Hiebe, worauf die Zimmer-Leute ihre Arbeit daran anfingen, und diesen so wohl als übrigen professionen, welche zu Verfertigung dieses Gerichts mit ihrer Arbeit erforderlich seyn, als in specie Tischler und Schmieden, anstatt des Arbeits-Lohnes ihrem eigenen Verlangen nach Bier und Brandtwein, bei Johann Haß zu vertrinken, auf der Stadt Kosten frey gegeben und damit selbige zur Arbeit gelaßen, andere aber dimittiret wurden. Solche Arbeit war den 17ten ejusdem vollendet und derohalben nöhtig, zu würcklicher Aufrichtung die weitere Anstalt und solenitäten zu verordnen: Dieses geschahe auch damit, daß sowohl deßelben als des folgenden Tages, nemblich den 18ten ejusdem die sämbtliche Bürgerschaft Mann vor Mann durch den Gerichtsdiener und verordneten Quartier-Meister bey 1 Rthlr. Brüche angesaget wurden, besagten 18ten hujus mittags um 12 Uhr mit ihrem Gewehr zu Rahthauß zu erscheinen und in gehöriger Ordnung zu Aufrichtung des Galge aus marchiren solten. Es wurden auch die Tagelöhner, die Löcher in die Erde zu graben, dann auch benöhtigte wagens, das Holtz et geräthschaft hinauszufahren Bey sämbtlichen sowohl Roll- als andern Fuhrleuten bestellet. Den 18. Sept. mittags um 12 Uhr ward die Trommel zur Zusammenkunft der Bürger durch die Stadt gerühret. Darauf versammlete sich Bürgerschaft mit ihrem Gewehr aufs Rahthauß sambt Magistrat und Deputirten. Als aber Verschiedene derer principalisten Bürger ausblieben, waren die Anwesende schwierig auszu marchiren, ohne daß die weg Bleibende nicht erscheinen solten. Bis ihnen vom Magistrat, dieselbe weg Bleibende davor zu strafen versprochen ward. Da denn die gantze Bürgerschaft mit ihrem Gewehr und Trommelschlag vom Herrn Bürgermeister Thamm und Herrn Rahtsherrn Christen geführet, die Zimmerleute mit ihren erhabenen Äxten auf der Schulter, dann auch die Musicanten vor sich habend, Herr Rahtsherr Dürer, ich Secretair, Herr Worthalter Härtel und sämbtliche Herrn Deputirten den Troup schließend, 3 Mann in jedem Glied, aus marchirten, vorm Thor aber so lange Halt machten, bis das Holtz auf die dabey parat seyende Wagen geladen war, welches denn zugleich ausgefahren wurde. Auf dem Gerichts-Platz ward ein Kreyß geschlossen, und in selbigem das Holtz abgeladen. Dieser Kreyß aber cessirete demnechst zumahlen bey Beständig anhaltenden regnigten und ungestühmen Wetter, als wesfals die mehresten Bürger sich hinter denen Hügeln reterireten. Inzwischen ward die Aufrichtung von denen Zimmerleuten und Tagelöhnern, welche auch darin von anderen Bürgern assistiret wurden, beschaffet. Jedoch weiln schon 3 Stunden verfloßen, und bey dem schlimmen Wetter sowohl Arbeiter als Bürger sehr incommodiret, ward der letzte Balcke nicht Befestiget, sondern wie die Zimmer-Leute freywillig sich erbohten, des folgenden Tages nebst denen Schmieden alles zu Vollenden, ohne Herrn Bürgermeisters und Rahts oder Bürger Gegenwart zu verlangen, so marchirte die Bürgerey in gleicher Ordnung wieder herein und arrivirete des Abends um 5 Uhr wieder in die Stadt."

II.

Den 19ten Sept. 1726 wurde beschlossen

— —

„Weiln bey gestern zu Aufrichtung dieser Stadt-Gerichts- oder Galge gehaltenen solenitäten nachfolgende Bürger wider Bürgermeister und Rahts Befehl und Ansagen nicht erschienen, und derohalben die übrigen erschienende Bürger sowohl als auch der Worthalter Herr Haertel and sämbtliche Deputirte starke instanz gethan, die Ausgebliebenen in die comminirte poen des 1 Rthlr. nicht nur sofort von ihnen executive eintreiben zu laßen. Alß ergehet hiemit sothane execution wider erwehnte nicht erschienene Bürger, nahmentlich: Nicolai Ziegeler, Hinrich Thamsen, Otto Ottens, Johann Conrod Klünder, Hinrich Frahm Bergenhusener, Christian Otte, Claus Meggersee, Johann Sellmer, Peter Stien, Hans Jürgen Lölke, dergestalt, daß ein jeder vorerst 2 ß executions-Gebühr Täglich erleget, bis er den 1 Rthlr. Brüche Bezahlet, und daferne er sich darin auch zuwidersetzet, soll diese execution in nechst Bevorstehender Woche alle 3 Tage verdoppelt sein. Wonach u. s. w.

Signatum in Curia Eckernfördensi, den 19ten Septbr.

Bürgermeister und Raht daselbst.

III.

Den 8. Novem. 1726.

Die Rechnung bei Joh. Haß war

„vor dasjenige, was 12 Zimmerleute, 8 Tischlers, 7 Rademachers, 20 Fuhrleute, 16 Tagelöhner, in Summa 63 Mann in 4 Tagen angeführtermaßen verzehret . . . . 87 Reichsmark

und übrigens vor materialien und Tagelöhnerarbeit . . . . 19 Mark 7 ß

Summa . . 106 Mark 7 ß

Und nach geschehener Beleuchtung derselben Rechnung ward beschloßen, daß selbige mit 76 Reichsmark aus der Stadts Cassa Bezahlet, der über-rest aber von denen, welche über die Gebühr des Getränks sich gebrauchet, sollte erstattet werden.

Sonsten ward auch resolviret, daß dem Gerichtsdiener Bendix Lammers vor das viele lauffen und Rennen, welches er Bey Aufrichtung des vor erwähnten Hochgerichts Thun müßen, versprochenermaßen anstatt eines paar neuer Schuh drey Reichsmark aus der Stadts Cassa Bezahlet werden sollen.

Anmerkung zu Vorstehendem:

Der Bürger Johann Haß wohnte an der Wiese „außer dem Kurtzen-Brücken-Thor (Kieler Thor) Bei den Baraquen." Der Richtplatz wird somit südlich der Stadt gewesen sein. Am und beim Galgen, der zugleich ein Wahrzeichen der dem Orte verliehenen hohen Gerichtsbarkeit war, trieb der Scharfrichter sein schauriges Gewerbe. Dieser, der meistens auch im Besitze der Abdeckerei-Gerechtsame war, galt als „unehrlich," und jedermann mied nach Kräften die Berührung mit ihm wie mit allem, was zu seiner Hantierung gehörte, um nicht selber in den Ruf der Unreinheit und Unehrlichkeit zu kommen. So erklärt es sich, daß die Handwerker erst dann das Holz zum Galgen angreifen, nachdem zuvor der Bürgermeister seine Hand daran gelegt. Daraus erklärt sich ferner der Unwille der Stadtbewohner über das Ausbleiben einiger der vornehmsten Bürger und die anfängliche Weigerung, ohne dieselben auszumarschieren.

Das gegen die Scharfrichter gefaßte Vorurteil zeitigte zuweilen seltsame Blüten. Im Februar 1697 war das Scharfrichteramt nebst der damit verbundenen Abdeckerei vom Herzog zu Gottorf für die Ämter Kiel und Hütten sowie für die Stadt Eckernförde an den Meister Christian Albrecht Pickel in Kiel über-

tragen. Für die Konfirmation dieses Dienstes zahlte letzterer an die Rentekammer 116 Rthlr. und außerdem eine jährliche Rekognition von 10 Rthlr. an das Hüttener Amtsregister. Die Bedienung im Amte Hütten und Eckernförde verheuerte Pickel an einen sog. Halbmeister, der ehemals in der schwedisch-lifländischen Armee Feldscharfrichter gewesen war, und der nun die Schinderkate vor der Stadt bezog. Ende Mai 1698 starb der Halbmeister, nachdem zuvor seine Schinderknechte ihren Dienst verlassen hatten. Einige Nachbarn aus der Stadt und Borby kleideten die Leiche und legten sie in einen Sarg. Als das bekannt wurde, erklärten die Eckernförder, mit solchen keine weitere Gemeinschaft haben zu wollen, die den Scharfrichter begrüben; das könnten die Borbyer tun.[1]) Aber diese letzteren „verbanden und verpflichteten sich, wenn heute oder morgen einige Krankheit, Kindes-Noht oder Todte da sein würden, keiner von ihnen wieder in das Haus gehen wolle, weil sie deswegen sollten verachtet und beschimpft werden." Bei dieser Weigerung beharrten sie, trotz einer zweimaligen Aufforderung des Amtmannes zu Gottorf, den Toten zu bestatten. Nur dann wollten sie sich dazu anschicken, wenn zuvor der Amtsschreiber aus Hütten die Hand an den Sarg lege.[2]) Deswegen und infolge einer Bitte der Scharfrichter zu Kiel und Schleswig schrieb am 1. Juni 1698 Friedrich von Rantzau, Amtmann zu Gottorf, an den Hüttener Amtsschreiber: „Da nun die ihnen (den Scharfrichtern) imaginirte Ehre und Schimpf bloß in der Opinion bestehet, überdem Wir alle ohne unterscheyd in Gottes Augen gleich und sterbliche Menschen sind, Ich auch sicher bezeugen kan, daß wenn Ich zugegen wäre, Mich nicht entlegen würde, ihrem Begehren ein Genüge zu thun, auch allemahl es demjenigen zur Ehre gereichen muß, der andern dieselbe beylegen zu können geachtet wird. So zweifle ich nicht, Meines Herrn Ambtsschreiber werde in solcher Consideration sich willig zu der begehrten Handanlegung an des verstorbenen Büttels Sarck finden laßen." — Der Amtsschreiber tat das Begehrte nicht, so fest war das Vorurteil gewurzelt. Erst nachdem unterm 9. Juni 1698 Herzog Friedrich dem Amtmann schärfere Maßregeln anbefohlen hatte, konnte der Scharfrichter zu seiner irdischen Ruhestatt gelangen.

Auf der Straße.

Von Wilhelm Lobsien.[3])

Durch eine enge Gasse ging ich heut.
Vom Nikolaikirchturm dröhnte das Geläut
Der sechsten Abendstunde, und vom Hafen her
Wuchtete dumpf das endlose Heer
Heimkehrender Männer, stumpf und gebrochen;
Trugen die Last einer ganzen Wochen,
Und den grimmen Haß auf all die andern,
Die müßig die hellen Straßen durchwandern.
Ich schob mich mühsam durch das Gedränge
Gegen den Strom der brausenden Menge.
Am Marktplatz blieb ich aufatmend stehn
Und ließ den Zug vorübergehn.
In manchen Blicken, in manchen Geberden
Lag ein Hunger nach Glück auf Erden,
Lag ein Schrei nach täglichem Brot,
Und in manchen jammernde Seelennot,
Doch auch in manchen sorgloser Sinn,
Der fröhlich durchs Leben schlendert dahin.

[1]) Wahrscheinlich lag die Wohnung des Scharfrichters oder Büttels im Kirchspiel Borby. Im Eckernförder Stadtprotokoll findet man um 1720 einen Anhalt über den Platz der „Schinderkahte." Sie stand vor dem Langenbrücktor bei den „Saltzgruben." Noch heute heißt das Wiesenstück zwischen Pferdemarkt, dem von dort nach der Gasstraße führenden Fußsteig und dem Damm der Eckernförde-Kappelner Eisenbahn „die Salzgrube." Des Büttels Haus wird wahrscheinlich nördlich vom Pferdemarkt gewesen sein; die nördliche Häuserreihe gehört noch jetzt zum Borbyer Kirchspiel. Zwei Grundstücke in der Nähe des Windebyer Noors bei dem Pulverschuppen heißen „Schindanger" und „Aaskuhle."

[2]) Königl. Staatsarchiv in Schleswig A XX Nr. 2716.

[3]) Aus Lobsiens „Dünung" im Verlage von Carl Schünemann in Bremen, besprochen im vorigen Jahrgang der „Heimat," Nr. 12.

War einer darunter, ein leichter Gesell,
Himmel, wie lachten die Augen ihm hell;
Der denkt gewiß durch die ganzen Wochen
An nichts, als daß ihm die Liese versprochen,
Am Sonntag zum Tanz in die „Linde“ zu kommen.
Herrgott! Und die Dirn gehört nicht zu den Frommen,
Hat heißes Blut und durstige Lippen,
Die von allen Schalen des Lebens nippen
In ewigem Durst. — Das wird nun so gehn
Drei, vier Jahre, vielleicht auch zehn;
Dann liegt sie verschmachtend am Straßenrand
Des Lebens, und stößt mit verzweifelter Hand
Voll Ekel den Becher der Lust in den Sand.
Er aber — die Welt ist so groß und weit,
Und die Liebe lacht und die Seligkeit
Auf allen Gassen durchs ganze Jahr.

Hat mancher von den alten Knaben,
Die müde im Zug vorübertraben,
In gleichem Maße geliebt und gescherzt
Und ein süßes, lustiges Mädel geherzt,
Von Liebe gesprochen, von Treu und Bestand,
Ihr ein golden Ringlein gesteckt an die Hand.
Auch seine Liebe war stolz und heiß —
Nun ist sie geworden müde und leis,
Hat das Lachen verlernt und den Übermut,
Und den Trost des Wortes: Ich bin dir gut!
Mag nichts Liebes und Holdes mehr sagen,
Kann nur sorgen und kann nur klagen,
Verschrumpft, verhetzt, zermürbt und verschlissen,
Von Alltagswehen zu Tode zerrissen.

Vorüber! Vorüber — zu allerletzt
Kommt einer, den hat das Leben gehetzt
Durch aller Wirrnisse nächtigen Graus.
Was kümmert ihn Weib und Kind und Haus!
Wo im Becher das Feuerwasser blinkt
Und mit tückischen Liebesarmen winkt,
Mit lächelndem Schmeichlerangesicht
Ihm goldene Berge und Schätze verspricht,
Und gleißend vom Land des Vergessens erzählt
Dem Armen, den Hunger und Sorge quält:
Da sitzt er täglich und stiert in sein Glas
Und ertränkt seinen Kummer im funkelnden Naß.

Will just vom Wege zur Seite biegen,
Auf der Kneipenbank ein Stündchen zu liegen,
Da kommt ein Mädel, hungernd und bleich,
Und schmiegt sich an seine Kleider weich,
Bittet und bettelt: „Komm heim, Papa!
Zu Hause wartet und weint die Mama.“ —
Er knurrt und brummt. Da plappert das Kind,
Wie schön daheim er die Stube heut find't,
Und daß es ein Lob von dem Lehrer bekommen
Und ein schönes Zeugnis mit heimgenommen,
Hätte am feinsten von allen gelernt
Und wäre die fleißigste, beste gewesen . . .
All ihre kleinen Freuden und Sorgen,
Die lebendig gewesen seit heute Morgen,
Plaudert sie aus mit gar wichtigem Sinn, —
Ihr ganzes Leben liegt ja darin.

Und wie sie so leise den Vater führte,
Ach, wie mich das kleine Wesen rührte.
Die Augen glänzten so sonderlich,
Als wollten sie sagen: Nun hab' ich dich!
Ich bringe dich heim aus Lärmen und Treiben,
Und heute wirst du zu Hause bleiben.
Er aber stand einen Augenblick,
Als säh' er auf all sein Leben zurück,
Und ließ seine Hände, die rußigen, breiten,
Dem Mädel über die Zöpfe gleiten,
Fast zärtlich leis'. Dann aber kam
Ein Stöhnen wie tiefverborgener Gram
Aus seiner Brust. In steigender Wut
Schoß ihm ins Antlitz das rote Blut,
Und fluchend ließ er das Mädel stehn
Und tat hinein in die Kneipe gehn.

Das Dirnlein stand verschüchtert ganz,
In den Augen ein tiefer, feuchter Glanz;
Und Scham um des Vaters Schwäche stand
Ihm rot in das arme Gesichtchen gebrannt.
Dann stellt es treulich sich an die Türe,
Bis der Vater kommt, daß es heim ihn führe,
Durch dunkle Gassen, wo niemand ihn kennt
Und anderntags seine Schande nennt.

Ich aber schritt
Zur Stadt hinaus. Mir war's, als glitt
Das kleine Dirnlein weinend nebenher,
Sein liebes Herze bang und sorgenschwer.
Das rief mir meiner Jugend Tage wach,
Mein liebes efeugrünes Heimatdach,
Das Stüblein, drin wir abends alle saßen,
Wenn Vater oder Mutter Märchen lasen. —

O, über meiner Jugend liegt ein Glanz
Von tausend Sonnen, und ein bunter Kranz
Von wunderbaren, hellen Frühlingsblüten,
Um den sich Elternaugen sorgend mühten.

O, über meiner Jugend liegt ein Schein!
In all mein Leben fällt der licht hinein
Und macht mir meine dunklen Tage hell.

Arbeiterhäuser vor 50 Jahren in St. Peter und Ording, Kreis Eiderstedt.

Von J. Cornils in Ording bei St Peter.

Die Häuser der Arbeiter, die nicht ohne Zufall und zwar der besseren Lebensbedingungen wegen in Ording ausschließlich und in St. Peter vorwiegend an der Peripherie der Gemeinden liegen, waren in alter Zeit oft mehr als einfach: das Dach nicht immer ganz, von Ratten- und Iltislöchern nicht frei, der untere Rand (de Öjen) sehr ramponiert, den meisten Fugen der

mit Lehm gemauerten Wände fehlte der Kalkmörtel, der Schornstein schien der senkrechten Stellung überdrüssig geworden zu sein, und die Haustür hing oft schief und lahm in den Angeln. Über die hohe Hausschwelle trat man tief in eine Lehmmulde, die bei Regenwetter voll Wasser war, das langsam in den Erdboden versickerte. Ähnlich war es bei der Stubentür, und Stuben- wie auch Hausdiele waren von Lehm, wurden aber morgens „gefegt“ und dann hübsch mit weißem Sand bestreut. Bisweilen geschah dies auch mit nassem Sand mittels eines Trichters, mit dem man hübsche Figuren auf der Diele zeichnete. Ein kleiner eiserner Ofen auf hohen Füßen, ein sogenannter Beileger, weil er von der Küche aus geheizt wurde und zwar meistens mit Stoppeln oder Heidesoden, erwärmte nur mäßig die Stube. Auf diesem Ofen stand eine flache Schale mit Öl oder Tran gefüllt; über ihre Kante hing der brennende Baumwolldocht, oder in ganz sparsamen Haushaltungen lagen an dessen Stelle getrocknete Wasserbinsen (Roschern), so das Zimmer wenig erhellend. Dann waren da noch zwei dumpfe Wandbettstellen, mit altem Stroh gefüllt, geringem Bettzeug darauf und Gardinen davor, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war. Zwischen den Betten oder an dem einen Ende derselben war noch ein Gelaß für Kleidungsstücke oder Schuhzeug, im Winter, weil frostfrei, wohl gar für Lebensmittel: „Spintjen“ genannt. Die Fenster, meistens zwei, waren klein, hatten kleine, oft blinde Scheiben, die im Winter bei stärkerem Frost den ganzen Tag überfroren waren. Doch halt! auch dann hatten diese Scheiben noch kleine, dunkle, etwas verweinte Augen, durch die man einen Blick auf eine stille, engbegrenzte Welt da draußen werfen und durch die sich auch ein warmer Sonnenstrahl ins kleine Stübchen schleichen konnte, das waren die Stellen, wo der warme Hauch eines Kindermäulchens den für einen Augenblick siegreichen Kampf mit dem Frost aufnahm. —

Das Mobiliar („Inchut“) ist bald genannt: vor dem Ofen stand ein einfacher hölzerner Tisch, an dessen unteren Teilen man noch seine frühere Farbe erkennen konnte. In der Schublade lagen Tischmesser, Gabeln und hölzerne oder hörnerne Löffel. An jeder Seite des Ofens stand ein Lehnstuhl, dessen harter Sitz durch ein Kissen gemildert ward; die übrigen Stühle standen an den Wänden. Dort fand man wohl auch eine eichene Schatulle. In der oberen Klappe hatte der Vater seine Habseligkeiten und hielt sie stets verschlossen. Den Schlüssel finden wir in seiner Hosentasche, mit einem Kuhzahn zusammen den leinenen Geldbeutel umschlingend. Warum mit einem Kuhzahn, fragst du? „Ja, dat is wohr, solang as ik disse Tän an mien Geldbüdel inne Tasch drag'n heff, solang heff ik keen Tänweh hatt.“ In den unteren Schubladen der Schatulle, die wir meistens unverschlossen finden, regierte die Mutter. An der Wand, entweder frei davor oder halb hineingelassen, sehen wir noch das sogenannte „Teeschapp,“ ein kleines Schmuckkästchen, das an den Seiten lange, schmale und vorne in geschwungenen Linien mehr rautenförmige Glasscheiben hatte. Dies Schränkchen war mit Börtern versehen, an denen in Kerben die besseren Löffel und auf denen die schönen Tassen, Zuckerdose usw. prangten.

Und in dies armselige Stübchen hatte sich auch doch noch ein Stückchen Kunst eingeschlichen, um mit ihrer Schönheit das harte Los der Bewohner zu mildern. Betrachten wir den alten Beileger noch etwas genauer. Auf seinen größeren Seitenflächen finden wir Darstellungen aus der Heiligen Geschichte, die mich als Kind immer und immer wieder erfreuten: Jesus als Kinderfreund, Jesus als guter Hirte — dann noch das Bild vom verlornen Schaf usw.

Wenden wir nun noch einen Blick auf die Familie. Da, auf einem Lehnstuhl, zwischen Ofen und Wand, hat der Vater seinen Platz. Seinen Rock, „mien Rontje,“ hat er im Hause stets abgelegt, er hängt am Nagel an der Wand;

dafür aber finden wir die Mütze immer auf seinem Kopfe, der Deckel derselben legt sich nach vorn über auf den Schirm. Dafür, daß er rockbar ist, hat er die Bezeichnung: ik seet int Voomb. „Voomb" ist eine leichte parchene Jacke, die er über dem Hemde trug. Um den Hals hat er ein kleines leichtes Tuch geschlungen. Die Weste ist von oben an nur halb zugeknöpft, der Bequemlichkeit wegen. Die Hose ist einfach, hat aber neben den gewöhnlichen Taschen noch eine kleinere für die Uhr: „de Uhrfick." Unten sehen wir, daß er Socken über den Strümpfen trägt und daß die Füße in altmodischen Holzschuhen stecken, die mit Stroh ausgelegt sind: eine trockene, warme, aber höchst unbequeme Fußtracht. An den Winterabenden dreht der Vater Seile von dem im Sommer geborgenen Sandhafer oder er macht Besen daraus, so sich eine kleine Einnahme verschaffend. — An der andern Seite des Ofens sitzt die Mutter im Lehnstuhl und strickt oder spinnt. Sie trägt eine dunkle, kattunene Haube mit Bändern unterm Kinn und darüber noch eine solche wollene, die unterm Kinn vielleicht zugehakt ist. Erstere trägt sie auch nachts im Bett, so ebenfalls die kleinen Töchter; das wäre doch zu unordentlich, wenn sie sollten ohne Nachthaube ins Bett gehen. Die kurzärmelige Jacke, die die Mutter trägt, heißt auch „Voomb."

Der Rock war selbstgefertigt, „eegenmakt." Die Füße staken gewöhnlich in Holzpantoffeln; jetzt ruhten sie freilich auf einer Feuerkieke, „Staaf" genannt. Gönnen wir der armen Frau diesen Luxus; sie hat diese Erwärmung nötig, denn sie kennt noch nicht die Damenhose, weder die offene noch die dichte. Zu den Füßen der Mutter sitzt auf einem Schemel ein kleines Töchterchen, das auf dem Schoße einen hölzernen Stiefelknecht hat. Ihre lebhafte Phantasie hat aus ihm, da sie ihm ein Tuch umband, eine hübsche Puppe gemacht, mit der sie sich prächtig unterhält. Die anderen größeren Kinder sind lauter und spielen auf der ausgetretenen Lehmdiele mit Läufern. Da die Uhr bald 7 ist, steht die Mutter auf und bereitet in der Küche rasch das einfache Abendessen. Sie kommt hinein, wischt den Tisch ab, legt Gabeln um, stellt ein Salzfaß auf den Tisch und eine Holzscheibe. Auf diese wird die Pfanne, die sie aus der Küche holt, gesetzt; sie enthält ein Gericht, das nicht jedem mundet. Aber hier schmeckt's, ist doch eine herrliche Würze daneben — der Hunger: es sind Pferdebohnen mit Kartoffeln, freilich nur mit Wasser gebraten. Aber die Pfanne wird rasch geleert, von den Eltern, die näher an den Tisch rückten, und von den Kindern, die beim Essen stehen mußten. Da man aber noch nicht satt ist, holt die Mutter das Brot, und der Vater schneidet jedem eine halbe Schnitte noch ab, und nun hebt die Mutter ein Tuch auf, das auf dem Ofen lag und Kartoffeln deckte, die dort wärmen sollten. Diese werden verteilt, in Schnitte getan und aufs Brot gelegt, so die Butter ersetzend. Nun gehen die Kinder ins Bett, der Vater greift nach der Pfeife und die Mutter zum Spinnrad. Nachdem wir uns noch eine Weile mit ihnen trefflich unterhalten haben, verabschieden wir uns, sehen aber beim Weggehen, daß über der Stubentür noch ein schmales Bort ist, das die geringe Hausbibliothek leicht fassen kann: Bibel, Gesangbuch, Kalender und ein Liederbuch, damals aber fast immer ein geschriebenes.

Da wir weggehen, werden wir gewahr, daß die Hausdiele quer durchs Haus geht und daß die Nordwand bedeutend niedriger ist als die Südfront. Dort geht, um die teuren Ziegelsteine zu sparen, das Dach viel weiter nach unten und bildet so „de Affid." Von der Mauer ab bis zur Höhe der Zimmerdecke war das Strohdach mit Lehm besetzt und mit Kalkmilch überstrichen. In der Mitte dieses Stückchen Daches war meistens ein kleines Fenster, das aber seine größte Ausdehnung in der Längsrichtung der Wand hatte, und durch welches Licht auf den offenen deutschen Herd fiel, unter dem ein kleiner Backofen war.

Dem Herd gegenüber, in halber Höhe der Wand, war ein breites Brett angemacht, auf dem oder unter dem der Eimer mit dem Trinkwasser, „Teewater“ genannt, seinen Platz hatte. Unter dem kleinen Fenster war ein Bort befestigt, auf dem die wenigen Kochgeräte sauber und geordnet standen. Zwischen dem Herd und der Außenwand war noch ein Gelaß für Feurung: bei den Arbeitern für Stoppeln, bei den Bauern für Raps- oder anderes Stroh, und das „de Strohherrn“ hieß.

Einst stand ich als Kind mit dem Henkeltopf in der Hand vor einem ähnlichen Hause. Da das Wetter regnerisch war, die „Öfen“ noch tropften, alles Holzwerk farblos mich anstarrte, machte das Häuschen auf mich einen so traurigen Eindruck, daß mich ein Schauder überlief. Um mir selber Mut zu machen, knöpfte ich die Jacke zu und setzte die Mütze fester auf den Kopf. So gerüstet machte ich mich daran, mit der stark verschlissenen Klinke die Tür zu öffnen; nach etlichen Versuchen gelang es. Ich fiel aber so tief über die hohe Hausschwelle weg, daß mir die Suppe unterm Deckel hervorspülterte; dann schob ich ganz leise die Tür wieder zu, hielt den Atem an und lauschte, ob nicht jemand käme. Es regte sich nichts. Nach einer Weile hustete ich mal — dann sagte ich nicht zu laut: „Chun Dach!“ Das Haus schien um die Mittagsstunde ausgestorben zu sein. Da faßte ich mir ein Herz und ging zur Stubentür („Dörnsdör“) und öffnete sie leise.

Die Sitte des Anklopfens kannten wir damals noch nicht, und das Abnehmen der Mütze kam mir hier im Arbeiterhause unnötig vor. Das Zimmer schien leer zu sein; als ich aber noch einmal meinen leisen Gruß „Chun Dach!“ bot, regte sich etwas hinter der vorgezogenen Bettgardine. Ein abgemagerter, dunkelgelber Arm schlug die Gardine auseinander, und ich sah in ein kleines Gesicht, das mit verglasten, wässerig blauen Augen mich zu suchen schien. Über die linke Seite des Gesichts hingen dünne und kurze Strähne ihres grauen Haares. Das Bett war gleich dürftig an Quantität wie an Qualität, und ebenso sehr ließ auch die Reinlichkeit desselben zu wünschen übrig. Sie fragte: „Wer is dor?“ — „Dat bin ik!“ — „Wie heets du?“ — „Jakob Enils; ik schull chröten von Moer, hier wehr för Frauken en bêten Eten!“ — „Bis du vun de Mæhl?“ — „Ja!“ — „Denn sett de Pott man hierher op de Stohl för min Bett un denn gah man to Hus un chröt Moer man velmals un sech ehr doch ok man chans chräſi vel'n Dank un Vaer schall wull de Pott weller henbring'n.“ Dabei zog sie die rechte Hand unter der Bettdecke hervor und suchte damit nach meiner Hand, die ich ihr denn nur mit dem größten Widerstreben ließ. Mit dem Druck ihrer feuchtwarmen, unsauberen Hand wollte sie wohl noch ihren heißen Dank an meine Mutter bekräftigen. Ich atmete erst wieder auf, als ich draußen stand, und dann sah ich mir noch einmal die Wohnung an, deren Ärmlichkeit meine junge Seele tief bewegte. — „Vaer, de de Pott henbring'n schull,“ war ihr alter Ehemann, der von der Last der Jahre wie von der Schwere der Arbeit gleicherweise gebeugt war, dem das Schicksal nur noch gönnte, krumm und steif mit dem Stecken in der Hand von Tür zu Tür zu trippeln. Volksmund nannte ihn darum „Peter Pitje Patje.“

Als ich nach Hause kam, berichtete ich weniger getreu den Dank der alten Frau als vielmehr die begleitenden traurigen Umstände, was zur Folge hatte, daß ich von jetzt an öfter dahin gehen mußte. Ich tat es nicht ungern, die Armut empfand ich bald so wenig, daß ich mich gern zum Verweilen nötigen ließ und dann der alten Frau nach Kinder Weise allerlei kleine Erlebnisse erzählte, die sie willig und aufmerksam anhörte. Das gab ihr dann auch Veranlassung zur Gegenrede; aber merkwürdig, sie, die 7 Jahre bettlägerig war und allmählich erblindete,

hat niemals ein Wort der Klage zu mir gesprochen. Sie erzählte mir von ihren Gebeten, von ihrer vertrauenden völligen Ergebung in Gottes Willen. Und diese Ergebung hatte ihr eine solche Ruhe gegeben, ja, ihrem Wesen eine gewisse Heiterkeit verliehen, die das Leid längst überwunden hatte und mich schon damals die Frau bewundern ließ. In reiferen Jahren habe ich noch oft an die längst verstorbene alte Frau denken müssen und kam zu der Einsicht, daß sie, die da hinter der Gardine lag und litt, eine seltene köstliche Perle war, die ich durch Gottes Fügung dort ungesucht gefunden. — Und nun, lieber Leser, muß ich dir noch erzählen, daß der in diesem Falle so bitter irrende Volksmund diese stille Dulderin eine — Hexe schalt. Noch neulich traf ich eine Greisin, deren Wesen Gutmütigkeit und Milde ist, die doch noch zweifelnd, wenn auch versöhnend ausrief: „Na ja, dat mach denn de leve Gott ja wull weten, ob se wirkli wat kunnt hett!"

Nun sei dem ernsten noch ein heiteres Erlebnis angefügt.

Das Küchengerät war nicht sehr mannigfaltig — aber in ihrer Bedürfnislosigkeit verstanden die Bewohner es gar trefflich, damit auszukommen. Werde ich als Kind an einem Sonntagmorgen im Winter von meinem Vater in ein Arbeiterhaus geschickt, einen jungen Burschen zu bitten, zum Vater zu kommen, einen Auftrag von ihm zu empfangen. Ich treffe die Familie gemütlich plaudernd beim Vormittagstee. Das Brot ist schon gegessen, und zu der Nachlese des Tees wird von den Männern eine Pfeife geraucht. Als ich meinen Auftrag ausgerichtet, lädt der junge Mann in seiner freundlichen, treuherzigen Weise mich zum Verweilen ein; er wolle sich derweilen nur noch erst waschen, was er bis hierher versäumt habe, und dann sofort mit mir zum Vater gehen. Als er hinausging, um das zu besorgen, eilte ich in kindlicher Neugier und wohl mehr noch, um mich ungeniert mit ihm unterhalten zu können, ihm nach. Er ging in die Küche, sah sich erst unten um, als suchte er etwas, warf dann plötzlich den Blick in die Höhe und musterte dort unter der schrägen Dachseite des „Assids" die Reihe der nach der Größe geordneten hölzernen Kochlöffel („Schleem'n"). Die Auswahl war nicht groß; er nahm Nr. 1, den größten, schöpfte ihn voll Wasser aus dem Teewassereimer und stellte ihn dann vorsichtig auf das breite, oben beschriebene Brett, so, daß er sich leicht an die Wand lehnte. Jetzt erst ward mir klar, daß der große „Schleef," der mittags anderen Zwecken diente, nun die Stelle der Waschschüssel zu vertreten habe. Da Waschseife damals in diesen Häusern noch nicht gebräuchlich war, tauchte Johann die rechte Hand vorsichtig in den Schleef, rieb nun ebenso vorsichtig die andere Hand damit um, aber immer so, daß jeder abfallende Tropfen wieder zu seinem Ursprung zurückkehrte. Dann langte die rechte Hand wieder in das Wasser, gab der linken etwas ab und vereint machten beide sich daran, das Gesicht zu waschen, wobei aber die Umrandung ängstlich und sicher gemieden wurde. Auch die Ohren hatten es gut: von kalter Nässe wurden sie nicht berührt. Nun wurde noch einmal mit der feuchten Hand über das Haar gefahren — und fertig war er. — „Ja, min Jung, min Broder hett dat Katen, un de is ümmer so akkerat; wi mæt dat ümmer weller to Platz hang'n, wat wi brukt hem'n; sonst ward he doll," erzählte er mir. Dabei nahm er den Schleef, schwenkte ihn aus in die Gosse und hing ihn wieder an seinen Platz — zu anderweitigem Gebrauch, aber mit dem befriedigenden Gefühl, sich so nicht nur der größten Ordnung, sondern auch gleicher Sauberkeit befleißigt zu haben. Das Brett wurde nicht abgewischt, war auch nicht notwendig — es war kein Tropfen vorbeigefallen.

Ich hatte ihm schweigend voll Erstaunen und mit größter Freude zugesehen, und es war das erste, daß ich zu Hause der Mutter erzählte, worin und wie Johann sich gewaschen habe.

Die Mutter aber, die mir recht aufmerksam zuhörte und ihren Jungen kannte, fügte meiner Erzählung die sehr eindringliche Warnung hinzu: „Jk ra di awer, Kind, dat du dat Johann nich nahmakst, denn kregst du chans chehöri Stripps!"



Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten. II.

Gesammelt von Karl Bebensee, Büstorfer Ziegelei.

Dat schall di uprapp'n as galsteri Speck.
Bęter armseli fohrn as grotherrsch to Fot.
Bęter wat as garnicks, sä de Wolf, do freet he 'n Mück.
Morg'nstunn hett Gold in'n Mun': Dat 's ni wohr, sä Hans, as ik hüt Morg'n ut uns' Blangndör full, har 'k dat gans' Mul vull Sand.
All'ns in de Welt: a. blots keen Nachmütz mit Ärmeln, b. blots keen Boddermelk to'n Kaffi.
Hol di an'n Tun, de Himmel is hoch.
Dat kann all vörkam', wo lütt Kinner in't Hus sünd, dat dor'n Holtschoh in de Grütt is.
Dat hest drapen, sä de Kröpel, do beet de Hund em in't holten Been.
Wat to'n Swienstrog tohaut is, dor ward keen Backtrog ut; un wat to'n Mulesel geborn is, dor ward keen Kutschpeerd ut.
Grad' as ik gahn wull, do smet'n s' mi rut.
De Koh vergitt, dat se 'n Kalv west is.
Gah hin un melk de Höhner, awer vergitt de Hahn ni.
Gah hin un gröt dien Großmudder un segg, se schull ni eh'r Pannkoken backen, eh'r se Mehl har, un ni eh'r slucken, eh'r se en Kehl har.
Wo keen Kerl hinfallt, dor steiht ok keen weller up.
Kloke Höhner leggt ok in de Neddeln.
Tellt' Gös bitt de Voß ok.
Dat is man so 'n Snack, sä de Voß, dat ik Goshar warn schall.
Rop ni eh'r „Halt Fisch!" as bit du welk' in de Kiep hest.
Du kannst mi in Maanschien begeg'n, denn bruks du keen Latern.
Sett di dal, nimm en Stohl un smök.
Sett ju up Stöhl, seggt de Dönnsdörper, un hebbt sülb'n man Hükers.
Sett di dal, de Stohl kümmt gliek.
Sett di dal, seggt Stahl, nimm de Kann un drink mal; Mudder, gif den Mann mal 'n Piep, Toback het he sülb'n.
Jk wull, dat all' Dag' Sünndag weer, Fręt'n un Sup'n min Handwark weer.
De Gesmack is verschieden; de Een mag gern Bodder up Brot, un de Anner gröne Seep.
Fiede, mags Kees? Ja, wenn de Mettwuß all is.
En gode Fröhstück is bęter as 'n gans'n Dag garnicks.
So 'n Gos is doch en snakschen Vagel, sä Hans, een is ni rech' noch, un twe sünd meist en bęten vęl.
Jk will gern bie't Ęten stahn, sä de Jung, wenn 'k denn man bi de Arbeit ligg'n dörf.
Dat is lich' seggt: Vör'n Sößling Kees, awer vun wat vör'n Nummer.
Wat fragt wi na 'n Schępel Mettwüß, wi hebbt ja keen.
Uns' Tied ward Ossen fett makt, un de na uns kamt, lat Kohfleesch ęt'n.
Wat de Een ni mag, is den Annern sin best Kost.
Gotts Wort is in Swunk, sä de Swienhar, do har he de Bibel in de Pieisch.
Wat süht dat Kind sien Vadder liek, sä de Hebammsch, do leg dor'n Farken in'ne Weeg.
Klas, heß min Klas ni sehn? Ja, Klas, min Klas un din Klas, de stünn' dor nern bi Klas Klasen sin Klas.
Jk will hunnert Johr old warn, un wenn't ok min Leb'n kost, sä Jochen Danker, do leb he noch.
Uns' Tied steiht de Welt.
Vun en Oss kann man ni mehr verlang'n as en godes Stück Fleesch.
Kümmt Tied, kümmt Rat, un kümmt en ol'n Pott anflag'n, denn find' sik ok de Draht.
As dat Glück reg'n deh, harn de Dummsdörper ehr Pütt ümstülpt.
Art lett ni vun Art, un dat Speck ni vun de Swart.
Je düller man in de Schiet röhrt, je düller stinkt dat.
Dat is Schiet, wenn man mit Dreck hannelt.
Dat weer „een," sä de Düwel, do har he twe Sniders gręp'n.
Wer vör de Höll wahnt, mutt den Düwel to Frün' hol'n.
Vör Geld kann man den Düwel danfen lat'n.
Steiht de Sünn in't Westen, denn arbeit' de Ful'n am besten.
He is so ful as so 'n Stück Schiet, man kann wider mit em smit'n as jag'n.
Jk bün so möd as en Poch, ik will erst en paar Stünn' ligg'n un denn to Bett.
Wat kennt en Oss vun Peper, he kümmt ja ni in de Ap'thek.
Wat de Bur ni kennt: a. dat fritt he ni, b. dor seggt he Kantüffelkrut to.
Wenn de Bur „ji" seggt, meent he sin Swin alltosam'n.
Wat en godes Peerd is, starvt in de Säl.
De Peer, de den Hawer verdeent, kriegt em ni.
Dat stimmt as Pingst'n up 'n Sünndag.

Woneer weer dat? Dat weer twischen Wihnach'n un Eckernför, as dat to Niejahr Ostereier geev.
Dat paßt as Fust up't Og.
As ik mit min Fru frie, segg' Hans Hinnerk, kunn ik ehr vör Leev upfreten, un nu deiht mi dat leed, dat ik dat ni dan heff.
Hier sünd schöne Utsich'n, seggt Mars; de sünd ok beter as de Franschbrö', seggt Peter.
Utverschamt lett ni god, awer dat fett' doch god.
Bliev an de Eer, denn fallst du ni vun Böhn.
Bang bün ik ni, awer ganz gefährli lopen kann ik, seggt Krischan Bumann.
Du büst Kropperbusch noch ni verbi.
Heft keen Geld mehr? Ne! Denn lat en Daler wesseln.
Dat steiht em an as den Burn dat Aderlat'n.
Dat het he rut: a. bit up en Lep'l vull, b. as de Oss dat Mus'n.
Wat sünd ji Minschen, seggt Lehmann to sin Swin: a. fret d' Lich' up un sitt in Düstern, b. pett mit de barden Been in den Hitt'n Drank.
Wat en Hitt'n in de Meieri, wat sweet de Meiersch, wat danst de Mamsell, wat flegt de Huwelspöhn.
Dat schall hier bohnert (Dorf Bohnert) sien, dat is ja ni mal schrüppt, sä Krischan Mau, do güng he lank't Dörp.
Dor is ok rein garnicks mehr an' Dag, seggt Hans Fulwuß, wenn man meent, dat is Ab'nd, denn is't erst Middag.
Wo man sülb'n ni kümmt, ward een' de Kopp ni wuschen.
Wer sik de Welt up 'n Nacken lad', het se to drägen.
Du kannst mi lank 'n Puckel rutschen.
Jede Spitzbow denkt: „all' Lüd stehlt."
Wer ehrli dörch de Welt will, mutt sik en beten tostehl'n.
Wenn de Bock stamert, denn lügt he.
Dor is allerweg'n wat bi: a. blots keen Burstä, b. blos ni bi de Bord'ler Arf'n.
Dat is de Wuddel, sä Korl Sell, do har he bi't Krut sat.
Wat is en Drom? „En Freud." Wenn man wat Godes drömt, freut man sik in' Slap, un drömt man wat Slech's, denn freut man sik bi't Upwak'n, dat dat ni wohr is.
Dat is grad vun Paß as Jörn Peter sin Fewer, dat weer ni to hitt un ni to kold.
De Een sin Dot is de Anner sin Brot.
He is dor mank as de Uhl mank de Kreihn.
He is so wrandi as so 'n Putt vull Müs'.
Is 't nu all? Ne, all is 't ni, dor is blots ni mehr.

Mitteilung.

Die Steppenweihe (Strigiceps pallidus) in Schleswig-Holstein. Am 26. Novbr. 1903 erhielt Herr Meinert-Hagendeselbt auf Sylt, wie wir einer Notiz in der „Nerthus" (VI, Heft 14) entnehmen, von List, dem nördlichen Dünendorf der Insel, eine schöne alte männliche Steppenweihe in rein graublauem Kleide. Vor kurzem erhielt ich zum Ausstopfen ebenfalls ein Exemplar dieses in Schleswig-Holstein selten vorkommenden Vogels zugesandt. Dieses maß von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 50 cm und hatte eine Spannweite von 88 cm. Das Gefieder ist blaßblaugrau und sehr empfindlich, dabei äußerst weich und besonders am Kopfe sehr locker. Die Unterseite ist heller gefärbt. Die Beine sind lang, sperberartig und gelb. In dem Kropfe fand ich eine teilweise verdaute Maus. Über nähere Beobachtungen bei der Jagd auf diesen Vogel teilte der Besitzer, Herr Gutsbesitzer Stauffer zu Steinwehr bei Rendsburg, folgendes mit: „Schon im Jahre 1903, im Herbst, habe ich diese Weihe hier verschiedentlich bemerkt, stets im langsamen Fluge über die Felder ziehend. Auch in diesem Herbst wurde sie vielfach gesehen, kam aber, da sie sehr scheu war, niemals zu Schuß. Ob es sich in beiden Jahren um dasselbe Exemplar handelt, kann ich selbstredend nicht behaupten. Ich bemerke noch, daß ich die Weihe niemals auf einem Baum oder Telegraphenpfahl, häufiger aber am Boden sitzend gesehen habe. Am 28. November sah ich den Vogel wieder in der Nähe des Hofes schwebend und sich dann dicht hinter einem Knick niederlassend, worauf er im Auffliegen geflügelt werden konnte, so daß es gelang, ihn zu ergreifen, nicht ohne daß er sich sehr kräftig mit seinen Fängen zur Wehr setzte." — „Die Steppenweihe [1]) oder blasse Weihe ist ein bei uns in Deutschland nicht gerade häufiger Vogel. Ihr Brutgebiet ist Südeuropa von Ungarn und Südrußland an südlich und Afrika, wo sie auf dem Zuge bis zur Kapkolonie geht. Auch in Indien, Kleinasien, Syrien und China kommt sie im Winter vor. In Deutschland ist ihr Brüten erst einige Male sicher festgestellt, dagegen kommt sie in manchen Jahren in sehr großer Zahl auf dem Zuge zu uns, so daß man ein Vorrücken nach Nordwesten und ein allmähliches Einwandern von ihr vermuten kann."

Hassee bei Kiel, den 12. Dezember 1904. H. Kalström.

[1]) Dr. Carl R. Hennicke, „Die Raubvögel Mitteleuropas."

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

Plön, Beiträge zur Stadtgeschichte von Bürgermeister Kinder. Verlag von O. Kaven in Plön. Ladenpreis 4 M. — Der Verfasser sagt in der Vorbemerkung, er hoffe, daß dieses Buch allen Bewohnern der Stadt Plön willkommen sein werde. Darf ich den Kreis weiter ziehen und wünschen, daß es überall in unserer Heimat zahlreiche Leser finden möge? Wohl ist das Buch durchaus „plönsch," wie ja auch sein Titel besagt; die schmale Landbrücke dort zwischen den Seen bildet zumeist den engbegrenzten Schauplatz der berichteten Begebenheiten, die Umrahmung für die geschilderten Zustände. Aber wie die Stadt mit dem hochragenden Schloß dem Wanderer, von welcher Seite er auch kommen möge, stets einen freundlichen, gewinnenden Anblick bietet, so mag wohl jedes der 50 Kapitel, wenn auch in verschiedenem Maße, den „Fremdling" fesseln; jedenfalls gibt das ganze Werk in seinen nahezu 500 Seiten ein höchst anziehendes Gesamtbild. Und wie man von gar manchem Punkte, etwa vom Schloßberge, mehr noch vom „Parnaß" aus über Stadt und See hinweg eine gar köstliche Fernsicht genießt, so gewährt uns auch dies Buch an gar vielen Stellen eine weite Ausschau ins alte Wagerland mit seiner tausendjährigen Vergangenheit und bietet wertvolle Beiträge namentlich zur Kulturgeschichte unserer meer umschlungenen Heimat. Überschriften einzelner Abschnitte, wie: Vorgeschichtliche Sachen verschollene Rechtsgebräuche, Hausmarken, Handzeichen und Siegel, alter Diebeszauber, neuer Hexenglaube, Christian der Achte in Plön usw. mögen dies andeuten, aber ebenso viel, wenn nicht mehr noch des allgemein Interessierenden bieten z. B.: die Apotheke in Plön, die Fegetasche, die Israeliten in Plön, der Plöner See und die große Insel. — Die Schreibweise ist gefällig; bei dem naturgemäß etwas trocknen Ton des Historikers wirkt der hier und da durchbrechende Humor des Verfassers um so herzerfreuender. Die eingestreuten Bilder und Zeichnungen dienen tatsächlich zur Veranschaulichung und Belebung des im Texte Gebotenen, so namentlich die Abbildungen der Handzeichen und Marken. — Vielleicht dürfte es sich empfehlen, wenn der Herr Verleger zum besseren Verständnis für uns Nicht-Plöner eine wenn auch nur einfache Kartenskizze der guten alten Stadt nebst ihrer näheren Umgegend — großer See! — „zugeben" wollte. Und noch ein bescheidener Wunsch: Möchte jede Stadt einen Bürgermeister haben, der gleichen Sinn für die Geschichte des ihm anvertrauten Gemeinwesens besitzt und betätigt! G. Schröder.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. | № 5. | Mai 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Die Mitglieder werden freundlichst gebrten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adreßenveränderungen usw. die auf der Adrrsse vorgezrichnetr Nummer mit angebrn zu wollrn; dadurch werden dem Kassrnführrr, dem Schriftführer und drm Expedirnten mühevolles Suchen und manchr Irrtümer rrspart.

☛ Zur Einziehung dann noch ausstehender Jahresbeiträge für 1905 wird Heft 6 der „Heimat" unter Nachnahme (2,75 M.) versandt.

Dringende Bitte an unsere Mitglieder!

Am **10. Mai** beginnen wir mit dem **Neudruck sämtlicher Adressen** für dir durch die Post zu versendendrn Exemplare unserer Monatsschrift. Nicht zuletzt im eigrnrn Interesse unserrr Mitglieder bitten wir dringend, daß uns tunlichst umgehend jede, selbst die scheinbar grringfügigstr Unrichtigkeit, Ungenauigkeit oder Lückenhaftigkeit der Adresse mitgrteilt werde.

Kiel, am 22. April 1905. **Die Expedition: Barfod.**

Generalversammlung.

Die diesjährige **Generalversammlung** des Vereins zur Pflege der Natur- und Landrskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und drm Fürstentum Lübeck wird am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche** zu **Hadersleben** stattfindrn.

Anträge auf Satzungsänderungen, Anmeldungen von Vorträgen, Mitteilungen, Demonstrationen usw. nimmt unser Schriftführer, **H. Barfod, Kiel,** Geibelallee 2 entgegrn. Auf Wunsch werden den Referenten die Rrisekostrn vergütet.

Kiel, am 25. April 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

121. Frl. Blunck, Helene, Schwester vom „Roten Kreuz," Dessau. 122. Bohe, Pastor, Oldenburg i. H. 123. Bruhn, Stadtsekretär, Tönning. 124. Dittmann, Kaufmann, Hamburg 5, Brennerstr. 26^{2}. 125. Dr. phil. J. Kruse, Haseldorf b. Ütersen. 126. von Leesen, L., Ingenieur, St. Margarethen. 127. Dr. Matthiessen, Gymn.-Oberlehrer a. D., Altona. 128. Frl. Nissen, M., Altona, Holstenstraße. 129. Olsen, Fabrikant, Plön. 130. Peins, Kaufmann, Tönning. 131. Schulz, Carl, Altona, Lornsenstr. 23. 132. Sorgenfrei, Paul, Hamburg 24, Angerstr. 13. 133. Stange, Oberlehrer, Flensburg. 134. Zillen, Kaufmann, Hamburg.

Kiel, am 23. April 1905. Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Vereinsgabe.

Mit der Miteilung, daß von der Radierung nach Charles Roß, „Holsteinischer See" 205 Exemplare bezogen worden sind, erachten wir dieses unser Angebot für abgeschlossen.

Wir hoffen, im Laufe des Jahres unsern Mitgliedern von neuem ein heimatliches Bild anstellen zu können, und werden später in der „Heimat" Näheres veröffentlichen.

Kiel, den 25. April 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

1. **Geschichte der Bienenzucht in Schleswig-Holstein,** den Mitgliedern des Landesverbandes dargeboten von **Heinrich Theen,** Seeholz (bei Holzdorf in Schleswig). Selbstverlag. — Unter vorstehendem Titel erschien im Vorjahre ein kleines Heft, das Zeugnis ablegt von dem Bienenfleiß seines Verfassers. Weit mehr als ein Viertelhundert alter und neuerer Chroniken, Berichte, Beschreibungen usw. mußten aufgespürt und durchsucht werden, um die in ihnen enthaltenen Angaben über Imkerei zusammentragen zu können. Dabei lagen einschlägige Vorarbeiten, die für dies Suchen und Sammeln einen Anhalt geben konnten, nur in einzelnen Fällen vor. Da ist es wohl anzuerkennen, wenn uns jetzt ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung unserer heimischen Bienenzucht gegeben ist, das nicht allein den Imler belehren und erfreuen kann, sondern jeden interessieren wird, der nicht nur den Honig, sondern auch das Land liebt, darinnen er nun wieder reichlicher fließt. Ein Mitglied der „Heimat" wird z. B. gern lesen, wie in den ältesten Urkunden bereits verschiedene Ortsnamen auf die Bienen und ihre Erzeugnisse Bezug haben, wie Poppo 962 im Wachshemd die Feuerprobe bestand, wie Waldemar II. der Bienenzucht gesetzlichen Schutz angedeihen ließ, wie auf Nordmarsch der erste Bienenstock eingeführt wurde. Eingehend behandelt Verfasser den Aufschwung, den die Bienenzucht mit der Entstehung der Kirchen und Klöster nahm; Wachszins, Wachsbrüche, Honigzins und der Quickzehnte von Bienenschwärmen bildeten durch mehrere Jahrhunderte eine nicht geringe Einnahme der geistlichen Stiftungen usw. Die Reformation, der dreißigjährige Krieg, zunehmende Entwaldung, Eröffnung neuer Handelswege führten dann den Niedergang der Imkerei herbei; doch galten noch im 18. Jahrhundert die holsteinischen Imker neben den Lüneburgern für die ersten Bienenwirte der Welt! Eine neue Blütezeit begann für die heimische Imkerei vor etwa fünfzig Jahren mit der Einführung der beweglichen Wabe; aber verloren ging, wie es scheint endgültig, die Kunst, einen Met zu brauen, der sich „gewaschen" hat. Schade! — Dieser kurze Gang durch den Inhalt möge bewirken, daß das Heft die verdiente Beachtung seitens der Leser der „Heimat" finde.

G. Schröder.

2. **Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.** Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** Verlag: Gebrüder Paetel in Berlin. 236 S. — Dieser wunderbare Briefwechsel begann mit einem, die Novelle „Aquis submersus" begleitenden Schreiben Theodor Storms, datiert vom 27. März 1877, und endete mit einem Brief des Husumer Dichters vom 9. Dezember 1887, also ein halbes Jahr vor dem Tode des feinsinnigsten Novellisten unserer Heimat. Abgesehen von dem rein literarisch-historischen Interesse, abgesehen von den interessanten Mitteilungen über das künstlerische Schaffen, über Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen, bietet das Buch auch noch so viele menschlich-schöne Züge, besonders aus Storms Leben, wieder, daß niemand es aus der Hand legen wird, ohne großen Genuß gehabt zu haben. Mir persönlich ist Storm durch diesen Briefwechsel noch lieber geworden, und es ist mir eine ganz besondere Freude, alle, die den Dichter lieben, auf das Buch aufmerksam machen zu dürfen. Seine Werke, zum mindesten einzelne Teile daraus, sind heute in vielen, vielen Häusern zu finden; sein Briefwechsel mit Keller sollte überall seinen Platz daneben haben.

W. Lobsien.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 5. Mai 1905.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

2. Hans Gudewerdt der Ältere aus Eckernförde.

Am 20. Februar d. J. feierte die Innung der Tischler in Eckernförde das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Sie begründet ihren Anspruch auf dieses Fest mit einwandfreiem urkundlichen Zeugnis. In dem noch im Besitz der Innung erhaltenen Meisterbuch aus dem 17. Jahrhundert, das in altes mit Hufnagelnoten und lateinischem Text eines Kirchengesanges bedecktes Pergament gebunden ist, heißt es: „Anno 1605. Des Mandags in de Fastelavent, welchs is den 20. Februarÿ hebben das Ampt der Snidděker in nahmen der hilligen drei faltichcit gehaven zu bisitters

Peter Mandixen Borgemeister
Peter Budde . . . . .

Zu Alderlüd sind gehawen

Detloff Fulscheuk
Hans gudewert.

Zu dem is ock beslatten dadt nicht mher in ihr ampt sin schollen, als acht Meisters: Nemlich Detloff Fulschenk, Hans gudewert" (folgen die Namen der andern Meister).

Der hier unter den ersten beiden Älterleuten des Eckernförder Schnittkeramtes bei seiner Verwandlung in eine geschlossene Zunft genannte Hans Gudewerdt ist einer der tüchtigsten, gewiß aber der eigenartigste und interessanteste Meister der Zeit um 1600 in unserer Heimat. Seine Werkstatt muß sehr produktiv gewesen sein, denn seine Arbeiten sind weit, selbst über die Grenzen unserer Provinz hinaus verbreitet. Auch das Thaulow-Museum besitzt eine Anzahl teils ganzer Truhen, teils Bruchstücke solcher aus Hans Gudewerdts Werkstatt. Die ausgesprochene Eigenart dieses Meisters hatte schon früh die Aufmerksamkeit der Kenner unserer Landeskunst auf sich gezogen. Zuerst hat der Direktor des Hamburger Museums, Professor Dr. Justus Brinckmann, auf ihn hingewiesen. Da man den Namen des Künstlers selbst nicht wußte, faßte Brinckmann die ganze charakteristische Gruppe seiner Arbeiten unter der Bezeichnung von Werken des „Meisters mit dem Flöte blasenden Hasen" zusammen, so genannt nach der vielfach auf der Mittellisene der Hochzeitstruhen jenes Meisters vorkommenden Figur eines die Flöte blasenden Hasen. Im Bericht des Museums für Kunst und Gewerbe zu Hamburg vom Jahre 1896 heißt es über den durch seine hervorragend tüchtige Behandlung des Holzes ebenso, wie durch seine fast überreiche, originelle Phantasie ausgezeichneten Schnittker: „Im Figürlichen wird der Meister von anderen seiner Zeit und Gegend übertroffen. Er liebt es, ohne Rücksicht auf das

Relief, die Figuren zu häufen, die Hintergründe zu vertiefen und mit winzigen Nebenscenen zu füllen; das führt ihn dazu, die äußersten Zumutungen an das Eichenholz zu stellen, indem er die Gestalten fast vollrund mit unterschnittenen, oft ganz frei vortretenden Gliedmaßen wiedergibt. Sein Hang zu üppiger Ornamentierung bringt es auch mit sich, den Rahmenhölzern größere Breite zu geben und durch Bogenstellungen die Bildfelder mehr zu beschränken als üblich, was wieder zu liliputanischer Kleinheit der Figuren führt. Seine Meisterschaft zeigt er in dem äußerst reich entwickelten Ornament. Sein Rollwerk belebt er durch Fruchtbüschel und Gehänge oder mit Früchten gefüllte Vasen; durch allerlei kleines



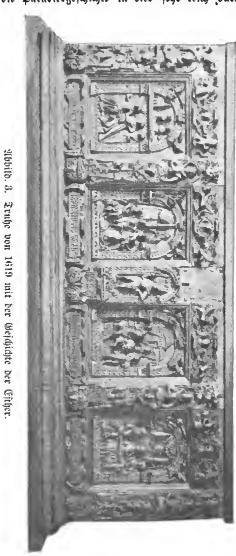
Abbild. 1. Die Kanzel in der Kirche zu Gettorf.

Getier, das bald wie jener die Flöte blasende Hase auf den Fruchtgehängen sitzt, bald in kleinen im Sockel oder Fries angeordneten Feldern erscheint; vor allem aber durch allerlei Figürchen in Zeittracht. Solche bekleidete Gestalten vertreten auf den Lisenen die herkömmlichen nackten Hermen und erscheinen in den Friesfeldern, bald in ganzer Figur, bald in Brustbildern, häufig mit Musikinstrumenten, bisweilen einem Pokal in der Hand. Die reiche Tracht der Zeit ist getreulich wiedergegeben, bis zu den Radkrausen und Spitzenhauben." — Diese Trachtenfiguren sind in der Tat so lebendig geschildert und bis in die Details sorgfältig wiedergegeben, daß schon ihr Studium allein der Mühe lohnt, unserem Meister besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Man betrachte einmal das Paar auf der Mittellisene einer Hochzeitstruhe (Abbild. 2), das in reicher Festtracht in echter Repräsentationsstellung wiedergegeben ist, darunter der flöteblasende Hase, eine derb humoristische Anspielung auf den Kindersegen in der Ehe. Die Seitenlisenen solcher Hochzeitstruhen pflegen gleichfalls in reicher Zeittracht männliche oder weibliche Halbfiguren zu zeigen, die auf einer Laute, Geige oder Harfe zur Hochzeit aufspielen. Oder man betrachte sich die auf unserer Truhe von 1609 (Abbild. 3) keck und lebendig in die Rundbogennische der Mittellisenen gestellte Wächterfigur: Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, während die Rechte den auf den Boden gestützten Speer umfaßt, die Haltung des Körpers kann nicht ungezwungener dargestellt werden, und die Kopfhaltung gibt uns den Eindruck des in die Ferne Spähens, obgleich die Gesichtszüge im Laufe der Jahrhunderte stark beschädigt sind. Eine übermütige Laune bekundet sich im Ornament des Rahmenwerkes der Truhen. Allerhand Fabeltiere, Sphinxe, geflügelte Seerosse, das Einhorn u. a. m. treiben darin ihr Wesen. Amor mit Pfeil und Bogen auf Jagd nach Menschen und Tieren treffen wir an und


Abbild. 2. Mittellisene einer Hochzeitstruhe.

zwischen den Rollwerkkartuschen flatternde Vögel. Selbst der dem Motivkreis unseres Meisters inhaltlich oft nahe stehende Formenschatz Tönnies Ewers d. J., der die Kriegsstube im Rathaus zu Lübeck mit Holzschnitzereien geziert hat, bleibt hinter dem Reichtum Gudewerdts zurück. Die Reliefs stellen auch bei

ihm, wie bei den anderen Schnittkern unserer Heimat Geschichten aus der Bibel dar. Besonders oft scheint die Geschichte der Esther an den Truhen aus seiner Werkstatt vorzukommen. Im Thaulow-Museum ist sie zwei Mal in ganzer Folge und mehrfach in einzelnen Teilen vertreten. Außerdem besitzen wir die Paradiesgeschichte in vier sehr reich durchgebildeten Reliefs, die Kreuzigung, die Kreuzabnahme und die Auferstehung Christi. — Wie das Rahmenwerk zeigen auch die Reliefs der Füllung die echt deutsche Freude an der Ausbildung der Details. Im übrigen tritt hier die Phantasie unseres Meisters weniger selbständig auf, da er wie die anderen Schnittker unserer Heimat für die scenischen Darstellungen offenbar Stiche oder Holzschnitte als Vorlagen benutzte.



Abbild. 3. Truhe von 1619 mit der Geschichte der Esther.

Wie der Meister mit dem flöteblasenden Hasen eine ganz ausgesprochene künstlerische Eigenart zeigt, so unterscheidet er sich auch durch seine Technik von anderen Meistern. Ein Vergleich z. B. mit den Arbeiten seines Zeitgenossen Hinrich Ringelink aus Flensburg, den wir in früheren Heften dieser Zeitschrift kennen lernten, läßt das aufs deutlichste hervortreten. Der vollendeten Schönheit in der Formengebung, der zeichnerisch durchaus korrekten Durchbildung bei Ringelink steht bei Gudewerdt eine Bevorzugung des Charakteristischen und des Persönlichen gegenüber, der die schöne Form ohne Bedenken und oft in zu weit gehendem Maße geopfert wird. Bei Ringelink bildete sicher eine bis ins Detail durchgearbeitete vollendete Zeichnung die Grundlage, bei Gudewerdt hat man den Eindruck, als habe er nach einer flüchtigen Skizze zum Messer gegriffen, um darauf los zu schneiden. Man fühlt ihm die Freude am Schneiden nach, keine Holzfläche kann er stehen lassen, er muß sie mit dem Messer beleben und füllen. Während die glatte, elegante Bearbeitung des Holzes bei Ringelink verraten würde, daß dieser Meister auch in Stein zu arbeiten gewöhnt war, wenn wir es nicht aus Urkunden wüßten, lassen andererseits Gudewerdts Werke nicht im Zweifel darüber, daß er nur in Holz schnitt. Seine Reliefs würden sich in Stein so nicht ausführen lassen. Nichts ist hier geglättet und überarbeitet, jeder Schnitt des Messers ist stehen geblieben. Er geht tief in

die Fläche hinein, um den Hintergrund zu beleben, fast frei und vollrund bringt er seine Figuren im Vordergrund heraus. Seine Unterschneidungen sind oft so gewagt, daß sie sich kaum in einem anderen Material als dem zähen deutschen Eichenholz ausführen ließen.

Hans Gudewerdt, dessen Truhen, wie ich oben sagte, weit verbreitet gewesen sein müssen, hat auch für den Schmuck unserer Kirchen gearbeitet. Bei einer so fleißigen Werkstatt und einem so angesehenen Meister, dem Ältermann seines Amtes, war es wohl anzunehmen, daß man ihn für die Kirchen, deren künstlerische Ausstattung noch durch drei Jahrhunderte nach der Reformation die Sorge und der Stolz unserer Vorfahren blieb, mit Aufträgen versah. In der Tat habe ich auch mit Bestimmtheit bei mehreren Schnitzarbeiten in unseren Kirchen die unverkennbare künstlerische und technische Eigenart des Meisters mit dem flöteblasenden Hasen feststellen können, so auch bei der prachtvollen Gettorfer Kanzel, über die noch die alten Rechnungen erhalten sind. Aus ihnen geht hervor, daß Hans Gudewerdt aus Eckernförde der Verfertiger der Kanzel und somit der früher seinem Namen nach unbekannte Meister mit dem flöteblasenden Hasen ist. Den Nachweis im einzelnen habe ich im Anhang des Jahresberichtes des Thaulow-Museums 1903 gegeben. Da dieser Bericht jedoch nicht im Buchhandel erschienen ist, werde ich den Aufsatz noch an anderer Stelle veröffentlichen. Abbild. 1 zeigt die Kanzel in der Kirche zu Gettorf. Sie ist 1598 gestiftet von „Peter van Ahlefeldt arf geseten tor Lindov," Wlf van Ahlefeldt arf geseten to Koniese" und „Gosk van Ahlefeldt arf geseten tor Hote."

Von der Person unseres Schnittkers wissen wir bereits, daß er zünftiger Meister des Schnittkeramptes war und 1605 am Fastelavent, welches is der 20. February, Ältermann wurde. Er gehört einer seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Eckernförde nachweisbaren, angesehenen Familie an und lebte offenbar in guten Verhältnissen, denn 1604 vertraute ihm die Kirche ein Kapital von 70 Mark an, das er 1621 zurückgezahlt zu haben scheint. 1605 ist er Einnehmer der Erbheuer und Rentegelder. Nach den Aufzeichnungen des Meisterbuches scheint er erst im Jahre 1642 gestorben zu sein und würde dann ein sehr hohes Alter erreicht haben. Manches Schwere hat ihm sein Leben gebracht: er hat die Kriegsjahre 1627 bis 29 durchgemacht, er hat die Eroberung und Plünderung der Stadt Eckernförde 1628 und im Jahre darauf die furchtbare Pest rlebt, aber an Ehren und Freuden hat es ihm auch nicht gefehlt. Wenn sein Todesjahr von uns richtig angenommen ist, so würde er noch erlebt haben, daß sein Sohn und Nachfolger in Werkstatt und Amt, der tüchtigste Barockmeister unserer Heimat, Hans Gudewerdt d. J., 1640 seinen stattlichen, prachtvollen Altar in der Kirche der Vaterstadt aufstellte.

Kiel. Dr. G. Brandt.



Die Flurnamen als Quellen der Heimatskunde.

Von F. Tonn in Weede bei Segeberg.

Unter Flurnamen verstehe ich nicht diejenigen Namen, die in den auf dem Katasteramt liegenden Verzeichnissen stehen, und die gar oft eine willkürliche Verhochdeutschung der ursprünglich niederdeutschen oder slavischen Namen durch die Landmesser sind, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Land vermessen haben. Flurnamen, wie sie für unsere Zwecke Bedeutung haben, sind diejenigen, welche im Munde des Volkes gebräuchlich sind, und die in den

alten Erdbüchern stehen, welche zwischen 1760 und 1780 bei der Einkoppelung der Feldmarken angefertigt sind. Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß bis zur Einkoppelung die Fluren größtenteils noch Gemeingut der Dorfschaften waren und von den Hufnern gemeinschaftlich nach einem bestimmten Modus bewirtschaftet wurden. Nur kleinere Koppeln und Wiesen waren schon vorher in das Eigentum einzelner Besitzer übergegangen. Sie sind von den neueren Koppeln und Wiesen durch ihre krummlinigen Wälle leicht zu unterscheiden.

Die Entstehung der Flurnamen*) reicht ins Mittelalter zurück, vielleicht noch weiter. Sie verdanken ihre Entstehung den ersten Bewohnern einer Gegend. Jene werden es ebenso gemacht haben, wie die zur Zeit der Einkoppelung ansässigen Besitzer. Diese haben, wie die vielen in der Zeit nach der Einkoppelung entstandenen Flurnamen beweisen, den ihnen zugeteilten Acker-, Wiesen- und Waldflächen zur Unterscheidung von andern besondere Namen gegeben. Ähnlich, denke ich mir, werden es die ersten Bewohner eines Dorfes, also die Gründer desselben, mit den einzelnen größeren Teilen der ganzen Feldflur gemacht haben. Nun lehrt die Geschichte, daß die Bewohner in einem Teil unserer Gegend wechselten, die Slaven wurden von den Deutschen verdrängt. Diese gaben den Fluren teils neue Namen, doch nahmen sie auch slavische Namen, die schon gang und gäbe waren, an. Da ihnen aber gar oft das Verständnis dieser slavischen Namen fehlte, übersetzten sie sie volkstümlich ins Deutsche, d. h. sie nahmen für die slavischen Namen ähnlich klingende deutsche Wörter. So bekamen manche Fluren Namen, die gar oft zu dem Objekt keine Beziehung hatten. So erklärt sich die Entstehung mancher wunderlicher Flurnamen in den Bezirken, die früher wendische Bevölkerung hatten, Namen, deren Bedeutung uns vollständig unbekannt ist. Nur ein Sprachkenner wird vielleicht einen Sinn hineinlegen können. Ich nenne Kühlbrüh, Germien, Wrätn, Brößkuln, Breßnraa, Krock. Dr. Bronisch führt in seinem kleinen Werkchen einige dieser wunderlichen Bildungen an, aus unserer Gegend den Namen Lohsack, eine Viertelhufe bei Wakendorf. Seiner Erklärung nach ist der Name entstanden aus Ljosek, d. h. kleines Wäldchen, er hat also mit Lohe, Eichenborke und Sack im jetzigen Namen nichts gemein.

Wer die Flurnamen genauer betrachtet, wird sofort merken, daß sie meistens zusammengesetzt sind. Es sind an ihnen also Grund- und Bestimmungswörter zu unterscheiden. Diese sind in ihrer Bedeutung viel verschiedenartiger als jene. Es sind von mir die Flurnamen in den Ämtern Traventhal und Geschendorf zusammengestellt. Diese enthalten nach oberflächlicher Berechnung etwa 130 verschiedene Grundwörter. In 30 Fällen entstammen dieselben dem Kulturzustande, den die Flur bot, in 20 Fällen gaben Gestalt, Beschaffenheit und Qualität des Bodens den Namen, in 25 Fällen Größe, Gestalt und Einfriedigung der Flur, in 15 Fällen die Lage des Landes und in 40 Fällen war mir der Sinn der Grundwörter unbekannt oder er entstammte noch andern Quellen. Dieselben Flurnamen weisen etwa 245 verschiedene Bestimmungswörter auf. 30 sind Pflanzennamen, 20 Tiernamen, 20 weisen auf die Beschaffenheit des Landes, 20 auf Größe, Gestalt und Einfriedigung der Flur, 50 auf die Lage des Landes und 15 auf die Benutzung der Flur hin, 15 sind Eigenwörter, der Rest, etwa 80, sind mir ihrer Bedeutung nach unbekannt geblieben. Auffallend ist die große Zahl der Bestimmungswörter, die die Lage bezeichnen. Sie dürfte sich daraus erklären, daß nach der Einkoppelung die Lage benutzt wurde, die Fluren, welche früher gemeinschaftliche Namen gehabt hatten, von einander zu unterscheiden.

*) Als Quellen für die Erklärung der Flurnamen sind benutzt: Dr. Jellinghaus: Holsteinische Ortsnamen und Dr. Bronisch: Slavische Ortsnamen.

Was lehren uns die Flurnamen? Eine Durchsicht der Grundwörter der Flurnamen zeigt uns Ausdrücke für Wiese, Weide, Acker und Gehölz. Es dürfte wohl berechtigt sein, daraus zu folgern, daß man schon früh, vielleicht schon zur Zeit der Gründung des Dorfes, diese verschiedenen Fluren unterschied. Auffallend ist die große Zahl der Ausdrücke, die mit Holz bestandene Flächen bezeichnen.

Brook bezeichnet eine mit Wasser durchzogene, meist von Holz bestandene Fläche; Busch nennt man kleinere, erst später angepflanzte Gehölze. In alten Namen soll der Ausdruck nicht vorkommen. Ackerflächen, die durch Feuer entwaldet sind und größere Gehölze, in denen in früheren Zeiten Kohlenbrennerei betrieben wurde, heißen jetzt noch Brann. Hößn und Hoß sind gleichbedeutende Namen und bezeichnen eine Flur, auf welcher von dem Walde nur noch Baumstümpfe und Gestrüpp standen, die also entwaldet war. Der Name Holl weist auf Wald hin. Dasselbe bezeichnet das Wort Heeg. Einen Buschwald, der zur Hauptsache aus Sträuchern bestand, nannte man Heiß, auch wohl Hesel, doch kommt der letzte Name in unserer Gegend nicht vor. Fluren, auf denen man in früherer Zeit Kohlenbrennerei betrieb, heißen Kahln. Niedrig gelegene Wälder, die sumpfig waren, wurden Müßn genannt. Nachdem eine Flur entwaldet war und zum Ackerbau benutzt wurde, bekam sie gar oft den Namen Raa. Fluren, auf denen viel Gestrüpp wuchs, hießen Stüf und solche, auf denen sich noch viele Baumstümpfe fanden, Stubbn. Sehr große Waldflächen heißen Wohl. Auch Rögn soll ein Waldstück bezeichnen, doch soll es nach andrer Auslegung ein slavisches Wort sein und Horn bedeuten. Bei Barenhof liegt ein Ausbau, der im Volksmunde inn Rögn heißt. Danach dürfte die letzte Auslegung richtiger sein. Weniger zahlreich sind die Ausdrücke für Ackerland. Da trifft man die Namen Koppel, Acker, Etz, Esch, Kamp, Lann. Etz und Esch sind wohl gleichbedeutend und weisen darauf hin, daß die Flur früher gemeinsam von den Dorfseingesessenen als Ackerland benutzt wurden. War eine solche Flur eingefriedigt, hieß sie Kamp. Die große Mannigfaltigkeit der Ausdrücke für mit Holz bestandene Flächen gegenüber den wenigen Namen für Ackerland läßt vermuten, daß jene Flächen in älterer Zeit in unserer Gegend weit zahlreicher gewesen sind als diese. Die Vermutung wird bestätigt, wenn man die Flurnamen der einzelnen Dörfer näher betrachtet. Es fällt sofort das häufige Vorkommen der Gehölznamen auf, besonders im Osten des Bezirks. In Schieren weisen von 28 Flurnamen 13 auf Gehölze hin, in Stubben von 39 — 7, in Mielsdorf von 32 nur 3. Der Osten muß also in der Vorzeit ein ausgedehntes Waldgebiet besessen haben. Mit Hülfe der Flurnamen könnte man dasselbe in die Feldmark einzeichnen. Jetzt sind die Wälder verschwunden und in Ackerland umgewandelt.

Sehr häufig treten die Namen Saal, Siek, Söhln, Segn, Soll und See als Grundform der Flurnamen auf. See bezeichnet kein Gewässer, ist vielmehr entstanden aus Segn. Diese Namen deuten auf sumpfige Niederungen, Soll und Saal auf Wassertümpel und Sumpflöcher hin. Auf den meisten Fluren, welche diese Namen führen, findet man jetzt nichts mehr, das den Namen rechtfertigt. Betrachtet man aber die Flächen genauer, so vermag man noch in vielen Fällen die Stellen zu erkennen, wo in früheren Zeiten Wasser gestanden hat. Durch Regulierung der Wasserläufe und durch Drainage sind diese Wasser führenden Stellen verschwunden. Die Fluren bieten auch in dieser Hinsicht ein ganz anderes Bild als in früheren Jahrhunderten, nur die Namen geben einen Anhalt, uns das frühere Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Auf einigen Feldmarken trifft man den Flurnamen Kiwitt. Sollte der nicht darauf hindeuten, daß dort Kiebitze zahlreich genistet haben? Jetzt trifft man diese dort nicht mehr. Die Fluren, die früher Niederungen, Wiesen waren, sind jetzt Ackerland.

An Bächen, besonders an den Grenzen der Feldmarken, trifft man Fluren, die den Namen Fahrt, hochdeutsch Furt, haben. Diese Namen deuten darauf hin, daß dort eine Furt durch die Gewässer führte. Jetzt führen Brücken und Siele darüber, und wenige denken daran, daß man dort vor Zeiten hat durch den Bach fahren müssen. Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Fluren ein wertvolles Hilfsmittel sind, um ein Bild unserer Heimat aus früheren Jahrhunderten zu zeichnen.

Die Flurnamen, besonders die Bestimmungswörter, stehen in mancherlei Beziehungen zur Lebensweise der Bewohner. Auf der Weeder und Mielsdorfer Flur findet man den Namen Glindsee, Glindsegn, Glindraa, in Bahrenhof und Klein-Niendorf Glinn, in Stipsdorf Glinnbarg, in Wakendorf Glinnwisch. Der Name Glinn weist auf eine hölzerne, also auf eine feste Einfriedigung hin, die teils Ackerland, teils Wiesenland einhegte. Solche Einfriedigung war wohl notwendig wegen des in den umliegenden Wäldern hausenden Wildes. Aus demselben Grunde waren größere, gemeinschaftlich als Ackerland benutzte Flächen eingefriedigt und hießen dann Kamp.

Die Ausrodung der Wälder verursachte natürlich große Mühe, abgesehen davon, daß man für das Holz keine Verwendung hatte. Was war natürlicher, als daß man die Kraft des Feuers bei der Ausrodung zu Hilfe nahm, daß manche Wälder verbrannt wurden. Davon zeugen die Flurnamen Brann, Swartensaal, Swartenraa, Brandsaal, Brannbrook, Brandwisch.

In früheren Zeiten lieferten die Fluren der eigenen Feldmark das Bauholz, wie noch die Namen Timmerhoß auf der Westerrader Flur und Timmerbarg auf der Flur von Kl.-Niendorf, sowie Timmerraa auf der Dreggerser Feldmark bezeugen.

Wie schon vorher gesagt, deutet der Name Kahln und in einigen Fällen auch wohl der Name Brann, wo er jetzt noch Gehölze bezeichnet, auf Kohlenbrennen hin. Mit der Abnahme der Gehölze und dem Auffinden der Steinkohle ist dieser Industriezweig, denn ein solcher war er doch, jedenfalls allmählich in unserer Gegend untergegangen. Auf mancher Flur des Ostens, die jetzt den Namen Kahln führt, vermag man noch an den schwarzen Stellen des Ackerlandes, die sich von ihrer Umgebung deutlich unterscheiden, die Stellen anzugeben, wo die Kohlenmeiler gestanden haben.

Auf manchen Feldmarken liegt eine Heerwisch, so in Geschendorf, Struckdorf, Altengörs, Stubben. Auf letzterer Feldmark heißt sie jetzt Heewisch, im Erdbuch aber noch Heerwisch. Auf andern Feldmarken ist der Name verschwunden, kommt aber in den alten Erdbüchern derselben vor, wie in Gr.-Gladebrügge. Von einigen Feldmarken weiß ich bestimmt, daß diese Wiese unmittelbar vor dem Gehölz liegt oder doch vor den Fluren, die ihrem Namen nach früher mit Holz bestanden waren. Wenn man nun berücksichtigt, daß in früheren Jahrhunderten die Herden einer Gemeinde gemeinsam geweidet wurden, und daß besonders auch die Gehölze als Weideplätze beliebt waren, so dürfte unter Heerwisch diejenige Flur zu verstehen sein, wohin man aus dem Gehölz die Herden trieb, wenn sie gemolken werden sollten. Ein solcher Ort heißt jetzt Regel. Tatsächlich findet man auch den Namen Regel als Flurname auf der Feldmark von Wakendorf und Stubben. Ob dieser nicht eine Umschreibung der früheren Bezeichnung Heerwisch ist?

In einigen Feldmarken liegt eine Flur, die Bullnwiese oder Bullnkoppel heißt. Diese Namen erinnern daran, daß die Stierhaltung früher eine Pflicht war, die von einem Besitzer auf den Nachbarn überging. Als Entschädigung hatte der Stierhalter die Nutznießung der genannten Fluren.

Wie die Namen mit der Lebensgewohnheit der Bewohner in Beziehung stehen, wie solche Namen entstehen, dazu kann ich ein Beispiel aus neuerer Zeit von der Weeder Feldmark bieten.



Eine Koppel, aber auch nur eine, führt den Namen Botterbarg, verhochdeutscht Butterberg. Vor der Einkoppelung war dieser Flurname nicht vorhanden, denn im Erdbuch führt die Koppel den Namen Stubbenkroog. Wie ist der vorher genannte Name entstanden? Die Flur liegt nahe vor den im N. O. der Feldmark liegenden Wiesen und dem Waldkomplex, an dem Wege, der zu diesen führt. Im Herbst, in früheren Zeiten vielleicht auch im Sommer, weideten die Herden in den Wiesen oder gar in dem Gehölze. Die Mägde mußten also dorthin, die Kühe zu melken. Wenn sie nun mit ihrer Milchtracht auf der Schulter bis zu der oben genannten Koppel Butterberg gekommen waren, hatten sie die erste Steigung vom Wiesental hinauf überwunden. Ich denke mir nun, daß sie an der Stelle gesagt haben: „Nu lat uns man erst mal Botterbarg holn“, d. h. die Milchtracht niedersetzen und einen Augenblick ruhen. Ich weiß nicht, ob der Ausdruck „Botterbarg holn“ bekannt ist. Ich erinnere mich seiner aus meiner Jugend, da ich selber die Milchtracht getragen habe, noch sehr gut. Es war Sitte, daß die zuerst fertig gewordenen Melker unterwegs auf die andern warteten. War nun unsere Koppel nicht dazu der geeignetste Platz? Weil es also Dorfsgebrauch war, an dieser Stelle „Botterbarg“ zu halten, so denke ich mir, hat die Flur von dieser Gewohnheit ihren sonst schwer erklärlichen Namen bekommen.

Swienweih und Swienredder in Bühnsdorf, Swienhagen in Stubben, Swienwarder in Kl.-Gladebrügge und Swienkamp in Bahrenhof weisen auf die Gewohnheit hin, auch das Borstenvieh auf die Weide zu treiben. Auch diese Tiere wurden in früheren Zeiten gemeinschaftlich von einem Dorfhirten gehütet. So erzählen uns die Flurnamen gar mancherlei von der Lebensweise unserer Vorfahren.

Ein Vergleich der Flurnamen in den Erdbüchern mit denen, die jetzt gebraucht werden, zeigt ein dreifaches: Es sind Namen außer Gebrauch gekommen und so aus dem Volksmunde allmählich verschwunden; es sind neue Namen für die einzelnen Teile der in Koppeln geteilten Flächen entstanden, und es sind Namen im Laufe der seit Einrichtung der Erdbücher verflossenen 150 Jahre verändert. An Beispielen letzter Art erkennt man, wie das Volk sich selbst seine Sprache bildet. Hat es ein Wort, für das ihm wegen der veränderten Verhältnisse das Verständnis fehlt, so ändert es das Wort nach dem Lautklang, daß es wieder einen Sinn bekommt, der mit dem ursprünglichen gar oft nichts gemein hat, wie ich es bei der Umwandlung slavischer Namen bereits erwähnt habe. Auf der Kl.-Gladebrügger Feldmark ist eine Flur Gauskamp. Bei dem Namen denkt man unwillkürlich an Gänse, und mancher mag vielleicht denken, daß dort einst die Gänse geweidet haben. Im Erdbuch heißt die Flur aber Gosekamp. Sollte Gose da nicht als eigenes Wort aufzufassen sein? Dann würde der Name trockener Kamp bedeuten. Aus Wiedenbrook, in welchem viele Weiden wuchsen, ist nach dem Ausroden, da die Weiden fehlten, Wittbrook geworden. Da aber der Acker die aufgewandte Mühe nicht lohnte, hat der jetzige Besitzer auf demselben wieder Holz angepflanzt. In Westerrade ist aus Wohldhörn nach der Freilegung Wullhörn geworden. In Schieren hat man aus Gosekul eine Gauskul gemacht und in Söhren aus Schnittsöhln Schiedsöhln, aus Grebenskamp, der vielleicht wegen der darauf sich findenden Dachsbauten so hieß, Gremmelskamp. Aus Sohrenbruch ist Sammbrook und aus Swienkamp Schwedenkamp entstanden. In früheren Zeiten sind jedenfalls kleinere Flächen, die, abgesehen von gemeinsamem Besitz der Dorfschaft, in das Eigentum einzelner übergegangen waren, durch Hinzufügung der Eigennamen von einander unterschieden worden. Familien starben aus, verzogen, und ihre Namen wurden unbekannt. Da wurden auch die Flurnamen, in denen diese unbekannt gewordenen Namen vorkamen, gar oft verändert. So hat man in Weede einen Wulfskroog, der im Erdbuch Wollerskroog heißt, wo Wollers

entschieden ein Eigenname ist. In Neuengörs ist aus Wolserkamp Wowerkamp und in Kl.-Gladebrügge aus Hartzkroog Heizkroog geworden. Ähnlich hat man aus Elersbrook Elsbrook gemacht. So sind die Flurnamen in vielen Fällen Beispiele für die Wandlung, welche die Sprache durchmacht.

Die Flurnamen enthalten ferner Spuren aus der Geschichte, besonders der Kulturgeschichte des Landes. Auf der Neuengörser Feldmark hat man einen Hunnlannskamp, auf der Westerrader Feldmark eine Hunnkoppel. Diese Flurnamen erinnern an die alten Zeiten, da die Herren des Landes, die Grafen, mit großen Hundemeuten der Jagd oblagen. Die genannten Fluren waren demjenigen, der die Verpflegung der Hunde übernommen hatte, als Entschädigung zur Nutznießung übertragen. Die Entschädigung für geleistete Dienste bestand in früheren Zeiten weniger in Geld als in Naturalien oder in Überweisung von Fluren zur Benutzung. So erklären sich auch die Namen Holzvogtskoppel, Holzvogtswiese, Amtsdenerskoppel, Hegriederskoppel oder -wiese.

In Stubben und Bühnsdorf führen einige Fluren den Namen Armlann. Es ist nicht armes Land darunter zu verstehen. Es sind vielmehr Fluren, welche dem Armenhaus zu Reinfeld zur Benutzung überwiesen waren.

In der Zeit vor der Reformation waren manche Teile der Feldmarken im Besitz der Klöster und der Kirche. Das zeigen uns die Namen Papenwisch in Kl.-Gladebrügge und Kl.-Niendorf, Papenberg in Kl.-Rönnau, Poppenlann, im Erdbuch Papenlann, in Stubben. Das letzte Beispiel zeigt uns wieder die Wandlung der Sprache.

Fast auf jeder Feldmark begegnet man Flurnamen, die mit Mähl, Mühle, zusammengesetzt sind: Mählnbrook, Mählnkamp, Mählnbarg, Mählnbeek u. a. Es ist wohl anzunehmen, daß diesen Namen eine gemeinsame Quelle zugrunde liegt. Diese ist darin zu suchen, daß die Gemeinden in früheren Zeiten verpflichtet waren, ihr Korn in einer bestimmten Mühle mahlen zu lassen. Fluren, die am Weg zur Mühle lagen, wurden nach diesem Wege benannt. Es ist aber auch die Möglichkeit vorhanden, daß an einigen Stellen, so am Mählndiek in Struckdorf vor Zeiten eine Mühle gestanden hat, da man wohl beachten muß, daß unsere jetzt so kleinen Wasserläufe in früheren Zeiten mehr Wasser geführt haben.

In Weede und Altengörs trifft man unmittelbar an dem Dorfe liegend, innerhalb der übrigen Hofstellen eine kleine Flur, Acker- und Wiesenland enthaltend, die den Namen Weußnhof, wüster Hof, führt. Dieser Name weist meines Erachtens auf die Zeiten hin, da durch Krieg und Seuchen ganze Familien ausstarben und die nachbleibenden Besitzer das herrenlose, wüst liegende Land unter sich verteilten. Daß solches auf der Mielsdorfer Feldmark geschehen ist, ist geschichtlich begründet. Dort heißt noch der frühere Hofplatz nach dem letzten Besitzer Hinzenhof. Jetzt ist es eine Flur mitten im Dorf. Wann diese Ereignisse über die Gemeinde hereingebrochen sind, ob während des dreißigjährigen Krieges, ob noch früher, darauf vermag ich keine Antwort zu geben.

Vom Untergang erzählt uns auch der Name Tegelholl. So wird noch ein kleines Gehölz genannt, das an der Grenze der Altengörser Feldmark, in der Nähe der zu Travental gehörigen Hufe Tegelbeek liegt. Im Gehölz trifft man noch beim Graben die Spuren einer Ziegelei, die einst dort gestanden hat. Wenn dort eine Ziegelei gestanden hat, so ist auch wohl die Annahme berechtigt, daß dort eine Ansiedelung gewesen ist, da man schwerlich die Ziegelei in einer solchen Entfernung und in so schlechter Verbindung mit dem Dorfe wird angelegt haben. In Altengörs erzählt man sich auch, daß dort in der Nähe des Gehölzes die vorüberfließenden Bäche eine Mühle getrieben haben. Die Stelle, wo der Mühlenteich gelegen hat, ist jetzt in eine Wiese verwandelt worden und führt den bezeichnenden Namen Diekstell, Stelle, wo der Teich gewesen ist.

Den Namen Diek findet man übrigens auf den meisten Feldmarken. Die Flächen, die früher Teiche waren, sind jetzt Wiesen und Ackerland. In früheren Zeiten waren sie Fischteiche und im Besitz der Landesobrigkeit, sie waren also fiskalisches Eigentum. In Weede sind diese Teiche erst nach der Einkoppelung, 1788 ausgeteilt und den Besitzern in Erbpacht gegeben.

Erwähnt sei noch die Flur Ohlnborg auf der Kl.-Gladebrügger Feldmark. Hat dort einst eine Burg gestanden? So weit meine Kenntnis reicht, grenzt sie an das Travetal, und eine Burg würde den Fluß beherrscht haben.

Auf der Steinbeker Feldmark führt eine Flur den Namen Dörp. Ob dort früher ein Dorf gestanden hat? Wer vermag es zu beweisen?

In Geschendorf hat man einen Karkhof, in Schieren eine Dodnkoppel. Woher stammen die Namen? Sollten dort in früheren Zeiten, als die Pest in Deutschland wütete, die Toten begraben sein?

Bei dem Suchen nach Material für meine Arbeit habe ich die Erfahrung gemacht, daß von den alten Erdbüchern, die bei der Einkoppelung angefertigt sind, manche nicht mehr aufzutreiben sind, auch nicht bei den Amtsvorstehern. Wo sind sie geblieben? Als wertlos sind sie bei Seite geworfen, vielleicht vernichtet, vielleicht ruhen sie auch noch unter altem Gerümpel in Koffern und Schränken. Aber nicht bloß diese Erdbücher, auch manches alte Schriftstück, das über Sitten, Gebräuche und Einrichtungen alter Zeiten Aufklärung geben könnte, wird, weil sein Wert unerkannt ist, vernichtet. Wo sich Gelegenheit bietet, die Papiere älterer Besitzer in der Gemeinde durchzusehen, da sollte man es nicht versäumen. Es ist immerhin nicht ausgeschlossen, daß hier oder da etwas gefunden wird, das für die Kenntnis der engen Dorfgrenzen, vielleicht auch für die Kenntnis größerer Bezirke von Wichtigkeit ist.



Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

IIa.

Am 15. Oktober 1844 fand die Eröffnung der 5. holsteinischen Ständeversammlung in Itzehoe statt. Sie vollzog sich in derselben feierlichen Weise wie in Schleswig. Nach beendigtem Gottesdienste in der St. Laurentiikirche begaben sich die zur Tagung eingetroffenen 44 Ständemitglieder unter Vortritt des Königlichen Kommissars, Kanzleipräsidenten Grafen Reventlow-Criminil, in den Ständesaal, woselbst dieser die Ständeversammlung durch eine Ansprache eröffnete. Die Rede des Königlichen Kommissars, freundlich und verbindlich in der Form, enthält keinen Hinweis auf die politische Erregung, die ohne Zweifel nach den Vorgängen in Schleswig und in Viborg von Anfang an die Versammlung beherrschte; der Alterspräsident aber, Kirchenpropst Callisen-Rendsburg, erhebt am Schlusse seiner Ansprache seine warnende Stimme im Hinblick auf die Kämpfe, die notwendig auch im Ständesaal zu Itzehoe sich abspielen mußten. Er redet von der „Leidenschaftlichkeit", durch die so leicht auch eine gute Sache verdorben werden könne; er ermahnt die Versammlung, „Eintracht und Friede, selbst mit dem Brudervolk, mit welchem wir unter einem Scepter stehen, herbeizuführen, und die Fackel der

Zwietracht, die leider in so mancher Herzen auflodert, so viel an uns ist, auszulöschen" —; er spricht schließlich den Wunsch aus, daß die Vertreter des Volks sich mit dem teuren Landesvater vereinigen möchten „um das Wohl des Landes zu erhöhen und den Frieden, den so wichtigen inneren Frieden zu erhalten und zu befestigen." Zum Präsidenten wählte die Versammlung hierauf den Etats- und Oberappellationsgerichtsrat Wiese aus Kiel, der auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung die Frage setzte, ob und welche Adresse an Se. Majestät den König zu beschließen sei. Die Adreßdebatte, welche sich am folgenden Tage entspann, wurde eingeleitet durch Advokat Löck, Vertreter von Itzehoe. Seine Rede gibt ein so anschauliches Bild der ganzen politischen Lage im Jahre 1844, sie erweckte außerdem durch den freien Mannesmut, mit welchem alle Klagen und Beschwerden vorgetragen wurden, im ganzen Lande eine so lebhafte Zustimmung, daß sie notwendig in ihren wichtigsten Teilen hier eine Stelle finden muß.

Ober- und Landgerichtsadvokat Löck: „Noch keiner Ständeversammlung dürfte eine dringendere Nötigung vorgekommen sein, vor dem Thron des Landesherrn in einer Adresse sich auszusprechen, als der gegenwärtigen. Mit Recht mögen wir dem Dankgefühl Worte geben, das die Herzogtümer für die Allerhöchste Entscheidung über den § 6 des Gesetzes von 1831 erfüllt[1]); nicht weniger für die Erhörung unserer Bitte um Aufhebung der Gagesteuer. Auch die Rücksicht auf unsere Wünsche, das Kirchen- und Schulwesen der Herzogtümer und des Königreichs nicht einer gemeinsamen Oberbehörde zu unterstellen, ist dankbar anzuerkennen. Soll jedoch die Versammlung ihren hohen Beruf als gesetzlich anerkanntes Organ der Untertanen am Thron genügen, so darf sie eben so wenig verschweigen, welche Stimmung die Erfahrung der verstrichenen zwei Jahre aufgeregt hat, auch wenn diese nichts weniger als eine freudige ist.

Der Wunsch, den die Stände bei Eröffnung der vorigen Diät aussprachen, für die fernere Ausbildung der Institution beratender Stände durch Beilegung einer entscheidenden Stimme der Volksvertreter bei Anordnung und Verwendung der Abgaben Sorge zu tragen, hat keine Rücksicht gefunden. Aber dringender noch, als der Wunsch einer fortschreitenden Entwickelung der Volksvertretung erscheint die Bewahrung des schon Gegebenen. Es sind Rückschritte geschehen, welche unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden können. — Bei Errichtung des Filials der dänischen Nationalbank in Flensburg ward der Rat der Stände, (den man in einem andern Falle stillschweigend beseitigte) ausdrücklich zurückgewiesen. Nie noch hatte sich die Stimme der gesamten Bevölkerung in beiden Herzogtümern entschiedener und unzweifelhafter ausgesprochen. Beide Ständeversamlungen, Land und Städte hatten gebeten, nur um Gehör — alles umsonst! Uns wird gesagt, der Gegenstand habe sich nicht geeignet zur Beratung der Stände. —

Noch weit wichtiger, noch tiefer die heiligsten Interessen des Landes berührend ist die mehrfach ausgesprochene Einheit der Monarchie, wovon die Herzogtümer Teile sein sollen.

Wir sind Untertanen Sr. Majestät des Königs von Dänemark als Herzog von Holstein und werden keinem der seinem Seepter unterworfenen Lande in Treue und Ergebenheit gegen unsern angestammten Landesherrn den Vorrang zugestehen. Aber nur seiner Allerhöchsten Person, Seinem Herzoglichen Hause achten wir uns dazu verpflichtet, nur Seiner Herzoglichen Krone, nicht der Krone des Königreichs Dänemark. Unsere Vorfahren haben den Stammvater des Oldenburgischen Regentenhauses zu ihrem Herzog erwählt mit dem ausdrücklichen Vorbehalt nicht als

---

[1]) Enthält eine nähere Bestimmung der den Provinzialständen beigelegten Mitwirkung in Kommunalangelegenheiten.

König von Dänemark, sondern als Herrn der vorbeschriebenen Lande. Throne und Reiche sind von dem allgemeinen Erdenlose des Wechsels nicht ausgenommen; gelangte einmal durch irgend einen Umsturz Dänemarks Krone an ein anderes Fürstenhaus, so würden wir nicht mehr dem Könige von Dänemark huldigen, sondern unsere Untertanenpflicht dem Hause unseres Königlichen Herzogs bewahren. — Wie kann Holstein, ein deutscher Bundesstaat, zugleich Teil einer andern Monarchie sein? Wohl weiß ich, daß in Dänemark die feste Überzeugung vorherrscht, die Selbständigkeit der Herzogtümer, und namentlich Schleswigs, sei längst untergegangen und beseitigt. Das Los, das man ihnen zudenkt, ist nirgends deutlicher ausgesprochen, als in einer Rede des Pastors Grundtvig auf Skamlingsbanke über den Sprachenstreit. Die deutsche Presse der Herzogtümer durfte diese und andere schmähliche Angriffe nicht beantworten, das litt die Zensur nicht. —

Einheit im Geldwesen ist der Grund, weshalb uns die so oft, so dringend, so einhellig erbetene Erlösung von der Berechnung in Reichsbankgeld beharrlich versagt wird, weshalb das urkundliche Recht der Herzogtümer, nur solche Münze zu erhalten, welche in Hamburg gang und gäbe ist, beseitigt und untertreten worden.

Einheit der Armee ist die Ursache, weshalb unsere Petition um Wiederherstellung der Rendsburger Militärschule abgeschlagen ist. Einheit des Reichs ist die Ursache, weshalb die Vereinigung beider Ständeversammlungen beharrlich abgeschlagen wird. Der Reichseinheit ist die Altonaer Speciesbank zum Opfer gefallen, und wie die Herzogtümer bei der Verteilung der Staatslasten infolge der tatsächlichen Verschmelzung ihrer und des Königreichs Finanzen gefahren, darüber hat der Ausschußbericht über die Tiedemannsche Proposition in Schleswig Auskunft gegeben.

Man muß geflissentlich die Augen verschließen, wenn man nicht sehen will, wie dies alles nicht nur auf eine Inkorporation, sondern, was noch schlimmer ist, auf eine Unterordnung der Herzogtümer unter Dänemark hinausläuft. Das Königreich ist überall im Vorteil, überall das bevorzugte Land. Im Königreich hat unser gemeinsamer Landesherr seine dauernde Residenz, nur zu Zeiten werden die Herzogtümer mit einem kurzen Besuche beglückt. Fast nur aus Dänen besteht der Staatsrat, fast nur Dänen sitzen in den Landeskollegien, mit Ausnahme der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzelei, — es ist nicht lange, daß noch ein Däne ihr Chef war. In der Armee sind bereits größtenteils die Offiziersstellen von Dänen besetzt, und der Tag ist nicht ferne, wo den Schleswig-Holsteinern nur gloria obedientiae nachgelassen sein wird. In den Herzogtümern werden in höhern und niedern Ämtern Dänen angestellt, ob Deutsche im Königreich? Ich habe davon nie vernommen.

Wie die Armee und deren Kommando, so ist auch die Flotte dänisch, so die Fahnen und Flaggen; von den Herzogtümern und ihren Farben ist nicht die Rede, ihre Schiffe sogar tragen das Brandzeichen „Dansk Eiendom" und sollen es ferner tragen. Überall nimmt das Königreich den Anteil des Löwen, überall werden die Herzogtümer nicht als unierte, nicht als gleichberechtigte, selbständige Lande behandelt, sondern als abhängige Provinzen, als „Dansk Eiendom". Sogar der Sprachgebrauch, sogar — leider muß ich es sagen — im eigenen Lande, sogar in Deutschland, bezeichnet Holstein als dänische Provinz. Deutsche geographische Kompendien rechnen es zum „dänischen Staate". Unsere nächsten Nachbarn in Hamburg reden von „Dänisch Eimsbüttel", „Dänisch Schulterblatt"; sie betrachten uns Holsteiner nicht als Deutsche, nicht als Landsleute. Das nördliche Ufer des deutschen Elbstromes heißt das „Dänische". Irre ich nicht, so wird sogar die Altonaer Bürgergarde dänisch kommandiert. Das aber ist nur ein

Beweis mehr, daß in Deutschland das Nationalgefühl gänzlich erstorben war. Die dänische Presse hat dazu beigetragen, es wach zu rütteln. Diese Bezeichnung Holsteins, als Dänemark gehörig, kann jedoch nichts beweisen. — Die Unionsverträge verpflichten uns, mit den Dänen zu gehen, nicht hinter ihnen; wir erkennen sie als Bundesgenossen, nicht aber als Herren.

Möge denn die Versammlung ihre Verwahrung niederlegen am Throne unsers Königlichen Herzogs; möge sie ihn bitten, uns die Beruhigung zu geben, daß Holsteins Selbständigkeit unangetastet bleiben, daß es nicht Teil der dänischen Monarchie werden soll, und diese Beruhigung durch die Tat zu bestätigen, der steten Bevorzugung des Königreichs ein Ende zu machen und das Geschehene künftighin wieder auszugleichen. Von seiner Weisheit und Gerechtigkeit dürfen wir dies erwarten, und hierfür dürfte die Adresse, wo nicht die einzige, so doch die passendste Gelegenheit darbieten."

Die Abgeordneten von Prangen und Bargum sprachen sich ebenfalls für Überreichung einer Adresse aus, während der Königliche Kommissar bedauerte, daß der Abgeordnete für Itzehoe sich auf dieselbe Weise wie früher über die Regierung und was von ihr geschehen, ausgesprochen; er habe aber keine neuen Tatsachen angeführt, wodurch die Selbständigkeit der Herzogtümer gefährdet und seine Behauptung gerechtfertigt worden wäre. Man könne ebenso gut von einer „Dänischen Monarchie" als von einer „Österreichischen Monarchie" sprechen, wobei es nicht ausgeschlossen bleibe, daß die einzelnen Teile ihre respektive Selbständigkeit und ihre besonderen Einrichtungen hätten. Er verweise in dieser Beziehung auf seine im Allerhöchsten Auftrage in der schleswigschen Ständeversammlung von 1842 gegebene Eröffnung über die Selbständigkeit des Herzogtums Schleswig. Was die Adresse selbst anlange, so habe er wider die Erlassung einer solchen nichts einzuwenden.

Mit 44 gegen 2 Stimmen wurde beschlossen, ein Komitee zur Entwerfung einer Adresse zu erwählen. Es wurden dazu 5 Mitglieder bestimmt: v. Reventlou-Preetz, v. Prangen, Bargum, Löck und Balemann. Am 23. Oktober verlas Graf v. Reventlou die Adresse, und der wenig abgeänderte Entwurf wurde nach stattgefundener Diskussion einstimmig angenommen.

Auf den Inhalt der Adresse brauchen wir nach dem Vorgetragenen nicht näher einzugehen, nur die Schlußsätze des Schriftstückes mögen hier stehen: „Nach unserer innigsten Überzeugung wird bei uns nicht dahin gewirkt, daß das zwischen den Herzogtümern und dem Königreiche bestehende Band locker gemacht oder gar zerrissen werde. Wir freuen uns, das Haupt unsers angestammten Herrscherhauses mit der Krone des Nachbarlandes geschmückt zu sehen. Nur dann aber kann nach unserer redlichen Überzeugung die Verbindung dieser Länder segensreich erscheinen, wenn die gegenseitige staatsrechtliche Stellung geachtet, keiner der verbündeten Staaten in seiner freien, nationalen Entwickelung gehindert wird. Nicht durch die dem einen Teile aufgedrungene Vermischung und Verschmelzung der verschiedenen Interessen, sondern durch unparteiische, vollständige Sonderung aller Verhältnisse, welche bisher zu Beschwerden über Prägravationen und Zurücksetzung des einen Teils gegen den andern Veranlassung geben, kann die gestörte Eintracht unter ihnen hergestellt werden.

Die Stände Holsteins haben hiemit, wie sie von Beginn ihres konstitutionellen Lebens gewohnt gewesen, vor ihrem hochverehrten Landesherrn die Gefühle des Dankes, aber auch der Sorge und Bekümmernis ausgesprochen, von denen ihr Herz beim Anfange dieser Diät erfüllt ist. Geruhen Ew. Königliche Majestät, dieselben huldreich entgegenzunehmen, wie sie vertrauensvoll von ihnen dargebracht sind".

Am 31. Oktober 1844 erging die Antwort des Königs an die Provinzialstände

des Herzogtums Holstein. In derselben heißt es: „Mit unsern getreuen Provinzialständen beklagen Wir die Mißverständnisse, welche zu einer Verstimmung zwischen den unter Unserm Scepter vereinigten Landesteilen Veranlassung geben könnten. Es ist Unser stetes Bemühen, der verschiedenen Nationalität Unserer getreuen Untertanen und deren Rechten eine gleiche Fürsorge angedeihen zu lassen. Ebenso sehr müssen Wir es aber für Unsere Regentenpflicht halten, den einseitigen Bestrebungen entgegenzutreten, welche auf Sonderung der Interessen der die gesamte Monarchie bildenden Landesteile gerichtet sind und ihrer Wohlfahrt und Stärke nur Abbruch tun könnten".

Die Königliche Antwort wurde von der Versammlung mit Dank entgegengenommen, und wahrscheinlich wären die weiteren Verhandlungen nun in ruhiger Weise verlaufen, wenn nicht von anderer Seite inzwischen ein neuer und unerhörter Angriff auf die alten Landesrechte erfolgt wäre.



Sagen und Sagenhaftes von Föhr.*)

Von H. Philippsen in Utersum auf Föhr.

V.

22. Die Roggfladders.

Eine eigenartige Sippe der Unterirdischen waren die Roggfladders, die sich im Sommer hauptsächlich im langen Getreide aufhielten, dort herumliefen, Gänge machten, die Halme niedertraten, oft sich im Korn wälzten und so manchen Schaden anrichteten. Ihre Kleidung war armselig und hing in Fetzen zerrissen am Leibe, weshalb man früher von einem Menschen sagte, der zur Erntezeit unordentlich und mit zerrissenem Zeug einherging: „Hi löpt ok to, üs en Roggfladder!" Die Roggfladder standen im Verdacht, kleine Kinder zu stehlen; weshalb man noch jetzt die Kinder, wenn sie beim Pflücken der Kornblumen das Korn niedertreten, mit den Roggfladders zu erschrecken sucht.

23. Die Puken.

Während die Odderbaanki mehr draußen in den alten einsamen Hügeln der Heide sich aufhielten und nur selten die belebten Ortschaften oder gar Häuser der Menschen aufsuchten, hatten sich gerade hier die Puken oder Pücken niedergelassen. Die Puken waren nur klein von Körper, aber breit und untersetzt und von ungemeiner Körperkraft. Ihre Augen waren groß und blickten scharf umher, woher das friesische Sprichwort: „He glüret as en Pük" kommt. In ihrer Kleidung waren die Puken etwas von den Odderbaanki verschieden, da sie eine rote Zipfelmütze, rote Hosen und grauen Wams trugen. Mit ihren großen weichen Pantoffeln konnte man sie oft über den Boden schlürfen hören. Sie hielten sich stets im Hause auf und versteckten sich im Keller, auf dem Boden, kurz überall, wo es anging. Wer es verstand, die Puken zu nehmen, dem taten sie viel Gutes, fütterten das Vieh, daß es trefflich gedieh, machten allerlei heimliche Arbeiten zum Segen des Hauses, so daß die Bewohner in kurzer Zeit reich wurden. Wenn es ihnen in einem Hause aber nicht gut ging, so zogen sie entweder aus, oder sie suchten sich an Menschen und Vieh zu rächen, stahlen, naschten und machten Unordnung

*) Vergl. „Heimat" 1904 Nr. 8.

überall, so daß selbst eine geordnete Wirtschaft vom Treiben der Zwerge zum Rückwärtsschreiten gebracht wurde.

Die Puken konnte man sich zu Freunden machen, wenn man ihnen weiche wollene Fußbekleidung auf den Boden setzte, ihnen daselbst zwischen Dach und Stroh einen kleinen Raum ließ, wo sie hindurch schlüpfen konnten und in dem man ihnen jeden Abend einen Teller mit Brei hinstellte, worin man ein tüchtiges Stückchen Butter getan hatte. Auf Butter waren die Puken sehr erpicht und wenn man ihnen diese nicht gab, so wußten sie heimlich doch dazu zu kommen, und wo sie es in einem Hause nicht gut hatten, da verschwand die Butter selbst vor den Augen der Leute, wovon vielleicht die Redensart: „Er kann die Butter aus der Grütze hexen" gekommen ist. Sie hatten es besonders gerne, wenn man ihnen ein dickes wollenes Wams strickte.

24. Die Puken in einem Hause in Utersum.

In dem Hause, worin jetzt der Landmann R. J. Lorenzen wohnt, sollen früher viele Puken gewesen sein, die mit den Bewohnern in einem friedlichen Verhältnis lebten, das für beide Seiten gleich vorteilhaft war. Die Puken hielten sich gerne in einem kleinen Zimmer auf, dessen Türgriff kunstvoll wie ein Pukkopf ausgeschnitzt war; hierhin brachten die Leute ihnen jeden Abend eine Schüssel voll Brei, worin ein großes Stück Butter getan war und am nächsten Morgen war die Schüssel stets leer. Für solche Liebestat waren die Puken den Leuten wiederum sehr dankbar; denn sie halfen heimlich, wo sie nur konnten, und was im Hause gemacht wurde, das nahm ein gutes Ende.[1])

25. Die Puken in Dunsum.

Auch in einem Hause zu Dunsum hatten sich Puken aufgehalten und friedlich mit den Leuten zusammen gelebt. Für das ihnen gewährte Obdach und die Pflege machten sie sich nützlich, indem sie unsichtbar Kaffee mahlten oder die Kinder wiegten. Auf die Dauer waren aber die Puken nicht zufrieden, sie wollten mehr haben, als Wohnung und Pflege und als einst ein Puk, unsichtbar wie immer, die Wiege in Bewegung setzte, da hörte man deutlich, wie er fortwährend sagte:

„Wenn du nich willst mi prekeln de Wams
So will ik ok nich grin und stam!"
Deutsch: „Wenn du mir nicht willst stricken den Wams,
So will ich auch nicht mehr mahlen und wiegen!"

26. Die Wieschler oder Twieschler.

Die Wieschler oder Twieschler waren den Puken ähnlich, sie wohnten in Häusern und stahlen und naschten gerne am Schmalztopf.

Eine Frau in Dunsum hatte einst einen großen Topf mit Schmalz gefüllt, als sie aber davon nehmen wollte, war nur eine ganz dünne Schmalzschicht übrig, die Wieschler hatten den Topf von unten ausgehöhlt und den Schmalz gegessen.

27. Die Wieschler in Dunsum.

Die Wieschler sollen ganz besonders in einem Hause in Dunsum ihr Wesen getrieben haben, wo sie sich auf eine unangenehme Weise bemerkbar machten, so

[1]) Es dürften wohl noch recht viele Häuser auf Föhr mehr gewesen sein, wo man ähnlich tat. Statt einer Schüssel hat man wohl ursprünglich die schüsselförmigen Sphärosiderite genommen, die auf Föhr unter dem Namen Hexenschüsseln, auf Amrum als Traaldasker und auf Sylt als Önnererskpottjüg bekannt sind, die man überall auf Äckern, namentlich aber am Strande häufig finden kann. Diese Sitte scheint, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, so doch ganz ähnlich, uralt zu sein; denn in den Schichten des Kjökkenmöddings bei Großdunsum, der aus der Zeit der Völkerwanderung stammt, habe ich mehrfach zwischen den Nahrungsüberresten Hexenschüsseln gefunden.

daß die Bewohner aufs höchste erbittert über sie waren. Man mochte machen, was man wollte, etwas hinpacken, wohin man wollte, die naschhaften Wieschler wußten es stets zu finden; sie durchsuchten die Speisevorräte in Küche und Keller, durchwühlten die Kleiderschränke und Schiebladen der Kommoden nach diesem und jenem, so daß nichts vor ihnen sicher war. In der Speisekammer naschten sie von Schmalz und Speck, im Keller naschten sie die Sahne von der Milch ab, und wenn Bier im Hause war, so wußten sie sich auch davon zu verschaffen. Des Nachts kamen sie in die Stuben hinein, und da Geräusch und Bewegung ihnen zuwider war, so griffen sie in die Räder der Wanduhr und brachten diese zum Stehen, so daß die Leute nimmer wußten, wie die Zeit war und des Morgens immer zu lange schliefen. Eine solche Hausplage trieb die Leute zur Verzweiflung, und sie suchten sich der Plagegeister zu entledigen.[1])

28. Die Klabautermännchen.

Da sich die Friesen überall Zwerge vorkommend dachten, so ist es kein Wunder, wenn nach ihrer Meinung auch auf ihren Schiffen diese Wesen sich aufhielten. Solche Zwerge nannte man Klabautermännchen. Die Schiffsbesatzung hatte allen Grund, sich mit den Klabautermännchen oder Klaboltermännchen auf guten Fuß zu stellen; denn von diesen hing in sehr vielen Fällen das Glück der Fahrt ab. Waren die Klabautermännchen gut gelaunt, dann schafften und halfen sie überall, jede Arbeit wurde von ihnen teilweise oder ganz gemacht; wenn die Matrosen schliefen, dann verrichteten sie ihr Werk; anders aber war es, wenn ein Klabautermännchen ärgerlich war, dann polterte es überall im Schiff, es ächzte und zitterte in allen Fugen, die Kisten und Tonnen der verstauten Ladung wurden mit Gepolter durch einander geworfen, und niemand durfte wagen, in den Schiffsraum hernieder zu steigen, da er Gefahr lief, von einer geworfenen Kiste getroffen zu werden. Die liebste Beschäftigung der Klabautermännchen war das Hämmern und Klütern im Schiffsraum, weshalb man immer einige kurze Holzenden hier liegen hatte. Gewöhnlich taten die Matrosen alles, was sie konnten, um den Klabautermann friedlich und gelaunt zu erhalten; denn seine Anwesenheit bedeutete für das Schiff Glück, verließ er es aber, so stand dem Schiffe ein schweres Unglück, wenn nicht gar der Untergang bevor.

29. Das Klabautermännchen verläßt ein Schiff.

Nach langer Fahrt war ein Schiff glücklich in den Hafen eingelaufen und sollte am nächsten Tag mit dem Löschen der Ladung begonnen werden. Des Abends stand oben auf dem Deck ein wackerer Matrose und dachte an seine Lieben daheim, die er nun bald sehen sollte. Da hörte er plötzlich eine feine Stimme, die nach einem nahe liegenden Schiffe gerichtet war, von wo eine ganz ähnliche Stimme antwortete. Die Stimme von drüben fragte, ob eine glückliche Reise gemacht sei, usw. Die erstere Stimme antwortete: „Die Reise war schön, aber was habe ich auch für Arbeiten gehabt, wo wären die Masten, wenn ich sie nicht gestützt hätte und wo die Segel, wenn ich sie nicht gehalten hätte, und dann mußte ich die lecken Fugen unten im Schiffsraum verstopfen, daß wir nicht untergingen; wenn ich nicht an Bord gewesen wäre, so wäre das Schiff nicht mehr. Aber ich mag hier

[1]) Die Föhrer Sage besagt nicht, wie man sich von den Wieschlern befreit hat; doch berichtet Müllenhof, wie man sich auf Sylt vor den Zwergen (auf Sylt scheint der Name Wieschler oder Twieschler verloren gegangen zu sein) Ruhe verschaffte, indem die zur Verzweiflung getriebenen Bewohner auf den Rat einer alten Frau das Haus anzündeten, nachdem sie vorher alle Türen durch Räder versperrt hatten, durch welche die Zwerge nicht hindurch konnten und so elendiglich verbrennen mußten.

nicht sein, der Kapitän und die Matrosen schreiben die schnelle und glückliche Fahrt allein ihrer Tüchtigkeit zu und vergessen mich, heute Nacht verlasse ich dies Schiff." Der Matrose, der im Schutze der Dunkelheit unbemerkt geblieben war, wußte jetzt, daß zwei Klabautermännchen sich heimlich mit einander unterhielten, er verhielt sich solange ruhig in seinem Versteck, bis alles ruhig war. Am nächsten Morgen hatte er nichts Eiligeres zu tun, als von dem Schiff zu flüchten, von welchem das Glück fort war, und sich nach einer andern Heuer umzusehen. Das Schiff ging nach einiger Zeit wieder in See, hat aber seinen Bestimmungsort nicht erreicht, sondern ist mit Mann und Maus untergegangen.

30. Das Klabautermännchen und der Kapitän.

Ein Segelschiff machte einst eine lange Reise und befand sich mitten auf dem Weltmeer, die Mannschaft hatte ihre gewohnte Beschäftigung, der Kapitän war in seiner Kajüte. Mit ungewohnter Eile kam er plötzlich an Deck und rief dem Schiffsjungen zu, eine Flasche vom besten Wein nebst zwei Gläsern zu bringen. Der Junge wunderte sich, daß der Kapitän zwei Gläser verlangte und machte eine Entgegnung, indem er anführte, daß der Kapitän doch nur allein sei; der Kapitän aber sagte: „Tue, wie dir gesagt!" Als der Junge das Verlangte in die Kajüte brachte, saßen hier zwei Personen, der Kapitän und ein kleines Männchen, das Klabautermännchen, welche eine Pfeife rauchten, sich erzählten und jetzt Wein tranken. Der Kapitän bestellte noch einen guten Imbiß und der Schiffsjunge eilte, denselben zu besorgen, konnte es aber nicht unterlassen, sich erst durch das Schlüsselloch den Zwerg genau anzusehen. Als er sich von dem Koch das Gewünschte hatte geben lassen, eilte er damit in die Kajüte, konnte es aber nicht lassen, heimlich etwas für sich zu entwenden, das er sicher verbarg, um es am Abend im Schutze der Dunkelheit zu verzehren. Als es nun Abend geworden war, stand der Schiffsjunge etwas abseits auf Deck und war gerade bereit, seine gestohlenen Bissen zu verzehren, als er auf einmal von unsichtbarer Hand eine solche Ohrfeige erhielt, daß sein Bissen ihm aus der Hand flog und auf Deck fiel, eine Bewegung, die auch der Junge nachmachte. Auf das Geschrei des Jungen eilten alle herbei und als einer mit einem Lichte kam und den Bissen auf Deck fand, mußte der Junge beichten und jeder wußte jetzt, von wem die Ohrfeige stammte und alle fürchteten, daß der Klabautermann seinen Unmut an dem Schiffe auslassen würde. Das geschah aber nicht, man hörte ihn in der Nacht schon überall wirtschaften, die Freundlichkeit des Kapitäns hatte ihn ganz gewonnen. Das Schiff hatte eine treffliche Reise und hielt der Unbill des Wetters herrlich stand.

31. Kläboltermännchen im Haus.

Einige der Klabautermännchen hielten sich gelegentlich auch in Häusern auf, da es ihnen wohl nicht immer möglich war, ein ihnen zusagendes Schiff zu finden. Hier nannte man sie Kläboltermännchen, auch wohl Knaboltermännchen oder Bollermann. In den Häusern trieben sie ähnlich ihr Wesen, wie auf Schiffen, polterten, lärmten nach ihrer Lust und versetzten dadurch namentlich kleine Kinder in Aufregung und Furcht, weshalb man noch oftmals die kleinen Kinder mit dem Klaboltermann erschreckt und zur Ruhe bringen will.

32. Der Bollermann.

Als Bollermann ist das Klaboltermännchen weit und breit bekannt, man erschreckt mit diesem Namen die unartigen Kinder. Der Bollermann ist ganz schwarz, hat einen langen schwarzen Mantel über, von welchem eine Kapuze den Kopf bedeckt. Solche Mäntel werden auf Föhr noch viel von Frauen getragen

und man nennt sie Bollfänger. Auf dem Rücken trägt der Bollermann einen großen Sack, in welchen er die unartigen Kinder steckt. In seiner Hand hat er einen Knüppel, womit er gegen die Türen schlägt, damit die Kinder seine Nähe merken sollen und ruhig werden.



Noch etwas über die Naturgeschichte der Dasselfliege, namentlich über die Mittel, welche zu ihrer Vernichtung führen.

Von H. Barfod in Kiel.

Daß ich in der Lage bin, den Lesern der „Heimat" einige z. T. recht instruktive Abbildungen zur Naturgeschichte der Dasselfliege darbieten zu können, entschuldigt es wohl, wenn ich mich unterfange, die Aufmerksamkeit des Natur- und Tierfreundes noch einmal auf ein hierzulande leider auch recht bekanntes Kapitel aus der Leidensgeschichte unsers Hausrindes hinzulenken, wo ich doch früher bereits der Naturgeschichte der Hypoderma bovis eine ausführliche Betrachtung gewidmet habe.[1]) Doch ich will's lieber gleich gestehen: es sind nicht die Bilder in erster Linie die Veranlassung gewesen, sondern 1. die Erfahrung, daß der Werdegang der Dasselfliege in allen seinen Phasen noch nicht allgemein bekannt ist; sind mir doch in jüngster Zeit drei nicht gerade unbedeutsame literarische Erscheinungen zu Gesicht gekommen, in denen die alte Mär, die Dasselfliege bohre die Haut der Rinder an und schiebe das Kuckucksei unter dieselbe, oder es bohre sich zum mindesten doch die junge Larve durch die Haut, aufgetischt bezw. aufgefrischt worden ist; — 2. die Erkenntnis, daß ein erfolgreiches Bekämpfen nur dort gewährleistet werden kann, wo die Wahl der Mittel, die zur Anwendung gelangen, aus dem Vertrautsein mit der Entwicklungsgeschichte der Dasselfliege resultiert; — 3. die Hoffnung, daß jeder Tierfreund unter unsern Vereinsmitgliedern bereit sein wird, an der Vernichtung dieses gräßlichen Quälgeistes mitzuarbeiten, nicht zuletzt, daß namentlich in unsern Schulen der Naturgeschichte der Dasselfliege besondere Aufmerksamkeit gewidmet werde; denn wenn ich hernach in dem „obligatorischen" Abdasseln



Fig. 1.
Weibliche Rinderbiesfliege.
Körper schwarz, Flügel bräunlich.
Behaarung: Kopf und Vorderteil des Bruststückes schwarz. Hinterleib vorn grau, in der Mitte schwarz, hinten rötlich-gelb.
Körperlänge 1,6 cm.



Fig. 2.
Junge Larve der Dasselfliege aus der Unterhaut. (Farbe weiß.)



Fig. 3.
Reife Dasselfliegenlarve.
(Farbe braun-schwarz.)

der Rinder die einzige Lösung der bereits viel erörterten Dasselfliegen-Bekämpfungsfrage erblicke, so wird diese Methode doch erst dann ein Segen werden, wenn die heranwachsende Generation, namentlich auf dem Lande, durch Unterweisung in Wort und Demonstration von ihrer Zweckmäßigkeit überzeugt worden ist.

Den gleichgiltigen Landwirt befreit man m. E. am ehesten von seinem Schlendrian, wenn man ihm die eine Tatsache vor Augen hält, daß allein für England die Dasselplage der Nation einen Gesamtschaden von 160 Millionen Mark jährlich zufügt.

Fig. 1 zeigt uns den Urheber der Dasselplage, die weibliche Dasselfliege, welche vom Juni bis September namentlich an heißen, schwülen Tagen zur Mittagszeit die weidenden Rinder umschwärmen und mit dem Kuckucksei zu beglücken suchen. Im übrigen führt die Biesfliege ein träges Dasein und dürfte selbst dem aufmerksamsten Naturfreund nur selten zu Gesicht kommen. Summend naht die Fliege den Rindern und versetzt diese in eine furchtbare Aufregung, so daß sie wie besessen auf dem Weidegelände umherrasen.

[1]) Vergleiche „Heimat" 1900 S. 20 und 1901 S. 224.

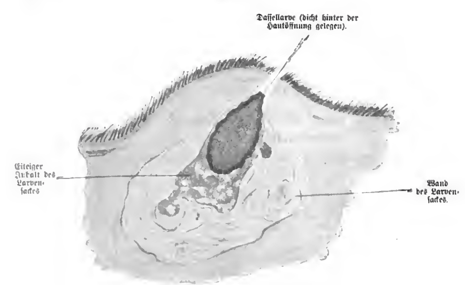


Fig. 4. Durchschnitt einer reifen Dasselbeule.

Die biesenden Rinder werden beunruhigt und vom Fressen abgehalten, nicht zu gedenken der Verletzungen, die sich einzelne Tiere im tollen Jagen zuziehen. Damit hat die Leidenszeit begonnen, und auch der Landmann verspürt den Schaden, den sein Milchvieh durch das Biesen erlitten hat, daran, daß an den Tagen, an welchen das Vieh durch die Fliege beunruhigt wird, die Milchergiebigkeit geringer ist als sonst.

Ich muß es mir versagen, hier nochmals die Untersuchungen des Schlachthofdirektors Ruser in Kiel über die Wanderung der Larven vom Schlunde durch den Rückenmarkskanal bis in die Unterhaut des Rückens zu wiederholen. Horne in Christiania, Golz in Schwerin und vor allem Koorevaar in Amsterdam sind zu denselben Ergebnissen gekommen. Golz, Ruser und Koorevaar erkannten als das jüngste Stadium kleine glashelle Gebilde unter der Schleimhaut des Schlundes. Man hatte die Identität der im Rückenmarkskanal gefundenen Larven mit denen der Oestrus-Larven bezweifelt, bis es Koorevaar gelang, aus solchen Larven des Rindes die Fliege zu züchten. Ihm verdanken wir auch lückenlose Untersuchungen über die Richtung und Zeitdauer der regulären Wanderung. Ende Juni fand unser Gewährsmann, wie schon erwähnt, kleine, glashelle Larven, 2—4 mm lang, in der Schlundwand; ich selbst besitze ein diesbezügliches Präparat (unter der Schleimhaut eines umgestülpten Schlundes schimmern die im Spiritus weiß verfärbten Larven deutlich hervor), das ich der Liebenswürdigkeit des Schlachthofdirektors Ruser verdanke. Der Juli zeigte folgenden Befund: einige Larven hatten die Muskelschicht im Halsteile des Schlundes durchsetzt und saßen in den den Schlund umgebenden Bindegeweben. Im August wurden verirrte Exemplare von 5 mm Länge im subduralen Fettgewebe des Wirbelkanals gefunden. Während der Herbstmonate hatten die meisten Larven den Wirbelkanal bereits durchwandert; nur vereinzelt wurden noch Larven von 5—13 mm Länge im Schlund gefunden. Im Januar hat die Mehrzahl der Larven ihr Ziel erreicht und erzeugt nun jene beulenartigen Hauterhebungen, die unter dem Namen Dasselbeulen sattsam bekannt sind. Die Larve wächst und mit ihr auch die Beule, die schließlich die Größe einer Walnuß erreicht hat. In der Umgebung der Beulen ist das Unterhautgewebe wässerig durchtränkt. Aber auch auf ihren Wanderungen haben die Larven deutlich sichtbare Spuren hinterlassen. So fand Horne schmutziggrüne Larvengänge in dem Muskelfleisch, weshalb nicht nur das Fleisch in der Umgebung der Dasselbeulen, wo sich wässerige, gallertartige oder blutig-eitrige Ergüsse bilden, sondern oft sogar in tiefer gelegenen Partien als für den Genuß untauglich, ja, geradezu gesundheitsschädlich für den Konsum ausgeschaltet werden muß, wiederum ein empfindlicher Schade, der diesmal den Fleischer trifft.

So lange die Dasselbeule noch geschlossen ist, zeigt die Larve eine weißliche Färbung (Fig. 2); mit dem Heranreifen färbt sie sich braun bis braunschwarz (Fig. 3) und bohrt sich nun mittels ihrer Borsten eine Öffnung durch die Haut ins Freie, weil sie nämlich

jetzt nicht mehr imstande ist, allein durch ihre Epidermis zu atmen (Fig. 4). Sie hat in diesem Zustande eine Länge von 2—2,74 cm und eine Dicke von 1—2,5 cm erreicht. In der Zeit von Ende April bis Anfang Juli vollzieht sich die Auswanderung der Larve, indem sie sich durch das enge Hautloch hindurch zwängt.

Zwar vernarben die Austrittsöffnungen allmählich wieder, beim Gerben treten diese Stellen dennoch zumeist wieder als Löcher oder Narben hervor. Nun ist es die Lederindustrie, welche die allergrößte Einbuße erleidet; denn durch die Dassellarven sind gerade die wertvollsten Teile der Haut, nämlich die Haut des Rückens, der Lende und Kruppe, entwertet worden. Ich besitze ein Stück Leder, das auf 13 × 23 qcm Fläche nicht weniger als 41 Löcher führt und den Eindruck erweckt, als ob es mit einem Schusterpfriemen mutwillig durchlöchert worden wäre (Fig. 5). Der durch das Schmarotzertum der Dassellarven verursachte Schade wird für jede Rindshaut auf etwa 3 Mark geschätzt.

Die der Beule entschlüpfte Larve fällt zu Boden und verpuppt sich in der Erde, wenn sie nicht etwa vorher schon von den mit Vorliebe zwischen den Rindern die Koppel nach Larven und Insekten aller Art abweidenden Staren und Krähen verzehrt worden ist. Nach 28—30 Tagen erscheint das ausgebildete Insekt.

Die Dasselplage grassiert überall da, wo das Vieh auf die Weide getrieben und Tag und Nacht draußen belassen wird. Das gilt namentlich für England, die holländischen und friesischen Marschen und für Schleswig-Holstein. Für die Häufigkeit der Dasselfliege in der zuletzt genannten Provinz spricht der Umstand, daß nach Rusers Beobachtungen ein Viertel bis zur Hälfte aller an den Kieler Schlachthof angetriebenen Rinder mit Dasselbeulen behaftet ist. Die Methode der Stallfütterung würde die Dasselplage gar bald in ihrem Keime ersticken; denn in den Stallungen ist den die Dasselbeule verlassenden Larven jegliche Gelegenheit zur weiteren Entwicklung genommen, im Dünger des Stalles gehen die Larven bald zu Grunde, wenn sie nicht etwa schon durch die Rinder selbst zerstampft oder zerdrückt worden sind. Beobachtungen haben erwiesen, daß die Auswanderung der Dassellarven zwar zu jeder Tagesstunde, vornehmlich jedoch in den frühen Morgenstunden, erfolgt. So könnte der Plage wenigstens etwas entgegengearbeitet werden dadurch, daß die Kühe morgens noch längere Zeit im Stalle zurückgehalten und erst im Laufe des Vormittags auf die Weide hinausgetrieben würden. Jedoch dürfte dies aus wirtschaftlichen Gründen nicht überall angängig sein und verbürgt zudem keinen absolut sicheren Erfolg. Ein unbedingt zuverlässiges Schutzmittel ist und bleibt einzig und allein das Abdasseln, d. h. die Vernichtung der Larven vor dem Zeitpunkte, daß sie die Haut der Rinder freiwillig verlassen; denn nur dadurch wird die Entwicklung weiterer Generationen von Dasselfliegen verhindert. Es ist ein Kampf gegen das Individuum, der aber eben nur dann zur gänzlichen Vernichtung führt, wenn alle Viehbesitzer geschlossen und mit ganzer Energie gegen den Schmarotzer vorgehen. Es nützt nichts, daß der einsichtsvolle Landwirt das Abdasseln besorgt und sein unvernünftiger Nachbar fünf gerade sein läßt. Hier stehen die Interessen aller auf dem Spiele, und darum kann auch die Allgemeinheit verlangen, daß jeder zum Abdasseln einfach verpflichtet werde; mit andern Worten: das Abdasseln muß obligatorisch werden. Landwirtschaftliche Vereine, Gemeinden oder Kreisverbände müssen das Abdasseln in die Hand nehmen und geeignete Personen als Abdaßler anstellen, und



Fig. 5. Gegerbtes Leder mit Dassellöchern.

durch ein „Dasselschauen“ muß sich eine eigens für diesen Zweck gewählte Kommission davon überzeugen, daß das Abtöten überall erfolgt ist; jeder Besitzer ist für die strikte Durchführung des Abdasselns verantwortlich zu machen.

Weil das Abdasseln den Rindern selbst schmerzhaft ist (sie wehren sich oft energisch gegen die Vornahme dieser Operation), so darf das Ausdrücken nicht zu früh erfolgen. „Der richtige Zeitpunkt für das Abdasseln,“ heißt es in dem „Dasselfliegen-Merklatt“ des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, „ist dann eingetreten, wenn die Schmarotzer noch nicht soweit entwickelt sind, daß sie aus den Hautbeulen auszuschlüpfen vermögen, die natürlich kleine Hautöffnung an der überwiegenden Mehrzahl jedoch bereits vorhanden ist und die Larven ausgedrückt oder mit geeigneten Instrumenten erreicht werden können. Demnach muß das Abdasseln von Ende April bis Anfang Mai besorgt werden, also kurz bevor der Weidegang beginnt. Es ist streng darauf zu achten, daß die den Stall verlassenden Rinder von allen erreichbaren Dassellarven befreit sind.[1])

Das Abdasseln geschieht in der Regel durch Ausdrücken der Larven mit den Fingern. Für dies Verfahren muß allerdings der richtige Zeitpunkt gewählt werden; denn bei ungenügender Entwicklung der Schmarotzer würde es allzu schmerzhaft sein. In diesem Falle wird empfohlen, die Larve mittels einer Stecknadel durch die kleine Hautöffnung anzustechen, so daß ihr Körperinhalt ausfließt; danach wird die Beule durch kräftigen Druck mit den Fingern ihres flüssigen Inhalts entleert. Die Reste der Larven eitern später allmählich heraus, ohne daß eine Gefährdung der Gesundheit des Rindes zu befürchten wäre. Das Abdasseln setzt immerhin eine genaue Kenntnis von der Reife der Larve und eine manuelle Geschicklichkeit voraus, weshalb es nur anzuerkennen ist, daß das Kaiserliche Gesundheitsamt empfiehlt, daß die zum Abdasseln bestellten Personen von Tierärzten unterwiesen werden. Das hier und da übliche Anschneiden der Beulen zum Zwecke des Abdasselns sollte nur vom Tierarzte vorgenommen werden.

Unter H. C. Andersens Linden.[2])

Zum 2. April 1905.[3])

Entblößten Hauptes, entschuhten Fußes
Durch grünes Gewölb' erdsuchender Äste,
Durchs Tor des ragenden bündlichen Stammpaars
Betret' ich den dichtergeweihten Raum,
Mit den gleichgespannten Seiten das Dreieck.

Krachender Ast, was störst du die Stille? —
Dort zwischen ragenden Kräutern und Gräsern,
Die selbst des alles raffenden Schnitters
Fressende Sense freundlich meidet,
Grüß' ich dich, den Freund meiner Jugend,
Nahe mich dir mit heiliger Scheu.

Ruhevoll rinnendes Rieseln und Rauschen,
Seliges Surren und Sausen und Summen
Strömt dir traumhaft durch Sinnen und Seele,
Zwingt dir das Auge hinauf in die Kronen:
Zwischen sonndurchleuchteten Blättern,

---

[1]) „Die Dasselfliege des Rindviehs und ihre Bekämpfung.“ Bearbeitet im Kaiserlichen Gesundheitsamt. Verlag von Julius Springer, Berlin N., Monbijouplatz 3. Preis 5 Pf.; 100 Expl. 3 M., 1000 Expl. 25 M. — An alle Tierfreunde richte ich die dringende Bitte, durch Verbreitung dieses „Dasselfliegen-Merkblattes“ für die Bekämpfung der Dasselplage tätig zu sein und namentlich Tierschutzvereine für diesen wahrhaft praktischen Tierschutz zu interessieren. — Ich will bei dieser Gelegenheit gern verraten, daß die „Sprechsaal“-Notiz „Grenze der Tierschutzbestrebungen“ in der allen Tierfreunden zu empfehlenden illustrierten Monatsschrift für Tierschutz, Tierzucht und Tierpflege „Deutscher Tierfreund“ (Oktoberheft 1904) auf meine Stellungnahme zur Bekämpfung der Dasselfliege (Verbandstag schleswig-holsteinischer Tierschutzvereine zu Husum, August 1904) gemünzt ist. Ich hatte jedoch keine Veranlassung, auf die Einwendungen des von mir persönlich hochgeschätzten Herrn Dr. Bauer-Hamburg zu erwidern, weil ich ihm bereits in der Versammlung entgegengetreten war und damals (wie auch später im Kieler Tierschutzverein) durchaus die Überzeugung gewann, daß Herr Dr. Bauer, wenigstens soweit sein Mahnwort den vorliegenden Fall angeht, mit seiner Meinung völlig isoliert dasteht. Herr Dr. Bauer will es den landwirtschaftlichen Vereinen, den Behörden usw. überlassen, „Tiere vor Tieren zu schützen“ und die Tierschutzvereine auf diesem Felde der Arbeit ausschalten, als ob nicht auch für genannte Institute unsere Tierschutzvereine ebensogut ein mahnendes Gewissen wären wie für unser ganzes Volk. Auch hier ist das Bessere entschieden ein Feind des Guten.

[2]) Im Augustenburger Park stehen einige mächtige alte Linden, unter denen H. C. Andersen, wenn er als Gast beim Herzog von Augustenburg, dem Großvater der Kaiserin, weilte, sinnend und dichtend seine Tage zubrachte. Tr.

[3]) Für die Aprilnummer zu spät eingegangen. Die Schriftleitung.

Welten voll Welten seligen Lebens,
Weit hinaus in unendliche Fernen
Größerer Welten voll seligen Lebens
Strömen dir traumhaft Sinnen und Seele.

Nun weckt dich ein Vöglein
Mit süßestem Schalle:
O Wunder, o liebliches
Wunder der Wunder!
Was träumt' ich träge
Mit trüben Sinnen?
Was trübte sich träge
Die träumende Seele?

Auf! Auf!
Ihr bläulich quellenden
Düfte der Linden,
Vermählt euch liebend
Den süßen Tönen!
Und ihr, meine Augen,
Haltet die Bilder!
Haschet mir, Ohren,
Die Wunderklänge!
Vermähl' auch du sie,
Schaffende Seele,
Zu Liedern von Leid
Und dunklem Weh,
Zu leuchtenden Liedern
Voll Sonne und Wonne
Von Liebe und Lust
Und Glück und Gott!

O du Lindenduft der Träume!
O du Vögelein der himmlischen
Harmonieen, Liebling Apolls!
Warum doch fliehest du nun?
Und auch du, redender Wind,
Schweigest, verstummest ganz? Warum?
Kehret doch wieder! — Nichts, — nichts!
Sie fliehen, sie schweigen, — es schweiget das Licht!
Gähnende Nacht! — Es schweiget das All!

Niederschmettr' ich, stöhnend, zur Erde!
Unglückselig ohnmächt'ge Seele,
Was vermaßest zu kühn du dich,
Göttern gleich, Welten zu schaffen,
Menschengeschick und Weltengeschick
Musen ein Liebling künden zu wollen!
Düfte nur drängten sich, Echo nur klangest du!
Kühnste Träume dir schaffender Kräfte:
Neidisch ein Gott nur äffte dich!

Strömet, ihr Quellen des bohrenden Zweifels,
Bittere Tränen, zur bergenden Erde!
Birg mich, verschling' mich Unseligen ganz!
Gräßliches Rauschen in Lüften und Wipfeln,
Schwarzen Gevögels mißtönig Krächzen,
Mißtönig schauriges Hohngelächter:
Sturm und Verachtung und Spott der Welt!
Wahnsinnschwang'res Trompetengelächter!
Tamtamgeheul: Ans Kreuz mit ihm!

Auf! Auf!
Da flieht sie, die Rotte,
Des feigen Gesindels
Belfende Meute!
Vorwärts stürm' ich,
Hinaus aus dem Dunkel!
Rege dich, Seele!
Recke dich, Arm!

Mit gottgleicher Hand
Zerreiß' ich das Dunkel,
Zerreiß' ich die Hülle,
Die mir den Himmel —
Schicksalsgewollt oder nicht —
Überspannt!
Zerreiß' ich den Vorhang
Zum Allerheiligsten
Mit blitzendem Riß
Von oben bis unten!

Heil dir, o Sonne,
Nachtvernichtende,
Allesbelebend
Heilende, schaffende
Göttliche Sonne!

Liebend strahlendes
Allvaterauge,
Segnend lächelst du
Nieder aufs taufrische
Morgengelände!
Lächelst mir gütig
Hoffnungsreichsten
Trost in die knieend
Anbetende Seele!

Dank! Dank! —
Und so wandr' ich gottgleich
Vorwärts, aufwärts
Über gold'ner Gewässer
Und goldener Ähren
Leuchtende Wogen
Ins ewig goldig strahlende Land
Des längst entschwundenen lieben Freundes.

Chr. Tränckner.



Mitteilungen.

1. **Volksaberglauben aus dem östlichen Holstein.** De flegende Krev. Dies wunderbare Tier, von brauner Farbe und, wie der Name schon sagt, in der Gestalt ähnlich einem Krebse, soll in der Johannisnacht (24. Juni) in der Geisterstunde umherfliegen. Verhängnisvoll kann dieses Tier der Hausfrau werden. Sie muß nämlich darauf bedacht sein, ihre Wäsche am Tage hineinzuholen und nicht während der Nacht im Freien zu lassen. Der fliegende Krebs würde sich mit Vorliebe auf die weiße Wäsche niederlassen,

und diese würde dadurch mit schweren Krankheiten, welche sich auf die Menschen übertragen, behaftet. Ich nehme an, daß unsere Maulwurfsgrille (Gryllotalpa vulgaris) gemeint ist, welche durch ihre wunderbare Lebensweise und durch ihre Gestalt die Phantasie der Arbeiter anregt, und da das Tier hauptsächlich bei den früheren Moorarbeiten gefunden ist. Auch ist mir schon von Schulkindern die Maulwurfsgrille gebracht worden. — De Twölf. Mit diesem Namen bezeichnen die Landleute die Zeit vom 23. Dezember bis zum 3. Januar. In diesen 12 Tagen darf nach dem Volksglauben keine Wäsche gehalten, wie auch nicht zum Trocknen ausgehängt werden. Als Grund mag folgender Spruch dienen: „Wer von Weihnachten bis Neujahr den Zaun bekleidet, von Ostern bis Pfingsten den Kirchhof kleidet." (Wörtlich aus der Volkssprache übersetzt.) In der Wirklichkeit sieht man denn auch in „de Twölf" in hiesiger Gegend keine Wäsche auf dem Zaun.

Görnitz bei Plön. Christiansen.

2. **Holsteiner auf Fühnen.** Eine interessante Notiz, betreffend die Ansiedlung von Holsteinern auf der Insel Fühnen, enthält die hiesige Schulchronik. — In den Jahren von 1744—1778 wirkte an hiesiger Schule der Küster und Organist Christian Harboe, Sohn eines Küsters in Munkbrarup. Vor seiner Anstellung hier war er einige Jahre Schreiber bei einem herzoglich glücksburgischen Hofrat in Broacker gewesen, mit dem er, nebenbei bemerkt, einmal sogar eine Reise nach dem Harz gemacht hatte. Harboe hatte mehrere Töchter. Eine derselben war in zweiter Ehe mit einem gewissen Henning Christiansen, einem Landmann in Roikier, verheiratet, und eben dieser ist es, auf den die Worte der Chronik Bezug nehmen. Sie lauten so: „Er hatte zuerst eine Landstelle bei Koppelheck-Mühlenkoppel in Pacht, wobei er aber sein ganzes Vermögen einbüßte, besonders durch mehrjährigen Würmerfraß, wodurch die Feldfrüchte fast gänzlich verzehrt wurden. Mit mehreren andern von hier begab er sich darauf nach Fühnen, wo der Graf von Brahe-Trolleburg Parzellen auslegte und bebaute und an sog. Holsteiner unter vorteilhaften Bedingungen vergab, die bei ordentlichem Betriebe ohne Ländereien sich recht gut standen. So auch dieser Henning Christiansen, der dort gewöhnlich Henning Angelmand genannt wurde. Von seinen Kindern und Enkeln werden dort noch mehrere leben." — So die Notiz. Zur Ergänzung und näheren Erläuterung derselben möge Folgendes hinzugefügt werden: Besitzer von Brahe-Trolleburg war damals, und zwar seit 1775, Graf Johann Ludwig Reventlow, ein Bruder des um die Aufhebung der Leibeigenschaft in Dänemark so hochverdienten Staatsministers Christian Reventlow, mit dem er übrigens auch an dem Sturz des Guldbergischen Ministeriums und an der Beseitigung des Einflusses der Königinwitwe Juliane Marie beteiligt war, 1784. Doch trat er bald aus dem Staatsdienste aus und widmete sich ganz der Verwaltung und Verbesserung seiner Güter. Sehr lag ihm die Hebung des Bauernstandes und die Förderung des Schulwesens am Herzen. „In Verbesserung des Zustandes der Bauern, durch gute Unterweisung und durch Erwerbung von Eigentum, verbunden mit Anleitung zu einer verständigen Landwirtschaft, ging Bernstorff der Alte mit den beiden Reventlow, dem Staatsminister und Ludwig, Hand in Hand." Wie sich seine Bauern bei solchen Bestrebungen standen, das zeigt jene oben angeführte Notiz. — Reventlow starb 1801. Von der Nachwelt ist ihm in Anerkennung seiner Verdienste auf Brahe-Trolleburg am Eingang zum Park ein Denkmal gesetzt. (Siehe auch: „Das Geschlecht der Reventlow" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, Band 22.)

Quern. E. Schnack.

3. **Dr. Meyns Schleswig-Holsteinischer Hauskalender** wird vom kommenden Jahrgang an von **Wilhelm Lobsien** redigiert. Die besten Dichter und Schriftsteller unserer Heimatprovinz (Wilhelm Jensen, Detlev von Liliencron, Otto Ernst, Gustav Falke, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Johs. Dose, Ottomar Enking, Helene Voigt-Diederichs, Timm Kröger, Adolf Bartels, Hermann Heiberg, J. H. Fehrs u. a. haben ihre Mitarbeiterschaft zugesagt, und so wird der Kalender ein echtes und rechtes Hausbuch voll starker, froher und gesunder Heimatkunst werden, und als solches ein Damm gegen die Woge schlechter Kalender, von der auch unser Land überschwemmt wird.

4. **Adolf Bartels**, dem der Großherzog von Weimar kürzlich den Professortitel verliehen hat, darf das freudige Ereignis registrieren, daß seine große zweibändige **Literaturgeschichte** in diesem Jahre in 3. und 4. Auflage erschienen ist. Von heute noch lebenden schleswig-holsteinischen Dichtern berücksichtigt er: Johannes Dose, J. H. Fehrs, Gustav Frenssen, Hermann Heiberg, Fr. Jakobsen, Timm Kröger, Detlev von Liliencron, Wilhelm Lobsien, Ch. Riese, E. Schlaikjer, H. Voigt-Diederichs, O. Enking, W. Jensen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

1. **Fritz Reuters sämtliche Werke.** Leipzig: Max Hesse. 4 Bde. Preis: 6 M. — Diese von Professor **Friedrich Müller** in Kiel, einem bedeutenden Kenner Reuters, besorgte Ausgabe zählt zu den besten, die wir augenblicklich haben. Sie ist vollständig, kritisch durchgesehen und absolut zuverlässig, und bietet sich in sehr klarem Druck auf gutem Papier und in geschmackvollem Einband dar. Einleitend bringt der Herausgeber eine Biographie des Dichters und fügt derselben Bilder und Briefe hinzu; den Schluß der Ausgabe bildet ein umfangreiches Wörterverzeichnis, das dem das Lesen erleichtert, der des Plattdeutschen nicht mächtig ist. In demselben Verlage sind auch Einzelausgaben zu einem sehr niedrigen Preise zu haben, z. B. „Ut mine Festungstid" geb. 1 M, „Woans ick tau 'ne Fru kamm" und „Ut de Franzosentid" in 1 Bd. geb. 80 Pf., „Dörchläuchting" geb. 1 M usw.

W. Lobsien.

2. **Friedrich Hebbels sämtliche Werke.** Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 4 M. — Diese von **Adolf Bartels** besorgte Ausgabe der Werke des gigantischen Dramatikers, zu dem die Liebe und bewundernde Verehrung in weiteren Kreisen erst in neuerer Zeit wach geworden ist, ist die billigste und vollständigste, die ich kenne; dafür bürgt übrigens schon der Name des Herausgebers, der als einer der besten Hebbelkenner seit Jahren immer und immer wieder auf die überragende, in die Weltliteratur hineinweisende dichterische Größe unseres Landsmannes aufmerksam gemacht hat. Von Adolf Bartels ist auch die interessante, eingehende, verständnis- und liebevolle Einleitung, die des Dichters Leben und Werke bespricht, und in feinsinniger Weise in das Verständnis der Seele des Dichters sowohl als der seiner Helden einführt. Die Ausgabe ist trotz des kleinen Drucks sehr zu empfehlen!

W. Lobsien.

3. **Hermann Green: Gedichte.** Verlegt bei H. Timm in Lunden. 51 S. Preis 1,50 M. — Es spricht ein liebenswürdiges Talent aus allen Versen, die zwar nichts Neues und Niegesagtes bringen, auch für das Alte noch keine neue Form finden, aber trotzdem als Ausfluß eines frommen, bescheidenen und verinnerlichten Gemüts aufrichtig erfreuen. Am besten sind die Gedichte, deren Stoffe der jüdischen Geschichte entnommen sind; hier findet der Dichter stoffwürdige, schöne Bilder von kräftiger Anschaulichkeit, die er einer schönen, oft schwungvollen Sprache einzureihen weiß, hier besonders weiß er überzeugend zu gestalten.

W. Lobsien.

Mitteilung.

Seltene Fische aus der Ostsee. Im Frühjahr 1903 wurde mir von einem Fischer aus Feldstedtholz an der Apenrader Förde eine in der Ostsee seltene Rochenart übergeben. Es handelte sich um einen Sternrochen (Raja radiala). Derselbe unterscheidet sich von den andern Rochenarten durch eine sehr stumpfe Schnauze; die Haut ist mit sternartigen Hautknochen bedeckt. Nach Möbius und Heincke: Die Fische der Ostsee, ist der Sternrochen ein seltener Gast im westlichen Teil der Ostsee. — Im November 1903 brachte ein Fischer aus Hostrupholz mir einen Seewolf (Anarrhichas lupus L.) von 0,75 m Länge. Nach obengenannter Schrift kommt dieser Fisch an der Ostküste Schleswig-Holsteins nur selten vor. Es sind Exemplare gefangen worden in der Kieler Bucht und bei Eckernförde.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde!

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 6. Juni 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Einladung.

In den Tagen vom 13.—15. Juni wird der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck seine diesjährige General-Versammlung in Hadersleben abhalten.

Welche Aufgaben der Verein verfolgt, ist nicht bloß seinen Mitgliedern, sondern auch weiteren Kreisen unseres Volkes seit Jahren bekannt. Der immer tieferen Erforschung der Natur unseres Heimatlandes, seiner Bodengestaltung und geologischen Verhältnisse, seiner Tier- und Pflanzenwelt ist seine Arbeit gewidmet. Für die Erhaltung wertvoller Naturdenkmäler will er mit Nachdruck seine Stimme erheben. Dem Studium der Heimatgeschichte, nicht nur der politischen, sondern vornehmlich der Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart haben zahlreiche Mitglieder des Vereins ihren Fleiß zugewandt und schätzenswerte Beiträge geliefert. Was an Sagen, Märchen, Sprüchen, Liedern aus alter Zeit noch im Gedächtnis des Volks vorhanden ist, wird gesammelt und bewahrt. Kinderspiele, Festgebräuche, wie sie in den verschiedenen Gegenden und Ortschaften sich erhalten haben, finden in der Zeitschrift des Vereins gewissenhafte und liebevolle Darstellung. Dem Sprachforscher gewähren die Proben der heimatlichen Mundarten mancherlei Material für seine Studien. Besondere Berücksichtigung endlich findet die Heimatkunst, wie sie in den Gebäuden, Werken der Plastik und literarischen Erzeugnissen aus den verschiedenen Perioden der heimatlichen Geschichte zur Erscheinung kommt.

In dankbarer Anerkennung dieser Bestrebungen des Vereins rüsten wir uns mit Freude auf die Tage der Versammlung.

Belehrende und anregende Vorträge dürfen wir erwarten.

Die Vereinsmitglieder werden sich beraten über das, was dem Verein und seinem Wirken förderlich sein kann.

Unser Bestes wollen wir tun, daß allen lieben Gästen der Aufenthalt in unserer Stadt und die Ausflüge in die an Naturschönheiten reiche Umgegend zur Befriedigung gereichen.

Mit diesem Versprechen und in der Hoffnung, daß die Tage unseres Zusammenlebens die Liebe zu unserem schönen Heimatlande fördern werden, laden wir alle Mitglieder des Vereins sowie alle Freunde der Sache hierdurch zum Besuche der Versammlung freundlichst ein mit dem Rufe: Willkommen in Hadersleben!

Der Ortsausschuß:

Sanitätsrat Dr. Martens, Vorsitzender; Bast, Rektor; Blohm, Hauptlehrer a. D.; Castens, Schulrat; Christiansen, Hauptlehrer a. D.; Dr. Hansen, Medizinalrat; Jessen, Rektor; Johannsen, Stadtverordneten-Vorsteher; Jürg. Jürgensen, Stadtverordneter; Kersten,

Postinspektor; Lassen, Stadtverordneter; Petersen, Kirchenpropst; Lic. Prahl, Pastor; Prall, Kreisschulinspektor; Roos, Rektor; Dr. Sach, Professor; Schlichting, Schulrat; Dr. Spannth, Gymnasialdirektor; Strackerjan, Herausgeber der „Schlesw. Grenzpost;" Tams, Stadtverordneter; Wäger, Stadtverordneter; Wilckens, Amtsvorsteher; Professor Schröder, Schriftführer.

---

15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am **Mittwoch** in der **Pfingstwoche, 14. Juni 1905,**
in **Hadersleben** im **kleinen Saal des Bürgervereins.**

Tagesordnung:

I. **Geschäftliches:**
1. Rechnungsbericht und Entlastung des Kassenführers.
2. Geschäftsbericht des Schriftleiters und des Schriftführers.
3. Wahl eines Rechnungsprüfers.

II. **Vorträge:**
1. **„Allerlei Doppelnamen im Herzogtum Schleswig und was damit zusammenhängt."** (Referent: Herr Professor Dr. **Sach** in Hadersleben.)
2. **„Ein Kranz von Eichenlaub um das Bild des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade."** (Referent: Herr Pastor **Bruhn** in Koldenbüttel.)

III. **Mitteilungen:**
Nachrichten über das Vorkommen einer Flußperlmuschel (Unio pseudolitoralis) in der Tapsau bei Hadersleben und im Anschluß daran ein Wort **zum Schutze der Naturdenkmäler** in unserer Heimatprovinz. (Referent: Herr **H. Barfod** in Kiel.)

IV. **Antrag** des Herrn Dr. **Herting,** Direktors der Kgl. Realschule in Apenrade: **„Der Verein möge die Herstellung von Anschauungsbildern zur Heimatkunde von Schleswig-Holstein in die Hand nehmen oder doch in die Wege leiten."**

Dienstag, den 13. Juni.

(Empfang der Gäste an den Bahnhöfen von 11^{30} an. Die Herren des Empfangsausschusses tragen Schleifen in den schleswig-holsteinischen Farben. Diejenigen Gäste, die in hiesigen Gasthöfen Zimmer bestellt haben wollen, werden gebeten, sich bei Herrn Rektor **Jessen,** Hadersleben, zu melden und zwar unter Angabe des Zuges, mit dem sie einzutreffen gedenken.)

2^{50} **Bahnfahrt nach Wittstedt** und Besichtigung der **Hünengräber.** (Abfahrt von der **Süderbrücke**).

6^{25} Rückankunft in Hadersleben.

8^{30} **Kommers im Stadttheater.** Programm: Kaiserhoch und Begrüßungsansprachen. Lichtbildervortrag von Herrn **Theodor Möller** aus Kiel: **„Wanderung durch Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der historisch und literarisch (G. Frenßen) denkwürdigen Stätten."** Plattdeutsche Vorträge von Herrn Oberrealschullehrer **Fr. Wischer-Kiel.** (Die Loge ist für die Damen reserviert.)

Mittwoch, den 14. Juni.

8^{00} **Rundgang** durch die Stadt mit **Besichtigung** der **Marienkirche** und des **Kreismuseums.** (Sammelpunkt am **Kaiserdenkmal auf dem Südermarkt.**)

11^{00} **Hauptversammlung** im **kleinen Saal** des **Bürgervereins.** (S. die Tagesordnung.)

2^{00} **Festessen** mit Damen im **großen Saal** des **Bürgervereins.** (Gedeck 2,50 M.)

4^{20} **Bahnfahrt** nach **Victoriabad** am kleinen Belt. (Abfahrt vom **Kleinbahnhof.**)

Donnerstag, den 15. Juni.

Verschiedene Ausflüge, entweder **Wagenfahrt** nach dem **Knivsberg (Bismarckturm)** um 8 Uhr (Sammelpunkt auf dem **Südermarkt**); oder **Bahnfahrt** nach **Christiansfeld** (Herrnhuterkolonie und dänische Grenze) um 9^{10} vom **Kleinbahnhof**; andere Ausflüge nach Verabredung.

Bemerkungen: Vom Knivsberg aus kann die Heimreise auch über Apenrade oder Haberslund geschehen.

Verkehrstabelle: Ankunft am Staatsbahnhof: 6^{12}, 7^{50}, 9^{54}, 11^{59}, 1^{42}, 4^{36}, $6^{\underline{16}}$, $8^{\underline{13}}$, $11^{\underline{32}}$.
Abfahrt vom Staatsbahnhof: $5^{\underline{00}}$, 6^{32}, 8^{54}, 10^{44}, 12^{22}, 3^{16}, 4^{52}, $7^{\underline{00}}$, $10^{\underline{14}}$.

Um zahlreiches Erscheinen unserer Mitglieder und Gäste, ganz besonders auch der geehrten Bewohner Haderslebens und Umgegend, bitten

das Ortskomitee und **der geschäftsführende Ausschuss.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 6. Juni 1905.

Klaus Groth.[1])

Von **Adolf Bartels** in Sulza.

I.

Wenn die niederdeutschen Mundarten, wie es wohl unvermeidlich ist, einst zu Grunde gegangen sein werden, verdrängt von dem übermächtigen Hochdeutschen oder wahrscheinlicher von aus ihm entstandenen provinziellen Patois, dann werden vor allem zwei Werke das Gedächtnis und den Ruhm der „alten Sassensprache“ lebendig erhalten und immer wieder forschende Gelehrte und bloß genießen wollende Leser zu ihrem Studium veranlassen: der Reineke Voß und Klaus Groths „Quickborn,“ jener in der Zeit entstanden, wo Oberdeutsch und Niederdeutsch noch gleich mächtig und berechtigt nebeneinander standen, dieser in den Tagen, wo das alte Niederdeutschland dem Ansturm der neuen Zeit erlag, sein Vermächtnis. Beide Werke gehören in die Weltliteratur; denn der Gegensatz von Oberdeutsch und Niederdeutsch ist nicht bloß sozusagen reichsdeutsch, sondern europäisch, Holländer und Vlämen, Angelsachsen und Skandinavier haben Ursache, sich mit ihm gründlicher zu befassen und die ihnen näherstehende niederdeutsche Literatur als Brücke zu der allgemeindeutschen Kultur zu benutzen. Warum ist nun aber,



Klaus Groth

so wird man fragen, gerade Klaus Groths „Quickborn“ — über den Reineke Voß wird kein Streit sein — als das zweite, in die Weltliteratur hineinreichende Hauptwerk der niederdeutschen Literatur zu betrachten, da doch seines Zeitgenossen Fritz Reuter Werke größeren Erfolg gehabt und größere Verbreitung erlangt haben? Wir wollen hier den alten, bei der gründlichen Verschiedenheit der beiden Dichter auch überflüssigen Kampf nicht erneuern: es ist aber eine literaturgeschichtliche Erfahrungs-

[1]) Entnommen der „Allgem. Deutsch. Biographie,“ herausgegeben von Excellenz, Freiherrn von Liliencron in Schleswig, im Verlage von Duncker u. Humblot in Leipzig. — Das Klischee zu dem Bilde ist von der Buchhandlung von Lipsius u. Tischer in Kiel zur Verfügung gestellt worden. Die Schriftleitung.

tatsache, daß das Werk, das die höchste künstlerische Form gefunden hat, immer das lebenskräftigste ist, daß nicht der Lebensgehalt an sich, sondern der mit ihm geschehene künstlerische Konzentrations- oder Krystallisationsprozeß die Bürgschaft der Dauer gibt. Klaus G. nun ist der größte in der heimischen Mundart dichtende Künstler seines Stammes gewesen, sein „Quickborn“ stellt eine ziemlich allseitige Vereinigung aus dem niederdeutschen Leben erwachsener vollendeter lyrischer und episch-lyrischer Organismen dar, und dagegen kann kein auch noch so inhaltreicher Roman, kann wohl selbst kein (hier allerdings überhaupt nicht vorhandenes) Volksdrama im Dialekt auf. Im übrigen ist es ja sicher, daß die Lyrik mehr als jede andere dichterische Gattung Ausdruck des Nationalcharakters und der Volksseele ist, und so wird man das Spezifisch-Niederdeutsche denn auch wohl am reinsten in dem unbestritten größten niederdeutschen Lyriker wiederfinden, das niederdeutsche Gemüt, während sich niederdeutscher Weltverstand und niederdeutscher Humor schon in dem alten Tierepos trefflich offenbaren.

Ganz vom engeren Gesichtspunkte der deutschen Literatur gesehen, ist Klaus G. weder ein Anfang noch ein Ende, wohl den Besten ebenbürtig, aber keineswegs eine einsame Größe für sich, da gehört er einfach zu den großen Stammesdichtern. Es ist bekannt, daß schon die Dichtung des Hainbundes bis zu einem gewissen Grade Stammescharakter trug, unsere klassische Poesie hat ihn dann aber nicht, ist allgemein-deutsch, und erst mit Pestalozzi und Johann Peter Hebel tritt die Stammesdichtung neben die Nationaldichtung, erhalten wir zu der literarischen Zentralisation, die vor allem Goethe und Schiller repräsentieren, auch die dem deutschen Individualismus entsprechende Dezentralisation. J. P. Hebel im besonderen, der sich auch mit Naturnotwendigkeit des Dialekts bedient, ist ein ausgeprägter Stammesdichter, und sie sterben nun im 19. Jahrhundert nicht mehr aus, ja, man hat es als das literarische Charakteristikum dieses Jahrhunderts bezeichnet, daß es große Stammesdichter um die Klassiker herumgestellt hat. Nicht zwar die Allergrößten: Kleist, Grillparzer, Hebbel, und weiter nicht die großen Formtalente wie Heine, Geibel, Heyse sind unter die Stammesdichter einzureihen, wohl aber so glückliche und volksbeliebte Talente wie die Schwaben Ludwig Uhland und Eduard Mörike, die Schweizer Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die Österreicher Ferdinand Raimund, Adalbert Stifter, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, der Schlesier Gustav Freytag, die Brandenburger Willibald Alexis und Theodor Fontane, der Thüringer Otto Ludwig, die Niedersachsen Annette v. Droste-Hülshoff und Fritz Reuter, Theodor Storm (der allerdings wohl eher das Friesentum repräsentiert) und Wilhelm Raabe. Hier steht auch Klaus G. und schließt sich am unmittelbarsten an Hebel an, weil auch er sich mit Naturnotwendigkeit des Dialekts bedient, ist das Haupt der jüngeren Dialektdichtung wie Hebel das der älteren. Betrachtet man seine Dichtung jedoch rein ästhetisch, so wird man sie am besten zu der Uhlands stellen; man kann geradezu sagen: Klaus Groth ist das als Norddeutscher, Niederdeutscher, was Uhland als Süddeutscher, Oberdeutscher ist. Weder fehlt bei dieser Zusammenstellung das dichterische noch das persönliche tertium comparationis, wie man leicht auch ohne eingehende Vergleichung erkennen wird.

Klaus Groths Lebensschicksale sind verhältnismäßig einfach, der Örtlichkeitswechsel vor allem ist sehr gering, da das Heimatland Schleswig-Holstein nur einmal für längere Zeit verlassen wird, und auch innerhalb dieses nur wenige Orte: Heide in Dithmarschen, Tondern in Schleswig, die Insel Fehmarn und Kiel, mit des Dichters Leben verknüpft sind. Geboren wurde Klaus Johann G., wie der volle Name lautet, am 24. April 1819 zu Heide, in dem mehr ländlichen südöstlichen Teile dieses dithmarsischen Hauptortes, der Lütjenheide (Klein-

heide) genannt wird. Nicht weit von seinem Geburtshause stand das Familienhaus der Brahms, zu denen Johannes Brahms gehört, mit dem Klaus G. später gut befreundet war. Des Dichters Vater hieß Hartwig G. und war gelernter Müller, hatte aber einstweilen noch keine Mühle erwerben können und betrieb einen Mehl- und Milchhandel in Verbindung mit etwas Landwirtschaft; seine Mutter, Anna Christine Lindemann, war eines Landmanns Tochter aus Tellingstedt in Dithmarschen. Bis an des Dichters Jünglingsjahre heran lebte noch sein Großvater Klaus Reimer G., der aus dem Dorfe Hägen nördlich von Heide stammte — das echte Dithmarschertum und weiterhin das reine Niedersachsentum Klaus Groths wird durch diese Herkunft wahrscheinlich gemacht. Die Verhältnisse, in denen der Knabe mit vier jüngeren Geschwistern aufwuchs, waren die denkbar schlichtesten und natürlichsten: das Dithmarscher Volkstum war damals noch völlig ungebrochen, das Leben in fester, aber keineswegs drückender Sitte eingehegt, auch in den Städtchen des Landes fast ganz ländlich, jedoch nicht einförmig, da die Klassengegensätze in der Hauptsache fehlten und ein gemütlicher Verkehr von Haus zu Haus und von Mensch zu Mensch bestand. Der Ehrgeiz, der über die gegebene Lage oder gar über die von Natur gesetzten Schranken hinausstrebt, fehlte im ganzen in dem damaligen Dithmarschen, man war zufrieden und selbst, wenn es einmal knapp herging, seines Lebens froh. Sehr lebendig im Volke war noch die große historische Vergangenheit des Landes, die Geschichte der kleinen Bauernrepublik Dithmarschen, und auch der Knabe Klaus G. wurde durch seinen in den Chroniken belesenen Großvater früh in diese eingeführt. Weiter war noch ein ungeheurer Schatz von Sagen, Märchen und Spukgeschichten im Volksmunde, und auch dieser wurde das Erbteil des späteren Quickborndichters. Die alten niederdeutschen Dithmarscher Lieder, die einst in großer Zahl existiert hatten, waren zwar bis auf geringe Reste vergessen, aber noch immer war man hier zwischen Elb- und Eidermündung außerordentlich sangesfroh — wie denn das Frisia oder Holsatia non cantat nie auf Dithmarschen gepaßt hat —, und der Dichter berichtet selber, daß ihm kaum eines der Volkslieder der berühmten Sammlungen, als er in späteren Jahren zu ihnen kam, unbekannt gewesen sei. Sehr üppig vegetierte damals noch der plattdeutsche Volks- und Kinderreim, und von ihm hat der plattdeutsche Dichter später oft unmittelbar ausgehen können. Wurde dem jungen Klaus G. also unzweifelhaft eine reiche volkstümliche Kultur überliefert, so sah es dagegen mit der gelehrten Bildung um so schlechter aus. Es hatte zwar Dithmarschen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hin in jedem Kirchspiel meist einen oder zwei „lateinische" Lehrer, theologisch gebildete Rektoren gehabt, speziell in Klaus Groths Vaterstadt hatte ja einmal der berühmte Satiriker Joachim Rachel aus Lunden in Dithmarschen als Rektor gestanden; aber seit nun einem Menschenalter gab es außer an der alten Gelehrtenschule in Meldorf nur noch seminaristisch gebildete Lehrer in Dithmarschen, auch in Heide nur solche, obgleich der Ort doch schon seine 5000 Einwohner hatte. Sie waren übrigens meist sehr tüchtig, wer da wollte, konnte bei ihnen einen außerordentlich festen Grund seines Wissens legen. Klaus G. war ein sehr frühreifes Kind; Lesen, Schreiben und die Elemente des Rechnens hatte er schon vor dem sechsten Lebensjahre von seinem Großvater gelernt und kam daher in der Schule rasch vorwärts. Außer von dem Religionsunterricht, der ja in der Volksschule ein großes Maß für das ganze Leben vorhaltenden „biblischen" Wissens zu geben pflegt, hat er namentlich in der Grammatik und im Rechnen, wofür die Nordseeanwohner eine besondere Begabung zu haben pflegen, profitiert, aber auch schon Geschichtsunterricht gehabt. Ungewöhnlich talentvoll und ungewöhnlich fleißig, hätte der Knabe frühzeitig ein lebensfremder Bücherwurm werden können, aber glücklicherweise gab's nicht allzuviele

Bücher in Dithmarschen, und dann wurde der Sohn des Landbesitzers natürlich auch zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen, vor allem aber, es war eine große unbewußte Liebe zur Natur in dem Knaben, die ihn alljährlich zu Wanderungen nach den Wohnsitzen mütterlicher Verwandten, über die Dithmarscher Geest nach Tellingstedt und in die Marsch hinab nach Wesselburen trieb. Geest und Marsch, Diluvium und Alluvium, hohes, welliges, trockenes, sandiges Land mit knickenumsäumten Koppeln, größeren und kleineren Gehölzen und murmelnden Bächen und niedriges, ebenes, feuchtes, außerordentlich fruchtbares mit gräbendurchschnittenen viehbesetzten Weiden und üppigen Kornfeldern, das sind die beiden großen Gegensätze, die das Land Dithmarschen in sich vereint, und Klaus G., dessen Heimatsort dicht an der Grenze von Geest und Marsch liegt, lernte sie und ihr Volksleben alle beide kennen, das bescheidene städtische Heides mit seinen immerhin bedeutenden Wochen- und Jahrmärkten noch dazu. Am liebsten hat er in dem Kirchdorf Tellingstedt geweilt, und die Geschichten, die er später unter dem Titel: „Ut min Jungsparadies“ vereinigt hat, spielen auf seinem Boden.

Vierzehn Jahre alt, war Klaus G. weit über das Bildungsniveau der Volksschule emporgewachsen, die Lehrer konnten ihn nicht mehr fördern, und auch vom Konfirmationsunterricht wurde er dispensiert. Was sollte nun werden? Es kam in Dithmarschen bisweilen, aber im ganzen doch äußerst selten vor, daß man einem talentvollen Knaben aus dem Volke zum Studium verhalf, aber in diesem Falle scheint, wie in dem Friedrich Hebbels, überhaupt nicht daran gedacht worden zu sein. Gewöhnlich war für begabte Jünglinge die Schreiberkarriere, die nicht ohne Aussichten war; denn so ein dithmarsischer Kirchspielschreiber wurde recht gut bezahlt und den Honoratioren zugerechnet. Wie bei Hebbel vermittelte denn auch bei Klaus G. ein Lehrer, hier der Rechenmeister Simon Bakker, den Eintritt bei dem Kirchspielvogte, d. h. dem höchsten Verwaltungs- und Justizbeamten des Ortes nach dem ganz Norderdithmarschen regierenden Landvogt. Dem Knaben schwebte bei dieser Berufswahl vor allem vor, daß er Zeit und Bücher haben werde, und die hat er in den ungefähr fünf Jahren, die er auf der Kirchspielvogtei beschäftigt war, denn auch gehabt. So einfach war es freilich nicht, Bücher zu bekommen, der Brotherr Klaus Groths, doch ein studierter Mann, besaß weder Schiller noch Goethe noch Lessing, aber langsam drangen damals die Klassiker und Romantiker doch auch nach Dithmarschen, und da die Heider Schreiber, meist sehr strebsame und aufgeweckte Menschen, in der Regel zu den Bücherbrettern ihrer Herren konnten, so hat er nach und nach alles Mögliche „hintenherum“ geliehen erhalten. Schwer war es natürlich besonders sich zu orientieren, gekümmert hat sich um die jungen Leute von allen Studierten Heides nur der Propst, der mit ihnen eine Zeitlang Klopstocks Messias las, aber Klaus G. fand doch allmählich seinen Weg, wohl weniger durch das Konversationslexikon, das er durchlas, als instinktiv: Goethe zog ihn, wie er bekennt, bald vor allen an. Er wußte früh, daß er ein Dichter werden würde, aber weniger selbstbewußt wie sein Landsmann Hebbel, den er in diesen Jugendtagen einmal sah, richtiger vielleicht, weniger ringende, dämonische Natur als dieser, trat er mit Gedichten noch nicht hervor, ja, er schwor sich sogar, „nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu triebe, und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen“ — und er hat diesen Schwur gehalten. Als Schreiber suchte er, wie übrigens seine Kollegen auch, vor allem seinen Stil zu bilden, und gewann bereits das tiefere Interesse an der Sprachwissenschaft, das ihn nie mehr verlassen hat; dann lernte er Dänisch. Ungewöhnlich groß war auch seine Neigung zur Musik, und er hat jetzt in Heide und später in Tondern doch so viel gelernt, daß er sich, ohne selbst ein ordentlicher Spieler zu sein, einen großen Teil des Musikschatzes von Bach bis Brahms

zu eigen machen konnte. — Es versteht sich von selbst, daß, je reifer er wurde, die Fortsetzung der Schreiberlaufbahn ihm desto unmöglicher erschien, und da es nun für das eigentliche Studium, wie man wenigstens annahm, zu spät war, so erklärt sich leicht, wie Klaus G. dazu kam, das Schullehrerseminar in Tondern zu beziehen. Das geschah, nachdem die Mutter des Dichters 1835 gestorben war, im Jahre 1836. Man weiß sehr wenig von den drei Tonderner Jahren: für den Unterricht war der junge Mann fast schon zu reif, zu wissensreich, und da er das wohl auch gelegentlich merken ließ, besaß er nicht die Huld aller Lehrer, so daß er denn später trotz glänzend bestandener Abgangsprüfung auch nur den „zweiten Charakter mit Auszeichnung" bekam. Gelernt hat er in Tondern trotzdem sehr viel, durch Selbststudium, wobei ihm die fremdsprachlichen Kenntnisse mancher vom Gymnasium aufs Seminar übergegangenen Freunde eine Unterstützung waren. Im ganzen blieb er in der nämlichen Richtung: Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik waren seine Lieblingsfächer. Auch die Musik trieb er, wie schon bemerkt, fort und gewann in dem musikalisch sehr begabten Leonhard Selle einen treuen Freund. Von den üblichen Zerstreuungen der Jugend hat er sich im ganzen ferngehalten, wenn auch nicht gerade rigoristisch: „auch lebte ich hier ein wenig Jugendleben, wenig," gesteht er von Tondern. Nach seinem Abgang vom Seminar wurde er als Lehrer an der zweiten Mädchenklasse seines Heimatortes angestellt, und jetzt beginnen seine schwersten Jahre: Ein volles Dezennium hat Klaus G. noch ringen und arbeiten müssen, ehe er seine Lebensaufgabe voll begriff und fähig war, sie durchzuführen.

Klaus G. ist ein tüchtiger Pädagoge gewesen, und er hat seine Mädchenklasse weiter gefördert, als es eigentlich im Lehrplan lag; er ist auch ein guter Bürger des Fleckens Heide gewesen und hat im öffentlichen Leben sogar eine führende Stellung eingenommen, einen Bürgerverein, einen landwirtschaftlichen Verein, eine freiwillige Feuerwehr, eine Liedertafel begründet oder mitbegründet und für die Veranstaltungen all dieser Vereine, beispielsweise für Vorträge Zeit und Kraft übrig gehabt. Aber außer diesem Klaus G., der mitten im Leben steht und auch in der alten Häuslichkeit auf Kleinheide sein Behagen findet, gibt es noch einen zweiten Klaus G., der in faustischem Drange alles zu wissen strebt und, wie Müllenhoff in seiner Einleitung zum „Quickborn" von 1856 berichtet, das Studium der neueren Sprachen und Literaturen wieder aufnimmt und fortsetzt, mit Pastor Koopmann, dem späteren Landesbischof, Latein und Philosophie, mit einem Schüler von Encke und Jakobi in Berlin Mathematik treibt und an den jenem übertragenen astronomischen Rechnungen mitarbeitet, daneben fleißig botanisiert, so daß er einer der besten Kenner der schleswig-holsteinischen Flora wird, und die neuere Physiologie der Organismen, Chemie und Physik studiert. Das Dämonische der Faustnatur hat Klaus G. ja allerdings nicht, es ist nur die tiefe, reine und ehrliche Wißbegierde in ihm, die die nordischen Naturen vielfach auszeichnet; eine gewisse Rolle mögen bei seinem Studium auch die Unklarheit über den eigentlichen Beruf oder, wenn er sich, wie wohl sicher, noch immer für zum Dichter bestimmt hielt, über den einzuschlagenden Weg und weiter die Furcht, als Volksschullehrer nicht für voll angesehen zu werden, gespielt haben. Jedenfalls gewann er eine sehr ausgebreitete Bildung, aber er ruinierte auch seine Gesundheit und kam in den Ruf eines Sonderlings. Wichtig ist aus seinen Heider Lehrjahren noch die 1846 unternommene Sängerfahrt nach Würzburg, bei der er „Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, Main und Rhein im Fluge besah." Ein Jahr später nahm Klaus G. seine Entlassung, die ihm unter Gewährung eines kleinen Wartegeldes für die nächsten vier Jahre gewährt wurde, und brach kurz darauf krank zusammen. Er begab sich zu seinem Freunde Leonhard Selle in Landkirchen auf der Insel Fehmarn, um hier zu gesunden und womöglich seine Aufgabe zu lösen.

Diese seine Aufgabe war ihm doch während der Heider Jahre nach und nach klar geworden. Die Entscheidung hatte nach des Dichters eigenem Geständnis das Bekanntwerden mit Hebels alemannischen Gedichten gegeben, die er bei seinem Freunde, dem Pastor Markus Petersen in Tellingstedt gefunden und mit Entzücken verschlungen hatte, um sie dann später wie den Burns gründlich zu studieren. Seine sprachlichen Studien hatten ihn den Wert des Plattdeutschen, an dem er als Sohn des Volkes, als Dithmarscher mit ganzer Seele hing, schön früh erkennen lassen, er war auch lange entschlossen, für die bedrohte Muttersprache einzutreten, und sah sehr gut ein, daß da nur eine künstlerische Tat, die Wiedergeburt sozusagen der Sprache durch die lebendige Dichtung, helfen könne, aber er verzweifelte noch an der Möglichkeit, bis ihm Hebel den Weg zeigte. Die unendliche Schwierigkeit, in einer Sprache zu dichten, lyrisch zu dichten, die literarisch im ganzen zur Possenreißerei herabgekommen war, war damit freilich noch nicht überwunden, und der Dichter selbst mochte wohl das Bild vom über einen Graben springen, bei dem man auch zu kurz springen und ertrinken kann, mit Recht gebrauchen. Im einzelnen wissen wir trotz des autobiographischen Aufsatzes „Wie der Quickborn entstand" nicht viel davon, wie es Klaus Groth gelang, sich eine plattdeutsche dichterische Technik zu verschaffen, wenn wir auch ihre fortschreitende Ausbildung verfolgen können. Die Produktion setzte im Sommer 1849 ein, und entstand auf den ersten Anlauf eine ganze Reihe meist erzählender (episch-lyrischer) Gedichte; dann kehrten die Schaffensperioden mit ziemlicher Regelmäßigkeit: März 1850, Juli 1850, Herbst 1851, März 1852, wieder; darauf floß es den ganzen Sommer 1852 hindurch, während der Druck einer Sammlung schon eingeleitet war. Von 1851 an wurden auch die rein lyrischen Gedichte häufiger, und hier und da entstanden selbst drei vortreffliche Gedichte an einem Tage, ein Zeichen, daß „die Zeit erfüllt war." Auf Rechnung der wissenschaftlichen Ausbildung des Dichters, wie Müllenhoff tat, darf man das natürlich nicht setzen, aber allerdings hatte die hohe geistige Kultur des Mannes einen Anteil daran, daß nun alles reif zum Vorschein kam, wie denn auch das lange Zurückdrängen des dichterischen Quells die Ursache davon war, daß es nun um so mächtiger strömte. Das Buch „Quickborn" als Ganzes hat dem Dichter nach eigener Erklärung nicht von vornherein vorgeschwebt, nur im allgemeinen die rettende dichterische Tat für die Muttersprache, aber nach und nach rundete sich selbstverständlich etwas wie eine lyrische und lyrisch-epische Gesamtdarstellung Dithmarscher Volkstums. Man kann annehmen, daß Klaus G. so gut wie jeder andere Dichter beim Schaffen selbst das Glücksgefühl der Produktion und die innere Gewißheit, endlich auf dem rechten Wege zu sein, empfunden hat, im ganzen war aber sein Aufenthalt auf Fehmarn trostlos genug — vergingen doch zunächst einmal zwei Jahre, ehe die Produktion einsetzte, und später fehlten die langen Pausen nicht. Wie in Heide, hat der Dichter dann auch noch auf der Ostsee-Insel weiter studiert; vier Pferde, meinte er selber, hätten die Bücher nicht fortziehen können, die er damals alle gelesen habe. Andererseits aber hat seine Vereinsamung, indem sie die Sehnsucht nach der glücklichen Jugend wachrief, unzweifelhaft mit zum Entstehen des „Quickborn" beigetragen. Wie der junge Autor es gewöhnlich macht, ging auch Klaus G., ehe er mit seiner Sammlung hervortrat, einige Autoritäten um ihre Meinung an, und er fand die richtigen Leute: Klaus Harms, seinen Landsmann, und Gervinus, dessen ganz vortreffliche Charakteristik Hebels in seiner Literaturgeschichte es ihm sofort angetan hatte. „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich," antwortete der Literaturhistoriker, „Ihre Gedichte werden sein wie die Oase in der Wüste." Im November 1852 erschien der „Quickborn" — die Wahl des Titels hatte viel Kopfzerbrechen gemacht — bei Mauke in Hamburg.

Es gab einen der seltenen großen Erfolge, die die Augen von ganz Deutschland auf den Dichter ziehen, manchmal echte, manchmal auch Modeerfolge sind, je nach der Periode, in die sie fallen. Daß der Erfolg des „Quickborns" ein echter war, hat die Zeit, die strengste Kritikerin, bestätigt; denn gerade jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen des Buches verflossen, und es ist noch immer im Vordringen begriffen, was bei einem Modebuche ganz unmöglich wäre. Wir haben Klaus G. bereits als einen großen Stammesdichter bezeichnet, wie sie das 19. Jahrhundert in ziemlicher Anzahl hervorbrachte; sein „Quickborn" ist dementsprechend, wie wir auch schon andeuteten, eine ziemlich allseitige Darstellung Dithmarscher, niedersächsischen Volkslebens, weiter aber die vollkommenste Gedichtsammlung, die je aus einem Volks- und Stammestum erwachsen und ihm durch einen treu und sicher gestaltenden Dichtergeist wieder geschenkt worden ist, und das verleiht dem Dichter seine besondere Stellung. Ja, wir haben größere lyrische Dichter als Klaus G., aber wir haben keinen, der außer seinem eigenen Leben und in seinem eigenen Leben auch noch das gesamte Leben seines Stammes lyrisch verkörpert hätte — episch und dramatisch haben's andere Dichter allerdings ebenso meisterhaft vermocht. Hebel freilich, seine „Alemannischen Gedichte" stehen, als dichterische Gesamtleistung gesehen, im ganzen auf der Höhe des „Quickborns," doch aber ist der Badener Dichter mehr „idyllisch" als lyrisch begabt, und das halbe Jahrhundert, das zwischen dem Erscheinen seiner Dichtungen und dem der Klaus Groths lag, hatte denn doch eine gewaltige Entwicklung der deutschen Poesie gesehen, die dem jüngeren Dichter zugute kommen mußte: während Hebel auf den Errungenschaften des Hainbundes, im besonderen Vossens fußte, hatte Klaus G. die ganze Erbschaft Schillers und Goethes, Uhlands und Rückerts, Platens und Heines überkommen, und er wußte sie auch neben dem nicht minder beträchtlichen Reichtum, den ihm die Germanistik zuführte, zu gebrauchen. So konnte der „Quickborn" die allseitigste und reichste aller ähnlichen Gedichtsammlungen werden, so war auch die nicht minder bemerkenswerte künstlerische Vollendung der einzelnen Stücke möglich, wenn wir darüber auch nicht vergessen dürfen, daß das Talent des Dichters zuletzt doch das Entscheidende war, das Talent und die schlichte, starke Natur Klaus Groths, die ihn trotz seiner Bildung im Rahmen des echt Volkstümlichen hielten und wiederum mit diesem höchste Künstlerschaft verbanden. Das Leben, aus dem Klaus Groths „Quickborn" erwuchs, ist heute zu einem guten Teil versunken, es fällt selbst dem geborenen Dithmarscher nicht mehr ganz leicht, in den Gestalten des Buches, wie sie der Dichter hingestellt und später Erwin Speckter nach dem Leben nachgezeichnet hat, die Vorfahren zu erkennen, aber trotzdem lebt alles auf den ersten Blick, und wer sich gar in die Welt des „Quickborn" wirklich einlebt, der kommt nicht mehr von ihr los. Am unmittelbarsten zum Dichter selber führt natürlich das Spezifisch-Lyrische des Bandes, das, was ihm unmittelbar aus dem Herzen, dem eigenen inneren Erlebnis und dem Naturgefühl zugewachsen ist; Gedichte wie „Min Johann" und „As ik weggung," „De Kinner larmt" und „Dat Dörp in Snee," „Min Platz vœr Dœr" und „Abendfreden," „Hell int Finster" und „Min Port" werden immer wie neu wirken, können unter keinen Umständen veralten. Aber auch das Volksliedmäßige bei Klaus G., meist erotischer Natur, Lieder wie „De Fischer" („Schön Anna stunn vœr Stratendœr"), „Dar weer en lüttje Buerdiern," „Dar geit en Bek de Wisch heutlank," „O, wullt mi ni mit hebbn," „He sä mi so veel," „Leben, och, wa is't ni schön," „Lat mi gan, min Moder slöppt," „Sin Moder geit un jammert," trägt die Bürgschaft der Dauer in sich selbst, denn es hat nicht nur, wie alles gelungene Moderne dieser Art, bei Goethe und Mörike z. B., den leise individuellen Reiz, der es über die bloße Volksliednachahmung erhebt, es hat auch den nieder-

sächsischen Volks- und Stammescharakter, der nur durch die Mundart zu erreichen ist. Gleich hoch stehen die Kinderlieder Klaus Groths: „Still, min Hanne, hör mi to" und „Dar wahn en Mann int gröne Gras" — man hat an die Bilder Ludwig Richters erinnert, um ihren bei aller Schlichtheit durch und durch künstlerischen Charakter zu kennzeichnen —, und diesen schließen sich wiederum die Bilder aus dem Tierleben, von denen „Lüt Matten de Has'" das berühmteste ist, ebenbürtig an. Dazu nehme man dann die Balladen Klaus Groths, die in zwei Gattungen zerfallen, solche, die an Sagen und Gespenstergeschichten, und solche, die an die Dithmarscher Geschichte anknüpfen: auch in ihnen erreicht der Dichter die Meisterschaft, Stücke wie „Ol Büsum," „He wak," „De Pukerstock," „Hans Iwer," von den historischen „Heinrich von Zütphen" und „De letzte Feide" finden in der hochdeutschen Literatur kaum ihresgleichen, da der Realismus und die Wortkargheit, möchte ich sagen, des Niederdeutschen dieser Gattung sehr entgegenkommen. An die Seite dieser Balladen treten die Schilderungen aus dem Volksleben, die vielfach derbhumoristisch („Orgeldreier," „Schitkrœt," „Dagdeef"), aber darum noch nicht, wie Müllenhoff meinte, parodistisch sind. Manche von diesen, wie der Robert Burns' „Tam O'Shanter" trefflich nachgeahmte „Hans Schander," nehmen auch schon breitere erzählende Form an. So auch die meisten Idyllen Klaus Groths, von denen das „Gewitter" das Prachtstück ist, und die zum Teil zu Zyklen geordnet sind („Familjenbiller," „Ut de Marsch"). Größere poetische Erzählungen des „Quickborns" sind „Rumpelkamer," „De Fischtog na Fiel," „Peter Plumm," „Peter Kunrad," „Hanne ut Frankrik" — „Rumpelkamer" ist vielleicht die ergreifendste aller Klaus Grothschen Dichtungen, im „Fischtog" nähert er sich am meisten dem Gebiet Fritz Reuters, doch steckt viel mehr sprachliche Kunst darin, als dieser gewöhnlich aufwendet, „Peter Kunrad" und „Hanne ut Frankrik," die größten Dichtungen des „Quickborns," sind, das erste, ungefähr das, was man Novelle in Versen, das zweite, was man bürgerliches Epos nennt; das letztgenannte Werk ist auch in Hexametern geschrieben. Endlich enthält der „Quickborn," wie er jetzt vorliegt, noch ein gut Teil Didaktisches. Obgleich von vornherein eine wohl gerundete Sammlung, hat nämlich der „Quickborn" doch nach und nach eine bedeutende Erweiterung erfahren: Schon die 2. Auflage brachte etwa 20, die 3. 27 neue Stücke, und seitdem sind bis zur 14. noch 24 Gedichte hinzugekommen, das letzte, das ergreifende „Min Port," aus dem Jahre 1882 stammend. Klaus G. betrachtete bis an sein Lebensende den „Quickborn" als sein Hauptwerk und gab, ganz außerordentlich feinfühlig, das Vollendetste, was ihm später gelang, aber auch nur dieses hinein. So enthält sein erstes Buch die Quintessenz seiner gesamten Dichtung, ohne daß jedoch der ursprüngliche Charakter irgendwie aufgehoben worden wäre.



Der grüne Baum.

Ihr sagt: „Ein schöner grüner Baum!"
Doch wißt, mir ist er mehr;
Ich schaue still zu ihm hinauf
Und horch' ins Blättermeer.

Die Krone wölbt sich mir zum Dach;
Ein tausendfach Geäst
Nickt grüßend über meinem Haupt,
Hält meine Sinne fest.

Und wie als Kind in wachem Traum
Schau' ich den Demantstrahl
Auf jedem Blatt, auf jedem Zweig
Und auf den Blüten all.

Und heimlich, wie aus sel'ger Zeit
Rauscht mir's aus seinem Zelt. —
Hab' Dank, du lieber grüner Baum,
Du bist mir eine Welt!

Kiel. B. Lüdemann.

Die Spanier in Schleswig-Holstein und Dänemark im Jahre 1808.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Am 5. März 1808 betrat die vom Marquis de la Romana kommandierte Avantgarde des vom französischen Reichsmarschall Johann Bernadotte, Prinzen von Pontecorvo, geführten Heeres schleswig-holsteinischen Boden und bewegte sich in langsamen Märschen nach Jütland und den dänischen Inseln, von wo aus Schweden bedroht, wenn nicht angegriffen werden sollte. Mit grenzenloser Freigebigkeit, freilich unter Zusicherung der Erstattung, waren Beköstigung, Sold und Tafelgelder von Dänemark übernommen worden. Ein Heer speziesverschlingender Zivilbeamter, commissaires de guerre, des vivres, payeurs, inspecteurs aux revues etc., denen allen zum Vorteil ihrer Tasche erhöhte Grade beigelegt waren, begleiteten das Heer, das sich in Schleswig-Holstein wie im Lande Gosen befand. Am 9. März erreichte die erste Kolonne der fremden Bundestruppen Flensburg. Es war die aus Franzosen bestehende Division Dupas. Die Division Boudet folgte. Beide Divisionen, die aus dem 3. und 19. leichten Infanterie-Regiment, dem 56., 58. und 93. Linien-Infanterie-Regiment, dem 13., 23. und 27. Regiment Chasseurs à cheval, 3 Batterien Artillerie und 4 Trainbataillonen (12 000 Mann) bestanden, bezogen ein in der Nähe Flensburgs, bei Krusau, errichtetes Lager, um dort einstweilen zu bleiben. 6000 Mann holländischer Truppen unter Generalleutnant Gratien hatten bereits in Fockbek bei Rendsburg ein Lager aufgeschlagen. Die unter Romanas speziellem Befehl stehenden 14 000 Mann Spanier eilten in beschleunigtem Marschtempo gen Norden. Ein Augenzeuge — der dänische Diplomat Johann Georg Rist (Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel. Gotha 1880. II. Bd. S. 9/11) — berichtet über den Einzug der fremden Bundesgenossen in Flensburg: „Es war doch ein seltsam gemischtes Gefühl, mit dem ich die langen Kolonnen in feierlicher Haltung auf dem Südermarkt sich formieren und die lange Straße hinabziehen sah. Diese unzählbaren glänzenden Bajonette erinnerten nur zu lebhaft an die beinahe fabelhaften Taten des Heeres, von dem sie ein kleiner Bestandteil waren, und regten durch ihre historische Bedeutung das Gefühl wie die Betrachtung an, wie sie nun rührig nach dem ihnen unbekannten Norden zogen. Dann beengte der Gedanke, das Vaterland, das friedliche, auf welches noch kein Feind den Fuß gesetzt hatte, von fremden Kriegern durchzogen und in ihrer Gewalt zu sehen, die Brust hinwiederum. Wer konnte voraussehen, wann sie diesen einmal betretenen Boden verlassen würden; welche Ereignisse konnten nicht ihre Waffen gegen uns kehren!

Es erfolgten täglich Durchmärsche; Hunderte von Gespannen waren von allen Seiten versammelt, um Proviant, Bagage und employés zu befördern.

Am 12. März begann der Marsch der Spanier, die, an 14 000 Mann stark, von meinem alten Freunde Romana befehligt wurden. Er hatte den Winter mit dem Prinzen von Ponte-Corvo in Hamburg zugebracht, äußerlich die gleichgültigste, schläfrigste Figur gespielt, durch Ergebenheit und unbedingte Aufopferung seiner Persönlichkeit das Vertrauen des Marschalls erworben. An dem Tage, wo die erste Kolonne des Regiments Guadalazara erwartet wurde, fuhr ich früh morgens bei schneidendem Ostwind den Truppen bis zu einem Wirtshause, eine Meile von Flensburg, entgegen; ich hatte versprechen müssen, ihm bei Verteilung und Einquartierung der Truppen zur Hand zu gehen und als Dolmetscher zu dienen, denn ich war ungefähr der einzige Mensch in Flensburg, der Spanisch sprach und verstand; mit Hülfe meiner Uniform konnte ich, wenngleich unberufen,

die Rolle des Marschkommandanten spielen. Und da zog denn auf der flachen, kalten Straße das Heer der wackeren Spanier heran, die ein unbändiger Ehrgeiz und eine gewaltige Hand, murrend und seufzend aus dem teuren Vaterlande bis an die nordischen Gewässer verschlagen hatte. An der Spitze der Kolonne ritt, ein echter Typus des tapferen Don Quixote, der alte Oberst Delevieillenze, ein langer, hagerer Mann in weißer Uniform von altfränkischem Schnitt, spitzschnäbeligem, glattem Hut, ungeheurem Degen, Halbstiefeln und blauen Strümpfen, zähneklappernd und doch mit gravitätischem Anstand auf einem kleinen Pferdchen, das ihm zwischen den Beinen zu laufen schien. Hinter ihm, auf wunderliche Weise gegen die Kälte ausstaffiert, und mit echt spanischer Sorglosigkeit um soldatische Haltung der Stab, dann das Regiment. Nun war große Verwirrung; überall Mißverständnisse, die ich glücklicherweise durch meine Dazwischenkunft beseitigen konnte, Murren derer, die noch meilenweit abseit zu marschieren hatten, um in Dörfer verlegt zu werden, allgemeine Trostlosigkeit über Kälte und Ermüdung Welch ein Kontrast gegen die schweigende, feste Haltung jener als leichtsinnig verrufenen Franzosen! Ich freute mich doch herzlich, die wohlbekannten Töne der edlen Sprache wieder rund umher aus 100 Kehlen zu hören, die bedeutenden, scharfen Gebärden zu sehen, die angeborne Neigung zu Laune und Scherz, die ein wohlangebrachtes Wort nie hervorzurufen verfehlt, selbst unter ungünstigen Umständen. Ein paar Offiziere nahmen wir mit nach Syndruphof, wo gute Bewirtung und ein warmer Ofen, endlich das Gespräch vom lieben Vaterlande die finsteren Gesichter bald erheiterte. So ging es alle Tage, täglich neue Gesichter, alle mißvergnügt, ja, innerlich empört über den Feldzug nach Norden."

Romana, der am Abend des 13. März in Flensburg eingetroffen und bei dem reichen und stolzen Bürgermeister Thorstracten einquartiert war, hielt sich in dieser Stadt nicht länger als einen Tag auf. Der 13 März war auch für das Land ein merkwürdiger Tag. An diesem Tage endete Christian VII. in Rendsburg seine lange Regierung und sein zerrüttetes Leben.

Im Laufe des Märzmonats war ein Teil der spanischen Truppen nach Fünen übergesetzt und stand im Begriff, nach Seeland hinüberzugehen, als ein unerwartetes Hindernis diese Absicht vereitelte. Als die Nachricht von dem Einrücken der Bernadotteschen Armee in Dänemark nach Gotenburg gedrungen war, lichteten 2 englische Kriegsschiffe — eine Korvette und eine Brigg — in Gotenburg die Anker, segelten nach den dänischen Gewässern und legten sich zwischen Korsör und Nyborg. Das englische Linienschiff „Prinz Christian," das die unbequemen Wächter mit Gewalt vertreiben sollte, wurde an der seeländischen Küste von den englischen Linienschiffen „Stately" und „Nassau" angegriffen und vernichtet. Die Passage blieb daher gesperrt. Aus dem Grunde mußte Bernadotte, der schon über Kolding und Odense auf Seeland eingetroffen war, nach Holstein zurück, wo er in Flottbek, in dem schönen Hause des Barons v. Voght, wiederum sein Hauptquartier aufschlug. Eine Kompagnie spanischer Grenadiere diente ihm zur Ehrenwache.

In den Monaten April, Mai und Juni jenes Jahres war es verschiedenen Abteilungen spanischer Truppen gelungen, nach Langeland überzusetzen. Von diesen wurden einige nach Laaland gebracht, von wo sie über Falster nach Seeland gelangten. Der größere Teil der spanischen Truppen wurde indes in Jütland und Fünen zurückgehalten.

In Jütland verblieben 3 von dem Generalmajor Don Juan de Kindelan kommandierte Regimenter: das Infanterie-Regiment „Zamora," die Kavallerie-Regimenter „Infant el Rey" und „Algarve." Diese Truppen waren verteilt auf Ebeltoft, Grenaae, Randers, Mariager, Hobroe, Aarhus, Aalborg.

Das Infanterie-Regiment „Princesa,“ ein Bataillon des Infanterie-Regiments „Barcellona,“ die Kavallerie-Regimenter „Almanza“ und „Villavieiosa,“ ferner die Sappeurs und der größte Teil der Artillerie garnisonierten auf Fünen. Der höchstkommandierende General, Marquis de la Romana, hatte sein Hauptquartier auf dem Posthause in Nyborg aufgeschlagen. Auf Langeland stand ein Bataillon des Infanterie-Regiments „Katalonien“ mit einem Teil der Artillerie. Nach Seeland kamen die Infanterie-Regimenter „Asturien“ und „Guadalaxara,“ die in und um Roeskilde Quartiere bezogen. Das Depot der spanischen Truppen, nur 500 Mann stark, blieb unter dem Befehl des Brigadiers Hermosillas in Hamburg-Altona.

Während die spanischen Hülfstruppen nur widerwillig dem Machtgebot des großen Korsen gehorchten, hatten sich in dem Vaterlande des Cid Umwälzungen von gewaltiger politischer Tragweite vollzogen. Auf Befehl Napoleons hatte das angestammte spanische Königshaus aufgehört zu regieren. Der Bruder des Kaisers, Joseph Buonaparte, der bisher als Neapels König geherrscht hatte, war mit einem französischen Heere über die Pyrenäen gedrungen, um unter dem Schutze französischer Bajonette den hispanischen Königsthron zu besteigen. Obgleich die angestammte Dynastie durch eine unerhörte Mißwirtschaft sich keineswegs einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen hatte, so verletzte doch das gewaltsame Vorgehen Napoleons den Stolz der Spanier derartig, daß sie sich in Scharen erhoben und mit unbändiger Tapferkeit die Fremdlinge auf hispanischem Boden bekämpften. Die Insurrektion, durch England unterstützt, erfaßte bald die gesamte Halbinsel. Jeden Fußbreit spanischen Bodens mußten die Franzosen mit blutigen Opfern erkämpfen. In Spanien begann des Franzosenkaisers Stern zu erbleichen, um auf den Eisfeldern Rußlands unterzugehen. Obgleich Napoleon alles getan hatte, um zu verhindern, daß die Kunde von den politischen Vorgängen in Spanien zu den auf „Dänemarks grünen Auen“ weilenden spanischen Truppen dringe, so hatte der Kaiser doch nicht jede Nachricht von den Ereignissen auf der spanischen Halbinsel von Romanas Truppen fernhalten können. Dunkle Gerüchte von den politischen Vorgängen im heißgeliebten Vaterlande hatten unter den Offizieren und Soldaten eine gewisse Erregung bewirkt. Am 24. Juni hatte Romana die offizielle Nachricht von der Thronbesteigung Joseph Buonapartes erhalten und sie seinen Soldaten mitgeteilt, aber erst Ende Juli war es den Engländern gelungen, Romana zu verständigen, daß die spanische Nation sich in Waffen für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes erhoben hatte. Diese Nachricht beschleunigte die Ausführung des Romanaschen Planes, mit Hülfe der in den dänischen Gewässern kreuzenden englischen Schiffe sich und seine Truppen dem französischen Machtgebot zu entziehen, um auf hispanischem Boden die Interessen seines angestammten Vaterlandes zu verteidigen. So war die Lage, als am 27. Juli der Befehl bei dem Marquis eintraf, die Truppen ungesäumt dem neuen Könige Joseph Treue schwören zu lassen. Ein solcher Befehl kam Romana unter den obwaltenden Umständen sehr ungelegen. Er suchte sich daher dem Befehl unter einem Vorwande zu entziehen, da vor der Hand die geringe Zahl der englischen Schiffe der geplanten Flucht nicht günstig war. Aber da Bernadotte mit kategorischer Strenge den erlassenen Befehl sofortiger Huldigung des neuen spanischen Herrschers wiederholte, mußte sich Romana am 1. August 1808 wohl oder übel bequemen, die Ausführung der Vereidigung zu befehlen.

Während nun die in Jütland liegenden spanischen Truppen unter dem Befehl des Generalmajors de Kindelan, denen die Vorgänge in ihrer Heimat unbekannt geblieben waren, den ihnen von französischen Offizieren abgenommenen Eid anstandslos schwuren, widersetzten sich die auf Seeland garnisonierenden Regimenter

„Asturien“ und „Guadalaxara“ offen der Eidesleistung und konnten nur mit Hülfe dänischer Truppen, nachdem die Rädelsführer, 113 an der Zahl, gefangen nach Kopenhagen abgeführt waren, notdürftig zur Ruhe gebracht werden. Die unter dem unmittelbaren Befehl Romanas auf Fünen und Langeland stehenden Truppen schwuren den Eid unter der bedeutungsvollen Reservation: Als Mitglieder der spanischen Nation, mit welcher wir leben und sterben wollen, und in der Voraussetzung, daß die Nation durch ihre rechtmäßigen Repräsentanten mit vollkommener Freiheit denselben Eid geschworen habe, den man uns abfordert, schwören wir Joseph Napoleon Treue.“

Trotz des zum Teil meuterischen Betragens, welches die spanischen Truppen zeigten, versicherten die französischen Journale jener Tage, daß die spanischen Truppen in Dänemark „mit unbeschreiblichem Enthusiasmus“ König Joseph Treue geschworen hätten.

Romana, nachdem er sich heimlich mit dem englischen Admiral Sir Richard Keats über die Aufnahme spanischer Truppen an Bord der englischen Schiffe verständigt hatte, pflog mit vertrauten Offizieren Kriegsrat, um den Fluchtplan zu entwerfen. Da Gerüchte verbreitet waren, daß die Fluchtabsichten Romanas zur Kenntnis Bernadottes gelangt seien, sandte Romana durch den Artilleriekapitän Don José Guerrero einen Brief an den Prinzen von Pontecorvo, um seine Ergebenheit zu beweisen und um gleichzeitig Informationen über die Bewegung der französischen Truppen einzuziehen. Zu gleicher Zeit eilten Adjutanten Romanas nach Jütland mit der Weisung an Kindelan, sich aller bei Aarhus, Randers und Fredericia liegenden Schiffe zu bemächtigen, um mit diesen nach Fünen zu segeln, die Pferde aber zurückzulassen, sofern sie nicht, ohne Aufenthalt zu bewirken, mitgeführt werden könnten. Die über Fünen zerstreuten Truppen erhielten Befehl, sich in Svendborg und Nyborg zu sammeln, um nach Langeland überzusetzen, wo englische Schiffe in Bereitschaft lägen. Die auf Seeland befindlichen Truppen sollten ihren Marsch nach Korsör richten und sich hier eventuell so lange verteidigen, bis auch sie nach Langeland übergeführt werden könnten. Am Morgen des 9. August bemächtigte sich Romana der dänischen Festung Nyborg. Zwei im Hafen liegende dänische Kriegsfahrzeuge wurden von herbeigeeilten englischen Kriegsschiffen kampfunfähig gemacht. Am 11. August 1808 setzte das Gros der spanischen Truppen unter dem Schutze englischer Kanonen nach Langeland über. Dem in Greenaae und Ebeltoft in Jütland garnisonierenden Infanterie-Regiment „Zamora,“ sowie dem in Hobroe, Mariager und Aarhus liegenden Kavallerie-Regiment „Infant el Rey“ war die Flucht nach Fünen und die Vereinigung mit den Romanas speziellem Befehl unterstehenden Waffengefährten gelungen. Bei der Überfahrt nach Langeland mußten die Pferde — 1100 an der Zahl — zurückgelassen werden, da der beschränkte Raum auf den Transportschiffen ihre Mitnahme nicht gestattete. Da Romana sich nicht entschließen konnte, die edlen andalusischen Hengste töten zu lassen, gab man ihnen die Freiheit. Von den Schiffen gewahrten die Spanier, wie sich die Tiere auf die friedlich weidenden dänischen Bauernpferde stürzten und mit ihnen kämpften, daß die Grasfläche bald mit verstümmelten Pferdeleichen bedeckt war. Eine unter dem Namen „Knappstrupper“ geschätzte seltene dänische Pferderasse soll einer Kreuzung der andalusischen Hengste mit dänischen Pferden ihre Entstehung verdanken.

An demselben Tage, als Romana Nyborg überrumpelte, hatte sich der Major Don Ambrosio de la Quadra der auf Langeland befindlichen Batterien bemächtigt, so daß der dänische Gouverneur der Insel, Generalmajor Graf Ahlefeldt, jeden Gedanken des bewaffneten Widerstandes aufgeben mußte. Als die Spanier Fünen verließen, beunruhigte sie das Ausbleiben der auf Seeland liegenden Regimenter

„Asturien“ und „Guadalaxara,“ sowie des in Jütland liegenden Regiments „Algarve.“ Auf Langeland erfuhr Romana tiefbekümmert das Schicksal seiner Landsleute. Die auf Seeland stationierten Regimenter hatten Korsör nicht erreichen können, da überlegene dänische Truppen, die von der Überrumpelung Nyborgs durch die Spanier Kenntnis erhalten, die geplante Flucht verhindert und die Spanier entwaffnet hatten. Das in Randers garnisonierende Regiment „Algarve“ war nicht glücklicher gewesen. Die meisten Offiziere konnten sich nicht entschließen, unverzüglich Romanas Befehl zu befolgen. Ihr Kommandeur Don Juan de Kindelan, der sich gestellt hatte, als wenn er mit Romanas Plan einverstanden wäre, hatte Bernadotte die geplante Flucht der Spanier verraten. In Eilmärschen aus Schleswig-Holstein herbeigeeilte französische Truppenteile, sowie dänische Truppen verhinderten das Entweichen des Regiments. Eine Eskadron des Regiments „Algarve“ unter Rittmeister la Costas Befehl war rechtzeitig aus Randers abgerückt und befand sich am Morgen des 10. August bei Snoghoi, wenige Stunden nachdem das Regiment „Zamora“ von Middelfart abmarschiert war. Der Mangel an Transportschiffen verursachte einen kostbaren Zeitverlust, der dem französischen Obersten Ameil mit einer Eskadron des 14. französischen Regiments Chasseurs à cheval, einer Eskadron jütischer Dragoner, einigen auf Wagen beförderten Kompagnien französischer und dänischer Infanterie und einer dänischen Batterie reitender Artillerie ermöglichte, die Eskadron la Costas einzuholen. La Costa suchte eine Art Kapitulation zu erlangen. Es wurde ihm jedoch gesagt, daß, wenn er sich nicht augenblicklich ergäbe, sämtliche Offiziere erschossen, die Soldaten dezimiert werden würden. Er ritt darauf zu dem französischen Oberst, entschuldigte seine Truppen, daß sie nur ihm, ihrem Befehlshaber, Gehorsam erzeigt hätten. Für seine Person jedoch zöge er den Tod der Gefangenschaft vor; er ergriff seine Pistole und jagte sich eine Kugel in den Kopf. Die Leiche des tapferen, mannhaften Offiziers wurde auf dem katholischen Friedhof zu Fredericia bestattet.

Die entwaffneten spanischen Truppen, die auf Napoleons ausdrücklichen Befehl mit großer Strenge behandelt wurden, im ganzen 5000 Mann, wurden im Herbst 1808 unter starker Bedeckung nach Frankreich in die Gefangenschaft gebracht, wo die meisten in den nördlichen Festungen Frankreichs bis zum Jahre 1814 verblieben.

Am 16. August 1808, datiert vom Hauptquartier Rudkjöbing, erließ Romana den folgenden schwungvollen Aufruf an seine Soldaten, der gleichzeitig bestimmt war, ihn gegen die Angriffe Bernadottes zu verteidigen:

„Soldaten! Die Juntas in Andalusien und Galicien haben im Namen aller Provinzen, welche, wie sie versichern, ebenso handeln wie sie, oder wo möglich dasselbe tun werden, uns Schreiben zugesandt und mich als Euren Anführer angerufen, zu eilen, um das Vaterland zu retten und zu rächen. Ganz Spanien hat die Waffen ergriffen, um den Übermut seiner Unterdrücker zu demütigen, die inzwischen diese Nachrichten zurückgehalten haben, ja, sogar uns haben zwingen wollen, einen unbedingten Eid zu schwören, als ob wir nicht Söhne des Vaterlandes wären, das uns nun zu sich ruft. Die Regimenter in Seeland widersetzten sich diesem Befehl; sie wurden umringt und entwaffnet, als Feinde behandelt. Ihr Schicksal war auch uns bestimmt. Unter diesen Umständen und infolge Eures Willens, vereint mit dem Vaterlande zu leben und zu sterben, habe ich nicht länger Bedenken getragen, auf diese Stimme zu achten und die Mittel zu ergreifen, welche unsere früheren Feinde, aber jetzigen Freunde uns anbieten. Bedenkt, Soldaten, daß es die gerechteste und edelste Sache ist, so bald als möglich unsere Arme zur Verteidigung des Vaterlandes zu gebrauchen, anstatt sie als Mietlinge, um andere zu unterdrücken, zu mißbrauchen. Sollte es deshalb nötig sein, so

wollen wir uns den Weg zu unserer Heimat mit unserm Blut erkämpfen. Denn dort, Spanier, lohnt uns allgemeine Bewunderung und des Vaterlandes ewige Dankbarkeit, hier dagegen Schande und Erniedrigung, welche dem spanischen Krieger ebenso unausstehlich, als ein ehrenvoller Tod ihm willkommen ist."

Die Aufforderung Romanas an den spanischen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Yoldi, die Freilassung der in Seeland entwaffneten beiden spanischen Regimenter zu erwirken, blieb fruchtlos, weil der Gesandte dem Könige Joseph gehorchte. Auch die an König Friedrich VI. gerichtete Forderung auf Freigabe der Spanier blieb aus Furcht vor Napoleons Zorn erfolglos. Den Rat einiger Offiziere, gegen Dänemark Repressalien zu nehmen, wies Romana zurück. „Ich will den spanischen Namen in freundlicher Erinnerung in diesem unfreundlichen Norden zurücklassen," war seine Entgegnung.

Am 19. August kam Sir James Saumarez, der englische Flottenchef, mit dem gesamten englischen Geschwader an der Küste von Langeland an. An Bord von Nelsons berühmtem Admiralschiff „Victory," das an der Spitze des großen Mastes die spanische Flagge zeigte, und dessen Kanonen Romana mit 21 Schüssen begrüßten, stattete der spanische General dem englischen Seehelden einen Besuch ab. Am 21. August lichtete die Flotte mit 9000 Spaniern an Bord die Anker und setzte den Kurs auf Gotenburg, das sie am 27. August erreichte. Am 5. September führte eine englische Transportflotte die Spanier nach St. Ander und Corunna, wo die Truppen am 9. Oktober landeten und sogleich ruhmvollen Anteil nahmen am Kampfe gegen Napoleon. Romana, der zwecks Unterhandlungen mit dem englischen Ministerium nach London geeilt war, wo er mit dem größten Enthusiasmus gefeiert wurde, folgte seinen Landsleuten und besiegelte seine Liebe zum Vaterlande in ehrenvollem Kampfe mit dem Tode. —

Kaum sind 100 Jahre verflossen, daß die romantischen Söhne des schönen Spanien ihre geschichtlichen Taten auf „Danmarks dejligst Vang og Vænge" verrichteten, und schon scheint dem gegenwärtigen Geschlecht die napoleonische Zeit in ferne, nebelhafte Weite gerückt.

Der große dänische Märchendichter Hans Christian Andersen, der in Odense, der Hauptstadt Fünens, geboren, in seinen Jugendtagen die Bekanntschaft der hispanischen Fremdlinge gemacht hatte, hat in dem ergreifenden Gedicht „Der Soldat" ihnen ein literarisches Denkmal gesetzt. Die Geschichte eines wegen Totschlags zum Tode verurteilten spanischen Soldaten veranlaßte ihn zu jenen von Adalbert v. Chamisso ins Deutsche übertragenen Versen, die, von Fr. Silcher in Musik gesetzt, wohl jedem Deutschen bekannt sein werden:

„Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!"

Auch das Gedicht Carl Baggers „Koldinghuus Brand," in dem der Dichter die Spanier das Koldinger Schloß anzünden läßt, um Bernadotte und Prinz Oskar am 29. März 1808 zu verbrennen, stellt eine literarische Erinnerung jener Tage dar. Geschichtlich besteht jedoch nur die Tatsache, daß durch Unachtsamkeit der im Schlosse einquartierten Spanier eine Feuersbrunst ausbrach, die das Schloß zum großen Teil vernichtete.

Die Schloßruine von Kolding ist noch heute die bedeutendste geschichtliche Sehenswürdigkeit dieser freundlichen Stadt „Süd-Jyllands."



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

I.

Den Hauptinhalt der folgenden „Nachrichten" bilden die von verschiedenen Freunden unserer heimischen Vogelwelt mir zur Verfügung gestellten Mitteilungen über das Vorkommen solcher Vogelarten in Schleswig-Holstein, die nur ausnahmsweise oder doch nicht regelmäßig bei uns vertreten sind. Sie bilden eine nicht unwesentliche Ergänzung zu den bisherigen Veröffentlichungen über ornithologische Seltenheiten in unserer Provinz. Den Herren Einsendern der betreffenden Beobachtungen sei darum auch hier der gebührende Dank ausgesprochen. — Die hinzugefügten „Bemerkungen" sollen teilweise zur näheren Erläuterung der mitgeteilten Beobachtungen dienen, namentlich aber zu fortgesetzten Studien unserer interessanten Avifauna in weiteren Kreisen anregen und anleiten. Da es zweckmäßig sein dürfte, das von verschiedenen Beobachtern gesammelte Material in eine Hand zu bringen, so erkläre ich mich gern bereit, ein solches in Empfang zu nehmen und darüber von Zeit zu Zeit in der „Heimat" Bericht zu erstatten.

1. Erithacus philomela (Bechst.) Der Sprosser.

Luscinia maior. Große Nachtigall; Wiener, polnische, ungarische Nachtigall.

Der Sprosser gehört, wie schon die zuletzt genannten Namen andeuten, mehr dem Osten und Südosten Europas an. In Deutschland bewohnt er regelmäßig nur die östlichen Provinzen; je weiter westwärts, desto seltener wird er. Ob er Schleswig-Holstein allsommerlich besucht und in den busch- und wasserreichen Gegenden der östlichen Teile unseres Landes hier oder da als Brutvogel auftritt, ob dies regelmäßig oder nur ausnahmsweise der Fall ist, bedarf noch der Feststellung durch fortgesetzte Beobachtungen. Aus den wenigen Notizen, die über sein Vorkommen bei uns bis jetzt vorliegen, dürfen wir noch nicht ohne weiteres schließen, daß er nur ein gelegentlicher Gast unseres Landes sei. Unkundige werden ihn nicht immer von der gemeinen Nachtigall (E. luscinia) unterscheiden. Bei der großen äußeren Ähnlichkeit dieser beiden Vögel in Größe, Gestalt, Färbung, Haltung usw. bietet nach meiner Erfahrung die Verschiedenheit des Gesanges noch das leichteste und sicherste Unterscheidungsmittel. Zu beschreiben ist dies allerdings nicht leicht. Als ich vor vielen Jahren in einem Garten bei Schleswig zum erstenmal einen Sprosser schlagen hörte, fiel mir sofort die etwas tiefere Stimmlage und die größere Kraft dieses Gesanges auf. Spätere Beobachtungen bestätigten mir die Richtigkeit der Naumannschen Beschreibung des Sprosserschlages: „Der Ton des Sprossers ist tiefer, hohler, aber dabei stärker und schmetternder, die Mannigfaltigkeit in den Strophen etwas geringer, diese kürzer und abgebrochener, das Tempo im ganzen langsamer, mit längeren Pausen zwischen den Strophen; auch fehlen unter den letzteren die ziehenden, sanft lullenden und verschmelzenden, die den Schlag der Nachtigall so sehr angenehm machen und ihm vor dem des Sprossers den Vorzug geben, obgleich es in manchen Ländern und auch hier einzelne Liebhaber gibt, die ihn jenem vorziehen." Den Sprosser habe ich selbst in verschiedenen Gegenden des östlichen Schleswig-Holsteins beobachtet, von Alsen bis zum Sachsenwald, also in Gegenden, wo die Nachtigall ständiger Sommergast ist; er trifft bald nach dieser ein und liebt wie diese zum Aufenthalt die Hecken und das Auengebüsch der Waldwiesen. Da wird sich dem aufmerksamen Beobachter schon einmal Gelegenheit bieten, den Unterschied im Ge-

sang der beiden Primadonnen und damit das Vorkommen der großen Nachtigall festzustellen. — Herr Böge berichtet mir aus Kiel, daß er am 14. Mai 1893 ein bei Laboe erlegtes Männchen zum Präparieren erhalten habe, und daß im Mai 1901 ein Exemplar in nächster Nähe Kiels mit dem Schlaggarn gefangen sei. Wem so unser Vogel in die Hände kommt, der mag sich durch die Diagnose und Beschreibung in ornithologischen Werken von der Richtigkeit seiner Bestimmung überzeugen. Sicher genügt schon die kurze Unterscheidung Reichenows:

Sprosser: Kurze äußerste Schwinge wesentlich kürzer als die Handdecken.

Nachtigall: Kurze äußerste Schwinge so lang als die Handdecken oder wenig länger.

2. Ein seltener Albino.

Bei Gelegenheit des 5. internationalen Zoologen-Kongresses in Berlin 1901 legte ich den zu einer Sektionssitzung versammelten in- und ausländischen Ornithologen den Balg eines Vogelalbinos vor mit folgender Erklärung:

„Mitte August vorigen Jahres (1900) wurde mir von Herrn Philippsen, Lehrer auf Föhr, ein kleiner Vogel zugeschickt, der in der Farbe einem jungen Kanarienvogel völlig zu gleichen schien; daß ich es indes auf keinen Fall mit einem solchen zu tun hatte, ergab die Betrachtung der plastischen Verhältnisse, des Schnabels, der Flügel usw., soweit diese noch in ihrer natürlichen Form erhalten waren. Der Vogel war in der Burgsumer Marsch von einem Arbeiter mit dem Spaten erschlagen worden, da er, von einer größeren Schar kleiner Vögel verfolgt, gänzlich ermattet war. Die Art der Tötung und die Hitze der folgenden Tage hatten das Tierchen so entstellt, daß mir eine sichere Bestimmung nicht möglich war; auch Professor Rud. Blasius, dem ich es zugeschickt hatte, konnte nur Vermutungen aufstellen.

Am 30. Juni 1901 wurde nun an derselben Stelle ein dem ersteren vollkommen gleicher zweiter Vogel lebendig gefangen und in einen Käfig gesteckt. Er starb nach ein paar Tagen, wurde von Herrn Philippsen mir wieder zugesandt, und ich habe die Ehre, Ihnen denselben hiermit vorzulegen. Sie sehen, daß das Gefieder nicht eine Spur von Pigment aufweist, es ist bis auf einen leisen Anflug von gelb rein weiß. Die Augen waren blutrot. Aus der Form des Schnabels, der Füße, der Flügel und des Schwanzes scheint sich zu ergeben, daß es ein Schilfrohrsänger (Calamodus schoenobaenus) ist. Der Aufenthalt an den Rohrfeldern der Burgsumer Marsch unterstützt diese Wahrscheinlichkeit, da diese Art hier die häufigste ist. Mir ist freilich nicht bekannt, daß ein Albinismus, und noch dazu ein so vollständiger, bei diesem Vogel jemals beobachtet wurde.

Vorausgesetzt, daß ich den Vogel richtig bestimmt habe, so ist noch der folgende Umstand von besonderem Interesse. Das im vorigen Jahre gefangene Exemplar war offenbar ein junger Vogel, der eben um die Mitte des August bereits flugbar war; das zweite Exemplar aber wurde zu einer Zeit gefangen, wo unsere Rohrsänger, die gerade in diesem Jahre sehr spät zur Brut schreiten konnten, noch Eier hatten. Mithin müßte es ein vorjähriger Vogel sein, der den Winter im Süden verlebt und die Reise nach und von seiner Winterherberge ohne Unfall überstanden hätte, — eine seltene Ausnahme bei einem Albino." —

Die anwesenden Ornithologen gelangten durch die Untersuchung des vorliegenden Balges nicht zu einem bestimmten Resultat. Ich überließ darum das Präparat Herrn Professor Reichenow mit der Bitte, es ev. mit Hülfe des Materials im Berliner zoologischen Museum sicher zu bestimmen und mir dann das Resultat mitzuteilen. Am 4. September erhielt ich darauf folgendes Schreiben:

„Verehrter Freund, die Untersuchung des Albinos hat mich zu einem ganz anderen Ergebnis geführt, als die auf dem Kongreß abgegebenen Urteile lauteten.

Ich halte den Vogel für einen jungen **Wiesenpieper** (Anthus pratensis)! Sie werden darüber erstaunt sein, aber meine Gründe sind folgende. Zunächst kommt die Länge der Schwingen und Schwanzfedern nicht in Betracht, weil beide im Wachsen befindlich sind. Anfänglich glaubte ich, daß ein Laub- oder Schilfsänger vorliege; der Laubsänger fiel aber sofort weg wegen der Länge der Krallen. Eher konnte man an einen Schilfsänger denken, und zwar an den Heuschreckensänger. Dagegen sprach aber die Länge der Hinterkralle und das gänzliche Fehlen der ersten Schwinge. Letzterer Umstand führte mich darauf, daß ein Pieper vorliegen müsse, und hierfür sprechen außer dem Fehlen der ersten Schwinge die Länge von Lauf und Krallen, die gestreckte lange Hinterkralle und besonders auch die am Ende verschmälerte 3. bis 5. Schwinge, eine Eigenschaft, die bezeichnend für die Pieper ist und bei den Sängern nicht vorkommt. Ich will nicht entscheiden, ob Baum- oder Wiesenpieper vorliegt, bin aber mehr für letzteren wegen der geraden Form der Hinterkralle."

Da der Baumpieper auf Föhr nicht vorkommt, so bleibt es also beim Wiesenpieper, der, wie überall in Schleswig-Holstein, so auch auf den Nordseeinseln sehr häufig ist. Der Schlußsatz zu meiner obigen Erklärung ist somit hinfällig. Da der Wiesenpieper schon im Mai brütet, so konnte der betreffende Vogel sehr wohl ein ausgewachsenes Junges vom selben Jahre sein. Interessant bleibt immerhin die Feststellung von einem vollkommenen Albinismus bei Anthus pratensis, der bisher nicht bekannt war; und wenn nach den begleitenden Umständen angenommen werden muß, daß beide Exemplare von einem und demselben Elternpaare abstammten, so ist es auch bemerkenswert, daß in zwei aufeinanderfolgenden Jahren in einer Brut je ein Albino sich befand, dessen Geschwister (mutmaßlich vier) von normaler Färbung gewesen zu sein scheinen, da Herr Philippsen trotz aller Aufmerksamkeit weitere albinotische Exemplare nicht bemerkt hat. Schließlich ist der vorliegende Fall nicht ohne Interesse, — und darum ist er hier in aller Ausführlichkeit mitgeteilt, — weil er zeigt, wie schwierig es unter Umständen ist, eine Vogelart zu bestimmen, wenn nicht die normale Färbung des Gefieders mit zur Hülfe genommen werden kann.

3. Pastor roseus Linné. Der Rosenstar.

Turdus roseus. Merula rosea. Rosendrossel, Staramsel, Hirtenstar.

Nur zwei Fälle sind mir bekannt, wo dieser hübsche Vogel sich bis zu uns verflogen hat. F. Boie schreibt im „Journal für Ornithologie" 1858 S. 362: „Ein alter Vogel, dessen Geschlecht unermittelt blieb, wurde im Juni 1854 zu Hüttenwohld, Guts Bothkamp im Herzogtum Holstein, erlegt." Im Juni 1899 wurde ein weibliches Exemplar von einem Landmann in Ottendorf bei Kiel geschossen und von Herrn Böge ausgestopft. (Siehe den Bericht von H. Barfod in der „Heimat" 1899 S. XXVII.) — Der Rosenstar verbreitet sich von Vorderindien über Persien, Arabien, Syrien, Kleinasien bis zum südlichen Rußland und erscheint von hier aus in Deutschland nur als ein Verirrter, den der Zufall bis zu uns verschlug. Wahrscheinlich ist es, daß die Vögel im Verfolgen der Heuschreckenschwärme zunächst über die Grenze ihrer Heimat hinaus kommen und schließlich, Weg und Steg verlierend, sich so weit nach Westen und Norden hin verirren. Man traf sie hier nur in den Sommermonaten Juni, Juli und August.

4. Aquila maculata (Gm.) Der Schelladler.

Aquila clanga. Großer Schreiadler.

Am 2. Mai 1900 wurde der Gutsbesitzer H. Hamkens auf Hoyersworth in Eiderstedt durch das anhaltende, aufgeregte Schreien einer Krähengesellschaft auf-

merksam gemacht auf einen großen Raubvogel, der über den Marschfennen nach Beute spähend umherschwebte. Am Abend hakte der Vogel in dem am Hause liegenden waldartigen Baumgarten auf; Herrn Hamkens gelang es, in der Dämmerung sich anzuschleichen und ihn aus einer hohen Esche herunterzuschießen. Die ihm unbekannte Beute schickte der glückliche Schütze am andern Tage mir zu. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich in ihr den Schelladler. Es war ein ausgewachsenes Männchen in gleichmäßig dunklem Federkleide. Im Kropf und Magen befanden sich Überreste eines Junghasen. Das Vorkommen dieses Vogels in Schleswig-Holstein war mir bis dahin nicht bekannt. Im Kieler zoologischen Museum befinden sich zwei Bälge mit der Bezeichnung „Aquila naevia syn. maculata. Schreiadler." Mit dieser unbestimmten Etikettierung wird jedenfalls der kleine Schreiadler, Aquila pomarina (naevia), gemeint sein, da mir das Vorhandensein der großen Art bei früheren Studien in der Kieler Sammlung nicht entgangen sein würde.

Durch eine aus dem „Husumer Wochenblatt" in die „Kieler Zeitung" übergegangene Notiz hatte der als Fischzüchter, Ausstopfer und Sammler von allerlei naturgeschichtlichen Raritäten in weiten Kreisen bekannte Herr Hauschild in Hohenwestedt von dem obigen Fall Kenntnis erhalten und ließ mir mitteilen, daß er bereits seit einem Jahre im Besitz eines Schelladlers sei. Ich reiste sofort hin und stellte in der Tat fest, daß das im August 1899 in der Nähe von Hohenwestedt geschossene Exemplar ein junger Vogel dieser Art war. Es steht stark in der Mauser, besitzt aber noch das mit großen hellen Tropenflecken verzierte Jugendkleid. Bei der Präparation wurde festgestellt, daß es ein Weibchen war. Herr Hauschild bemerkte noch ausdrücklich, daß dieser junge Vogel in der dortigen Gegend nicht ausgebrütet sein könne, da sich auf viele Meilen in der Runde kein Adlerhorst befunden habe.

Beide Exemplare sind typische maculata und lassen, mit den in hiesiger Gegend als Brutvögel garnicht seltenen pomarina verglichen, einen Zweifel an der Artselbständigkeit absolut nicht aufkommen. Auf eine Beschreibung der beiden Arten muß hier verzichtet werden, doch stelle ich ihre Größenverhältnisse zum Vergleich einander gegenüber:

	Großer Schreiadler.	Kleiner Schreiadler.
Länge	64—70 cm	54—60 cm
Flugbreite	160—165 „	135—140 „
Fittichlänge	52—54 „	45—48 „
Schwanz	26—28 „	22—24 „
Schnabel	5,5 „	4,2 „
Wachshaut	15—16 mm	11—12 mm
	junges ♀ aus Hohenwestedt, altes ♂ aus Hoyerswortth.	Exemplare aus dem Immingstedter und Langenhöfter Gehege.

5. Tinnunculus vespertinus (L.) Rotfußfalke.

Falco rufipes. Erythropus vespertinus. Abendfalke.

Herr Böge, Lehrer in Kiel, machte mir am 28. April 1902 folgende Mitteilung: „Vielleicht ist es für Sie von Interesse, zu erfahren, daß ich vorgestern gegen Abend einen Rotfußfalken geschossen habe. Es ist ein noch nicht ganz vollständig, aber doch ziemlich ausgefärbtes Männchen. Die Flügeldecken und der Bürzel sind noch grau, dunkel gebändert, hier und da mit den neuen Federn gemischt. Die Unterseite zeigt noch ein paar gefleckte Federn. Der Magen war mit Kerbtierresten gefüllt."

Der rotfüßige Falk bewohnt als Brutvogel Westasien und die östlichen Länder Europas. In Deutschland erscheint er nur selten, und zwar meistens während der Zeit seines Frühjahrszuges, im April und Mai, seltener im Spätsommer und Herbst auf seiner Wanderung in südliche Gegenden. Ausnahmsweise soll er hier

und da in Deutschland (bei Stettin, Halle, Chemnitz, Görlitz usw.) gebrütet haben. Die in Schleswig-Holstein während der Sommermonate etwa beobachteten Exemplare werden zufällige Streifgäste gewesen sein; von einem Brüten in unserm Lande ist nichts bekannt. Doch sei das ev. Wiedervorkommen dieses niedlichen Falken, der unstreitig zu den schönsten seiner Ordnung gehört, der weiteren Aufmerksamkeit ganz besonders empfohlen. In Größe, Gestalt und Bewegung ähnelt er sehr dem bekannten Turmfalken. Zum Zweck der sicheren Bestimmung mögen hier die „Kennzeichen der Art“ nach Naumann folgen:

Augenlider, Wachshaut und Füße mennigrot, beim jungen Vogel rötlichgelb; die Krallen gelbweiß, nur an den Spitzen grauhornfarbig; Flügel und Schwanz gleich lang.

Männchen: Schieferblau, Hosen und Afterfedern dunkel rostrot; Schwanz schwärzlich.

Weibchen: Unten hell rostfarben mit weißer Kehle und After; Rücken und Flügel dunkelaschgrau mit schwarzen Querflecken; Schwanz aschblau, schmal schwarz gebändert.

Junger Vogel: Unten gelblichweiß mit braunen Längsflecken, von oben tiefbraun mit rostfarbenen Federkanten; der Schwanz weißlich rostbraun, schwarzbraun gebändert.

Meeresklänge.

Es haben Nord und West verbunden
sich über Nacht zur wilden Fahrt.
Vergebens wirst du dich erkunden,
wo sie zum Tanze sich gepaart.
Und die Musik zum raschen Kreisen,
vielstimmig mit dem Sturm erwacht,
die tönet nicht wie Menschenweisen,
die hat der Ozean erdacht.

Der Fremdling hört der Wellen Rauschen,
der Möwen Schrei, der Winde Weh'n.
Er hört's, doch mag er immer lauschen,
nie wird den Klang er ganz versteh'n.
Mir aber läßt der Wogen Wallen
von meiner Kindheit Sonnenschein
ein wundersames Lied erschallen,
ein Lied, das ich versteh' allein.

Sande.


Johann Brüdt.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

46. Herr Negenkopp.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Söhns hatt un ên Dochter. De Dochter is de öll's weß.

Nu will se mal ên'n Dag hen to Holt, de Dochter, un will Bęrn plücken.

Do secht de Vadder to ehr: Lat di man ne fat kriegen vun Herr Negenkopp. De bill't sik in, all', wat in 't Holt kümmt, dat is sin, un de hê fat kricht, de nimmt he mit na sin Höhl.

*) Das hier mitgeteilte Märchen gehört zu der schönen Ernte, die ich in den Sommerferien des vorigen Jahres eingeheimst habe.

Nachdem ich in den ersten Ferientagen von meinem Heimatdorf Klenzau aus in dem benachbarten Liensfeld dem alten Arbeiter Landschof 17 ‚Geschichten' abgenommen hatte — was ich in Thürk fand, stammte größtenteils aus Grimm —, wurde mir die Freude zu teil, von Frau Gräfin Scheel-Plessen geb. Gräfin Scheel-Plessen auf

O, secht de Dêrn, mi schall he niks dôn, ik will mi wul wahrn.

Also se geiht je hen to Holt.

Dat dur't ne lang', do kümmt Herr Negenkopp — negen Köpp hett he hatt —, de kricht ehr fat un nimmt ehr mit na sin Höhl.

Nu kümmt de Dêrn je ne wedder to Hus.

Ja, secht de Vadder to de Jung's, nu hett Herr Negenkopp ehr weg. Wat wüllt wi nu upstell'n? Nu hebbt wi nümm's, de uns de Grütt kaken deit.

Ja, secht de öll's, denn gah ik ehr na. Ik will ehr wul wedder an 't Hus bring'n.

Na, hê geiht to Holt, un dat dur't ne lang', do dröppt Herr Negenkopp em uk.

Na, wat wullt du hier in min Holt?

Ja, ik wull min Swester söken.

Schloß Sierhagen, einer hochgebildeten und feinsinnigen Dame, die trotz ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung sich doch für das Volkstum unserer Heimat und insbesondere für unser ernstfestes und trauliches Platt ein warmes Herz bewahrt hat, mit einer liebenswürdigen Einladung beehrt zu werden. Dieser Einladung verdankte ich außer einem höchst angenehmen Aufenthalt in dem schönen Sierhagen — der sog. Lachsbek, wo mir beim Schreiben die neugierigen Eichkätzchen ungefähr über die Schulter guckten, ist ein wahres Märchenparadies — zugleich eine wesentliche Erleichterung und Förderung meiner Sammeltätigkeit, so daß die vierzehn Tage, die ich als Gast des gräflichen Hauses in Sierhagen verleben durfte, meiner Sammlung einen äußerst wertvollen und erfreulichen Zuwachs gebracht haben.

In dem Gutsbezirk Sierhagen selbst fand ich gegen 30 Geschichten. Der Schäfer Weidemann erzählte mir 8, der Arbeiter Ehlers in Stolpe 13, Frau Berner in Kassau 5, der Scheunenvogt Evers 3. Was E. sonst noch zu erzählen wußte, stammte aus Grimm. In dem benachbarten Dorfe Hobstin erzählte mir der Schneider Laas 28 zum Teil etwas verwilderte Geschichten, die er aus der Fremde mitgebracht hatte, in Sibstin der alte Witt 17, meistens Schnurren. In Sibstin war ich schon den Sommer vorher mal gewesen, um den alten Klüver auszuplündern. Den reichsten Gewinn brachte das nahe Neustadt. Hier erzählte mir der aus Sierhagen gebürtige Steinbrücker Grage 15 Geschichten, meistens Schnurren, der alte Krützfeld 5, der alte Badewärter Eichelberg 6 und der alte Hünike 32.

Hünike, auf den ich von einem meiner alten Erzähler in Altenkrempe aufmerksam gemacht worden war, erwies sich als ein Märchenerzähler ersten Ranges, und seine Geschichten gehören nach Inhalt und Form zu den allerbedeutendsten meiner Sammlung. Er erzählt geradezu klassisch. Zwei Hamburger Herren, die mich während meines Sierhagener Aufenthalts besuchten, um meinen Märchenbetrieb aus eigener Anschauung kennen zu lernen — der eine, von Borstel, gehörte dem Hamburger Jugendschriftenausschuß an —, und die ich mitgenommen hatte, um ihnen meinen alten Hünike mal vorzuführen, kamen aus dem Entzücken gar nicht heraus. Sein schönstes Märchen, das mir in anderer Fassung schon von dem alten Johann Schütt in Altenkrempe erzählt worden ist, war unstreitig das von den zwölf Schwänen. Ich habe mir dies Märchen dreimal erzählen lassen, an drei verschiedenen Tagen, und bei der Ausarbeitung für jeden Satz sorgsam die beste Fassung ausgewählt. Gern hätte ich es schon in diesem Heft abdrucken lassen. Es war aber für den Raum, der mir zur Verfügung stand, zu lang. Eine Vorstellung indessen von der Art, wie H. erzählt, und von dem inhaltlichen Wert seiner Märchen wird auch die hier mitgeteilte Probe schon geben.

Von Sierhagen machte ich dann noch einen Abstecher nach Stadtfurt bei Cismar, wo mir Möller 26 Geschichten erzählte. Hätte es nicht seine Mundart schon verraten, daß er kein geborner Holsteiner sei: ich hätte es auch aus dem ganz andersartigen Inhalt seiner Geschichten entnehmen können. Er stammte aus Straßburg in der Ukermark.

Auf der Rückreise besuchte ich in Lensahn meinen alten Hans Lembcke mal wieder, den unerschöpflichen. Natürlich hatte er wieder mehrere neue Geschichten für mich bereit.

In der letzten Ferienwoche habe ich dann noch einen Erzähler in Kiel entdeckt und in Lütjenburg deren drei. Die Quellen fließen also vor der Hand noch lustig weiter.

Zu dem hier mitgeteilten Märchen selbst wolle man das gleich betitelte Märchen bei Müllenhoff (S. 450 ff.) vergleichen, das ihm von Klander in Plön geliefert worden ist, das also gleichfalls aus dem östlichen Holstein stammt.

Dar dörfs ne lang' ng sȫken, secht he, kumm man mit, de is bi mi.

Hê geiht mit em na sin Höhl.

Na, secht Herr Negenkopp, nu sett di man dal. Wüllt êrs wat ęten.

Do kriegt se Swartsur.

As se bi to ęten sünd, do finn't hê 'n Minschenhand up sin [1]) Töller, de Jung.

Do ward em gru'n, un do secht he: Nu mag 'k ne mêhr.

Ja, secht Herr Negenkopp, denn gah hen un klei' de ol Grotzmudder den Rügg'n, [2]) de sitt dar achter 'n Aben.

As hê ehr den Rügg'n klei'n will, do gifft de Olsch em 'n Stot, dat hê 'n ganz Flach weg flücht. Un do fall't he up so 'n Klapp un fall't na 'n Keller rin.

Na, nu kümmt dê uk je ne wedder to Hus.

Ja, secht de twêt Söhn, denn will ik mal ng.

As hê in 't Holt kümmt, do kümmt Herr Negenkopp wa' an.

Na, wat wullt du hier in min Holt?

Ja, ik wull min'n Bröder un min Swester sȫken, secht he.

Ja, denn kumm man mit, secht he, de sünd bi mi.

Hê geiht mit em na sin Höhl.

Na, wi wüllt man êrs wat ęten, secht Herr Negenkopp.

Nu geiht dat Ęten bi de [3]) Swartsur je wedder los'. Un do dröppt hê uk 'n Minschenhand dar in sin Töller.

Nę, secht he, nu mag 'k ne mêhr.

Ja, denn gah hen un klei' de ol Grotzmudder den Rügg'n.

Hê geiht hen un will ehr den Rügg'n klei'n: do gifft se den' uk 'n Stot, dat hê 'n Flach weg flücht. Un do fall't he up de Klapp, un dat uk na 'n Keller rin.

Na, secht de Vadder, wat nu? De kümmt uk ne wedder. De ol Negenkopp hett ehr wul al all'tosam'n upfręten.

Ja, secht de jüng's — de hett Tolleteufel hêten —, denn will ik ehr mal ng. Denn nehm ik unsen Pilsepuß mit. Dat is ehr Hund weß, so 'n groten Hund.



Der Märchenerzähler Hünike in Neustadt, geb. 1825.

Ja, denn bün 'k ju je all' los', secht de Vadder, du kümms uk je ne wedder.

Nu geiht he je los', de Jung.

As hê eben in 't Holt is, kümmt Herr Negenkopp wa' an.

Na, wat wullt du hier mit din'n groten Hund?

Ja, ik will min Swester un min Bröder sȫken, secht he.

Ja, denn kumm man mit, secht he, denn schaß ehr wul finn'n, de sünd bi mi.

Nu geiht he je mit em.

As se dar in de Höhl kamt, nu wüllt wi man êrs wat ęten, secht Herr Negenkopp. Un do geiht 't wedder bi dat Swartsur los'.

Do dröppt hê uk 'n Minschenhand.

Hê kümmt bi un nimmt de Minschenhand un smitt ehr an de Eer. So, Pilsepuß, secht he, de fritt du man up. Un do gifft he em dat anner Swartsur tô. Un de Hund fritt dat all' up.

Do secht Herr Negenkopp: Wenn du ne mêhr ęten wullt, denn gah hen un klei' de ol Großmudder den Rügg'n.

Do secht de Jung: Pilsepuß, geh hin un kratz die alte Großmudder den Rügg'n. Denn du hast gegessen und getrunken: nu kratz ihr auch öntli[4]) den Rügg'n.

De Hund, de springt je achter ehr un fangt sik 'n Klei'n an un ritt ehr den ganzen Rüchgrat rut.

Do fall't s' dar hen un is dot.

Wat maks du mit din'n Hund? secht Herr Negenkopp. Du maks min ol Großmudder hier dot?

Jo, secht Tolleteufel, de schull uk dot.

Do geiht dat Haugen[5]) los' mit de beiden. Awer de Hund, de springt herup na em un ritt em ên ną 't anner all' sin Köpp af.

Do fall't Herr Negenkopp dal un is dot.

As dê dot is, do kümmt sin Swester denn je hervör.

O, Tolleteufel, secht se, dat is gôt, dat du kam'n büß. Denn ik wêt ne, wat din Bröder noch lewt oder dot sünd in 'n Keller.

Ja, denn wüllt wi mal ugsöken, secht Tolleteufel.

Se sökt sik 'n Ledder[6]) her un stigt na 'n Keller rin.

Do hukt se[7]) beid' achter 'n Tunn' un sünd al binah half dot.

Se kriegt ehr je herup, un de Dochter kakt wat ęten, un do ęt un drinkt se tosam'n, un do ward de beiden Bröder uk öntli wa' lebenni. Un do sêht se dat all' ug: do is dar so vęl Geld un Kram weß: se hebbt dat gar ne all' mitkriegen kunnt.

Do blifft de Dochter un de beiden ölls'n Söhns, de bliwt dar un packt dat all' tosam'n. Un Tolleteufel geiht mit sin'n Hund wa' hen to Hus.

Vader,[8]) secht he, nu spann' man an, nu wüllt wi uns 'n ganzen Wagen vull Geld hal'n.

Ja, heß du de annern beiden Jung's funn'n?

Jo, secht he, de Dêrn uk.

Do spann't se Pêr vör 'n Wagen, un do föhrt se den ganzen Dag ümmerlos' Geld, bet se den ganzen Kram dar weg hebbt.

Do is dat de riks Bur word'n, de dar in 'n Dörp weß is. —

Nach Hünike*) in Neustadt i. Holst.

Anmerkungen: [1]) Im Plattd. heißt es dat Töller. [2]) H. sagt Rügg'n, nicht Rüch. Die mnd. Form ist rugge. [3]) Wer ‚de Swartsur' sagt, denkt nicht an die Bedeutung des Worts, sondern nur an das Gericht. H. wechselt in der von mir wiedergegebenen Weise zwischen de und dat Sw. [4]) Nbf. zu ‚ontli'. [5]) Nbf. zu ‚Hau'n'. [6]) spr. ‚Leller'. [7]) hocken sie. [8]) H. ist unter allen meinen Erzählern der einzige, der noch die alte Form Vader und Moder gebraucht, freilich nur noch da, wo er seine Personen sprechen läßt. Sonst gebraucht auch er schon die hochdeutsch gefärbten neuen Formen Vadder und Mudder. Ich habe diese Eigentümlichkeit hier beibehalten. Wenn in dem Märchen ‚De ful Hans' (Oktoberheft 1900) die alte Frau Lembcke ihren Hans sagen läßt: ‚Vör min Moder ehr Kök', so fiel das schon der Erzählerin selbst als altertümlich auf.

*) Hünike, geb. 1825 in Neustadt, Maurer, auf Fehmarn und auf Seeland gearbeitet, später im Hannoverschen, am schlesw.-holst. Krieg teilgenommen, zur See gefahren zwischen Warnemünde und Kronstadt, nach seiner Verheiratung immer im Gaarzer Gut gewohnt, 22 J. bei einem Meister in Oldenburg i. Holst. gearbeitet, jetzt bei seinem Sohn in Neustadt. Seine Geschichten hat er ‚bi de Suldaten' und als Gesell gehört.

Mitteilungen.

1. **Bindebriefe.** In Jahrgang 7 der „Heimat," Seite 168 und 180 befinden sich zwei Mitteilungen über Bindebriefe in Angeln. Dieselbe Sitte existiert bei den Nordfriesen und in Nordschleswig. Leider aber teilt dieser alte Brauch mit so vielen andern Volkssitten dasselbe Schicksal und wird bald verschwunden sein. Unsere gegenwärtige Zeit hat auch schon einen Ersatz dafür gefunden. Statt das Geburtstagskind zu „binden," wird ihm jetzt in dem Lokalblatte ein 9 999 999 maliges Hoch gebracht, und damit die „durstigen Seelen," die das Hoch ausbringen, doch ja für ihre Mühe belohnt werden und ihren Durst gestillt bekommen, wird hinzugefügt: v. h. s. w. w. m. l.? (ob he sik wull wat marken lött?) Wie wenig Ansprechendes hat dieses gewaltige Hoch den alten Bindebriefen gegenüber! Mit dem Verschwinden der Bindebriefe ist wiederum ein Stück unseres Volkslebens zu Grabe getragen worden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es eine allgemeine Sitte, jemanden an seinem Namenstage zu binden. Schlau mußte man aber dabei zu Werke gehen, und manche List ward angewandt, um den Bindebrief an den Mann zu bringen. Wenn es nicht anders möglich war, heftete man den Brief, in welchem ein vielfach geknoteter Seidenfaden lag, mit einer Nadel an den Rock oder steckte ihn einer weiblichen Person in das Kopftuch. In Deezbüll habe ich gesehen, daß die Schulkinder eine gelbe Wurzel sorgfältig aushöhlten und dann den Brief hineinsteckten. Die Öffnung wurde mit dem zuerst herausgeschnittenen Propfen geschlossen, und darauf das Präparat verschenkt. Groß war dann die Überraschung, wenn der Überlistete beim Verspeisen des Geschenkes den Bindebrief entdeckte. Konnte der Gebundene den Faden nicht auflösen, dann mußte er sich loskaufen durch Punsch oder Kaffee und Kuchen. Es sei mir gestattet, folgende Proben von Bindebriefen mitzuteilen:

Als ich heute morgen erwachte
Und über diesen Tag nachdachte,
Da fiel mir der Gedanke ein,
Es könnte wohl N. N. sein Geburtstag sein.
Schnell nahm ich in der Eile dies Papier
Und schrieb darauf dies Verschen hier.
Ich lege einen Faden darein,
Damit du sollst gebunden sein,
Bis du dich lösest hübsch und fein
Mit Kaffee, Tee und Branntewein (Backwerk).
Und sollt' es dir denn nicht behagen,
Uns zum Geburtstag einzuladen,
So bleibst du gebunden auf jeden Fall
So fest wie die Kuh auf ihrem Stall.
(Deezbüll.)

Vi nylig ud i Sinde fik,
At vi Dig vilde binde,
Hvorledes dette kan faae Skik,
Vi ikke kan paafinde.
Dog flink og kjønt Du bindes blot
Med disse korte Rader,
Og vil Du ikke staae til Spot,
Du os traktere lader.
Hald Du ikke nænne kan
Dine Penge at udgive,
Vi Dig et Spørgsmaal stille hen,
Kan det besvaret blive?
Det Spørgsmaal er: Hvormange Trin
Du agter vil at gjøre,
Før Du i Æglestand gaaer ind,
Et Bryllup os at gjøre?
Eller og: Hvormange Trin Du triner i grønnen Eng,
Førend Du triner i Brudeseng?
Kan et af disse Spørgsmaal Du besvare,
Da er Du løst fra denne Fare.
Ellers er Du bunden,
Indtil Haren griber Hunden,
Indtil Skibet kan seile paa Land,
Og Pigerne ei vil have en Mand.
Bunden er Du, og bunden skal Du være,
Indtil Du løser Dig med Ære:
Kaffe, Puns og Kringle,
Indtil vi alle dingle. (Süderhoftrup.)

Dem Sinne nach übersetzt, lautet der Brief etwa so:

Neulich kam es uns in den Sinn,
daß wir Dich binden wollten;
wie das sich passend machen läßt,
können wir nicht ausfindig machen.
Doch schnell und leicht Du gebunden bist
mit diesen kurzen Zeilen,
und willst Du nicht verspottet werden,
dann mußt Du uns traktieren.
Falls Du nicht Dein Geld ausgeben magst,
wollen wir Dir eine Frage hinstellen,
kann die beantwortet werden?
Diese Frage lautet: Wie viele Schritte
gedenkst Du noch zu tun, bevor Du in die Ehe eintrittst
und uns eine Hochzeit machst?
Oder auch: Wie viele Schritte willst Du auf der grünen
Wiese tun, bevor Du in das Brautbett trittst?
Kannst Du eine von diesen Fragen beantworten,
dann bist Du befreit von dieser Gefahr.
Sonst bist Du gebunden,
bis der Hase den Hund greift,
bis das Schiff über Land segelt
und die Mädchen keinen Mann haben wollen.
Gebunden bist Du, und gebunden sollst Du sein,
bis Du Dich lösest mit Ehren:
Kaffee, Punsch und Kringeln,
bis wir alle taumeln.

Woher mag nun diese Sitte rühren, wie alt mag sie sein? In dem zu Anfang genannten Jahrgang der „Heimat" wird erwähnt, daß sich ein ähnlicher Brauch in England

findet, true lovers-knots genannt. Ich wiederhole hier nochmals die Bitte, Näheres über die Bindebriefe mitzuteilen, und mache auf folgende Punkte aufmerksam:

1. Ist die Sitte in der ganzen Provinz bekannt?
2. Finden sich ähnliche Bräuche vor?
3. Wo kennt man die Bindebriefe außerhalb unserer Provinz?

Sonderburg. D. N. Christiansen.

2. **Ein volkstümliches Mittel zur Rettung aus der Erstickungsgefahr im Brunnenschachte.** Von Zeit zu Zeit liest man in der Tagespresse, daß beim Ausschachten von Brunnen infolge Einatmens giftiger Gase Menschenleben verloren gegangen sind. Die Rettung eines so in der Tiefe des Brunnens Verunglückten scheitert in der Regel daran, daß man nicht zu ihm gelangen kann, ohne das eigene Leben nutzlos preiszugeben; ebensowenig verfügt man über Hülfsmittel, um dem durch die Kohlensäure Vergifteten schnell und ausreichend Lebensluft zuzuführen. Daß aber dennoch fast überall die Möglichkeit vorliegt, durch Anwendung eines einfachen Mittels die Rettung zu bewirken, möchte ich — mit freundlicher Genehmigung unserer verehrten Schriftleitung — den Lesern der „Heimat" durch Erzählung eines eigenen Erlebnisses dartun. Als ich vor einer Reihe von Jahren im adeligen Gute Ascheberg, zu Glasholz, als Lehrer wirkte, sollte dort ein Schulbrunnen gegraben werden, dessen Platz durch vorherige Anwendung der Wünschelrute bestimmt wurde, wie ich nebenbei erwähnen möchte. Zu Beginn der Sommerferien stellte sich der Brunnenmacher mit seinen Gehülfen ein, und da einigermaßen brauchbares Wasser in genügendem Maße erst in einer Tiefe von etwa 25 m erreicht wurde, so waren die Leute wochenlang, bis in den September hinein, auf dem Schulgrundstück anwesend. Während einer Frühstückspause bot sich mir Gelegenheit, im Beisein der Arbeiter mit dem Meister über die Gefahren seines Berufes zu reden, und er berichtete mir, daß er durch „schlechte Luft" einst in höchster Lebensgefahr geschwebt und besinnungslos unten im Brunnen gelegen habe, aber durch Hinabgießen von Wasser in den Brunnenschacht gerettet worden sei. — Ich riet bei dieser Gelegenheit dringend, auch bei unserm Brunnen vor Beginn der Arbeit in der Tiefe ein brennendes Licht hinabzusenken, um die unten vorhandene Luft zu prüfen. Es wurde denn auch wirklich dem entsprechend verfahren und einmal das Vorhandensein der „schlechten Luft" festgestellt; später jedoch griff wieder Sorglosigkeit platz. — Eines Morgens — es war an einem Montage, und die Arbeit hatte seit dem Sonnabend geruht, auch Windstille und dichte Nebel herrschten — war ohne jene Vorsichtsmaßregel einer der Arbeiter in den Brunnen gestiegen, um einen am Sonnabend dort vergessenen Hammer zu holen. Da er unten blieb und kein Lebenszeichen gab, stieg auch der Meister hinab, und nun lagen beide besinnungslos und stöhnend in der Tiefe. Die beiden oben gebliebenen Arbeiter teilten mir den Sachverhalt mit, nachdem sie durch das Auf- und Abwinden der leeren Eimer vergeblich einen Luftwechsel im Brunnenschachte herbeizuführen versucht hatten. Gegen den Willen der Arbeiter, die trotz der Bretterverkleidung in dem quadratischen Brunnenschachte ein Einstürzen der Wände befürchteten, goß ich nun einen Eimer Wasser in die Tiefe, und schnelle Hülfe leisteten mir bei dieser Tätigkeit meine inzwischen eintreffenden Schüler. Es mochten 5—6 Eimer voll hinuntergestürzt sein, da tönte es dumpf aus der Tiefe: „Mehr Water!" Gern leisteten wir dem Rufe Folge, und bald konnten wir am Seil den Körper des Arbeiters heraufwinden; er war aber, weil er länger der Kohlensäure-Vergiftung unterworfen gewesen war, eine Leiche, während der Meister sich soweit von der Betäubung erholt hatte, daß er nicht nur den Körper des Gehülfen hatte an das Seil binden können, sondern auch ohne Hülfe an den Leitern dem Todesschacht entstieg. Da ich Grund habe zu der Annahme, daß das von mir angewandte Rettungsverfahren weiteren Kreisen nicht bekannt ist, habe ich Vorstehendes niedergeschrieben. Sollten diese Zeilen irgendwo bei so entsetzlichem Unglück den Anlaß zur Rettung bieten, so wäre ihr Zweck vollauf erreicht.

Kiel. P. N. Petersen.

3. **Warum der Wind immer um die Kirchen wirbelt.** Der Wind und der Teufel gingen einst spazieren. Als sie in die Nähe einer Kirche kamen, mußte der Teufel, wie er sagte, auf einen Augenblick abtreten. Er ging aber auf einem Umwege weiter und kam nicht zurück. Der Wind wartet bis heute und sucht in allen Ecken seinen verlorenen Begleiter.

Flensburg. Nach einer alten Überlieferung mitgeteilt von J. J. Callsen.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Bücherschau.

Willrath Dreesen: „Meer, Marsch und Leben." Gedichte. J. H. Cotta in Stuttgart. 1904. 82 S. Preis 2,50 M. — Durch den Titel verleitet, glaubte ich in dem Verfasser einen Schleswig-Holsteiner suchen zu dürfen; aber die eingestreuten plattdeutschen Gedichte sagen mir, daß der Dichter (und mit einem wirklichen Dichter haben wir es zu tun) aus Ostfriesland, vielleicht aus der Gegend der Jade stammt. Es steckt viel Kraft und Eigenart in ihm, und die starke Klassik, die gesunde Realistik seiner Bilder, die fröhliche Zähigkeit, mit der er an den Schönheiten der Marsch und der See hängt, das scharfe Dichterange, das er fast auf jeder Seite beweist, und das ihn im Erfassen charakteristischer Eigentümlichkeiten seiner Landschaft selten trügt — dies alles gibt die Gewähr, daß er sich ausreifen wird zu einem gesunden Vertreter der Heimatkunst, den nicht nur seine engere Heimat liebgewinnen wird.

Wilhelm Lobsien.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

135. Dr. Blunck, Hamburg-Eimsbüttel, Alexanderstr. 8. 136. Hansen, Zahntechniker, Kiel. 137. Hargens, P., Lehrer, St. Peter. 138. Hartwig, P., Hamburg, Wandsbekerstieg 59. 139. Dr. Jasperson, Schellhorner Berg, Preetz. 140. Paulsen, Gärtner, Flensburg. 142—152. Ehlers, Evert, Frahm, Greve, Holm, Jungjohann, Kehden, Kiewitt, Ohlsen, Pahl, Seminaristen, Eckernförde. 81. Arnemann, Benno, Eckernförde, Kielerstr. 16.

Kiel, am 25. Mai 1905.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Freunde der **„Heimat,"** werbt der **„Heimat"** neue Freunde!

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 7. Juli 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Mitteilungen des Entomologischen Vereins für Hamburg-Altona 1899—1904, mit einem Anhang: Verzeichnis der Schmetterlinge der Umgegend Hamburg-Altonas. Zu beziehen durch H Groth in Hamburg, Hütten 139. — W. Heering, Anleitung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen in der Umgebung Altonas und Führer durch die naturwissenschaftlichen Sammlungen Altonas und Hamburgs, Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Altona-Ottensen. — Karl Macke, Der Stromgeiger, eine romantische Dichtung. Verlag von Cordier in Heiligenstadt (Eichsfeld). — Richard Dohse, Von Hart tau Harten, plattdeutsche Gedichte. Verlag von Max Hansen in Glückstadt. Preis 1,20 M. — „Aus der Natur," Zeitschrift für alle Naturfreunde, herausgegeben von Dr. W. Schönichen. Schöneberg-Berlin. Jahrgang 1895, Heft 1—3. Verlag von Erwin Nägele in Stuttgart. Jährlich 24 Hefte zum Preise von 6 M.

Anfrage.

Ein 75jähriger Bremer, der „Altertümer" studiert, Genealogie u. dgl., ein Leutnant des „bremischen Heeres" aus der Zeit vor 1866, namens Friederichs, hat mich gebeten, ihm ein Lied zu besorgen, das nach der Schlacht bei Schleswig im Jahre 1848 in plattdeutscher Sprache erschien und mit den Worten begann: „Wat is den Dän sin Vaderland?" Dies die Angaben des alten Herrn. Mir persönlich ist nichts darüber bekannt. Wer von den Lesern der „Heimat" gibt Auskunft?

Bremen. Dr. Tetens, Syndikus.

Bücherschau.

O. Laplace, Verzeichnis der Schmetterlinge der Umgegend Hamburg-Altonas. Zu beziehen durch H. Groth in Hamburg, Hütten 139. — Seit einer Reihe von Jahren haben eifrige und tüchtige Schmetterlingssammler Hamburg-Altonas im regsten Verkehr miteinander an der Erforschung der Lepidopterenfauna ihres Gebiets gearbeitet und ihre Beobachtungen und Erfahrungen vielfach in Vereinssitzungen kritisch gesichtet, um das

Gesamtmaterial nach einem einheitlichen Plan zu regeln und das Endergebnis schließlich weiteren Kreisen zu unterbreiten. Dieses Ziel ist jetzt erreicht. Das vorliegende Verzeichnis umfaßt alle Großschmetterlinge, die in der Umgegend Hamburgs bisher mit Sicherheit beobachtet worden sind, insgesamt 748 Arten und 163 Varietäten, den neuesten wissenschaftlichen Forschungen entsprechend benannt und geordnet; es enthält zugleich zuverlässige Angaben der Fundorte, der Flugzeiten, sowie Mitteilungen über die Futterpflanzen der Raupen, über biologische Beobachtungen usw. Hiermit besitzen wir also endlich ein Werk, das nunmehr den Grundstock zu einer Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins bildet, das allen Sammlern einen klaren Überblick über den Formenreichtum an Schmetterlingen in unserer Provinz gewährt und ihnen zur Zeit die beste Auskunft erteilt über das Wo, Wie und Wann des Vorkommens der einheimischen Arten. Wer den Nachweis liefert, daß hier im Norden des Vaterlandes Falter vorkommen, die in dem Hamburger Verzeichnis fehlen, erweist der „Heimat" einen Dienst. Zu den zweifelhaften Formen gehört z. B. der Apollo. — Gleichzeitig unterhalten die Sammler Hamburg-Altonas einen äußerst lebhaften Tauschverkehr, so daß der Gesamtumsatz an Tauschmaterial im Laufe des Vereinsjahres 1900 bis 1901 schon 26 700 Einheiten betrug. Solche Resultate können nur erreicht werden durch andauernde, energische, gemeinsame Arbeit unter zielbewußter Leitung. Alle Achtung dem wackeren Verein, der bisher die Lepidopterologie in den Vordergrund stellte, doch auch auf anderen entomologischen Gebieten rüstig vorwärtsschreitet; Herrn Laplace, dem ersten Vorsitzenden des Vereins, gebührt besonderer Dank. H. Schade-Kiel.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

152. Achtenich, Bürgermeister, Christiansfeld. 153. Arnemann, Benno, Eckernförde. 154. Berger, Kaiserl. Werftbeamter, Ellerbek. 155. Blohm, Hauptlehrer a. D., Ladegaard f b. Hadersleben. 156. Bodin, Lehrer, Epenwörden b. Meldorf. 157. Bonnichsen, Lehrer, Lysabbelholz pr. Schauby. 158 Büllmann, Seminarist, Eckernförde. 159. Carlsen, Pastor, Aastrup b. Haderkleben. 160. Dr. Carstens, Gymnasial-Professor, Hadersleben 161. Christensen, Organist u. Lehrer, Wittstedt b. Ober-Jersdal 162 Christiansen, Hauptlehrer a D, Hadersleben. 163. Christiansen, Lehrer, Flensburg. 164. Clausen, Privatier, Hadersleben 165. Claussen, Pastor, Thrstrup b. Christiansfeld. 166. Ellrich, Buchhalter, Kiel 167. Frölich, Lehrer, Hadersleben. 168. Hartwig, Maler, Hadersleben. 169. Heuer, Gastwirt, Schönkirchen 170 Hinz, Vorschullehrer, Hadersleben. 171. Holm, Hauptlehrer, Starup b. Hadersleben. 172. Jessen, Rektor, Hadersleben. 173. Jöhnk, Schinkel b. Gettorf. 174. Jürgensen, Maurermeister, Hadersleben. 175. Iwersen, Lehrer, Wohrns. 176. Kalt, Lehrrr, Hadersleben. 177. Kaul, Prokurist, Kiel. 178. Konagel, Seminarist, Eckernförde. 179. Kühl, Pastor, Willstedt b. Ober-Jrrsdal. 180 Linde, Zimmermeister, Kiel. 181. Lindorff, Lehrer, Vek b. Woyens. 182. Lohferl, Lehrer, Süder-Otting. 183. Dr. Martens, Sanitätsrat, Hadersleben. 184. Matthiesen, Lehrer, Tombüll b. Apenrade. 185. Möller, Throdor, Lehrer, Kiel. 186. Dr. Reiling, prakt. Arzt, Christiansfeld. 187. Petersen, Propst, Hadersleben. 188. Prahl, Pastor, Alt-Hadersleben. 189. Raben, Buchbinder, Christiansfeld. 190 Relling, Bautechniker, Kiel. 191. Rogge, Kassenkontrolleur, Kiel. 192. Rohse, Seminarist, Eckernförde. 193. Rosenberg, Rektor, Hadersleben. 194. Riis, Küster, Hoptrup. 195. Dr. Schindelhauer, Bürgermeister, Hadersleben. 196. Schmidt, Gegenbuchführer, Gettorf. 197. Schmitt, Provisor, Christiansfeld. 198 Schreiner, Kgl. Forstmeister, Ulfshuus b. Hadersleben. 199 Prof. N. A. Schröder, Oberlehrer, Hadersleben. 200. Schulz, Heide. 201. Schwägermann, Löttringhausen b. Dortmund. 202. Sierk, Lehrer, Kiel. 203. Sönksen, Lehrer, N.-Wilstrup. 204. Steinmatz, Techniker, Friedrichsort b. Kiel. 205. Stüden, Lehrer, Lockstedter Lager. 206. Tadel, Apotheker, Christiansfeld 207. Fräul. Caroline Tams, Habrrsleben. 208. Tiessen, Hofbesitzer, Meldorf. 209. Warming, Lehrer, Hjerting b. Rödding. 210. Wickel, Weinhändler, Segeberg.

Zur Nachricht:

1. Unser Verein wächst in einem erfreulichen Maße. Mit der Zahl 210 haben wir jetzt schon den vorjährigen Zuwachs genau erreicht; ein weiteres halbes Jahr treuer Werbearbeit dürfte uns noch eine erhebliche Anzahl neuer Mitglieder bringen.
2. An sämtliche Lehrer und Lehrerinnen des Kreises Hadersleben haben wir dank der Unterstützung der Herren Schulrat Schlichting und Kreisschulinspektor Prall Probehefte versandt, im ganzen etwa 300. Möchten wir in der Nordmark unseres Landes nicht vergebens angepocht haben!
3. Wir sind der Meinung, daß in keiner Schul- und Lehrer-Handbibliothek unseres Vereinsgebietes die „Heimat" fehlen dürfe, bietet sie doch dem Lehrer reichen Präparationsstoff, nach welchem er sich in seinen Lehrbüchern und Leitfäden wohl vergeblich umschauen dürfte.
4. An älteren Jahrgängen sind noch zu haben: 1896 (für 1,20 M.), 1897 (für 2 M.), 1901 (für 2 M.), 1902 (für 2,50 M.), 1903 (für 2,50 M.), 1904 (für 2,50 M.)
5. Wegen des Bezugs oder Verkaufs von vergriffenen Jahrgängen wolle man sich an unsern Schriftführer wenden. Bei ihm liegen Angebote bezw. Nachfragen zu jeder Zeit auf.
6. Unsere nächstjährige Generalversammlung wird in Glückstadt tagen. Wir erhielten eine freundliche Einladung des dortigen Bürgermeisters. Die Vorbereitungen werden schon jetzt in die Hand genommen.

Kiel, am 21. Juni 1905.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: Barfod, Schriftführer.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 7. Juli 1905.

Klaus Groth.

Von **Adolf Bartels** in Sulza.

II.

Der große Erfolg des „Quickborn" machte natürlich auch Epoche in seines Dichters Leben, führte ihn dem Boden zu, in den er sich dann für immer einwurzeln sollte. Er hatte den Winter nach der Herausgabe seines Buches auf Fehmarn krank gelegen, gepflegt von seinem Freunde Selle und seinem Bruder Johann, verließ dann aber im Frühjahr 1853 die Insel, um sich nach Kiel zu begeben, wohin ihn vor allem Karl Müllenhoff zog, der, bekanntlich ein Dithmarscher wie Klaus Groth, den „Quickborn" mit großer Anerkennung aufgenommen hatte und mit seinem Dichter in Briefwechsel getreten war. Bis Kiel kam Klaus G. zunächst nicht, sondern blieb in Lütjenburg krank liegen, erst im Sommer langte er in der schleswig-holsteinischen Universitätsstadt an und bezog eine Wohnung in der dortigen Seebadeanstalt am Düsternbrook. Nach und nach gesundete er jetzt, wenn auch die Ärzte noch eine Reise nach Süden für nötig erklärten. Sein Hauptverkehr war Müllenhoff, der sich um den „Quickborn" und seinen Dichter unzweifelhaft große Verdienste erworben hat. Beide gemeinschaftlich arbeiteten den ganzen nächsten Winter, wo der Dichter in der Stadt wohnte, an der Durchführung der Orthographie nach bestimmten Regeln und dem Glossar zum „Quickborn"; später (1856) hat Müllenhoff auch noch die schon erwähnte Einleitung zum „Quickborn" geschrieben, die eine der wichtigsten Schriften über den Dichter ist. Weniger hoch wird man es schätzen, daß der Germanist Klaus G. auch zum Schaffen gewisser im „Quickborn" noch fehlender Poesiegattungen antrieb, wie denn Müllenhoff überhaupt nicht ganz die richtige Stellung dem künstlerisch produktiven Geiste gegenüber fand; so wird man die Bemerkung aus dem Jahre 1852, daß dem Dichter noch die letzte Feile fehle und die Sammlung noch gesichtet werden müsse, dem de facto Geleisteten gegenüber wohl etwas anmaßend finden. Um gleich den Ausgang dieser Freundschaft hier zu verzeichnen: es war im Jahre 1858, Müllenhoff war eben nach Berlin berufen, und Klaus G., der immer noch keine gesicherte Existenz hatte, teilte ihm mit, daß er sich in Kiel habilitieren wolle. „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen," entgegnete Müllenhoff, und Klaus G. sagte: „Müllenhoff, sind Sie denn wirklich verrückt?" Das waren die letzten Worte, die die beiden wechselten, doch hat Klaus G. seine Wertschätzung des Gelehrten und Müllenhoff die des „Quickborn" bewahrt. — Den Sommer 1854 verbrachte der Dichter wieder in der Seebadeanstalt und schrieb dann im Winter 1854/55 die plattdeutsche Erzählung „Detelf." Im April 1855 reiste er

mit einem Stipendium der dänischen Regierung, wie es seinerzeit auch Friedrich Hebbel erhalten hatte, von Kiel ab und begab sich zunächst nach Hamburg, wo er bei dem in Kiel gewonnenen Freunde Louis Köster wohnte und die Bekanntschaft der Schriftsteller Robert Heller, Ludwig Walesrode und Moritz Hartmann machte, vor allem aber seinen Hunger nach guter Musik stillte; im Juni ging es dann nach Pyrmont weiter, wo der Dichter eine vierwöchige Kur durchmachte, und darauf nach Bonn, wo er für längere Zeit dauernden Aufenthalt nahm. Er hatte Empfehlungen an Otto Jahn und Ernst Moritz Arndt, an Dahlmann und Simrock und lernte außer diesen noch eine ganze Reihe Bonner Notabilitäten: Welcker, Helmholtz, Moritz Haupt, David Strauß usw., kennen. Seine Wohnung hatte er bei dem Professor Böcking. Am nächsten kam er Otto Jahn. Auch Bettinas Bekanntschaft machte er in Bonn und gelegentlich eines Düsseldorfer Musikfestes die Johannes Brahms'. Am 27. Januar 1856 wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität das Doktordiplom überreicht. Überhaupt ist diese Bonner Zeit die eigentliche Höhe seines Lebens, in ihr ist er gesundet und hat mit vollem Behagen in den Kreisen verkehrt, zu denen es ihn als Gelehrtennatur zog. Im Herbst 1856 unternahm er mit Böcking eine Reise nach der Schweiz, ging dann aber nicht nach Italien, wie es ursprünglich beabsichtigt war, sondern kehrte nach Bonn zurück, wo er nun bis zum Frühjahr 1857 blieb. Dann reiste er nach Leipzig, wo er u. a. Gustav Freytag, und darauf nach Dresden, wo er Berthold Auerbach und Otto Ludwig kennen lernte, im Hause des Grafen Baudissin und mit Carus und Ludwig Richter verkehrte. Über Weimar fuhr er dann nach Hamburg und Kiel zurück, wo er also nach zweijähriger Abwesenheit im Sommer 1857 wieder eintraf. Es galt nun die feste Stellung im Leben zu gewinnen.

Das Nächstliegende war natürlich eine Professur an der Universität, und von dänischer Seite hätte man dem Dichter, der einstweilen Pensionär des Königs war und in dieser Zeit eine Audienz bei Friedrich VII. hatte, gewiß nichts in den Weg gelegt. Wie aber Müllenhoff den Entschluß Klaus Groths, sich zu habilitieren, aufnahm, haben wir bereits gesehen, und da die Bekannten unter den Kieler Professoren, die der Dichter gehabt hatte, die Universität meist verlassen hatten, so stand er ziemlich einsam da. Er verheiratete sich jedoch im Jahre 1858 mit Doris Finke, der Tochter eines wohlhabenden Bremer Kaufmanns, und jetzt ging auch die Habilitation (für deutsche Sprache und Literatur) vor sich. Unter der österreichischen Verwaltung Holsteins durch den General v. Gablenz wurde Klaus G. dann Professor mit einem Gehalt von 400 Talern. Die Ehe des Dichters war durchaus glücklich und mit vier Söhnen gesegnet, von denen der älteste früh wieder starb. Seit 1866 bewohnte Klaus G. ein eigenes Haus am Schwanenweg (jetzt Klaus Groth-Platz) in Kiel. Durch den Krieg von 1870 verlor Groths Schwiegervater sein Vermögen, aber das preußische Kultusministerium verdoppelte nun (1872) sein Gehalt, und auch die Schillerstiftung hat getan, was sie konnte. Leider starb Klaus Groths Frau bereits 1877, nachdem sie schon seit 1864 lungenleidend gewesen war, und auch einen herangewachsenen Sohn hat er dann noch verloren. Im ganzen war aber sein späteres Leben ohne viel Wechsel und bedeutendere Ereignisse. Als Lehrer an der Universität hat er sich keiner größeren Wirksamkeit erfreut, obgleich er vielleicht das Zeug dazu gehabt hätte; wenigstens hat er 1872 in Oxford auf Anregung Max Müllers, mit dem er bekannt war, und 1873 in Leyden und Amsterdam erfolgreiche Vorträge gehalten, nachdem er schon 1861 Verbindungen in den Niederlanden angeknüpft hatte. Aber es muß leider gesagt werden, daß sich das Sprichwort vom Propheten im Vaterlande auch an Klaus G. erfüllt hat, woran nicht die behauptete „Eitelkeit,“ die garnicht existierte, wohl aber sein Stolz und seine Reizbarkeit einige, nicht die Hauptschuld trugen. Eine Reihe von

Jahren ist der Dichter unbesoldeter Direktor des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel gewesen. Von seinen Reisen sind außer den erwähnten nach England und in die Niederlande die beiden nach Italien 1883 und 1895/96, bei welch letzterer er seinen Freund, den Maler Allers auf Capri besuchte, und die in die Schweiz von 1888, wo er zu Thun viel mit Johannes Brahms verkehrte, zu erwähnen. Seine musikalischen Interessen waren mit den Jahren immer stärker geworden, zum Teil auch dadurch, daß seine Frau sehr musikalisch war. Sie war mit Jenny Lind befreundet, und diese hat G. 1866 auf dem Musikfest zu Hamburg kennen gelernt. Außer mit Brahms ist er auch mit dem Sänger Stockhausen und der Sängerin Hermine Spies befreundet gewesen.

An Ehrungen hat es ihm, trotzdem in den sechziger und siebziger Jahren Reuters Ruhm den seinigen verdunkelt hatte, natürlich nie gefehlt. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, und seine Gemahlin schätzten den „Quickborn" sehr und haben die persönliche Bekanntschaft seines Dichters gesucht, und Kaiser Wilhelm II. hat Klaus G. 1890 den Schillerpreis (ihm und Fontane) verliehen, wie auch zu den Jubiläen des Dichters regelmäßig sein Telegramm gesandt. Der siebzigste und fünfundsiebzigste, namentlich aber der achtzigste Geburtstag haben Klaus G. eine Fülle der Ehren gebracht. Besonders wertvoll waren ihm stets die Huldigungen der Niederländer, die ihn selbst in der Zeit, wo Reuter ihn zurückgedrängt hatte, als den ersten niederdeutschen Dichter feierten. Klaus G. erwies sich dankbar, indem er die „dietsche Bewegung" der Vlämen nach Kräften förderte. Außer aus den Niederlanden hat er auch aus Nordamerika sehr viele Dank- und Ehrenbezeigungen empfangen. Die Feier seines achtzigsten Geburtstages, die ihm auch eine Anzahl Schriften über sein Leben und seine Werke brachte und überhaupt seinen Ruhm, wohlverstanden den echten, aus dem vollen Verständnis erwachsenen auf der Höhe zeigte, hat er nicht lange überlebt: am 1. Juni 1899 ist er nach kurzer Krankheit gestorben, bis zur letzten Zeit unglaublich geistesfrisch.

Einen Erfolg wie den des „Quickborn" hat der Dichter in späterer Zeit nicht wieder errungen und auch diese seine erste dichterische Leistung nicht übertroffen — wie will man denn vollendete lyrische Gedichte übertreffen? —, wohl aber hat er noch eine sehr bemerkenswerte dichterische Entwicklung gehabt und sein Lebenswerk nach allen Seiten aus- und abgerundet. Zuerst nach dem „Quickborn" erschienen die „Hundert Blätter" (1854), hochdeutsche Gedichte, die als „Paralipomena" zu dem Erstlingswerk bezeichnet waren. Müllenhoff hat sie sehr gelobt: „Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohnscher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präzision der Form, wie sie nur der ausgebildetste und bewußteste Kunstsinn zu geben vermag, und dieselbe Virtuosität vielleicht in noch höherem Maße in den Sonetten." Das Urteil stimmt, aber der Lyriker Klaus G. hat im Hochdeutschen doch bei weitem nicht die ausgeprägte Physiognomie wie im Plattdeutschen, wenn auch einzelne Stücke, wie das berühmte „Regenlied," auf der Höhe des Besten im „Quickborn" stehen und der Ruhm eines der größten deutschen Sonettisten dem Dichter nicht abzusprechen ist. — Auf das Gebiet der Prosa-Erzählung hatte sich Klaus G., wie bereits erwähnt, im Winter 1854/55 mit dem „Detelf" gewagt; 1855 erschien der erste Band der „Vertelln," der außer dem „Detelf" noch die Erzählung „Twischen Marsch un Geest" (später „De Waterbörs" betitelt) und die dann in den „Quickborn" überführte poetische Erzählung „Ut de Marsch" enthielt. Der zweite Band der „Vertelln" (1859/60) brachte die größere Erzählung „Trina," eine weitere „Um de Heid" erschien 1871 im zweiten Teile des „Quickborn."

Kleinere Erzählungen sind dann die drei in der Sammlung „Ut min Jungsparadies" (1876) veröffentlichten: „Min Jungsparadies," „Von den Lüttenheid" und „De Hœder Mœl," endlich „Witen Slachters," 1877 im „Plattdütschen Husfründ" zuerst erschienen. Klaus G. ist so gut der Schöpfer der neueren plattdeutschen Prosa, wie er der der neueren plattdeutschen Poesie ist, doch ist des Rostocker John Brinckmanns Roman „Kasperohm un ick" gleichzeitig mit dem „Detelf" und wohl unbeeinflußt von diesem entstanden. G. hat diesen Mecklenburger Dichter sehr geschätzt, während er mit Reuter über dessen „Läuschen un Rimels" bekanntlich in Streit geriet — er hatte aber diesem gegenüber zweifellos recht, die genannten plattdeutschen Schwänke waren ein Rückfall in die alte Spaßmacherei. Vom Erscheinen der „Franzosentid" an hat er dann den großen Erzähler Reuter anerkannt, wenn er auch natürlich die halbe Vergessenheit, in die er durch ihn beim großen Publikum kam, schwer genug empfand. Seine eigenen Erzählungen soll man mit den Romanen Reuters nicht vergleichen, sie gehen nicht darauf aus zu unterhalten, sondern bestreben sich vor allem, die Zustände vergangener Zeit in charakteristischen Bildern durch möglichst eingehende Detaildarstellung der Anschauung der engeren Landsleute lebendig zu erhalten, sind also alle bis zu einem gewissen Grade memoirenhaft und treffliche Ergänzungen des „Quickborn." „Detelf," später recht unglücklich in „Wat en holsteenischen Jung drömt, dacht un belevt hett vœr, in un na den Krieg 1848" umgetauft, ist in bestimmter Beziehung die beste geblieben, eine gute biographische Erzählung, bei dessen Helden dem Dichter sein Bruder Johann vorgeschwebt hat, in der Schilderung der Kriegsereignisse von 1848 geradezu klassisch für die Schleswig-Holsteiner. „Trina" ist die psychologisch am weitesten durchgeführte Erzählung des Dichters und für Land- und Städteleben in Dithmarschen kurz vor Anbruch der neuen Zeit höchst charakteristisch. In „Um de Heid" stellt Klaus G. die Verhältnisse der napoleonischen Zeit in Holstein dar und zeichnet zugleich eine der Dithmarscher Herrennaturen. Aus des Dichters eigenem Leben steckt am meisten in den kleineren Erzählungen, die alle erotische Themata haben und meist tief ergreifen, vor allem auch dadurch, daß man des Dichters eigene Ergriffenheit spürt. Wie bei einem Dichter von seiner Bedeutung selbstverständlich, hat Klaus G. einen sehr eigenen Erzählerton — wer seinen Reiz erfaßt hat, der weiß z. B. auch, wodurch ein neuester Dithmarscher Roman, Frenssens „Jörn Uhl," so stark auf nichtdithmarsische Leser wirkt. Daß der Erzähler Klaus G. neben Reuter nicht zur Geltung kommen konnte, braucht hier kaum erklärt zu werden, und auch heute werden ihn nur die schätzen, die sich wirklich in eine stille Welt einzuleben verstehen. — Die Höhe der späteren Dichtung Klaus Groths bezeichnen die beiden epischen Dichtungen „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder," 1862 einzeln erschienen, und „De Heisterkrog," zuerst im zweiten Teile des „Quickborn" 1870 veröffentlicht. Die beiden Werke ergänzen sich, der „Rotgeter" stellt Geest und Geestleute — auch Heide, wo er spielt, ist ja Geestboden —, der „Heisterkrog" die Marsch und Marschleben dar; der „Rotgeter" bleibt im wesentlichen Idylle, der „Heisterkrog" ist Schicksalsgeschichte; über dem „Rotgeter" steht sozusagen die Sonne „Hermann und Dorotheas," der „Heisterkrog" ist modern und dementsprechend auch in jambischen Versen geschrieben, während beim „Rotgeter" der Hexameter verwandt ist. Die beiden Dichtungen gehören unbedingt zu den besten ihrer Art in der deutschen Literatur, der „Rotgeter" vor allem wegen seines ganz wundervollen Details, der „Heisterkrog" als Stimmungsdichtung — der Ausdruck trifft aber noch nicht ganz das Richtige. „Sie haben etwas," schrieb einmal Detlev v. Liliencron an Klaus G., „was ich noch bei keinem unserer großen, d. h. wirklichen Dichter las, und das ich auch kaum ausdrücken kann; annähernd, so wunderbar es klingen mag, habe ich es bei Heinrich

v. Kleist gefunden: also ein Zeichen der Situation, das so an Herz und Nieren des Lesers greift, daß er durchaus erschüttert wird." Ja, das ist's ungefähr, wo andere Dichter Worte haben, schöne Worte machen, da wirkt Klaus G. durch die ganz mit Empfindung gesättigte Situation und ergreift bis ins tiefste. Er ist durchaus Realist, er hat die Sachen, aber sie kommen nicht nackt und kalt empor, erhalten auch nicht Stimmung als Zutat, sondern sie werden mit ihr geboren, leben in ihr.

Von den beiden größeren prosaischen Schriften Klaus Groths hat die erste, die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch," 1858 erschienen, mancherlei Anfechtung erfahren, und wohl mit Recht. Dagegen gehört die zweite: „Über Mundarten und mundartige Dichtung," die zuerst in einzelne Aufsätze geteilt in der „Gegenwart" erschien (1875), zu den besten Arbeiten dieser Art, die wir besitzen, und ist jedem Sprachforscher und Literarhistoriker aufs wärmste zu empfehlen, mag auch die zünftige Wissenschaft jetzt hier und da anders urteilen als der selfmademan Klaus G. In späterer Zeit hat dann der Dichter außer einer niederländischen Broschüre „Dietsche Beweging" noch eine Reihe autobiographischer Aufsätze für die „Gegenwart" und zuletzt noch einen „Wie der Quickborn entstand" für Fleischers „Deutsche Revue" geschrieben. Die „Lebenserinnerungen von Klaus Groth," herausgegeben von Eugen Wolff (1891), sind nach Notizen und mündlichen Erzählungen des Dichters zusammengestellt. Eine Sammlung der prosaischen Schriften Klaus Groths existiert bisher nicht, seine dichterischen Werke aber sind als „Gesammelte Werke" 1893 in Kiel in vier Bänden erschienen. Der erste Band enthält den „Quickborn," den alten, im Laufe der Jahre vervollkommneten. Als „Quickborn II" sind dann die späteren plattdeutschen Gedichte, von denen „Vœr de Gœrn" 1858 und „Fiv nie Leeder ton Singen un Beden vœr Sleswig-Holsteen" 1864 auch einzeln erschienen sind, mit den beiden Epen „Heisterkrog" und „Rotgeter" zusammengestellt. Der dritte Band enthält die plattdeutschen Erzählungen „Detelf" (unter dem obengenannten Titel), „De Waterbörs," „Witen Slachters," diese drei enger vereinigt, „Trina," „Um de Heid," der vierte „Ut min Jungsparadies" („Min Jungsparadies," „Von den Lüttenheid," „De Hœder Mœl"), die beiden Aufsätze „Büsum" und „Sophie Dethlefs un ik," das epische Fragment „Sandburs Dochder" (das dann in der zweiten Auflage der „Werke" noch vollendet erschien), die „Hundert Blätter" und eine sehr große Anzahl bis dahin noch unveröffentlichter hochdeutscher Gedichte („An meine Zeit," „Sonette," „Schleswig-Holstein," „Leben, Liebe und Tod," „Weihelieder").

Über Klaus Groth unterrichten außer den bereits genannten „Lebenserinnerungen" und autobiographischen Aufsätzen am besten: Müllenhoffs „Einleitung" von 1856, in den „Lebenserinnerungen" abgedruckt. — Karl Eggers, Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung (1885). — C. J. Hansen, Klaus Groth in zijn leven un streven als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terugblick op de dietsche Beweging (1889). -- H. Siercks, Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke (1899, die Quellschrift für das Leben, volkstümlich geschrieben). — Adolf Bartels, Klaus Groth. Zum achtzigsten Geburtstage (1899, ästhetische Würdigung). — Die Essays von Ernst Ziel in den „Literarischen Reliefs," von Eugen Wolff in Westermanns Monatsheften, Bd. 85, und Hermann Krumms Einleitung zu der neuen (3.) Ausgabe des illustrierten „Quickborn." — Die besten Bilder Klaus Groths haben Ludwig Bokelmann und Hans Olde geschaffen, Büsten der Albersdorfer Tiedje und Harro Magnussen.





Die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1844 im Kampfe für die alten Landesrechte.

Von H. E. Hoff in Kiel.

II b.

Gleichzeitig mit der holsteinischen Ständeversammlung von 1844 tagten in Roeskilde die Stände der dänischen Inselstifte. Hier stellte am 22. Oktober der Bürgermeister von Kopenhagen, Justizrat Tage Algreen-Ussing, einen Antrag, der die Selbständigkeit der Herzogtümer in ihren Grundfesten bedrohte und daher im ganzen Lande ein ungeheures Aufsehen erregte. Der Antrag ging dahin, „Se. Majestät der König wolle zur Beruhigung seiner treuen Untertanen und um die, die Staatsverbindung angreifenden Bewegungen zu hemmen, welchen der Gedanke an eine zukünftige Auflösung des Reiches zum Grunde liege, auf eine feierliche Weise zur Kenntnis seiner Untertanen bringen, daß die dänische Monarchie, das eigentliche Dänemark, die Herzogtümer Schleswig und Holstein samt dem Herzogtum Lauenburg ein einiges, unzertrennliches Reich sind, welches unteilbar nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbt werde, und Allerhöchstderselbe wolle die nötigen Maßregeln treffen, um für die Zukunft jedes Unternehmen von seiten der Untertanen zu verhindern, welches die Verbindung der einzelnen Staatsteile zu lösen bezwecke." Gleichzeitig wurde ein Verbot gegen alle Äußerungen in der entgegengesetzten Richtung und jede Diskussion über die durch Allerhöchste Erklärung festgestellte Staatseinheit in Vorschlag gebracht.

Algreen-Ussing gehörte nicht zur Partei der Eiderdänen und hatte noch 1838 in der Ständeversammlung erklärt, daß er die Trennung der Ständeversammlungen in den Herzogtümern für unrichtig halte, weil Schleswig in enger Verbindung mit Holstein stehe, und „weil jeder Versuch, dieses Band durch eine von der Regierung oder von Dänemark ausgehende Veranstaltung zu lösen, Sinn und Herzen der ganzen Bevölkerung beider Herzogtümer von Dänemark und allem, was dänisch sei, abwenden und dadurch die Kräfte des gemeinsamen Vaterlandes schwächen würde." Jetzt behauptete er zur Motivierung seines Antrages, daß die Herzogtümer schon längst in Dänemark einverleibt wären und zwar Schleswig seit 1721, Holstein seit 1806. Von den Abgeordneten wagte nur Graf Holck-Winterfeld zu widersprechen, im übrigen war die ganze Versammlung einig in dem Punkte, mit den alten Landesrechten der Herzogtümer aufzuräumen und jeden Widerstand durch brutale Gewalt von vornherein niederzuschlagen; verstieg sich doch Orla Lehmann im Laufe der Verhandlungen zu folgenden drohenden Worten: „Gegen jeden praktischen Versuch, innerhalb der Grenzen des Landes einen Protest geltend zu machen, kann man im mildesten Falle Verbannung setzen, im schlimmsten — eine Kugel."

Nach den beruhigenden Erklärungen des Königs vom Jahre 1842 durfte man erwarten, daß die dänische Regierung dem revolutionären Antrag widersprechen werde, zumal Dänemarks größter Jurist, Staatsminister und Staatsrat Örsted, der als Königlicher Kommissar in Roeskilde fungierte, noch am 21. August 1844 in Viborg erklärt hatte, daß auch der uneingeschränkteste Monarch die Erbfolge nicht einseitig verändern könne, und die Frage zum Teil andere Fürstenhäuser mitbetreffe. Jetzt wehte auch in den höheren Regionen ein anderer Wind, und der Königliche Kommissar scheute sich nicht, die hohe Bedeutung des Ussingschen Antrages anzuerkennen und offen seine Sympathie mit den zur Begründung des-

selben angeführten Ansichten auszusprechen. Er gab allerdings auch jetzt noch zu, daß sich vom Standpunkte des historischen Rechts manche Zweifel gegen diese Auffassung erheben ließen, allein „die Ungewißheit über die Erbfolge und die üblen Folgen davon,“ so äußerte er sich jetzt, „könnten die Regierung wohl veranlassen, zu erwägen, ob man nicht mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten, welche sonst vorhanden sein könnten, zu einer so energischen Maßregel greifen müsse, wie der Proponent vorgeschlagen; wobei zu bemerken, daß die beiden Punkte in diesem Vorschlage untrennbar mit einander verbunden wären: so daß die feierliche Erklärung des Königs von der Unteilbarkeit der Monarchie nur Bedeutung haben würde in Verbindung mit dem Verbot, dieselbe zum Gegenstand der Diskussion zu machen. Ich bin freilich nicht kompetent, mich für jene Maßregel zu erklären. aber ich will nichts dagegen einwenden, daß die Versammlung darauf eingeht und dem Könige ihre Wünsche und Anschauungen in dieser Hinsicht vorlegt, welche der König unzweifelhaft auch gerne entgegennehmen wird.“ In der folgenden Sitzung fügte er dieser Erklärung noch hinzu: „Es muß hierbei jedoch bemerkt werden, daß die bloße Erklärung darüber, welche Erbfolge für die richtige angesehen werden solle, eben keine Wirkung haben würde, wogegen sie wohl eine Bedeutung erhalten könnte, wenn sie von einer so energischen Maßregel begleitet würde als die, welche hier in der Versammlung in Vorschlag gebracht worden ist, nämlich einem Verbot gegen alle Äußerungen in der entgegengesetzten Richtung; — es würde ein wichtiges Motiv für die Regierung sein, wenn die Ständeversammlung sich dafür ausspräche.“ — Mit 64 gegen 1 Stimme wurde alsdann der Antrag Algreen-Ussing einem Ausschuß überwiesen.

Mit diesem Beschlusse hatten die Dänen den alten Landesrechten Schleswig-Holsteins offene Fehde angekündigt; die Schleswig-Holsteiner zauderten keinen Augenblick, den Kampf auf der ganzen Linie aufzunehmen. „Als das „up ewig ungedeelt“ der alten Freiheitsbriefe frech bedroht wurde,“ sagt Treitschke in seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert,“ da fuhr es wie ein Wetterschlag in diese stille Welt, und Deutschland erfuhr staunend, wie viel starke Leidenschaft, wie viel Stolz und Talent in dem tapferen Grenzvolke lebte. — Der Zorn der Schleswig-Holsteiner entsprang dem gekränkten Rechtssinne, er ward gestärkt und geadelt durch eine schöne vaterländische Empfindung, durch das stolze Gefühl, daß dies alte Landesrecht zugleich die Sache Deutschlands war.“ Die Bewegung ergriff Stadt und Land, den Norden wie den Süden. In kurzer Zeit liefen in Itzehoe bei der Ständeversammlung 75 Adressen und Petitionen ein, die Rechte der Herzogtümer den Dänen gegenüber zu wahren. Aus Holstein stammten 38 Petitionen, 14 aus den Städten, 24 aus den Landdistrikten, aus Schleswig 37, 10 aus den Städten, 27 vom Lande. Die Schleswiger wandten sich an die holsteinische Ständeversammlung, da ihre Abgeordneten nicht mehr versammelt waren, und kümmerten sich dabei wenig um die Grenzlinie, die dänische Willkür zwischen den Herzogtümern gezogen hatte. Die sämtlichen Petitionen mit ihren Tausenden von Unterschriften sind im zweiten Beilagenheft zur holsteinischen Ständezeitung von 1844 abgedruckt und der Nachwelt überliefert worden. Die Lektüre derselben ist auch heute noch hochinteressant. Sie reden eine Sprache, die uns mit Stolz auf unsere Väter blicken läßt, die tapfer und treu, ehrlich und wahr nichts weiter begehren als Gerechtigkeit von dem Nachbarvolke, mit dem sie jahrhundertelang politisch verbunden gewesen waren. An der Spitze stehen die Petitionen aus Kiel und Altona, erstere mit 100, letztere mit 315 Unterschriften; der Kieler Magistrat und die Bürgerkollegien hatten sich in einer besonderen Eingabe an die Stände gewandt. „Die Kunde von den Verhandlungen in der 7. Sitzung der Roeskilder Stände,“ so heißt es in der Kieler Petition, „hat in

Sr. Majestät Herzoglichen Landen einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervorgebracht. Wer auch könnte die verhängnisvolle Bedeutsamkeit jener Maßregeln verkennen, die man mit dem Anspruch und in der Hoffnung beantragt, daß durch sie selbst auch die Diskussion über ihre Ersprießlichkeit und Rechtmäßigkeit völlig abgeschnitten sein soll. Wir fühlen uns durch sie in unserem Recht gefährdet, in unserer Ehre gekränkt, unsere nationale und staatsrechtliche Entwickelung in ihren Grundlagen bedroht. — — Wer dem Könige, dessen Scepter Gerechtigkeit ist und dessen Thron auf dem Recht steht, anzuraten wagt, daß er Willkür übe, das Recht beuge, seiner Staaten Ordnung aus ihren Fugen reiße, sie zu neuen Willkürformen zusammenkünstele, der rührt an der geweihten Krone. Die drei Anträge, welche die Roeskilder Stände bereits einem Komitee zur Prüfung überwiesen haben, bilden ein System von Maßregeln, welche, mit ihrem rechten Namen genannt, nichts anderes sind, als ein Staatsstreich, den man Sr. Majestät dem Könige anzuraten wagt. — — Wir versagen es uns, dem verletzten Gefühl unserer nationalen Ehre Worte zu geben. Nur von dem Recht wollen wir sprechen." Letzteres geschieht in einer längeren geschichtlichen Begründung. Dann heißt es zum Schluß: „In Ihrer Hand, Hohe Stände, liegt es, große und ernste Interessen zu wahren. Sie werden die Forderungen des Augenblicks und die Dringlichkeit der Umstände zu würdigen wissen. An Sie, Hohe Stände, richten wir die Bitte, bei Sr. Majestät dem Könige diejenigen Schritte zu tun, welche nötig sind, um die Rechte des Landes, das Sie vertreten, zu schützen."

Die Petition aus Oldenburg trägt das Motto an der Spitze:

> Vertrag! es ging auch hier zu Lande von ihm der Rechte Satzung aus,
> Es knüpfen seine heil'gen Bande den Volksstamm an das Fürstenhaus!

In der Petition aus dem Amte Trittau, die mit 630 Unterschriften bedeckt ist, heißt es im Eingang: „Die mannhafte, kernige und kundige Sprache, wie sie in der Adresse der Höchstverehrlichen Ständeversammlung vom 23. v. M. zur Wahrung schleswig-holsteinischer Landesrechte sich kundgibt, hat im ganzen Lande die freudigste und dankbarste Anerkennung gefunden, da sie, was in der Masse des Volks lebt, wie der treueste Spiegel zusammengefaßt und wiedergegeben hat." Aus dem Kirchspiel Haddeby wird geschrieben: „Als wir „Vater Löcks" Rede im Anfange Ihrer diesjährigen Sitzung lasen, da wurde unser Herz warm und wir dachten in unserm einfachen Sinn: „der Mann hat recht, der spricht stark, aber wahr; er verdient die Bürgerkrone, und seine Rede wird, wie im Volke, so auch bei seinen Mitständen Anklang finden. Und wir freuen uns dessen, daß Holsteins wackere Stände eine Adresse, so ehrfurchtsvoll, wie offen, so männlich, wie wahr, an unsern hochgeliebten Landesfürsten, den die Krone des Königreichs Dänemark zugleich schmückt, erlassen haben. Der freie, männliche Geist Vater Löcks herrscht darin. — — Vertreten Sie auch zunächst bloß das Herzogtum Holstein, so ist Schleswig mit Holstein doch so zusammengewachsen, daß der Schmerz wie die Freude, das Wohl wie das Wehe, der Landesfürst wie der Landesfeind ihnen immer nur gemeinschaftlich sein werden." — Zahlreiche Bürger aus Apenrade haben mit hoher Begeisterung vernommen, wie die treuen, braven Holsteiner zum Landesherrn gesprochen, als Männer, welche „sich bewu t sind, auf dem Boden des Rechts zu stehen und eingedenk heiliger Pflichten." — „Gern weilten wir länger bei diesen freundlichen Betrachtungen, möchten immer horchen auf diesen Ruf von Süden, welcher die Vaterlandsliebe, wo sie etwa noch schlummerte, weckt und den Mut, wenn er schwach werden sollte, mächtig stärkt. Da aber schlagen von Norden her schauerliche Klänge an unser Ohr, die da tönen wie Grabgeläute. Wohl dürfen wir sagen: wie Grabgeläute, wenn wir hören, wie in einem Nachbarlande Männer sich anschicken — wenn sie es vermöchten —,

einen uns treuen und teuern Freund zu beseitigen und zu Grabe zu tragen — das Recht selbst." — Zum Schluß möge die Adresse aus der nördlichsten Stadt unseres Landes, die 85 Unterschriften trägt, hier einen Platz finden: „Die unterzeichneten Bürger und Einwohner der Stadt Hadersleben, fest davon überzeugt, daß das wahre Wohl des teuern Vaterlandes Schleswig-Holstein nur auf der ferneren Aufrechterhaltung der rechtlich begründeten Selbständigkeit und Unzertrennlichkeit desselben, als auf dessen Grundpfeilern, beruhe, haben mit wahrer Freude die Kunde von dem patriotischen Wirken der Hohen Ständeversammlung des Herzogtums Holstein auch in ihrer diesjährigen Diät vernommen.

Besonders sind dieselben tief ergriffen worden von der Einhelligkeit, von dem Geiste und der offenen Freimütigkeit, mit der Sie, hochgeehrte Herren, die wahren Wünsche des Volks an den Thron des Landesfürsten haben gelangen lassen.

Empfangen Sie demnach, hochzuverehrende Herren Volksrepräsentanten, unsern tiefgefühlten Dank für Ihre freimütige, denkwürdige Adresse, die wir als ein wichtiges Dokument für die fernere Wahrung der historisch begründeten Landesrechte ansehen, und seien Sie fest davon überzeugt, daß wir das volle Vertrauen zu Ihnen hegen, daß Sie auch fernerhin die Rechte des Landes mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln schützen werden, denn Schleswig-Holstein kann nur wahrhaft glücklich sein bei vollkommener Anerkennung und Aufrechthaltung seiner Selbständigkeit und Unzertrennlichkeit.

Um Ihnen, hochzuverehrende Herren, aber einen Beweis davon zu liefern, daß der Norden des gemeinsamen Vaterlandes mit dem Süden desselben vollkommen einverstanden ist, überall, wo es gilt, die Rechte des Landes gegen fremde Übergriffe, woher sie auch immer kommen mögen, zu schützen, haben wir mit Freuden diese Adresse unterzeichnet." —

„Schleswig-Holstein einig, selbständig, unzertrennlich, treu dem angestammten Fürsten bis in den Tod!" so lautete also im Jahre 1844 nicht nur der Wahlspruch der Eingesessenen des Dagebüller Koogs, so ertönte es „hell und hehr als die siegreiche Stimme der Wahrheit in der Tiefe jedes warmpatriotischen Gemüts" im ganzen Lande vom Elbstrome bis zur Königsau. Ernst war die Zeit, aber mit Vertrauen schauten alle Patrioten nach Itzehoe auf die Ständeversammlung, die den ihr in Roeskilde hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und für die alten Landesrechte in die Schranken zu treten hatte. Die Führung übernahm hier Graf Friedrich Reventlou, der Klosterpropst von Preetz, nach Treitschkes Urteil „ein hochgebildeter Aristokrat von der guten alten Holstenart, konservativ nach Erziehung und Neigung, aber unbefangen genug, um die Berechtigung des anwachsenden liberalen Bürgertums zu würdigen, eine stattliche Erscheinung, stolz und mild zugleich, ganz und gar ein Mann des Rechts."

Am 23. November 1844 stellte Graf Reventlou-Preetz in der 44. Sitzung folgenden Antrag: „Die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein wolle mit Bezugnahme auf die von dem Staatsminister Orsted in der 7. Sitzung der diesjährigen Rothschilder Ständeversammlung abgegebene Erklärung einen Antrag an Se. Majestät den König, unsern Allergnädigsten Landesherrn, beschließen, worin unter Darlegung der Rechte des Landes sowie der Stimmung des Volkes eine Verwahrung gegen jeden Eingriff in die staatsrechtliche Stellung des Landes niedergelegt wird."

Graf Reventlou motivierte diesen Antrag am 25. November zunächst dadurch, daß er Orsteds eigene Worte zur Verlesung brachte; dann fuhr er fort: „Diese Erklärungen sind für unser Land von großer Bedeutung, sie sind ausgesprochen von einem Staatsminister im Angesichte des dänischen Volkes, sie sind mit der Zusicherung verbunden, daß Se. Majestät desfällige Anträge unzweifel-

haft gern entgegennehmen werde; es sind seitdem Wochen verstrichen, und Se. Majestät haben die Erklärung Ihres Staatsministers nicht desavouiert.

Die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein würde ihre Stellung zum Fürsten und zum Volke gänzlich verkennen, wollte sie dazu schweigen, wo die höchsten Interessen des Vaterlandes zur Wage stehen. Wir müssen sprechen, denn die Erklärungen des Staatsministers Ørsted bedrohen die Grundfesten unserer staatsrechtlichen Selbständigkeit.

Wir müssen sprechen, denn die Aufforderung des Staatsministers an die Rothschilder Ständeversammlung ist auch an uns gerichtet; werden die dänischen Stände aufgefordert, der Regierung die Kraft zu erteilen, um den Weg der Gewalt zu beschreiten, so liegt darin für die Ständeversammlung des Herzogtums Holstein die dringendste Aufforderung, der Regierung den nötigen Halt zu verleihen, um in dem Gleise des Rechts zu verbleiben.

Wir müssen sprechen, denn wir sind verpflichtet, die Wünsche und Beschwerden des Volkes zur Kenntnis des Fürsten zu bringen, und der Unmut, der Unwille des Volkes äußert sich laut und kräftig in täglich eingehenden Petitionen.

Wir müssen sprechen, jetzt, wo wir noch versammelt sind, wo die Drohung nicht zur Tat geworden, wo den Verteidigern des Rechts noch freies Wort gestattet ist."

Der Königliche Kommissar gab hierauf eine sehr schwache Erklärung ab, durch die er die Tragweite des Ussingschen Antrags herabzusetzen trachtete. Der Staatsminister habe ausdrücklich erklärt, daß er zu seinen Äußerungen über diesen Antrag nicht Allerhöchst autorisiert sei; wenn er daher seine Sympathie für denselben ausgesprochen und die wohlgefällige Aufnahme desselben Allerhöchsten Orts in Aussicht gestellt habe, so glaube Redner annehmen zu müssen, daß dies sich auf die Tendenz der Proposition beziehen müsse, insofern die Erhaltung der ganzen Monarchie auch für die Eventualitäten der Erbfolge erreicht werden solle.

Auf die Frage des Präsidenten, ob jemand die vom Grafen Reventlou gestellte Proposition unterstütze, erhoben sich sämtliche Abgeordnete von ihren Sitzen und erklärten einmütig, daß sie die Proposition unterstützten. Hierauf wurde ein Komitee, bestehend aus den Abgeordneten Balemann, Bargum, Löck, v. Prangen und v. Reventlou, erwählt, um eine Petition an den König zu entwerfen. Der Komiteebericht wurde der Versammlung vorgelegt, und am 19. Dezember 1844 fand die Schlußberatung über den Antrag Reventlou statt.

Zunächst erhielt Advokat Koch das Wort. Wir müssen uns darauf beschränken, aus seiner und den folgenden Reden einige markante Sätze herauszuheben.

„Die Proposition, welche der hochwürdige Prälat von Preetz eingebracht, und die schon allein deshalb, weil sie den Namen dieses Ehrenmannes und wahren Vaterlandsfreundes trägt, sich uns dringend empfiehlt, ist hervorgerufen durch die uns allen bekannten, die Ruhe und Sicherheit des schleswig-holsteinischen Vaterlandes gefährdenden Vorgänge in der Rothschilder Ständeversammlung. Zweck der Proposition ist die Beschlußnahme einer von uns ausgehenden Petition, Protestation, oder wie wir diese hochwichtige Urkunde sonst bezeichnen wollen, um darin die Rechte des Landes zu wahren, zugleich aber Sr. Majestät unserm Königlichen Herzog eine getreue Schilderung über die Stimmung des Volkes zu geben, wie sie durch jene Angriffe auf unsere heiligsten Rechte hervorgerufen und von uns wahrgenommen worden. Der von dem verehrlichen Komitee ausgearbeitete Bericht enthält eine gründliche Auslegung unserer Landesrechte, wie sie im Laufe der Geschichte mit unauslöschlichen Zügen niedergelegt sind, und ich bin der Meinung, wenn diese in der an Se. Majestät den König zu richtenden Vor-

stellung zum Grunde gelegt und hieran die entsprechenden Anträge gereiht werden, daß wir alsdann die Rechte des Landes, soweit dies in unsere Macht gegeben, hinreichend gewahrt haben; ich bin aber auch zugleich der Meinung, daß sie, bei der Gerechtigkeit und Weisheit unseres Monarchen, auch wirklich und für immer unangetastet bleiben werden.“ —

Justizrat Klenze schließt seine langen Ausführungen über die staatlichen Verhältnisse folgendermaßen: „Nicht der in Rothschild eingeschlagene Weg ist der richtige; er greift die Legitimität des Herrschers an, er erschüttert die Grundlage des Rechts und führt uns ins Verderben. Doch getrost! aus diesen Wirren wird eine schöne Harmonie sich entfalten, die Glocke der Zukunft, sie läutet. Alle Wünsche und Forderungen der Gegenwart werden sich vereinigen in der auf Recht und Gleichheit gegründeten Einheit aller Staatsteile. Dazu gebe Gott seinen Segen.“

In ähnlichem Sinne äußerten sich die folgenden Redner, dann ergriff Pastor Mau-Schönberg das Wort: „Kammerrat Drewsen hat in der Rothschilder Ständeversammlung gesagt: „Die Schleswig-Holsteiner sind unsere Feinde. — Wo in aller Welt hat man es gesehen, daß jemand seinen Feinden einen tüchtigen General sendet?“ (den Prinzen von Noer). Eine solche Redekühnheit, eine solche, alle Schranken durchbrechende Redefreiheit Sr. Majestät, dem Könige gegenüber ist in der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlung unerhört.“ Nach dem Protest des Grafen Moltke hat der Kammerrat Drewsen erwidert: „Ich habe nicht gesagt: Die Schleswiger und Holsteiner sind unsere Feinde. Ich habe gesagt: Die Schleswig-Holsteiner sind unsere Feinde. Ich kann nichts dagegen haben, wenn andere sie für ihre Freunde halten.“ Man sieht also, daß der Abgeordnete eine gewisse Partei im Auge hat. Allein, wie hat sich die Sache jetzt herausgestellt? Aus allen Teilen der Herzogtümer, aus den Städten wie aus den Landdistrikten sind Adressen und Petitionen an die holsteinische Ständeversammlung eingegangen, 80 an der Zahl, in welchen wir gebeten werden, die Rechte des Landes gegen die Übergriffe der Dänen zu verteidigen und zu wahren. Die Bewohner der Herzogtümer erscheinen jetzt in ihrer Gesamtheit als „Schleswig-Holsteiner.“ Wir alle müssen in den Augen des Abgeordneten als Dänenfeinde erscheinen. Und warum denn? Weil wir festhalten an der uralten Verbindung der beiden Herzogtümer, weil wir festhalten an den Rechten des Landes, an der Erbfolgeordnung, so wie sie von Christian I. aus dem Hause Oldenburg festgestellt worden. Aus dieser trüben Quelle, aus dem Vorurteil der Dänen, daß wir ihre Feinde sind, scheint nun auch die Algreen-Ussingsche Proposition hervorgegangen zu sein.“ —

Den Höhepunkt erreichte die lange Debatte in der Rede des Grafen Reventlou-Preetz: „Bei einer so wichtigen Angelegenheit, wie die vorliegende, fühlt wohl jeder sich gedrungen, zu sprechen, und so will denn auch ich meine Überzeugung hier darlegen. Ich beginne damit, zu erklären, daß ich die dänische Nation achte und hochhalte; sie ist klein, aber tüchtig und hat eine große, schöne Geschichte. Die dänische Nation war tief gesunken zu Anfang dieses Jahrhunderts, geistig und materiell lag sie darnieder, aber es ist ein neuer jugendlicher Geist in Dänemark erwacht und hat hoch und niedrig, alt und jung ergriffen; jeder fühlt sich gedrungen, sich als Däne zu zeigen, den alten Glanz des dänischen Namens wiederherzustellen. Dieser jugendliche Aufschwung ist gewiß erfreulich, und ich wünsche demselben alles mögliche Glück; aber der jugendliche Sinn ist immer auf Eroberung gerichtet, und so zeigt er sich auch jetzt bei der dänischen Nation. Es sollen die Grenzen des Reichs erweitert werden, es soll dem Reiche eine würdige Stellung unter den politischen Mächten Europas gegeben werden. Ich halte dieses Trachten für natürlich und daher nicht für verwerflich; wenn die Eroberungslust

aber dabei in unser Rechtsgebiet eingreift, dann sind wir verpflichtet, derselben entgegenzutreten, damit man das bei uns heilig achte, was auch den Dänen teuer ist; wir müssen ihre Eingriffe mit Ernst und Ruhe zurückweisen, aber ohne Bitterkeit; wir dürfen Äußerungen, welche einzelnen Rednern in der Rothschilder Ständeversammlung entfallen sind, nicht dem ganzen dänischen Volke zur Last legen, und es hat mich gefreut, an den Vorträgen, welche hier gehalten sind, zu bemerken, daß jeder sich auf die bloße Abwehr des Angriffs beschränkt hat, nicht selbst zum Angriff übergegangen ist. — Die Männer in Rothschild sind befangen, sonst würden sie nicht so gehandelt haben, wie sie es taten; sie würden doch wenigstens das Bedürfnis gefühlt haben, das Recht zu den gewaltigen Ansprüchen, welche von ihnen gemacht werden, einigermaßen gründlich nachzuweisen. In ihrem Komiteebericht haben sie ausgesprochen, daß sie sich auf die Rechtsfrage nicht weiter einlassen wollen; sie glauben, daß das Recht mit ihren Wünschen übereinstimmt. — Wollen sie es jetzt selbst nicht aussprechen, daß eine Staatseinheit zwischen dem Königreich und den Herzogtümern bestehe, so erkennen sie ja an, daß ihr Antrag sich über die Grenzen des Königreichs hinaus erstreckt. Eine Veränderung in der Erbfolge in den Herzogtümern kann doch nur von dem Herzog von Schleswig und Holstein mit seinen Agnaten aus den Herzogtümern, nicht aber von dem Könige von Dänemark mit einer dänischen Provinzialständeversammlung verhandelt werden." —

Nachdem Graf Reventlou im einzelnen noch die Sonderrechte Holsteins als deutsches Bundesgebiet im Gegensatz zu Orsteds Äußerungen dargelegt und sich über die Erbfolge in den Herzogtümern in einem historischen Rückblick ausgelassen hatte, schloß er seine Rede mit folgenden Worten:

„Wir müssen unsere Rechte jetzt darlegen und wahren; aber ich spreche es auch zugleich aus, wir müssen nicht minder entschieden beweisen, daß unserem Herzen jede feindliche Stimmung und jede absichtliche Trennung von Dänemark fremd sei. Es wird eine Zeit kommen, wo die Dänen es selbst erkennen werden, daß die Vaterlandsliebe jetzt nicht mehr darin besteht, die Grenzen des Reichs zu erweitern, daß es die Aufgabe eines guten Staatsbürgers sei, sein Vaterland innerhalb der Grenzen des Reichs groß und glücklich zu machen; sie werden dann nicht mehr alte, treue Freunde und Bundesgenossen angreifen, sondern unsere Rechte achten, wie wir die ihrigen gern achten wollen. Dann werden die Lande glücklich und blühend neben einander stehen und glücklichere Zeiten kommen. Dies herrliche Ziel zu erreichen, das möge der Weisheit des Königs Christian VIII. vorbehalten sein; daß dieses geschehe, das ist mein innigster Wunsch."

Nach der Rede des Advokaten Tiedemann, der besonders nachzuweisen suchte, daß Friedrich VI. in Staatsverträgen die Herzogtümer als selbständige Staaten angesehen hatte, nahm der Präsident das Wort, um auszusprechen, was offenbar die ganze Versammlung nach Reventlous Rede bewegte: „Ich fühle mich meinerseits gedrungen, es auszusprechen, wie tief die einfachen und eindringenden Worte des hochwürdigen Prälaten von Preetz auch mich ergriffen haben; ich will dieselben nicht wiederholen, um ihren Eindruck auf keine Weise zu schwächen, aber ich fühle mich gedrungen, auch meinerseits zu äußern, daß auch ich nur der Leidenschaftlichkeit, in der die Männer befangen gewesen sein müssen, welche in der Rothschilder Ständeversammlung gesprochen haben, es zuschreiben kann, daß so gesprochen werden konnte, wie es geschehen ist."

Als letzter Redner nahm Advokat Löck das Wort. Er sagte: „Die Dänen müssen es aufgeben, sich zu betrachten als die herrschende Nation und die Herzogtümer als eroberte Lande, was sie niemals gewesen sind. — Nur ein Weg führt

zur Versöhnung, der Weg der Gerechtigkeit und Gleichheit des Rechts für alle Beteiligten."

Nachdem der Königliche Kommissar mit seinen Beamten den Saal verlassen hatte, schritt die vollzählig anwesende Versammlung zur Abstimmung und nahm den Antrag des Ausschusses, „daß eine allerunterthänigste Vorstellung, worin die Rechte des Landes unter Berücksichtigung der Ausführungen des Ausschußberichtes gegen jeden ihnen drohenden Eingriff verwahrt werden, an den Thron Sr. Majestät des Königs gebracht werde," mit Einstimmigkeit an. Der Entwurf wurde am 21. Dezember von Bürgermeister Dr. Balemann verlesen und nach einigen unwesentlichen Veränderungen von der Versammlung einstimmig genehmigt.

Der Eingang des denkwürdigen Dokumentes lautet:

„Noch einmal tritt die holsteinische Ständeversammlung am Schlusse ihrer gegenwärtigen Zusammenkunft vor den Thron Ew. Majestät. Ein ernstes, bedeutungsvolles Ereignis, tief eingreifend in die Verhältnisse der Herzogtümer, bewegt die Gemüter der Landesbewohner, fordert die Vertreter des Landes auf, die Rechte derselben zu wahren." Dann geht die Rechtsverwahrung auf die uns bekannten Vorgänge in Roeskilde ein, weist hin auf die aufgeregte Stimmung des Landes und fährt fort: „Allergnädigster König! Das Herzogtum Holstein hat durch alle Zeiten Treue gehalten seinem angestammten Landesherrn, den eingegangenen Verträgen; darin wollen wir nicht zurückstehen gegen unsere Väter. Wir achten das Band, welches die Herzogtümer seit Jahrhunderten an das Königreich knüpft, und erkennen nicht minder die Vorteile, die uns daraus erwachsen. Aber klar und entschieden ist auch in uns das Bewußtsein der von den Vätern überlieferten Rechte. Wir behaupten:

Die Herzogtümer sind selbständige Staaten.
Der Mannsstamm herrscht in den Herzogtümern.
Die Herzogtümer Schleswig und Holstein sind fest mit einander verbundene Staaten.

Jedem dieser drei Sätze war eine kurze und schlagende Begründung beigegeben. So waren die alten Landesrechte in eine kurze und klare Form gebracht, in der sie seitdem tausendfach wiederholt, in allen Volksversammlungen festgehalten und 1848 selbst von König Friedrich Wilhelm IV. anerkannt wurden.

Der Schluß des Schriftstücks lautet: „Wir legen diese von uns in vollzähliger Versammlung einstimmig beschlossene Rechtsverwahrung vor den Thron Ew. Majestät, unsers Allergnädigsten Landesherrn, ehrfurchtsvoll nieder. Ihre Gerechtigkeit und Weisheit ist uns Bürge, daß die Gesinnung, in welcher dieses geschieht, nicht wird verkannt werden."

Noch an demselben Tage wurde die Ständeversammlung des Jahres 1844 nach den üblichen Förmlichkeiten aufgelöst. Die angesehensten Abgeordneten wurden bei ihrer Rückkehr aus Itzehoe mit Jubel empfangen und durch Fackelzüge und Hochs gefeiert. Man hielt es allgemein für unmöglich, daß der König auf die Anträge der Roeskilder Ständeversammlung eingehen würde, allein man hatte sich getäuscht, denn Christian VIII. ging den verhängnisvollen Weg weiter, der zum blutigen Konflikte führen mußte. Am 8. Juli 1846 erließ er den Offenen Brief, der neue und erbitterte Kämpfe um die alten Landesrechte hervorrief und eine weitere Stufe in der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage bedeutet.



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

II.

6. Circus macrurus (Gm.) Die Steppenweihe.
Circus pallidus. Blasse Weihe.

Nach einer Mitteilung in den „Ornithologischen Monatsberichten" 1898 S. 130 ist im Jahre 1896 ein altes Männchen aus einem Trupp erlegt bei Dalmos in der Nähe von Lübeck. Ein ausgestopftes altes männliches Exemplar befindet sich im Lübecker naturhistorischen Museum. Vermutlich ist es dasselbe. — Hagendefeldt berichtet in der „Nerthus" 1904, Nr. 14 S. 293, daß er am 26. Novbr. 1903 ein schönes altes Männchen von List auf Sylt erhalten habe. Das sind die beiden einzigen Nachrichten vom Vorkommen dieses Vogels in Schleswig-Holstein.[1])

Wegen der großen Schwierigkeit, die die Identifizierung der vier in Deutschland vorkommenden Weihen bietet, mögen aus der Bestimmungstabelle in Reichenows „Kennzeichen der Vögel Deutschlands" hier die unterscheidenden Merkmale mitgeteilt werden:

Innenfahne der 1.—3. Schwinge und Außenfahne der 2.—4. Schwinge am Ende ausgeschnitten . . . . . I.
Innenfahne der 1.—4. Schwinge und Außenfahne der 2.—5. Schwinge am Endteile ausgeschnitten . . . . . II.

I. Winkelausschnitt an der Innenfahne der 1. Schwinge 25—30 mm von den Enden der Handdecken . . . . . **Wiesenweihe.**
I. Winkelausschnitt an der Innenfahne der 1. Schwinge mit den Enden der Handdecken zusammenfallend oder höchstens 10—12 mm vor denselben . . . . . **Steppenweihe.**

II. Schwanzfedern, wenigstens die äußeren, mit deutlichen Querbinden oder Färbung von Kopf und Oberseite zart grau . . . . . **Kornweihe.**
II. Schwanzfedern ohne jegliche Querbänderung, Oberseite nicht zart grau **Rohrweihe.**

7. Otis tarda L. Der Großtrappe.

Von einem am 15. Februar 1895 auf dem Neuenbrooker Jagdrevier (Kreis Steinburg) geschossenen Großtrappen machte mir Herr Kalström zunächst eine kurze Mitteilung, der er später auf meine Bitte die nähere Auskunft hinzufügte, daß der von ihm ausgestopfte Vogel ein Männchen sei; es sei sehr abgemagert gewesen und habe daher nur ein Gewicht von $8^1/_2$ kg gehabt. Länge 1 m, Spannweite der Flügel 2 m. „In der Zeit vom 6.—16. Februar," so berichtet Herr Kalström weiter, „waren ihrer vier auf dem hiesigen Felde, und zwar stets auf demselben Ackerstück (Weideland), das sie der Länge nach förmlich abweideten. Ich hatte die schönste Gelegenheit, die Vögel von meinem Zimmer aus zu beobachten und mittels Fernrohres selbst die kleinste Bewegung zu erkennen. Sie waren äußerst vorsichtig und späheten stets umher. Obgleich die Jäger sich ganz in Weiß gehüllt hatten und auf Händen und Füßen die Gräben entlang krochen, gelang es ihnen doch nicht, den Tieren zum Schusse nahe genug zu kommen. Als endlich 12—15 Jäger sie umstellen wollten, suchten sie das Weite; doch kehrten sie noch einmal zurück, und nun gelang es dem Hofbesitzer Heselbeck, einen der Vögel im Fluge zu erlegen. Erwähnt sei noch, daß derselbe Herr vor drei

[1]) Zu vergleichen die Mitteilung von Kalström-Hassee in der Aprilnummer der „Heimat" 1905. Die Schriftleitung.

Jahren an ungefähr derselben Stelle auch einen Großtrappen geschossen hat; damals wurden fünf Stück hier gesehen."

Da der Großtrappe in den meisten deutschen Ländern und nordwärts bis nach Mecklenburg Brutvogel ist und hier das ganze Jahr hindurch vorkommt, so ist es eben nicht auffällig, daß er gelegentlich auch in Schleswig-Holstein erscheint. In Niemanns Forststatistik vom Jahre 1809 heißt es: „Der Trappe, der sich in Mecklenburg häufig aufhält, ist nach der Versicherung alter Jäger einzeln auch in Holstein und Schleswig geschossen worden." Boie schrieb im Jahre 1820: „Im Frühling 1812 zeigte sich ein Paar auf dem Gute Kuhlen unweit Segeberg, welches wahrscheinlich in der Gegend gebrütet haben würde, wenn man nicht das Männchen geschossen hätte. In der Gegend von Eppendorf bei Hamburg sollen alljährlich einige Paare nisten." Für die letzte Vermutung liegt keine spätere Bestätigung vor. Aber auf der Gemarkung des Gutes Kuhlen wurde im Sommer 1865 ein Nest mit 2 Eiern gefunden. Einzelne Vögel und kleine Gesellschaften sind in den verschiedensten Gegenden, besonders im südlichen und mittleren Holstein, öfter beobachtet. Im Frühjahr 1903 wurden 2 Stück auf einem Saatfelde bei Schwabstedt gesehen.

8. Otis tetrax L. Der Zwergtrappe.

Das Verbreitungsgebiet des Zwergtrappen liegt weiter südwärts als das seines großen Verwandten; es reicht von Nordafrika und Vorderasien höchstens bis Mitteleuropa. Daher sind die Nachrichten von einem zufälligen Vorkommen in nördlichen Ländern sehr sparsam; eine ganz vereinzelte Ausnahme ist es jedenfalls, wenn einmal ein Exemplar bei Gudbrandsdalen in Norwegen erlegt werden konnte. Aus älteren Zeiten sind keine Fälle seines Vorkommens in Schleswig-Holstein bekannt. Nachdem in den siebziger Jahren unerwartet einzelne Paare in Thüringen sich angesiedelt und dort in wechselndem Bestande bis zum Jahre 1886 als Brutvögel sich gehalten haben, sind auch weiter nordwärts mehrfach Zwergtrappen vorgekommen, so 1879 in Mecklenburg und Hannover, 1882 auf Helgoland. Aus dieser Zeit stammen verschiedene Nachrichten von seinem Vorkommen in unserer Provinz. Aus den nächstfolgenden Jahren sind hier keine Beobachtungen bekannt geworden. Am 29. Juni 1901 erhielt ich von Herrn Philippsen aus Utersum auf Föhr die Nachricht, daß er am Tage vorher einen Zwergtrappen erlegt habe. Er schreibt mir darüber: „Der Vogel hielt sich etwa 14 Tage auf der hiesigen Feldmark auf und zwar immer auf einer ziemlich begrenzten Fläche unmittelbar am Weststrande, wo mehrere Felder mit Serradella und Spergel bestellt waren. Als mir zuerst von ihm erzählt wurde, mußte ich ihn nach der Beschreibung für einen kranken Fischreiher halten und kümmerte mich nicht weiter um ihn. Als aber die Nachrichten sich täglich wiederholten, ging ich mit der Flinte hinaus und hatte auch gleich das Glück, den Vogel zu erlegen. Es war ein Weibchen, stark in der Mauser, $4^1/_2$ kg schwer. Außer Gräsern, Serradella und Spergel fanden sich Überreste von Sämereien, Insekten usw. im Magen." — Von einem anderen Exemplar in Schleswig-Holstein macht Herr Böge mir Mitteilung. Auf der Gemarkung Wisch in der Nähe Kiels wurde am 19. November 1901 ein Zwergtrappe geschossen und zwar auf einer ausgedehnten, fast baumlosen Wiesen- und Sumpffläche, unmittelbar an der Seeküste gelegen. Böge hat nur den frischen Balg gesehen und hielt darnach den Vogel für ein Weibchen. Dazu ist zu bemerken, daß etwa von August an auch die alten Männchen das einfache Herbst- und Winterkleid tragen und daher leicht für Weibchen gehalten werden. Es hat sich daraus sogar die irrtümliche Ansicht gebildet, die in Deutschland auf der Wanderung erscheinenden Zwergtrappen seien ausschließlich Weibchen,

während nach E. von Homeyers Erfahrung mehr Männchen als Weibchen vorkommen. Es ist darum bei einem im Herbst oder Winter erlegten Exemplar nötig, das Geschlecht durch Sektion festzustellen.

9. Ardetta minuta L. Zwergrohrdommel.

Ardeola minuta. Kleine Rohrdommel.

Am 10. September 1900 wurde von Herrn Dr. Schultz an der Treene bei Schwabstedt eine Zwergrohrdommel geschossen und mir überliefert. Es war ein junger, kaum noch ausgewachsener Vogel. Ob er nun gerade an der Treene ausgebrütet worden ist, bleibt damit noch immer zweifelhaft; aber ich halte es doch für wahrscheinlicher, daß er in jener an sumpfigen Rohrfeldern so reichen Gegend das Licht der Welt erblickt hat, als daß er dort nur auf dem Durchzuge eingekehrt sein sollte. Der letzte Fall setzt einen weiter nordwärts gelegenen Brutplatz voraus (denn ein kaum flugfähiger Vogel wird sich schwerlich schon auf ziellose Kreuz- und Querzüge begeben), und Schleswig-Holstein dürfte so ziemlich an der Nordgrenze seines Brutgebietes liegen. Die kleine Rohrdommel ist nämlich hauptsächlich im Süden und Südosten Europas sowie in Vorderasien daheim und gehört in den nördlichen Ländern unseres Erdteils zu den selteneren Erscheinungen. Der hier mitgeteilte Fall liefert ja auch für das Brutvorkommen der Zwergrohrdommel in unserer Provinz keinen sicheren Beweis. Ein solcher liegt wahrscheinlich bisher überhaupt nicht vor. Denn meine Angabe in dem Verzeichnis der Vögel Schleswig-Holsteins von 1875, daß Boie einmal ein brütendes Pärchen an der Schwentine bei Kiel aufgefunden habe, bin ich hier selbst zu widerrufen nicht abgeneigt; sie beruht möglicherweise auf einer unsicheren Mitteilung oder einem Zitat aus zweiter Hand, was ich jetzt nicht mehr erinnern kann. Denn Boie schreibt in Wiedemanns zoologischem Magazin 1819 ausdrücklich: „Die kleine Rohrdommel soll in den Niederungen an der Schwentine unweit Kiel vorkommen, wo ich sie indes vergeblich aufsuchte.“ Bei dem versteckten und schwer zugänglichen Aufenthalt und bei der nächtlichen und geheimnisvollen Lebensweise dieses Vogels ist es allerdings nicht leicht, sein Vorkommen festzustellen. Daher ist es wahrscheinlich, daß er häufiger vorkommt, als bis jetzt angenommen wird. Für den Fall, daß er dem einen oder anderen Leser dieser Zeilen einmal zu Gesicht kommen oder in die Hände fallen sollte, sei hier bemerkt, daß er an folgenden Merkmalen leicht zu erkennen ist: Größe einer Turteltaube, aber wegen des losen Gefieders etwas größer erscheinend; Gestalt wegen des langen, locker befiederten Halses, des langen, graden, spitzen Schnabels, der langen Läufe mit langen Zehen reiherartig; Schnabel gelblich, Füße grünlich; Gefieder rostgelb oder bräunlich, beim jungen Vogel mit dunkleren Längsflecken; beim Weibchen Scheitel und Rücken schwarzbraun, beim Männchen schwarzgrün schillernd.



Ein Werk über die Insel Röm.

Eduard Moritz, Die Nordsee-Insel Röm. Mit 3 Karten. (Separatabdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Band XIX.) Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1903. IV und 210 S. 8°.

Was lange währt, wird gut! möchte man bei der Lektüre der vorliegenden Arbeit ausrufen. Die Insel Röm, die nördlichste der deutschen Nordsee, ist bisher am wenigsten berücksichtigt und wissenschaftlich immer nur beiläufig behandelt worden. Jetzt ist ihr eine nach jeder Richtung eingehende Untersuchung zu teil

geworden, wie man sie auch für die andern Inseln unserer Westküste wünschen muß, denn was darüber vorliegt in geographischer und historischer Hinsicht, entspricht den heutigen Anforderungen nicht mehr. Ein gründliches Studium an Ort und Stelle und eine kritische, und zwar scharf kritische Prüfung der bisherigen Arbeiten gehört allerdings dazu.

Moritz hat im Laufe von 10 Jahren neunzehn Besuche auf der Insel gemacht und dabei eine Masse Stoff zur Geographie, zur Geschichte und Volkskunde gesammelt, außerdem in amtlichen und privaten Kreisen, sowohl in Preußen wie in Dänemark, treffliche Unterstützung gefunden. Für Röm, wie überhaupt für ganz Schleswig-Holstein, findet sich natürlich viel Material in dänischen Sammlungen und Bibliotheken; wer auf diesem Gebiete arbeitet, wird sich stets gern der außerordentlichen Freundlichkeit und Bereitwilligkeit zur Aushilfe bei den Behörden unseres Nachbarlandes erinnern.

Wie es erfreulich für einen Forscher ist, wenn er über einen wenig behandelten Gegenstand zahlreiche neue Quellen erschließen oder zerstreutes Material verarbeiten kann, so auch für den Referenten, wenn er eine solche Arbeit wie diese anzuzeigen hat. Die Schrift behandelt 1. das Geographische, 2. die Geschichte, und gibt dann einiges zur Volkskunde Röms (Sagen, Bräuche, Aberglauben, Reime und Sprüche.) „Geographie" ist dabei im weitesten Sinne gefaßt: M. bespricht die natürliche Beschaffenheit der Insel, die Besiedelung, die Bevölkerung, die Tier- und Pflanzenwelt, das Wattenmeer bei Röm, die Hafenprojekte, die Ortsnamen. Ich teile einige Hauptergebnisse mit und hoffe, daß sie nicht nur zur Anschaffung des Buches, sondern auch zur Nachahmung reizen.

Die Prüfung des Untergrundes der Insel, so weit die nicht zahlreichen und nur einmal bis 42 m tiefen Bohrungen es verraten, haben ergeben, daß Röm ebenso wie Fanö und Manö nicht, wie Sylt und Amrum, Glieder der zerstörten diluvialen Festlandskante sind, die sich ehemals von der Westküste Jütlands als deren Verlängerung weiter südwärts ausdehnte. Diese Kante lag weiter westlich, und zwischen ihr und dem Diluviallande an der jetzigen Festlandsküste fand sich ein Haff, in dem sich ähnlich wie in den Fjorden des westlichen Jütland Klei ablagerte, der dann wieder mit Sand und einer dünneren Kleischicht bedeckt wurde. Bei der erwähnten Tiefbohrung fand man von 17,60—31,00 m eine dicke Kleischicht auf Moorboden. Das Diluvium liegt an dieser Stelle bei 42 m. Nahe an der Oberfläche scheint es an drei Punkten zu sein, wo Ablagerungen von faustgroßen, in feinem Sande eingebetteten Steinen vorkommen. Der Verfasser verneint mit Recht die Annahme, daß es vom Meer angespülte Rollsteine seien. Vielleicht war wohl ein kleiner Kern höhern Diluviums vorhanden in einer nordnordwestlich verlaufenden Linie, so daß sich um diesen allmählich die Insel im Haff gebildet hat. Am Ostrand entstand ein Marschstrich, während der Westen sich in der Weise, wie es in dieser Monatsschrift kürzlich nach Reinke geschildert ist, mit Dünen bedeckte.

Ich vergleiche mit Röm die neueste Marsch- und Sandinsel der Nordsee, nur daß diese nicht in einem Haff, sondern in einem toten Punkte der Strömungen liegt: die Insel Trischen oder Buschsand, 11 km westlich von der Westspitze des Friedrichskoogs in Süderdithmarschen; es bildete sich dort zuerst eine große Sandbank, am Ostrande seit 1854 ein Marschstrich und dann an dessen Westseite eine Sanddüne (Vergl. Petermanns Mitteilungen 1905, Tafel 8).

Der Boden unter Röm hat sich im Laufe der Jahrtausende seit dem Diluvium gesenkt, nicht plötzlich, sondern allmählich. In historischer Zeit ist nur an der Südspitze des Landes eine Ansiedlung als verloren nachzuweisen: Helm, 1350 erwähnt, vielleicht in der großen Flut vom 16. Januar 1362 untergegangen; die äußerste Spitze heißt noch jetzt Helmodde (odde — ort — Spitze, Vorsprung). Was

Mejer (so und nicht „Meier" scheint er sich meistens geschrieben zu haben, allerdings zu einer Zeit, wo i und j oft willkürlich vertauscht wurden) auf seiner historischen Karte von 1240 an Ortschaften auf den Watten gibt, ist auf falsche Schlüsse oder sogar auf Erdichtung zurückzuführen, und es ist zu bedauern, daß Geerz auf seiner historischen Karte von den Nordfriesischen Inseln Nordstrand usw., Berlin 1888, die Orte alle wieder aufgenommen hat und zum größten Teil ohne Fragezeichen, als ob ihre Existenz beglaubigt wäre. Geerz hält auch die Küstenaufnahme Mejers für richtig. Auf einen wunderbaren Schnitzer will ich hier doch hinweisen. Nordöstlich von Osterby auf Röm liegt eine „Burg," die sogenannte Flemming, (d. h. wahrscheinlich Lembeck) = Burg; zu Mejers Zeit war sie gerade wie jetzt nicht weit vom Strande entfernt, Mejer hat aber die Küste zu weit nach Osten geschoben, die Insel zu breit gezeichnet. Geerz gibt Röm in der Mejerschen Gestalt und zeichnet die jetzige Grenzlinie rot ein; darnach liegt die Burg jetzt außerhalb der Insel, ist also verschwunden!! Ich benutze diese Gelegenheit, um vor kritikloser Benutzung der Geerzschen historischen Karte zu warnen. Weder für Röm, noch für Sylt, Föhr, Amrum ist der Landverlust beglaubigt, den Mejer angibt; die „Historische Karte von 1240" ist nichts als Phantasie mit etwas geschichtlichem Kern.

Die jetzigen Bewohner Röms sind durchaus Jüten; sie haben in Folge der langen Verbindung mit Dänemark und der Beziehungen zur Nachbarstadt Ribe ihre dänischen Sympathien bis jetzt bewahrt, und erst langsam gewinnt das Deutsche an Einfluß; das Mißtrauen, das an entlegenen Gebieten dem Fremden entgegengebracht wird, fehlt natürlich auch hier nicht. Friesische Abstammung hat man früher aus Ortsnamen schließen wollen, aber Namen auf um (= heim) sind weit verbreitet, und was sonst an Friesisches erinnert, rührt von dem starken Seeverkehr mit Friesland her, da nicht nur Römer Schiffer in häufige Berührung mit Holland und Friesland kamen, sondern auch die Stadt Ribe in früheren Jahrhunderten der bedeutendste Handelshafen Westschleswigs gewesen ist.

In der Weltgeschichte tritt Röm natürlich nicht sehr hervor; durch äußere Feinde hat es am meisten gelitten während des 30jährigen Krieges und des Polackenkrieges 1658/60. Die Teilung der Insel in einen dänischen und schleswigschen Teil setzt M. mit ziemlicher Sicherheit in die Zeit der Königin Margarethe, die dem Ritter Claus Lembeck das Schloß Troyburg abkaufte; mit der dazu gehörenden Lohharde hat sie jedenfalls auch den südlichen Teil Röms, der wegen des anstoßenden Lister Tiefs von Wichtigkeit war, erworben und in staatsrechtliche Verbindung mit dem dänischen Staate gebracht. Auch der Umstand, daß das Bistum Ribe auf der Südhälfte größeren Privatbesitz hatte, kann die Angliederung an Dänemark befördert haben.

Die Schrift gibt außerdem eingehende Mitteilungen über die kirchlichen und Schulverhältnisse der Insel mit zahlreichen Personalien, über die Schiffahrt (darunter Grönlands- und Islandsfahrten), über Schiffsunfälle im Wattenmeer, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, so daß alles irgendwie Wissenswerte zusammengestellt ist. An Karten sind beigegeben: Mejers „Westertheil des Amptes Haderschleben zusambt Riepen und dem Löhmeloster Anno 1649;" das Nordschleswigsche Wattenmeer und die Bodenverhältnisse des Landgebietes 1 : 300 000, und die Insel Röm, 1 : 50 000. Von störenden Druckfehlern sind noch zu berichtigen: S. 34, Z. 5 v. u. links: „Ahl" statt „Aln"; S. 97, Z. 21 v. o. „minder" statt „wieder."

Oldesloe. R. Hansen.



Plattdeutsche Redensarten vom Wetter. III.

Gesammelt von G. F. Meyer in Kiel.

C. Regen (Fortsetzung).[1]

185. Wenn't Maidag reg'nt, reg'nt de Frucht vun de Melk, denn het de Regen 'n ganzen Sommer keen Verslag. Wenn't Maidag drög is, drinkt de Holländer 'n Buddel Win. („Heimat.")
186. Dat Fehmarnsch Wederglas (Anagallis arvensis) is slat'n, dat gifft Regen. — De Blöt is apen, dat blifft drög. (Fürst. Lübeck.)
187. St. Margret (13. Juli) stick s' in de Week, St. Marlen (22. Juli) lött da nich een. (Nüsse — Regen F. Lüb.)
188. Dat is hüt 'n Pottdag. (Regentag in der Ernte. F. Lüb.)
189. De Himmel is blau mit violette Wolken. (Nach einem Regen. F. Lüb.)
190. He makt dat as uns' Börgermeister, de lött dat in Gnaden geschehn, wenn't reg'nt.
191. Wenn't Glück reg'nt, sitt wi in'n Drögen.
192. Wenn't Pannkok'n reg'nt, so is min Fatt ümstülpt. (Eckart.)
193. He kreeg en warmen Regen. (Es bricht Feuer in seinem Hause aus. Eckart.)
194. He makt 'n Gesich' as söben Dag Regenweder.
195. He schürrt dat aff as de Pudel den Regen.

D. Wind.

196. Wat is dat 'n Wind un dabi weiht dat! (un dat noch buten vör!)
197. Wat is dat en Windweih'n un Hersusen! (Dithm.)
198. Dat weiht en flegende Storm. (Maasholm.)
199. Dat ward to'n Orkan.
200. Dat wär 'n Windelwind (Windhose).
201. Wat en Weller, awers god för'n Möller. (Schleswig.)
202. De Wind a. hult, b. fleut, c. knackt man so, d. brüllt man so.
203. Ik bedur de Lüd, de up See sind un keen Schipp hebbt.
204. Gut, dat de Hüser holl sind!
205. De Wind is suchtig (neblig).
206. Dat is en harte Wind (kalt. Schleswig).
207. De Wind blaset ut en kolt Lock. (Eckart)
208. De kümmt direkt vun'n Nordpol. (Ein kalter Wind. Fürst. Lüb.)
209. a. Dat schält 'n Jack. (Man hat Schutz gegen den kalten Nordwind gefunden.) b. Hier schält dat 'n Büx. (F. Lüb.)
210. Dat süselt (leiser Wind).
211. Dat sohrt. — De Wind de sohrt. — Dat is 'n sohr'n Wind. — Da kümmt de ol sohr'n Ostwind. — De Westwind sohrt mitünner noch düller. (Trockner Wind, der im Frühling das Wachsen des Grases auf den Weidekoppeln zurückhält. Fürst. Lübeck.)
212. De Wind hult na Regen.
213. De Wind weiht so holl (es gibt Regen).
214. Wenn de Wind nich wär, reg'n dat.
215. Wenn't nu man reg'n wör, denn leggt de Wind sik. (Kleiner Regen macht großen Wind legen.)
216. Wenn de Wind rückwarts geiht, gifft slech Weder. (Von West nach Ost.)
217. Wenn de Wind mit de Höhner to Wiemen geiht, denn steiht he dar uk weller mit up.
218. Quartemberwind durt vier Wochen.
219. Osterwind mit Regen steiht dree Dag oder negen.
220. Südwesten in Schnee, Nordosten in Lee. (Maasholm.)
221. West! is de Hamborger ehr Best. Ost! is de Lübecker ehr Trost. (Handelmann, Top. Volkshumor.)
222. Nordost is de Schipperfron ehr Trost, Nordwest is de Schippers ehr Best. (Fürst. Lübeck. Eckart)
223. Wenn de Hagedorn utsleit, weihet de Nordost. (Eckart.)
224. De Wind kümmt „piel" ut Osten.
225. De Wind kümmt ut de Regeneck (SW).
226. Dat is de Havköster Wind! (Pönitz, Fürst. Lübeck. Im Südwesten liegt das Dorf Havekost.)
227. De Wind steiht stief in de Eck.
228. Möller un Bälgentreder levt vun'n Wind.
229. Dat geiht am best'n mit 'n Wind, de Wind schüfft na.
230. Wi hebbt den Wind up 'n Rüch (in'n Puckel).
231. Wi hebbt Siedwind.
232. Man kann garnich gegen den Wind upkam'n.
233. De Wind de weiht, de Hahn de kreiht, de Snider sitt up 'n Disch un neiht. (Fürst. Lübeck.)
234. De Wind de weiht, de Hahn de kreiht, de Bäcker backt, de Stuten knackt.
235. De Wicker, de Wacker, de löp öwer'n Acker; da köm'n dree Herrn un woll'n em möt'n. De Wicker, de Wacker löp doch öwer'n Acker. (Fürst. Lübeck.)
236. Dat sünd Windeier (Lügen).
237. De Wind weiht woll 'n Sandbarg tohopen, öwer keen' dicken Buk. (F. Lüb.)
238. Dat is all as de Wind weiht.

E. Kälte, Eis, Schnee.

239. Dat is hunnsch buten (kalt).

[1] Vergleiche „Heimat" 1904 S. 243.

240. Dat is binn bęter as buten.
241. Man kann Hänn un Föt nich barg'n.
242. Dat weiht een' dörch un dörch.
243. Dat is 'n Węder to'n Binnblieb'n.
244. Dat is grad' as wenn man keen Tüch an het.
245. Dat is so kolt, man kann gern Handschen nęhm'n.
246. Dat is schruterig, wenn de Minsch man een Hemd an het und barfod in de Strümp, denn treckt een' de Gręsen ümmer so öwer de hölten Slarpen. (Fürst. Lübeck.)
247. Dat is en ruch Weller. (Maasholm.)
248. Dat is en rusiges Węder. (F. Lüb.)
249. Dat is 'n Węder achter'n Aben.
250. Dat is so schietkolt.
251. Dar sitt Küll in de Luft.
252. Dat is 'n slimme Tied för de stakkels Vagels.
253. Wenn de Dag fangt an to längen,
fangt de Winter an to strengen.
254. Dat drögt scharp (friert).
255. De Winter spütt in de Hänn.
256. Dat freert sik 'n Hals aff.
257. Hüt morg'n het dat mächti' drögt.
258. Dat früßt Pickelsteen.
259. Dat früßt, dat dat knackt.
260. Dat früßt ganz groff.
261. De Winter will uns wat.
262. Dat is keen Maiennacht! (am eisigen Winterabend. Maasholm).
263. Früßt dat Matthiesnacht (24. Februar), frühßt dat veertig Nacht. („Heimat.")
264. De Winter het noch mal öllig wöller nafat.
265. He will uns dar noch nich so mit dörch laten.
266. De Winter spiet (spütt) sik vnn frischen in de Hänn.
267. Dat is en surkoles Węder.
268. Dat temperamenteert (zwischen Frost- und Tauwetter. Itzehoe).
269. Dat Węder besinnt sik, dat weet noch nich recht, wat et will.
270. De Mullewarp (Maulwurf) smitt up, dat ward dau'. (Angeln.)
271. Peter Stuhl (22. Febr.) fallt 'n hitt'n Steen in't Water, denn daut dat von ünnern up. („Heimat.")
272. De Frost is noch nich ut de Ęr. — Dar sitt noch Frost in de Ęr (im Frühling).
273. Dat is man ęb'n öwerschrauelt. (Eis. Fürst. Lübeck.)
274. Unner't Js sind keen Balken leggt.
275. Moses het vergęt'n, Balken ünner't Js to legg'n. (Fürst. Lübeck.)
276. Na Lichtmeß geiht de Voß nich mehr öwer't Js. (Fürst. Lübeck.)
277. He het 'n Quapp (Hęk) fung'n (ist ins Eis eingebrochen).
278. Dat Js smitt Haubuß'n — Kluft'n.
279. Katt'nis — Hollis — Vollis — Schülperis.
280. hackern — schurren — glitschen; rüschen.
281. Dat het ruchriept.
282. Dat het schrauelt. (Reif liegt auf den Dächern.)
283. Nu is de Winter öwer streng, nu sleit de Riep (Rief) ut de Wänd.
284. Dat het glattist.
285. Dat is stuf to gahn. (Glatteis.)
286. Dat is en stuwes Gahn hüt.
287. Jehann Blank het sik uphängt. (Eiszapfen am Dach. Fürst. Lübeck.)
288. Achter min Vaders Kamer,
Da hängt en blanken Hamer,
Wer damit timmern kann,
Dat is en künstlichen Mann.
(Eiszapfen. Müllenhoff S. 505.)
289. He früßt as 'n Snider.
290. He fangt sik 'n Bęwern.
291. He is so kolt as 'n Poch.
292. De Janner mutt knacken, wenn dat Korn schall sacken. (Fürst. Lübeck.)
293. Sankt Simon Jüd (28 Okt. bis 9. Nov.) bringt den Winter ünner de Lüd; Allerhilgen (1. Nov.) sitt he up de Tilgen; Sankt Marten Miß is he wiß. (Eckart.)
294. De Möller- un Bäckerjungs slat sik (es schneit. Fürst. Lübeck.)
295. Da kamt de Wittbęker Jmn. (Husum.)
296. De Sommerlotten flegt. (Schwansen.)
297. Nu ward de Meister bös, nu smitt he mit de Fremdzetteln 'rüm. (Gesellen unter sich, wenn es schneit. Flensburg.)
298. Wat sniet dat! — Nę, dat snitt nich, snęden is dat all. (Rendsburg.)
299. Dat is 'n Wolfsweller. (Angeln.)
300. a. Petrus weddert sin Bett ut b. Petrus mak sin Belt up. c. De Engel plückt Fellern un Dunen. (Vergl. Müllenhoff S. 583.)
301. Nu maken se dar baben all weller ruge Arbeit. (Wenn besonders große Flocken fallen. Eiderstedt.)
302. Fallt de Schnee in de Schiet, is de Frost nich wiet.
303. De Snee liggt hushoch — höger as 'n Hus.
304. Wi sind insneet (morgens).
305. Wi wöllt de Schanzen męten. (Knaben.)
306. De Rutschbahn ward gut.
307. Je mehr Snee, je fetter de Has. (F. Lüb.)
308. De Snee fükt (weht. Schleswig.)
309. De Snee stöfft.
310. Dat is all mehr Ęrersük (Erde zwischen dem Schnee. Schleswig).
311. De April is so got, he gifft den Tunstaken ok noch 'n witt'n Hot.
312. Wenn Katten prusten, gifft dat Snee. (Eiderstedt.)
313. En witte Winacht'n gifft 'n gröne Ostern.
314. Da köm 'n Mann von Aken
Mit 'n witt Laken,
He woll de ganze Welt bedecken,
Konn bloß nich öwer't Water recken.
(F. Lüb. Vergl. Müllenhoff S. 506.)
315. Da köm en Vagel fellerlos

Un sett sik up den Bom blattlos;
Da köm de Jungfru mundelos
Un freet den Vagel sellerlos
Von den Bom blattlos.
(Müllenhoff S. 504.)

316. De Schnee ballt.
317. Mi grut vör de Sneesupp — Sneeslapp.
318. Dat het Fett gęwen. (Tauwetter.)
319. Man geiht bald ęb'n so vęl trüchwarts as vörwarts.
320. De Sünn fritt dat weg.

F. Allgemeines.

321. Wat makt dat Węder?
322. Wat makt de Prophet?
323. In't Węder kieken.
324. Wat up Rum woll för Węder is, sä de Voß un seet achter'n Grashalm.
325. De oln Propheten sünd dot un de nien weet dar niks aff.
326. Hörst du to de nien oder oln Propheten? (Dithmarschen.)
327. Man mutt uns' Herrgott nich in't Handwark fuschen.
328. Dat Weller schall ok man wat üm Hand hem (unbeständig. Dithm.)
329. Dat Węder is a. ganz narrsch word'n, b. ganz katholsch, c. ganz ut 'n Kurs, d. ganz ut de Tüt, e. et het sin Rücken, f. is ganz in Wellerdeeg.
330. Wat is dat een Węder! Denn lewer garkeen.
331. Wenn en R in den Monat kümmt, ward et slech Węder — den sünn wi schręwen. (Eckart.)
332. Dat is von Dag en Fischweller.
333. Dat Węder kriggt de Winnsiet.
334. He geiht ut, un wenn't Hunn ręg'nt un Katt'n sneet. (Itzehoe.)
335. He is bang, dat sin Lüs en Snöv kriegt. (Eckart.)
336. Friedagsweller — Sünndagsweller.
337. Morgenrot bringt Water in'n Sot, Abendrot sleit 'n Düwel dot. (F. Lüb.)
338. Abendrot mak't Węder got, Morgenrot bringt Water in'n Sot. (Schwansen.)
339. Abendrot bringt 'n Burn Brot, Morgenrot bringt Water in'n Sot. (Itzehoe.)
340. Lichtmeß hell un klar gifft 'n god Immenjahr. („Heimat.")
341. De April mutt spak'n un de Mai mutt nat'n. („Heimat.")
342. Kol'n, natt'n Mai ritt den Bur den Sack entwei. („Heimat.")
343. Drög'n März, natt'n April un kol'n Mai füllt Hus un Schün bei'.
344. De drögen Jahrn będ de natten nich üm Brot.
345. „Die Zwölften sind vorbedeutend für die Witterung des nächsten Jahres; vom ersten Weihnachtstage bis zum Heiligen Dreikönigsabend kann man an jedem einzelnen der zwölf Tage abnehmen, wie sich in der Reihe der entsprechende Monat gestalten wird." (Handelmann, Nordelb. Weihnachten S. 13.)
346. Wenn in 'n Twölften de Busch voll Lecken hangt, gifft dat 'n god Bokweet'n- un Fruchtjahr. („Heimat.")
347. Wenn die Mondshörner zwischen Neumond und dem ersten Viertel klar, spitz und deutlich sind, so kann man gutes Wetter erwarten.
348. Wenn dat wör Hunn hageln un Katt'n snien, kunn de Skandal nich gröter sin. (Eiderstedt.)
349. Dat ward hoch Węder, de Arskröten schriet! (Scherz. Fürst. Lübeck.)
350. Den Hagel ok! (Ausruf.)
351. Em is de Petersill verhagelt.
352. Mi is bang vör natt Węder.
353. Mi is bang vör 'n natt Jahr.

Mitteilungen.

1. **Hausinschriften auf der Insel Föhr.** Wohl nur wenige Gegenden unsers deutschen Vaterlandes sind einst so reich an Hausinschriften und ähnlichen Inschriften gewesen als die Nordseeinsel Föhr. Leider hat die Neuzeit hierin eine große Änderung hervorgebracht. Viele Inschriften sind nämlich verschwunden: die gemalten sind übertüncht und die geschnitzten sind von den Wänden genommen und an Händler verkauft, desgleichen auch die vielen mit Inschriften versehenen Geräte, wie Schränke, Wiegen, Stühle, Mangelbretter, Lesepulte usw. Wohl mehr als 200 Mangelbretter sollen in den letzten 40 Jahren von der Insel verkauft worden sein. Im Sommer 1902 habe ich die 82 qkm große Insel von einem bis zum andern Ende durchwandert, um insbesondere an Inschriften zu retten, was noch zu retten ist. In 35 Häusern fand ich noch Inschriften, und zwar draußen am Giebel an 2 Häusern, auf Türen, Balken und Decken in 25 Häusern und auf verschiedenen Geräten in 12 Häusern. Sechs Inschriften sind lateinisch, zwölf plattdeutsch und reichlich 50 hochdeutsch. An dem Giebel eines Hauses in Nieblum befinden sich 3 Sandsteine mit mehreren Inschriften, deren eine also lautet: „Das Weltgebäu vergeht, der Himmel wird allein das rechte Vaterland und unser Erbe sein." Auf dem Giebel eines andern Hauses steht der Bibelspruch Joh. 8, 7: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werffe den ersten Stein," und darunter die Jahreszahl 1700. — Die gemalten Inschriften sind jetzt schon recht selten; auf der

Insel gibt es nur noch zwei Häuser, die größere Inschriften haben. In dem einen findet man an den Türen von zwei Schränken weibliche Personen mit den Symbolen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung und der Geduld abgebildet und unter jedem Bilde einen Spruch, so z. B. unter dem Bilde der Hoffnung:

„Hoffnung, du bringst mir keine schand,
ist nur dein Anker bey der Hand,
so wird kein Sturm zu wild und schwer,
es giebt doch wieder stilles Meer."

In dem andern Hause sind an der Bodendecke ebenfalls vier weibliche Personen als Symbole der Jahreszeiten abgebildet. Unter dem Winter stehen die Worte:

„Der kalte Frost heißt mir, in
warmen stuben bleiben.
Doch kann man auch darin
die Zeit mit Lust vertreiben."

Während diese Inschriften, die aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen mögen, aller Wahrscheinlichkeit nach von gelernten Malern hergestellt sind, sind die geschnitzten Inschriften wohl sämtlich von Föhrer Seefahrern verfertigt worden. Diese nahmen auf ihrer Reise von Holland nach Grönland passendes Holz mit und schnitzten unterwegs Geschenke für die Braut, die Frau oder sonstige Verwandte. Erst dann, wenn sie das Eismeer erreicht hatten, fing ja für sie die Arbeit, der Walfischfang, an. Eine der beliebtesten Schnitzereien war die Herstellung eines Mangelbrettes. Fast in allen deutschen Museen wird man solche von der Insel Föhr finden. Außer den verschiedensten Figuren waren in diese Bretter Namen, Jahreszahlen wie auch oftmals Sprüche hineingeschnitzt. „Wasche wit un mangle glat, so hest du alle Sönndag wat" war z. B. eine beliebte Inschrift. Auf der Insel gibt es jetzt nur drei Mangelbretter mit größeren Inschriften. Das älteste derselben stammt aus dem Jahre 1653 und enthält folgende plattdeutsche Inschrift: „O Minsche, bedenke, dat do motest sterben, dine goder beholden dine Erwen. Wen si de hebben tho Grave gebracht, so denken se Dach vnd Nacht, wo si dine Gudt moge deelen unde fragen nicht na diner Seelen." Die beiden andern Bretter sind wertvoller. Das eine zeigt am obern Ende zwei Engel, welche sagen: „Wir hoffen ein besseres Leben." Darauf geben zwei Meerweiber, welche unterhalb des Griffes sich befinden, die Antwort: „Wir nicht." In der Mitte steht der Name Ehlen Jensen, dann folgen, zum Teil bildlich ausgedrückt, die Worte: „Gerechtigkeit und Friede sich müssen in unserm Hause begegnen und küssen." Am untern Ende des Brettes stehen unter einem Zirkel die Worte: „Dort wird's richtiger." Auf dem andern Mangelbrett sind 4 Felder; auf drei derselben ist eine Frau abgebildet, welche wäscht, mangelt und die fertige Wäsche in eine Lade legt; es sind dies die Felder 1, 2 und 4. Das dritte Feld enthält ein Ohr. Unter dem ersten Felde stehen die Worte: „Wasche wit," unter dem zweiten: „Mangle glat," unter dem dritten: „Hör dein Ohr" und unter dem vierten: „Thust du das." Die Bedeutung der beiden letzten Inschriften ist die: Wenn dein Ohr hört, d. h. nach den beiden vorhergehenden Mahnungen tut, dann legst du die reine Wäsche in die Lade. Für das Mangelbrett sind vergeblich 100 Mark geboten worden. — Außer den Mangelbrettern gab es noch manche andere Hausgeräte, welche ebenfalls Inschriften enthielten, so insbesondere Lesepulte und Lehnstühle. Auf einem Lesepult aus dem Jahre 1748 stehen die Worte: „Schaff, daß dich leite Gottes Hand, von ihm Kommt weisheit und Verstand." So viel ich weiß, gibt es jetzt auf der Insel nur einen mit einer Inschrift versehenen Stuhl mehr. Außer der Jahreszahl 1740 enthält derselbe folgende Inschrift:

„Auf ein Mühsam Leben
hat mir Gott gegeben,
das Mein alte Glieder
Ruhig sitzen Nieder."

„Die müde findt hie Ihre Ruh,
die faulen läßt man nicht hinzu."

Die Inschriften über den Betten waren meistens Bibelsprüche, die sich auf den ruhigen Schlaf und den Dank dafür gegen Gott beziehen. So habe ich mehrfach den Spruch Ps. 63, 7 gefunden: „Herr, wenn ich mich zu Bette lege, so gedenke ich an Dich, wenn ich erwache, so rede ich von Dir." Ferner auch den Spruch Ps. 4, 9: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne." — Die Sprüche in den Türfüllungen beziehen sich meistens auf den Ein- und Ausgang durch die Tür, auf die Kürze und das Ende des menschlichen Lebens, sowie auch auf die Wohltätigkeit. Die Inschrift:

„Der Ein- und Ausgang mein,
laß Dir, o Herr, befohlen sein"

kommt auf der Insel noch 6mal vor, zum Teil in plattdeutscher Sprache:

„De In un Uhtgank min
lat Dy, o Herr, befalen sin."

Denselben Inhalt hat eine andere Inschrift:

„Herr, segne meine Trit, auch alles, was ich thu,
wo ich geh aus und ein, las Dir befohlen sein."

Eine andere beliebte Inschrift auf Türfüllungen war ferner der Spruch:

„So oft die Thür sich wend't,
o Mensch, bedenk das End."

Manche Inschriften wurden gewiß durch plötzliche Todesfälle veranlaßt, insbesondere durch den Tod von Kindern. Auf manchen Türen findet man nämlich den Spruch Ps. 103, 15: „Des Menschen Leben ist gleich wie eine Blume auf dem Felde." Auf einer Tür fand ich folgenden Vers:

„O Mensch, es ist mit Dir der heute schöne blüht
wie ein Blom auf dem Feld, und morgen all vergeht."

Eine Mahnung zum Wohltun habe ich nur ein einziges Mal gefunden. Sie lautet in plattdeutscher Sprache:

„Wen dar ein Armen kompt vor Din Dör,
so denk do, Jeso is darvör."

Dollerup. O. C. Nerong.

2. **Volkstümliches vom Storch.** Der Storch ist bei jung und alt sehr beliebt. Namentlich ist er der Freund der Kinder. Für seine Volkstümlichkeit zeugen auch die vielen Namen, die man ihm beigelegt hat. Im westlichen Schleswig heißt er Aarbar, auf Föhr und Amrum Aribar und Arebare, in Holstein Adebar, Ajebar, Aboit, Habat, Hotjerbar, Hottbar, Ottebar. Der Westfriese nennt ihn Earebarre; der Ostfriese Adebar, Abar, Habbar; der Niederländer Olevaer, d. i. alter Vater. Bei Magdeburg heißt er Ander, bei Lüneburg Heinoder. Die älteste uns bekannte Form ist Odeboro.*) Der Name soll Kinder- oder Seelenträger bedeuten, was mit der bekannten Anschauung zusammenhängt, daß der Storch die kleinen Kinder bringt. Auf Rügen sagt man, daß die Kinder im Winter vom Schwan und im Sommer vom Storch gebracht werden. Muredäi kámt e Stark (Mariä Verkündigung [25. März] kommt der Storch), heißt es in Nordfriesland. Wer den ersten Storch fliegend sieht, wird während des Sommers fleißig sein, faul dagegen derjenige, der das Unglück hat, den ersten Langbein stehend zu erblicken. Sein Aussehen kündigt die kommende Witterung an. Hat er ein schmutziges Gefieder, so gibt es bald Regen. Ist das Gefieder dagegen rein und weiß, so steht anhaltend schöne Witterung in Aussicht. Weit verbreitet ist auch der Glaube, daß der Storch das Haus, auf dessen Dach er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, vor Feuersgefahr schützt. Versucht er aber, sein Nest an einer andern Stelle des Daches anzubringen, so ist eine Feuersbrunst zu erwarten. Verläßt er seine Wohnung mitten im Sommer, dann tritt ein Todesfall im Hause ein. Dasselbe geschieht in dem Hause, auf dessen Schornstein sich ein Storch niederläßt. — Zahlreich sind die Kinderlieder, mit denen der Storch begrüßt wird. Folgende Zusammenstellung sei wiedergegeben:

1. Storch, Storch, studer,
Bring' mir einen Bruder!
Storch, Storch, ester,
Bring' mir eine Schwester! (Deezbüll.)

2. Stark, Stark, Longebijn,
Wer wet dü well hànellyn?
Hàn to min üjll Alen.[1])
Wát wet dü der hale?
En Shiss[2]) foll Molk en Bräi[3])
Má en gauen Büshe[4]) bäi.
Wánne kámst dü widder?
Wán e Rogge rippet,
Wán e Pere pippet,
Wán e Aple ütt bäi wäilung trümmeln[5]) káme.
Dán shan alle látje Fome[6]) hàne má en sniwitt Short[7]) en somel dá áp. (Deezbüll.)

3. Stark, Stark, Longebijn,
Wer wet dü well háne llijn?
Hàn öjn Presters Tünn.[8])
Wát wet dü der mage?
Sheew en Banke.[9])
Der lapt en läjt Fom to shanken,
Der lapt en läjt Fom to spanken.
Läjt Fom, läjt Fom, kàm gau issen in,
Mäm[10]) läijt öjnt Solmbeedd[11]) má trá jonge Sàne.[12])
Di ine häijt Kasten Ludewig,
Di audere (Name des Kindes, das auf den Knieen geschaukelt wird),
Di tredde: Tif, Tif, Tif.[13]) (Deezbüll.)

4. Arebare, bester,
Bring' mi 'n lütte Swester!
Arebare, du goder,
Bring' mi 'n lütte Broder!
(Oldsum auf Föhr.)

5. Aribari, Lungesnari,
Wann skell wi tu Rippen fari?

*) Einige Mitteilungen sind einem Artikel von Heinrich von der Wurth in Meyns Hauskalender 1903 entnommen.

Wann a Rog rippat,
Wann a Berri pipet,
Wann a Hewer skären woort,
Wann a Berri bären woort.
Wann a Apler driwen kemm,
Wann a Feler sankt,
Wann a Stian drafft.
(Ferring en öömring Allemnack 1894.)

Dort wird auch folgende Erklärung gegeben: Hier fragen die alten Föhrer: Wann sollen wir nach Ripen fahren, wann sollen wir an die Dänen Steuern bezahlen? Darauf wird geantwortet, sie sollen kommen, wenn die Ernte beendigt ist. Nein, sagen die Alten, wir kommen nicht, bevor die Äpfel „treiben kommen," die Federn sinken und die Steine schwimmen, d. h. nimmer.

6. Stourke, stourke lungebin,
Wer wet dü well henneflin?
Hen aw Puppens hüss.
Wat wet dü der mage?
Molk an brud slabe
Me en silwer skis.
(Storch, Storch Langbein!
Wo willst du wohl hinfliegen?
Hin auf Poppens Haus.
Was willst Du da machen?
Milch und Brot schlecken
Mit einem silbernen Löffel.)
(M Nissen: De Freske Findling.)

7. Ajebar, du goder,
Bring' mi en lüdje Broder!
Ajebar, du bester,
Bring' mi en lüdje Swester!
(Plattdütsches Valksbok von Augustiny. Hollingstedt.)

8. Aboit, ester,
Bring' mi 'n lütte Swester!
Aboit, oder,
Bring' mi 'n lütte Broder!
(Kellinghusen.)

9. Stork, Stork, Langebeen,
Hvo hä do vät saa läng?
Ä hä vät i Kjöffenhavn.
Der vaa Bor og Bänk,
Der vaa Pig'r aa skänk,
Der vaa Dreng aa kytte Buld,
Der vaa Pig'r aa spinde Guld.
Hossa, hossa, heia,
Der vaa nok aa tei a. (Süderhostrup.)
(Storch, Storch, Langebein,
Wo bist du so lange gewesen?
Ich bin in Kopenhagen gewesen.
Da waren Tische und Bänke,
Da waren Mädchen zum Schenken,
Da waren Knaben zum Ballwerfen,
Da waren Mädchen zum Goldspinnen.
Hossa, hossa, heia,
Da war genug „davon zu nehmen.")

Anmerkungen: [1]) Großmutter. [2]) Löffel. [3]) Milch und Grütze. [4]) Butterbrot. [5]) Am Wege längs rollen. [6]) Mädchen. [7]) Schneeweiße Schürze. [8]) Pastors Garten. [9]) Tische und Bänke. [10]) Mutter. [11]) Wochenbett. [12]) Drei junge Söhne. [13]) Dieb.

Sonderburg. D. N. Christiansen.

3. **Bindebriefe.** Der Bitte des Herrn Christiansen in Sonderburg („Heimat" Nr. 6 S. 147 u. 148) entsprechend, teile ich hier den einleitenden Vers eines Bindebriefes mit, durch den wir uns von unserm Lehrer, Herrn Christian Petersen, im Jahre 1849 eine Vergünstigung erbaten:

Heute morgen, als ich lag und schlief,
Kam ein kleiner Vogel und rief:
„Heute ist es Christianstag,
Wo ich Dich frei binden mag.
Ich binde Dich nicht mit Bast und Band,
Sondern mit einem seidenen Faden um Deine Hand.
Du sollst so lange gebunden sein,
Bis daß Du Dich lösest mit Kringel und Wein."

Soweit der herkömmliche Anfang; dann dichtete man selbständig weiter, um seinen speziellen Wunsch anzubringen. Bei uns hieß es:

„Doch Kringel und Wein ist nichts für uns.
Wir haben einen ganz andern Wunsch usw."

Flensburg. H. Hansen.

4. **Thorsberger Moor.** Der Verfasser des von mir bearbeiteten und bei dem Scherl'schen Märchenwettbewerb mit dem ersten Preis (3000 M.) gekrönten Märchens „Erika," der Arbeiter Heinrich Traulsen in Flensburg, schreibt mir: „Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in dem kleinen Moore Thorsberg bei Süderbrarup ein wertvoller Altertumsfund römischen Ursprungs gemacht. Die Altertümer befinden sich größtenteils im Kieler Museum. Einige später gefundene befinden sich im hiesigen Museum, darunter Silberdenare aus der Zeit der römischen Kaiser Hadrian und Gallienus. Nun erzählte mein Vater oft, man habe sich in seiner Jugend, als das Moor noch uneingefriedigt als Sumpf gelegen hätte, immer erzählt: „In dat Lock licht 'n Kriegskaß versenkt." Sollte dies nur eine Sage sein, oder sollten mündliche Überlieferungen so weit zurückreichen können?"

Oldenburg i. Gr. Prof. Wisser.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Heimatkundliche Sammlungen im Vereinsgebiet.*)

Ort	Name	Direktor	Besuchszeit für freien Eintritt	Anderweitige Besuchszeit
Flensburg	**Kunstmuseum**	?	An jedem ersten und dritten Sonntage des Monats	Täglich mit Ausnahme der Montage von 10–4 Uhr. Sonntags von 10–5 Uhr, in den Wintermonaten von 10–4 Uhr. Erwachsene zahlen 50 Pf., Kinder 25 Pf.
Glückstadt	**Altertümersammlung** der holsteinischen Elbmarschen	Geh. Reg.-Rat Dr. Detleffen	Unbestimmt, je nach Antrag beim Vorsteher oder nach Mitteilung i. d. Zeitung.	—
Kiel, Gartenstraße	Historische Landeshalle	Direktor Rosenkranz	Sonntags 11—1 Uhr	—
Kiel, Burgstraße	**Museum vaterländ. Altertümer**	Frau Professor Mestorf	Sonntags, Mittw. u. Sonnab. 11—1 Uhr	Anmeld. b. Mus.-Dien. (i. Museumsgebäude).
Kiel, Sophienblatt	**Thaulow-Museum**	Dr. G. Brandt	Täglich (mit Ausnahme des Montags)	Mont u. 1. Festtage. Anmeld. b. Mus.-Dien.

*) Nach diesem Schema beabsichtigen wir, für sämtliche Museen usw. dieser Art in unserm Vereinsgebiete das Nähere unentgeltlich bekannt zu geben. Wir bitten namentlich die Museumsvorstände, uns mit dem erforderlichen Material an die Hand zu gehen. Um umgehende Zustellung bittet

Kiel, Geibelallee 2². der Schriftführer Barfod.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.



Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 8. August 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Vereinsgabe 1905.

Durch das Entgegenkommen des Verlages zur Pflege der Heimatliebe und Heimatkunst von Max Hansen in Glückstadt ist es ermöglicht, unsern Mitgliedern von neuem einen heimatlichen Wandschmuck für Haus, Büro und Schule anzubieten, eine künstlerische Reproduktion nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in Deezbüll,
„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause“
(Kupfergravüre — Imperialformat. Kartongröße 66 . 84 cm).

Ermutigt durch den Erfolg beim Vertrieb der beiden Landschaftsbilder von Ch. Roß, hoffen wir, auch mit dem Angebot dieses volkskundlichen Bildes (s. Abbild. Heft 8 S. 181) den Wünschen vieler unserer Mitglieder zu begegnen und daher zahlreichen Bestellungen entgegensehen zu können, zumal der Preis wieder sehr niedrig gestellt ist. Das Bild kostet
bei Versendung nach auswärts nur **3,50 M.,**
in Kiel und Glückstadt nur **3,00 M.**

Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplars zu. Bestellungen unter gleichzeitiger postfreier Einsendung des obigen Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen in Kiel, Adolfstr. 56 p.,** zu richten.

Kiel, den 19. Juli 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Kassennotiz.

Bei der Einzahlung der Jahresbeiträge ist eine Anzahl Postanweisungen ohne Angabe des Absenders eingegangen. In diesen Fällen ist der Beitrag wahrscheinlich durch Nachnahme im Monat Juni von neuem eingefordert worden. Reklamationen veranlaßten dann die erwünschte Berichtigung.

Unbekannt blieben bisher die Absender von 5 Postanweisungen, die im Februar aufgegeben worden sind in Friedrichsort, Friedrichstadt, Lauenburg, Neumünster und Tondern. **Benachrichtigung erbeten!**

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 12. Juli 1905.

Der Kassenführer:
F. Lorentzen.

Bücherschau.

1. **Schleswig-holsteinisches Wander- und Reisebuch.** 125 der lohnendsten Ausflüge, unter besonderer Berücksichtigung der von Kiel aus zu unternehmenden Wanderungen und Seefahrten. Von **Ernst Strohmeyer.** Mit 9 Kartenblättern, 3 Textkarten und 1 Übersichtskarte. Kiel: Walter G. Mühlau, (1905). XX und 144 S.; 8°. Geb. 2 M. (Taschenbuch-Format). — Die Beurteilung eines Führers ist ein eigenes Ding; Stichproben auf Grund von Ausflügen, die mit dem Buche in der Hand unternommen worden sind, müssen Gewähr dafür leisten, daß das Werk in gleicher Weise Seite bei Seite durchgearbeitet worden ist. Ich bin mehrere Male mit dem Führer mir bis dahin unbekannten Pfaden nachgegangen, habe mit demselben sogar eine Dampferfahrt nach Svendborg unternommen und mich selbst auf den Nebenpfaden abseits der großen Heerstraße vortrefflich zurechtgefunden, auch im Dänenlande (auf Taasinge). Auch sonst habe ich, zumeist als unfreiwilliger Horcher, nur Gutes über die Brauchbarkeit gehört, weshalb ich den Führer allen wanderfrohen Gesellen bestens empfehlen kann, ganz besonders an diesem Orte, weil Verfasser mit Fleiß auch solche Gegenden berücksichtigt hat, die fernab von der großen Touristenstraße liegen und ein „Neuland" bedeuten hinsichtlich ihrer Schönheit und Eigenartigkeit. Verfasser hat mit geringen Ausnahmen alle erwähnten Wanderungen selbst ausgeführt und sich persönlich nach allem erkundigt, was dazu dienen kann, dem von ihm geleiteten Wanderer die Freude an den Märschen und Fahrten zu erhöhen, sein Wissen zu bereichern, den Sinn für Naturschönheiten zu wecken und zu pflegen und — last not least — die Reisekosten auf ein bescheidenes Maß hinunterzudrücken. — Der Text wird belebt durch topographische und geschichtliche Nachrichten; auch den Naturdenkmälern ist die ihnen gebührende Beachtung gezollt worden. Eine interessante, dabei doch knapp gehaltene Einleitung aus der Feder des Herrn Dr. Gloy in Kiel, eines rührigen und kundigen Mitarbeiters an unserer „Heimat," erschließt das Verständnis für die geologischen, geschichtlichen, volkswirtschaftlichen Eigentümlichkeiten Schleswig-Holsteins. Der gesamte Osten unseres Landes mit Ausnahme des Kreises Hadersleben hat Berücksichtigung gefunden; der Titel aber weist darauf hin, daß Verfasser sicherlich darnach strebt, seine Wanderungen auf die ganze Provinz auszudehnen. Möchte es bald geschehen, wo doch das stets wachsende Eisenbahnnetz auch die entferntesten Winkel unserer Provinz mehr erschließt. Die beigegebenen Kartenskizzen verzeichnen scharf genug jeden für die Öffentlichkeit freigegebenen Weg und Steg und ersetzen das sonst zum Reisen erforderliche Kartenmaterial, weswegen allein deswegen schon der Preis als außerordentlich niedrig zu betrachten ist. Wenn es sich ohne allzugroße Kosten machen ließe, die Seen in den Kartenbildern blau zu tönen, dann würde das Auge des Wanderers in ihnen Ruhepunkte finden, die ihm die Orientierung außerordentlich erleichtern. Barfod.

2. **Ludolf Weidemann: Wintersturm.** Gedichte. Verlegt bei Alfred Janssen in Hamburg. 1905. 84 S. Pr. 3 M. — Das prachtvoll ausgestattete Büchlein enthält 21 Gedichte, deren Beurteilung um so schwerer hält, weil neben gänzlich mißlungenen, formell und inhaltlich banalen Versen einzelne Zeilen von wirklicher, dichterischer Schönheit stehen. Wintersturm! Wie die Flocken im Sturm draußen umherwirbeln, so wirbelt es auch in Weidemanns Gedichten von manchen schönen Bildern; aber sie verfliegen wirkungslos, zerflattern und finden sich nicht zu einem einheitlichen, geschlossenen Ganzen zusammen. Die letzte Feile und die letzte erbarmungslos kritische Sichtung fehlt. Man vergleiche „Und durch die Esse bellend pfeift der Sturm sein Lied. Mit Donnerschlägen gellend begleitet ihn der Schmied." Was ist ein „bellendes Pfeifen" und was sind „gellende Donnerschläge"? In dem Gedicht „Wegweiser" spricht er in Nr. 2 von einer Krähe, die „sturmgebauscht" vorüberrauscht, und in Nr. 3 von des „Abends Zitterluft"; wie eint sich das? Das Gedicht „Die Vogelkapelle" beginnt: „Die Sonne macht ihre Mätzchen und flutet in welligem Schein." Was heißt das? Die Rohrdommel läßt er ihr Lied „brüllen." Den Kiebitz nennt er einen Pedanten (er ist alles andere als das), die Waldtaube eine alte Tante; mit welchem Grund? Den Reiher einen Heldentenor nennen, halte ich für unüberlegt. Und so könnte ich vieles heranziehen, das meine Behauptung, es fehle an der letzten Feile und Sichtung, erhärtet. Schade! Es hätte ein liebenswürdiges Büchlein daraus werden können.

Wilhelm Lobsien.

Mitteilung.

Bindebriefe. Auf meine Anfragen über Bindebriefe ging mir von Herrn Stadtsekretär Lorenzen in Hadersleben ein Brief zu, aus dem ich folgende Angaben mitteile: „Bindebriefe waren bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Kopenhagen oder doch Holberg bekannt, denn in seiner Komödie „Den Vægelsindede" (der Wankelmütige) erzählt Apicius, daß er am nächsten Tage an einem Gelage teilnehmen soll, „denn ich habe einen von meinen guten Freunden gebunden, der sich morgen wieder lösen soll; das beste an den Almanachen sind diese Namenstage."—„In der Umgebung von Hadersleben ist das Schreiben von Bindebriefen noch immer in Gebrauch."

Sonderburg. D. N. Christiansen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 8. August 1905.

Hartwig Friedrich Wiese.

Nekrolog mit ornithologischen Beiträgen aus seinen Briefen.

Von **Paul Leverkühn** in Sophia.

I.

Durch die Versendung meiner ersten Naumann-Arbeit [1]) an Freunde und Gönner im März d. J. erfuhr ich in jäher Form von zwei Todesfällen. Die Post sandte die Exemplare zurück mit dem kalten Vermerk: „Adressat gestorben.“ Franziska Edle von Pelzeln, die „liebe Schwester des Ornithologen und der Schriftstellerin „Emma Franz,“ Pseudonym für Marie von Pelzeln,“ [2]) und Hartwig Friedrich Wiese durfte ich nicht mehr zu meinen lieben Korrespondenten zählen. Mit Franziska von Pelzeln erlischt die Familie; der unverheiratete Wiese stand ebenso allein in der Welt -- eine traurig stimmende Parallele.

Wiese entstammte einer alten, seit langem in Holstein ansässigen Familie; er gibt in seinem Buche, über das ich noch mehr sagen werde, Nachrichten über seine Vorfahren bis zum Jahre 1471 zurück. [3]) Es waren Hufner, die vom Vater auf Sohn Land und Haus ererbten und erhielten. Sein Vater Hinrich starb am 10. Juni 1877 und hinterließ unserm Hartwig Friedrich die seit 1773 der Familie gehörige Hufe und das Wohnhaus in Schönkirchen bei Kiel. Geboren am 23. Mai 1840, besuchte Fritz Wiese die Dorfschule bis 1855 und erhielt Privatunterricht in Sprachen von seinem ihm stets wohlgesinnten väterlichen Freunde Pastor Mertz, [4]) wurde darauf vom Lehrer Kühl in Ölixdorf auf das Polytechnikum in Hannover vorbereitet, woselbst er von 1856—1861 studierte. Nach beendigtem Studium war er bis zum Jahre 1882 im Hannoverschen und in Westfalen als Ingenieur mit technischen Arbeiten beschäftigt und leitete in den Jahren 1867 bis 1877 als Baumeister die Ausführung mehrerer Meilen der Venlo-Hamburger Eisenbahn. Sodann zog er sich nach Schönkirchen zurück, wo er der heimatlichen Naturkunde und Geschichte seine Zeit widmete. Am 1. Mai 1886 erwählten seine Dorfgenossen den trefflichen Mann zu ihrem Standesbeamten, 1889 zum

[1]) Biographisches und Bibliographisches über die drei Naumanns. Im 1. Bande der 3. Auflage von „Naumanns Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas“ erschienen.

[2]) Ihrem Andenken gewidmet ist: Marie Edle von Pelzeln (Emma Franz). Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Österreichs. Von Dr. Hanns Maria Truxa, 5 Zeilen Titel. Mit einem Porträt, einer Abbildung und drei bisher ungedruckten Novellen aus dem literarischen Nachlasse Maria von Pelzelns. Wien, Kisch, 1895. 8°. 88 S. 2 Tafeln. Enthält auch den Pelzelnschen Stammbaum.

[3]) S. 269, 273—277, 330, 341—342.

[4]) Sein Porträt gab er in seinem Buche S. 250.

Amtsvorsteher; mehrfach war er ins Schöffengericht berufen worden. Wiese legte verschiedene naturwissenschaftliche Sammlungen an, ohne jedoch jemals die Natur zu berauben; seine große Liebe zu allen Geschöpfen machte ihn zu einem der edelsten Tierpfleger und -Heger. Er sammelte Steine, Insekten, namentlich Käfer, Tierschädel und in sehr bescheidenem Umfange Vogeleier. Für ihn war der gesammelte Gegenstand Lehrmittel und wurde nie zum Selbstzweck. Obwohl er eine sehr gewandte Feder führte, scheute er sich aus übergroßer Bescheidenheit davor, in die Öffentlichkeit zu treten, und er griff nur sehr selten, leider, zur Feder. Wir verdanken ihm folgende Aufsätze:

1884. Mitteilungen über einheimische Wirbeltiere. (Schriften des naturw. Vereins für Schleswig-Holstein, Band V, Art. VI, S. 113—121. — Nahrung der Schleier-Eule. — Verzeichnis der bis jetzt von mir in hiesiger Gegend aufgefundenen Mäuse und Spitzmäuse. — Beobachtungen auf dem Vogelfutterplatz. — Möwen Maikäfer fangend. — Rabenkrähe lebenden Star fangend. — Großer Würger lebenden Spatz rupfend. — Katze Ringelnatter fangend. — Das Scheren der Hecken und Abräumen der Wälle in der Brutzeit der Vögel und sonstige Bemerkungen zum Vogelschutz. — Vorkommen einiger seltener Käfer.)

1891. Über das Präparieren von Säugetierschädeln nebst einer Liste der in seiner Sammlung befindlichen, selbst präparierten Schädel einheimischer Säuger. („Die Heimat," Band I, S. 7—11.)

1891. Vom Nutzen und Schaden des Stares. (Ebd. S. 99—101.)

1891. Über Leverkühn, Fremde Eier im Nest. (Ebd. S. 101—102.)

1892. Verzeichnis der Landsäugetiere in Schleswig-Holstein. (Ebd. Bd. II, S. 30—34.)

1895. Buchfinkenmännchen im Kampf mit seinem Spiegelbilde. (Ornith. Monatsschr. d. Deutsch. Ver. z. Schutze d. Vogelwelt. XX, S. 144.)

1899. Zur Schwalbenfrage: Wanzen in Schwalbennestern. (Ebd. XXIV, S. 39—40.)

Seine gediegenen zoologischen Kenntnisse wurden von Autoritäten geschätzt: Professor Möbius, in den achtziger Jahren Direktor des zoologischen Instituts der Universität Kiel, wanderte bisweilen zu dem kundigen und liebenswürdigen Schönkirchener Naturfreunde hinaus, und ihm, meinem hochgeschätzten Lehrer, verdanke auch ich die Bekanntschaft mit Wiese, in welchem ich einen der sympathischsten Naturliebhaber verehre, die ich je gesehen. Er verstand es, im Buche der Natur zu lesen. Die zahlreichen Spaziergänge — allwöchentlich, wenn irgend möglich —, welche ich als Student von Kiel aus mit ihm machte, bildeten eine stete Quelle interessanter Naturstudien und Belehrungen für mich. Von Kiel mit dem Dampfer über den Hafen, die Schwentine hinauf bis zur großen Neumühlener Mühle ging's, und dann zu Fuß durch zahlreiche Knicks zum freundlich winkenden Kirchlein, das dem einfachen Orte seinen Namen gegeben hat. In meinen ornithologischen Reiseerinnerungen 1886 habe ich unter anderem geschildert, wie ich zusammen mit Wiese das erste Blaukehlchen im Freien sah.[1] Auch in meinen „Fremden Eiern im Nest"[2] beschrieb ich einen mit ihm zusammen gemachten interessanten Fund. Während meines zweijährigen Aufenthalts in Kiel und seitdem ohne Unterbrechung standen wir innig befreundet in reger Korrespondenz. Wiese gab sich darin, wie er war: der humorvolle, kühl beobachtende Naturfreund. Ich freute mich jedesmal, wenn seine Handschrift in dem täglichen Posthaufen erschien, und

---

[1]) Ornithologische Exkursionen im Frühling 1886. (Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XI 1886, S. 260—262, 293—294. Sep. S. 12—13, 22—23.

[2]) Berlin 1891, S. 123—124.

ich glaube, daß ich durch Mitteilungen aus seinen Briefen nicht nur dem Naturforscher ein schuldiges Denkmal setze, sondern auch für ihn neue Freunde gewinnen werde, welche an seiner reizenden Art, die Tiere an sich zu fesseln, sich erfreuen werden. Ich sage „neue Freunde," denn er hatte viele Freunde. Von den braven Schönkirchener Bauern wurde er hoch verehrt: er, aus ihrer Mitte, aber sie alle überragend an Kenntnissen und doch einfach und ohne jeden Hochmut mit ihnen verkehrend. Ein Denkmal setzte er sich vollends, als er 1886 alles, mit Liebe und Fleiß gesammelte Material über sein altes Dörfchen zusammentrug und in Buchform herausgab. Da sich kein Verleger finden wollte, begann Wiese eine Subskription in den umliegenden Dörfern, und auf diese wohl einzig dastehende Art, durch die Hülfe der Bauern, wurde der Druck gesichert. Das Buch ist ein kleines Juwel. Die zahlreichen Skizzen und Pläne sind vom Autor selbst hergestellt; er zeichnete sehr gewandt und naturgetreu.[1]) Das Buch führt den Titel: „Nachrichten von dem Kirchspiel Schönkirchen, insbesondere von dem Kirchdorf selbst. Mit Bildern und Karten. Gesammelt und herausgegeben von Hartwig Friedrich Wiese. Schönkirchen 1886. Im Selbstverlage des Verfassers. Gedruckt bei H. Ehlers in Neustadt i. H. 8°. VIII, 368 S. 3 ein-, 8 doppelseitige Karten und Bilder, 55 Textbilder, davon 2 Kärtchen." Dieses Heimatsbuch enthält eine Fülle von Material, das den Archäologen, Folkloristen und Historiker interessiert. Da es in sehr kleiner Auflage und nur für die Subskribenten gedruckt erschien, wird es bald zu den Raritäten gehören und — vergessen werden. Weil in dem Nachbarorte Mönkeberg der Glaube verbreitet war, Moltkes Eltern hätten einst dort gewohnt, sandte Wiese ein Exemplar seines Buches an den Generalfeldmarschall und war hocherfreut, am 3. Mai 1888 einen schönen Dankbrief Moltkes zu erhalten, allerdings mit dem Bemerken, die Nachricht sei eine irrige.

Wiese las viel und vielerlei; neben historischen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften liebte er vor allem, den Altmeister Goethe zu lesen, in dessen Werken er sehr beschlagen war. Ich erwähnte seiner als „Goethekenner" einmal in einer kleinen Berichtigung,[2]) worauf der bescheidene Mann mir vorwarf: „Hoffentlich kommt die Notiz keinem Goethe-Gelehrten zu Gesicht, ich könnte sonst, wenn er sich an mich als solchen wenden wollte, leicht in Verlegenheit geraten." — Um die klassischen Stätten, auf welchen Goethe und Eckermann gewandelt, in Augenschein zu nehmen, reiste er im Juni 1888 nach Weimar, fuhr dann weiter nach München, wo die Kunstsammlungen ihn entzückten, zum Starnberger See, sodann nach Koburg, Stuttgart und Frankfurt; überall besuchte er die naturhistorischen Museen, wie er diejenigen Hamburgs, Berlins, Hannovers, Oldenburgs und andere in auffallend guter Weise kannte. Auch ihn beseelte die Sehnsucht der Deutschen nach Italien, und sein Streben ging jahrelang dahin, das Land der Goldorangen zu sehen. 1890 unternahm er seine erste italienische Reise über Bern, Luzern, Zürich, Ütli auf den Rigi, wo er auf dem Kulm mehrere Tage sich einnistete, nach Mailand, Locarno, Lugano, zu den Seen (Lago maggiore, Isola bella, Comer- und Luganer-See), sodann nach Interlaken und zum Grindelwald-Gletscher.

Ein zweites Mal (1894) fuhr er über die ewige Stadt nach Neapel und setzte sich in Capri fest, um dann Herkulanum, Pästum, Bologna zu bewundern

[1]) Die große Diele eines Bauernhauses im 18. Jahrhundert (S. 102) atmet Hogarthschen Geist. — S. 93—97 sind interessante Angaben über das Vogelschießen zu finden. — „Sein Buch über Schönkirchen gehört zu den angenehmsten Büchern, die ich je gelesen," schrieb mir ein kritischer und feiner Literaturkenner.

[2]) Aus Goethes Zeit. — Hugos Jagdzeitung, XXXIII, 1890, S. 477. Es muß an Stelle des sinnstörenden Druckfehlers: ruiniert daselbst erneuert heißen (Z. 2 v. o.)

und über den Garda-See heimzukehren. Sein Plan, mit mir zusammen eine dritte Italienfahrt zu unternehmen, ist leider unausgeführt geblieben. 1891 pilgerte er nach Cöthen, um am Naumann-Denkmal eine stille Huldigung darzubringen und die von ihm pietätvoll verehrten Originalstücke der Naumannschen Sammlung im Cöthener Schloß zu betrachten. „Naumanns Sohn Edmund," schrieb er mir damals (25. Juni 1891), „der jetzige Besitzer des Landgutes in Ziebigk, ist Kollege von mir, nämlich Amtsvorsteher, er sorgt mit Liebe für die Erhaltung der Sammlung."

Im Berliner Museum bewunderte er den damals erworbenen Archaeopteryx und fand bei v. Martens und Reichenow freundliche Aufnahme. Auch 1891 besuchte er das Berliner Museum.

Wiese war aber trotz seiner fleißigen Museumsbesuche kein Balgforscher. Was er dem Kieler Museum schenkte, legt Zeugnis davon ab: er entdeckte, in welche Baumspalten der Eichelhäher seine Nüsse zwängte, um sie bequemer aufzuhacken, und schnitt einen solchen interessanten Ast ab. (Auch hier im Museum zu Sophia kann man ein solches Stück, das Wiese mir schenkte, sehen.) Oder er sammelte Tierschmarotzer (Schwalbenwanzen z. B.), oder er erbeutete Spechthöhlen und vieles andere der Art mehr. Sein Haus und Garten war ein kleines Vogelparadies: die Zahmheit der „wilden" Vögel, die ihm aus der Hand fraßen, setzte alt und jung in Staunen. Durch ihn wurden die Nistkästen in und um Schönkirchen eingeführt und sehr fleißig benutzt. Sein idyllisches Häuschen, das in den nachfolgend mitgeteilten Briefstellen mehrfach vorkommt, kann der Leser in seinem Buche S. 274 abgebildet sehen. Für den Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck erwärmte er sich sehr und lud mich 1890 ein, ihm beizutreten, was ich gern tat: „die Gründung dieses volkstümlichen Vereins scheint zur rechten Zeit geschehen zu sein," schrieb er dazu (30. Oktober 1890). Wiese ist eine Zierde in der Reihe schleswig-holsteinischer Menschen- und Naturforscher gewesen, einer jener Stillen im Lande, die erst nach dem Tode breiteren Schichten bekannt werden, weil sie zu Lebzeiten in ihrer Bescheidenheit verborgen blieben. — Möge ihm die Erde leicht sein!

Eine in meinem Besitz befindliche Visitkarten-Photographie aus dem Jahre 1886, die ich diesem Artikel reproduziert beigebe, zeigt uns den schönen Mann; seine freundlichen Züge, der offene, heitere Blick erinnern etwas an den schwedischen Ornithologen Meves.

Ornithologische Beiträge meist aus Schleswig-Holstein von Hartwig Friedrich Wiese mit Anmerkungen von Paul Leverkühn.

19. November 1886. Es quäken schon Bergfinken (Fr. montifringilla) [1]) im Garten, demnach bekommen wir bald Winter.

25. Januar 1887. Es liegt mir ein kleiner Falk vor, über den ich im Zweifel bin, ob es aesalon oder tinnunculus ist. Folgt Beschreibung. (Es war aesalon juv.)

12. April 1887. Im Holz an der Schwentine bei Oppendorf soll noch ein Rabenhorst (Corvus corax) sein, wie mir die Rantzaus sagten. Vor einigen Tagen erhielt ich von Schrevenborn eine dort erlegte Ralle (Rallus aquaticus), die ich abgebalgt habe. Gestern war noch ein Flug Turdus pilaris hier, schöne Vögel im Frühlingskleide. Während ich schreibe, flötet vor meinem Fenster die

[1]) Die lateinischen Namen habe ich je einmal bei jeder Art, falls sie zu verifizieren war, beigesetzt. Leverkühn.

Amsel (Turdus merula), der Buchfink (Fr. coelebs) schlägt aus voller Kehle, ein Hänfling (Lin. cannabina), ein Zaunkönig (Trog. parvulus) singen aufs eifrigste. Es ist ein herrlicher, sonniger Morgen, und der Tag verspricht schön zu werden, wie die zu Ende gegangenen Ostertage, die ich zu größeren und kleineren Ausflügen redlich benutzt habe.

26. August 1887. Eine weiße Schwalbe war vor einigen Jahren bei Heikendorf, eine weiße Krähe vorigen Herbst bei Dobersdorf, ein weißer Spatz ist hier früher bei Schönkirchen gesehen worden.

12. Januar 1880. Am 30. Dezember war ein Star (Sturnus vulgaris) hier. Ein Paar junger Stieglitze hielt sich gestern längere Zeit auf den Stauden von Schafgarbe auf, den Samen fressend. (Mit Federzeichnung.)

11. Februar 1888. Gestern erhielt ich den Kopf und die roten Füße eines Mergus, der auf der Schwentine erbeutet, aber schon gerupft war, als ich davon erfuhr.



Hartwig Friedrich Wiese.

22. Februar 1888. Gestern morgen zeigte sich hier, wenn ich mich nicht geirrt habe, Turdus viscivorus. Meinen Stammvögeln war sie unbekannt, und sie drückten und duckten sich, wie sie durch den Garten strich. Meine Sitta, die Ihnen vorgestellt ist, läßt ihren Freund und Forscher grüßen. Gestern war sie leider unartig, indem sie eine meiner kleinen Sumpfmeisen (Parus ater) arg zerbissen hat, die sich freilich durch Kratzen mit ihren Krallen tapfer zu wehren suchte. Neid um Hanfkörner war der Grund.

29. Februar 1888. Viele Vögel werden gegenwärtig am Hafen, z. B. in Möltenort, Labö, erbeutet. Gestern habe ich mitgebracht: Oedemia nigra, Harelda histrionica und Fuligula marila. Gestern war das Wasser noch nicht ganz zugefroren, was wohl heute oder morgen der Fall sein wird. Alsdann werden fuderweise Seevögel gefangen.

1. April 1888. Am 25. März erster Storch (Ciconia alba) und erste weiße Bachstelze (Mot. alba), am 30. März zogen 8 Störche vorbei nach Norden zu.

14. April 1888. Einem (Schwarz-) Drosselpaar, das in unserm Backhaus genistet, sind die Eier aufgefressen, entweder von Ratten, Wieseln oder einem Häherpaar (Gar. glandarius), das sich den Winter über durchgefastet und das sich noch immer hier herumgetrieben hat. Die Drosseln sind trotzdem geblieben.

11. Mai 1888. 1863 ist bei Segeberg Porphyrio antiquorum gesehen worden. Ein auffallend kleines Storchenei ist dieser Tage aus dem Horste geworfen; es mißt 69 : 48 mm, während zwei andere mir vorliegende 72 : 52 und 72 : 55 mm groß sind. Ein ganz intensiv dunkelgrünes Hausentenei zeigte man mir kürzlich von einer Ente, die stets solche Eier legt. Worin hat diese

Farbe ihren Grund? Frißt sie mehr Animalisches als ihre Genossen? [1]) Meine kleinen Sumpfmeisen sind jetzt so zutraulich geworden, daß sie mir gleich auf die Hand fliegen und Hanfkörner aus derselben nehmen, wenn ich das Fenster öffne. Gestern haben wir hier drei junge Füchslein ausgegraben, von denen einer unserm Ihnen bekannten Zoologischen Garten einverleibt worden ist. [1])

30. Juni 1888. Ein Nest vom Fitis (Ph. trochilus) aus dürren Halmen, sehr weich mit Federn ausgefüttert, stand in der ca. 10 cm tiefen Höhlung eines Erdwalls unter dichtem Gestrüpp, war überwölbt und enthielt seitlich ein ziemlich weites Flugloch; die 6 Eier waren am 4. Juni noch fast frisch (eines maß 15 : 12 mm). Der Wall wurde vom Gestrüpp gereinigt und dabei das Nest entdeckt, welches trotzdem, daß es nun ganz frei und vom vorbeiführenden Wege nach Mönkeberg sichtbar zu stehen kam, vom Vogel nicht verlassen wurde. Letzterer purzelte erst aus dem Nest heraus und einem vor die Füße her, wenn man unmittelbar vor jenes trat, und hat seine Brut großgezogen. Am 12. Juni gegen Abend glaube ich auf einer Koppel am Fußwege nach Neumühlen das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) gesehen zu haben. Ein hühnerartiger Vogel lief eine Strecke auf der Wiese im Grase fort, erhob sich mit hühnerartigem Gepolter, ich sah ziemlich lange spitze Flügel und stufenweise zugespitzten Schwanz. Die Größe erschien mir fürs Steppenhuhn etwas beträchtlich, die Farbe etwas zu dunkel; ich wüßte aber nicht, was es sonst gewesen sein könnte. Bei Dietrichsdorf soll ein größerer Flug gesehen sein; in der Propstei sollen sie nisten, auf Fehmarn und an vielen anderen Stellen im Lande sind sie beobachtet. Daß sie durch Regierungsverfügung gleich unter Schutz gestellt sind, wird Ihnen wohl bekannt sein. [3]) Mein Buchfinkenpaar, welches so zahm ist, daß es mir überall nachgeflogen kommt, wenn ich mich im Garten oder in der Nähe zeige, auch die Hanfkörner aus der Hand nimmt, hatte in einem der Zwetschenbäume, die unmittelbar vor meinem Fenster stehen, genistet, und die Jungen waren am 16. Juni nahe vor dem Ausfliegen. Da erhob sich an diesem, einem dunklen, regnerischen Tage, plötzlich ein entsetzliches Notgeschrei der beiden alten Finken, und wie ich aus dem Fenster blicke, sitzt ein männlicher Lanius collurio am Boden, hat einen jungen Finken in den Fängen und hackt ihm den Schädel mit wütigen Schlägen auf, während die Alten ihm von beiden Seiten mit Stoßen und Beißen zusetzen, was den verstockten Bösewicht aber nicht rührte. Ein wohlgezielter Schuß mit der Pistole streckte ihn jedoch sofort nieder, ohne den beiden alten Finken zu

[1]) Von schwarzen Hausenten ist häufiges fortgesetztes Legen schwarzer oder sehr dunkler Eier beobachtet; Baldamus erhielt acht solcher (Naumannia V, 1855, S. 412). Gloger berichtet zufolge Altum und Krüper, daß in Pommern der Fall mehrfach beobachtet sei (Journ. f. Ornith. IV, 1856, S. 309--313). Mack teilte das gleiche Phänomen von gewöhnlichen verwitweten Entenweibchen mit (Proc. Zool. Soc. London 1851, p. 192). Alex. v. Nordmann führte in einer längeren, mit 3 Abbildungen solcher Eier geschmückten Mitteilung weitere Fälle von schwarzen Eltern aus Taurien an (Bull. Soc. Natural. Moscou 1862, part. 2. (22. II. 1863 Sep. S. 1 - 11, Taf. V). Leider erinnere ich mich nicht mehr, ob die Wiesesche Ente schwarz gefärbt war; vermutlich nicht, da er es sonst bemerkt hätte. Lev.

[2]) Bei dem Gastwirt in Schönkirchen befand sich in dem geräumigen Garten eine kleine Sammlung lebender, zufällig erlegter Säugetiere und Vögel und in der Kegelbahn einige ausgestopfte Vögel. Lev.

[3]) Eine kleine charakteristische Federzeichnung begleitete diesen Brief (ebenso wie ein Fitis-Ei). Es ist sehr wahrscheinlich bei dem guten Auge und der nüchternen Beobachtungsweise Wieses, daß er ein Steppenhuhn gesehen hat. Vergl. meine Mitteilungen über die Steppenhuhn-Einwanderung 1888 in Schleswig-Holstein: Ornith. Monatsschr. des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, XIV. 1889, S. 374, 403—406 (Sep. 11, 19—22) und Bd. XVI. 1891, S. 145—146.

schaden, auf deren Verhältnis zu mir der ganze Vorgang ohne Einfluß geblieben ist. Der junge Fink war nach einigen Flügelschlägen tot, die drei übrigen Geschwister stürzten über den Nestrand in den Regen; einen davon ergriffen Pax und Schnauz (Wieses Dachshunde), weil sie der irrtümlichen Ansicht waren, es sei ein Spatz. Einer flatterte fort und ist von den Alten aufgefüttert; den letzten ergriff ich, setzte ihn in einen Fliegenschnäpper-Nistkasten, der nicht bewohnt war, und er wurde hier sogleich von der Mutter geatzt, stürzte aber bald über Bord, lag betäubt am Boden und wird, obwohl ich ihn noch lebend in die dichte Dornhecke unter dem Neste setzte, im Regen verkommen sein. Nach einer Stunde Klagens um ihre verlorenen Kinder ließ der Vater aber schon wieder seinen fröhlichen Schlag ertönen, das Weibchen zu frischer Paarung auffordernd, und so wird denn wohl noch eine Brut, der es hoffentlich besser gehen wird, zustande kommen. Der Hahn beißt sich, wie in der Paarungszeit, jetzt wieder täglich mit seinem Spiegelbild [1]) im Kellerfenster herum. Ich bemerke noch, daß, wie es neulich in der Monatsschrift [2]) jemand vorschrieb, bei meinen Vögeln durchaus nicht nötig ist, vor ihnen in derselben Kleidung zu erscheinen; meine Finken, Meisen erkennen mich sofort, ich mag einen hellen oder dunklen Rock, Hut oder Mütze, Überzieher oder keinen tragen; die zahmsten, wie die erwähnten Finken und die Sumpfmeisen, folgen mir und fliegen mich an in jeder Kleidung. — Was ist Ihre Ansicht über die Stellung des Storches zum Vogelschutzgesetz mit Bezug auf § 3 und § 5 desselben? Ist er geschützt oder nicht? Schufte können ja die Ausrede brauchen, er nähme vorkommenden Falls junge Hühner weg, um ihn zu morden!

10. August 1888. Ohne Aufhören gießt's von oben herab. Hier waren seit 7—8 Jahren stets sehr viele Hänflinge unmittelbar vor meinem Fenster; in den Johannisbeersträuchern, in den Tannen usw. fanden sich Nester, jährlich 4—5 in unmittelbarer Nähe des Hauses. In diesem Jahre sind sie fast ganz ausgeblieben, und selten bekommt man einen zu sehen. Nester sind an den vorbezeichneten Stellen garnicht. — Die Stare, welche vergangenes Jahr räuberhaft über unsere Johannisbeeren und Kirschen herfielen, haben sie dieses Jahr verschont; sie werden wohl bei der fortwährenden Nässe Nahrung genug aus dem Boden ziehen können. Die Nässe hat mir auch mancherlei Neues für meine Coleopteren-Sammlung zugeführt; es scheint, als wenn Getier, was sonst vielleicht in unterirdischen Höhlen verborgen sitzt, jetzt hervorgetrieben wird und dem Sammler zur Beute fällt. Wirkliche Seltenheiten und höchst interessante Stücke sind mir so zum ersten Mal zuteil geworden. Einen hier kürzlich geschossenen Kreuzschnabel, der hier sonst nicht vorkommt, erhielt ich und habe den Balg aufbewahrt. Er ist ein rötliches Männchen; welche Art, kann ich nicht mit Sicherheit sagen; ich glaube Lox. curvirostra.

28. Oktober 1888. Meine beiden Sumpfmeisen, die den Sommer über fortgewesen sind, haben sich mit Beginn des Herbstes wieder eingestellt, ihre Zahmheit bewahrt und sind gleich wieder auf die Hand gekommen. Die Buchfinken sind alle im Walde und sammeln Buch; die Elstern (Pica caudata) sind hier vollständig ausgerottet; zugleich sind die kleinen Vögel, namentlich die Hänflinge und Stieglitze (Carduelis elegans) viel weniger geworden. Am 10. Oktober strichen hier noch einzelne Rauchschwalben (Hir. rustica); bei Oppendorf hat sich davon eine weiße gezeigt. Bei Heikendorf ist der Tannenhäher (Nuc.

---

[1]) Vergl. Wieses Notiz in der Monatsschr. XX, 1895, S. 144.

[2]) Ornith. Monatsschr. d. Deutsch. Ver. z. Schutze d. Vogelwelt 1887 u. 1888 enthalten die Notiz nicht.

caryocatactes) geschossen und ausgestopft. Mein Kreuzschnabel ist L. curvirostra. (Den Schluß dieses Briefes bildet eine reizende kleine Federzeichnung: auf Wieses aus dem Fenster gestreckter Hand frißt eine Sumpfmeise Hanfkörner.)

12. Juli 1889. Die Vögel haben hier in dem feuchtwarmen Frühjahr ein gutes Gedeihen gehabt; viele Bruten sind ausgekommen, da überreichlich Insektennahrung vorhanden war, auch mehrere Nachtigallen-Paare (Luscinia vera). Ausgeflogene Junge habe ich zu meiner Freude hier in der Umgebung des Dorfes beobachten können; man wird immer leicht durch das Knarren der Alten darauf aufmerksam gemacht. An jeder Seite meines Hauses hat im Nistkasten ein Fliegenschnäpper-Paar (Musc. grisola) gebrütet, und die Jungen beider Paare sind am selben Tage (24. Juni) ausgeflogen. Nachdem ich gleich darauf die alten Nester herausgeworfen, brüten sie jetzt zum zweiten Mal. Dies ist hier regelmäßig der Fall, während Stare nur ein Mal brüten.[1]) Sonst hatte ich noch in unmittelbarer Nähe des Hauses ein Amselnest, auf dem Hofplatze in einem Buschhaufen, aus welchem die Jungen schon am 28. April ausflogen, ein Rotschwanznest vor meinem Fenster in der Gartenmauer, 50 cm über dem Boden, ein Speckmeisennest (Parus major) im Nistkasten an der Scheune, ein Buchfinkennest im Hollunder im Garten, ein Stieglitzennest im Zwetschenbaum daselbst. Alle Bruten sind ausgeflogen. Außerdem viele Stare, die aber jetzt recht lästig werden, weil sie die Kirschen auffressen, so daß man Maßregeln gegen sie ergreifen muß. Vier Paar Hausschwalben (Hir. urbica) haben gleichfalls noch unter meinem Dache genistet, aber das Storchpaar ist leider ausgeblieben, und der Horst wird nur gelegentlich von dem anderen Paar hier im Dorfe als Ruheplatz benutzt. Von einem dieser Störche wird das Gewölle stammen, welches ich Ihnen beilege; wenigstens lag es am Boden unter dem Storchnest, und ich wüßte nicht, welchem Tiere ich es wegen seiner Größe sonst zuschreiben sollte. Es ist das erste Mal, daß ein derartiges Gewölle mir vor Augen kommt; vielleicht hat es auch für Sie Interesse. Die Hauptmasse scheint aus Mäusehaaren zu bestehen; die vielen eingemengten Käferreste stammen, soviel ich oberflächlich sehen kann, fast alle von Caraben, nur eine Flügeldecke eines Rüsselkäfers, wahrscheinlich Phyllobius calcaratus, bemerkte ich. Bin ich im Irrtum hinsichtlich der Deutung dieses Gewölles, so bitte ich um Belehrung.[2]) Während ich schreibe, sitzt mein alter Haus-Buchfink auf der Fensterbank und lugt nach Hanfkörnern, deren er jeden Tag einige als besondere Leckerei erhält. Im vorigen Winter, wo viel Buch in den Wäldern lag, ist das Paar fast bis gegen das Frühjahr abwesend gewesen, nur ab und an flüchtig vorsprechend; im Februar, wo der Waldboden sich mit Schnee bedeckte, stellten sie sich erst als Stammgäste wieder ein und waren gleich zutraulich wie zuvor. Auf dem Futterplatze hatte ich unter anderem 18 Grünfinken (Fr. chloris), wohl nordische.

26. Dezember 1889. Wie es mit der Strandvögeljagd in Zukunft werden wird, weiß ich noch nicht, da durch Regierungsverfügung die Strandjagd verboten worden ist. Mir scheint dies sehr unrecht, da diese Jagd im Winter

[1]) Über das ein- oder zweimalige Brüten des Stars in Deutschland ist viel geschrieben. Beides kommt vor; wahrscheinlich spielen die Witterung und die Nahrungsverhältnisse dabei eine Rolle. Nernst (Journ. f. Ornith. XXXV. 1887, S. 254) beobachtete bei Wesel zwei Bruten in gutem Maikäferjahr, Hartert (ebd.) für Ostpreußen eine, Rohweder (ebd. 1876, S. 375—380) für Schleswig-Holstein regelmäßig eine, v. Wacquant-Geozelles (Monatsschrift 1893, S. 40) ein zweites Eierlegen im Herbst, Ad. Müller (ebd. 1888, S. 270—272) ebenfalls zweimaliges Brüten.

[2]) Es war ein Storchgewölle, wie sie schon von Naumann gekannt waren. Vergl. die neueren Untersuchungen Altums darüber; Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Ed. III. Bd. VI S. 312.



einen Erwerbszweig für die Fischer bildete und doch fast nur nordische Vögel zum Gegenstand hatte. — Als Kuriosum sei Ihnen noch mitgeteilt, daß eine Hausgans hier im September anfing zu legen und mehrere Eier legte.



Unsere Vereinsgabe 1905.

Carl Ludwig Jessen-Deezbüll: Sonntagsandacht in einem nordfriesischen Bauernhause.



Alte Marsengräber.

Die Abendwolken schimmern rot, und rötlich glänzt des Friedens Reich,
Der Sonne letzte Strahlenflut durchbebt die Sträucher, mild und weich.

Hoch ragt ein stolzer Turm ins Land, das tief im Abendfrieden schweigt,
Von stillen Rindern nur belebt, von gold'nen Ringen eingedeicht.

Und friedvoll klingt der Glocke Ton, ein Ton als wie aus ferner Zeit —
Ein Traum von stolzer Heldenkraft, ein Traum von Marsenherrlichkeit.

Die liegen still im schwarzen Land, darüber Trauerweidendach,
Daß kaum ein Laut von Kampf und Streit jetzt ihren Frieden stören mag.

Sie suchten Freiheit für ihr Land, — ihr größter leuchtender Opal —!
Walkürenarme trugen sie still zu Walhallas Heldensaal. —

Und nur der tiefe Namenszug im altersgrauen Grabgestein,
Der meldet uns von ihnen noch und ladet uns in Stille ein.

So deckt auch uns, ob früh, ob spat, ob reich, berühmt, ob arm und bloß,
Dereinst das schwarze Mutterland in tiefer Erde dunklem Schoß.

Wohl dem, auf dessen Grabe dann noch kommende Geschlechter stehn
Und voller Andacht friedevoll auf seine Ruhstatt niedersehn.

Wohl dem, der voller Tatendrang und Kraft im Geist, die Wunder schafft,
Des Name bleibt im Strom der Zeit, der wird vom Tod nicht hingerafft!

Wesselburen. Heinrich Carstens.



Unsere Landsleute in Amerika.

Von G. Asmussen in Hamburg.

Vierzehn Tage lang hatte ich nur englische Laute gehört. In New York und Albany hatte ich zwar deutsche Landsleute getroffen, in Boston und Portland, in Norfolk und Pittsburg, in Buffalo und Cleveland hatte ich aber nur mit Amerikanern zu tun gehabt, die kein Wort Deutsch konnten. Nun stieg ich in Chicago in den Hotelwagen. Ich war einer der ersten Gäste und machte es mir im Wagen bequem; nach und nach kamen mehr Passagiere, wir mußten dichter zusammenrücken. »Excuse me, Sir!« Ein kleiner dicker Herr mit grauem Vollbart und hellen, vergnügten Augen drängte sich mit dieser flüchtigen Entschuldigung an mich heran. »That's all right!« bemerkte ich ebenso obenhin und zog die Ellbogen an die Rippen heran. Immer mehr Leute wurden von dem Kutscher hineingeschoben, sie standen Mann an Mann, jeder mit seinem landesüblichen langen, flachen Reisekoffer in der Hand. Da ließ sich plötzlich mein Nebenmann wieder vernehmen: „Dunnerwetter, nu is dat ol Lock awers bald vull!" Und dem zwischen seinen Knien stehenden langen Yankee, der mit dem Kopf gegen die Decke stieß und daher in gebückter Stellung auf ihn herabsah, rief er zu: »Pretty crowdy!« Der nickte, so gut es gehen wollte, und ein Lächeln glitt über sein glatt rasiertes Gesicht.

„Dat ward ja 'ne richtige Bücklingskist!" erlaubte ich mir zu bemerken.

„Gun Dag, Landsmann!" sagte mein kleiner behäbiger Nebenmann da sofort. Bald wußte ich, daß er aus der Gegend von Lübeck stammte, schon über 30 Jahre im Lande war und von Evanston herüberkam, um ins Theater zu gehen. Eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft gab in Chicago Gastspiele, das durfte man ja nicht versäumen! — Doch davon will ich nicht berichten, ich wollte nur kurz anführen, daß diese plattdeutschen Worte, die ich so unvermutet hörte, meinen Ohren wie ein trautes Lied aus der fernen lieben Heimat klangen. Sie schlugen sogleich eine Brücke über trennende Schranken und brachten wildfremde Menschen einander ganz nahe.

Chicago ist keine sehr gemütliche Stadt, für den Fremden jedenfalls nicht; der Einheimische mag sich dort wohl fühlen. New York mit seinem Riesenverkehr in »down-town« und seiner idyllischen Ruhe im Centralpark, das vornehme Boston, die Gartenstadt Portland im Prohibitionsstaat Maine, Washington mit seinen wunderbar schönen Gebäuden und Anlagen, das freundliche Cleveland und andere Städte haben jedenfalls in meiner Erinnerung einen besseren Eindruck hinterlassen als Chicago mit seinen Massenschlachtereien, den unter dem Pflaster der Hauptstraßen rasselnden und surrenden Seilen und Rollen zum Antrieb der Straßenbahn und den namenlosen Straßen. Verzeihung! Ich weiß sehr wohl, daß die Hauptstraßen, an deren Ecken man die Namen und Nummern vergebens sucht, getauft sind; ich habe mich in meinem Bädecker davon überzeugt, daß sie

benannt und numeriert sind; ich zweifle auch nicht daran, daß die erfahrenen Einheimischen alle diese fehlenden Namen und Nummern auswendig kennen, ich habe mich sogar davon überzeugt, daß die Policemen sie wissen — das alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Fremden ratlos hin und her laufen oder alle 5 Minuten fragen müssen. Chicago ist ja so sehr schnell wieder aufgebaut nach dem großen Brande, da hat man wahrscheinlich in der Eile solche Kleinigkeiten vergessen. Das kann in Amerika vorkommen. Es läßt sich übrigens immer noch nachholen.

Man kann in bequemen Tag- oder Nachtzügen direkt von Chicago nach St. Louis fahren; ich machte aber einen Umweg. Bevor ich mich in das geräuschvolle Treiben der Ausstellung stürzte, besuchte ich das friedliche und freundliche Davenport am Mississippistrande. In der Nacht, unter Donnern und Blitzen kam ich dort an, und als ich mich ins Bett legte, prasselte ein wolkenbruchartiger Regen an die Fenster, wie ich ihn kaum jemals erlebt habe; am andern Morgen aber lachte die Sonne um so freundlicher, und die Straßen des Städtchens waren „wie geleckt." — Merkwürdigerweise war der Barbier, dem ich hier zunächst in die Hände fiel, kein Deutscher. Er wollte denn auch gleich meinen Bart amerikanisieren, d. h. er wollte nicht die Schere, sondern das Rasiermesser nehmen und mein Gesicht so glatt machen, wie es vor etwa 30 Jahren war. »It looks better,« meinte er; ich war aber anderer Ansicht und behielt meinen deutschen Bart mit seinen grauen Haaren. Dann machte ich mich daran, einige Grüße zu bestellen, die mir aufgetragen waren. Eine Verwandte von mir war nahezu ein Menschenalter in Davenport. Als blutjunges Mädchen ging sie hinüber, damals noch auf einem Segelschiff. Sie lernte dann Mühe und Arbeit kennen, und als das Glück ihrem Brotgeber den Rücken gewandt hatte, da hielt sie mit deutscher Zähigkeit und Treue sein Geschäft in Fluß, bis er starb. Darüber war sie alt geworden. Vor einigen Jahren verließ sie ihre zweite Heimat, um im alten Vaterlande Schleswig-Holstein ihre letzten Tage zu verleben. Ich bestellte Grüße von ihr an eine alte Dame aus Kiel, die vor nicht langer Zeit „drüben" gewesen war und ihr altes Kiel kaum wieder erkannt hatte. Auch einen Zigarrenfabrikanten suchte ich auf, einen Altonaer, der aber seine Vaterstadt und die große Schwesterstadt Hamburg nur aus der Zeit vor dem Zollanschluß kannte. „Es gibt hier viele Schleswig-Holsteiner in Davenport und ringsumher in Jowa. Hier wird viel deutsch und noch mehr plattdeutsch gesprochen," so hörte ich sagen. Sie freuten sich, einen Landsmann zu sehen, der wieder nach Deutschland ging, um von den Ausgewanderten zu berichten, daß es ihnen gut gehe in Amerika.

Dann suchte ich den Architekten und Bauunternehmer C. auf, einen geborenen Eckernförder, mit dessen in H. lebendem Bruder ich befreundet bin. Als Bautechniker ist er vor mehr als 30 Jahren herübergekommen ins „gelobte Land," er hat tüchtig zufassen müssen, zuerst als Arbeiter und Zimmergeselle, hat es aber zu etwas gebracht. Das zeigte sein Geschäftsbetrieb, das sah ich, als ich in seiner schönen Villa im Kreise seiner Familie saß, das erfuhr ich von ihm selbst, als wir mit seinem leichten Einspänner über Land fuhren. Noch einen andern alten Schleswig-Holsteiner wollte ich gern besuchen, mit dessen Bruder ich seit 20 Jahren in nahen und guten Beziehungen stehe. Dieser, Mister B., aber wohnte draußen auf der Farm. In der frischen Morgenluft und im hellen Sonnenschein ging's in flotter Fahrt durch die Alleen und Anlagen Davenports, durch freundliche Dörfer, aus deren Gärten die lieben bekannten Astern und Geranien, aber auch fremdartige Schlinggewächse mit leuchtenden Farben uns grüßten, zwischen weiten grünen Weiden und gelbgrauen Stoppelfeldern hindurch, bergauf, bergab dem Ziel entgegen.

Nun hatten wir Zeit zum Reden. Als die Familienangelegenheiten hinreichend besprochen waren, wurde in alten Heimatserinnerungen gekramt. Ich kenne die Vaterstadt des Davenporter Baumeisters sehr gut, habe ich doch goldene Jugendjahre als schwarzer Maschinenbaulehrling dort verlebt. Was haben wir in jener Stunde nicht alles aufs Tapet gebracht! Von der Bauschule, von den Sommerbällen bei Gevensleben, von der Sturmflut des Jahres 1872, vom Mord des Postillons im Schnellmarker Holz, von den vielen gemeinsamen alten Bekannten wurde erzählt, die nun längst dort oben auf dem stillen schattigen Friedhof liegen neben dem Theodor Preußer-Denkmal. Wie manches Ereignis aus längst vergangener Zeit, das tief vergraben lag unter dem Staub und Schutt des Alltagslebens, wie mancher Gedanke, der lange, lange geschlummert, dringt wieder hervor, wenn Klänge aus Heimat- und Jugendzeit zu uns herübertönen. Saiten, die lange verstummt, werden wieder angeschlagen, und aus der Erinnerung bricht es hervor wie ein frischer starker Quell, der verschüttet war, der aber doch nie versiegt.

„Unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist doch schöner als dies Land Jowa," sagte ich da. Ich gedachte der Eckernförder Bucht, wie man sie von der Süderschanze aus sieht: eine weite blaue Fläche, besäumt von flachen schneeweißen Sandstreifen und steil abfallenden gelben Uferwänden, von denen wogende Kornfelder und stolze Buchenwälder goldig und grün herüberwinken.

„Solche Wälder wie bei uns habe ich hier herum noch nicht gesehen. Alles ist heruntergehauen, verwüstet und geschändet; nur einige traurige Überreste, morsche Baumstümpfe, die aus dem Weideland hervorragen, und nackte Stämme mit zersplitterten Ästen erinnern an das, was einst gewesen. Aus den alten Wurzeln aber wuchert das Jungholz wild und gestrüppartig hervor und nimmt sich gegenseitig Kraft und Sonne. Das ist kein deutscher Wald! Durch Raubbau ist er verwüstet, und jetzt fehlt die Hand, die wieder pflanzt und züchtet. Zuviel Recht für den Einzelnen ist ein Unrecht für — —"

„Aber ein reiches Land ist es doch," unterbrach er mich. Hier hat vor Jahrtausenden der Mississippi frei und ungehindert seine Fluten entlang brausen lassen. Jetzt wühlt er zwischen steilen Ufern im engen Bett, aber damals hat er wohl mehr Platz gebraucht, und keiner hat ihm den streitig gemacht. So hat er immer mehr Schlamm und Schlick in der Niederung abgesetzt, bis diese höher und höher wurde. Es ist keine dünne, magere Ackerkrume, dieser Boden, wie vielerwärts drüben im alten Vaterlande. Drückt auf dem schleswig-holsteinischen Mittelrücken der Bauer den Pflug ein bißchen fest in den Boden, so wirft er weißen Sand hoch, und stößt man den Spaten etwas tiefer, so kommt gelbe Fuchserde, Kies und Geröll zum Vorschein. Hier können Sie graben und graben, immer finden Sie fruchtbare Erde und keinen einzigen Stein."

Er schwieg einen Augenblick, über sein Gesicht huschte ein lustiges Lächeln, als er fortfuhr: „Damals, als ich ganz grün von Deutschland herüberkam, suchte ich zuerst meinen Onkel auf, der in dieser Gegend eine Farm hatte. „Bleib' man erstmal hier bei uns, Junge," sagte der, „und arbeite hier auf dem Felde, damit Du die Sprache verstehen und das Leben kennen lernst." — Ich tat's, und eben dachte ich daran, daß ich keinen einzigen Stein finden konnte, um nach den Gänsen unseres Nachbars zu werfen, die gern in unsern Weizen gingen. — Und ist es nicht auch ein schönes Land? Sehen Sie hier die fruchtbaren Felder und freundlichen Gärten, dort drüben die Hügel und Täler, die hübschen Häuser und die Bäume rund herum im bunten Kleide des Indianersommers. Gibt es nicht Gegenden in Schleswig-Holstein, die ganz ähnlich aussehen?"

„Nur unsere Knicks fehlen, die sich so bunt und kraus, bald im Zickzack,

bald im Bogen durch die Felder schlängeln, daß das Land aussieht wie ein großer Garten," wandte ich ein.

„Aber solch prächtiges Korn gibt's drüben doch nicht!" rief er. Nun kam der Amerikaner über den Schleswig-Holsteiner: es regte sich in dem Herzen des braven Mannes das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit für die neue Heimat, die Arbeit und Mühe so reichlich ihm gelohnt hatte.

„Korn?" fragte ich. „Meinen Sie den Mais, der dort drüben auf dem Felde steht?"

„Natürlich! Das ist hier das Hauptkorn, das Korn der Körner, ebenso, wie man die Bibel das Buch der Bücher nennt. Mais ist König. Von seinem Gedeihen hängt zum großen Teil der Ausfall der Ernte ab. Der Herbst muß sonnig sein, damit das Korn hart und reif wird."

In dichten, hohen Haufen zusammengesetzt stand das Stroh auf den Feldern, daneben lagen die abgepflückten Kolben; ein Wagen fuhr von Haufen zu Haufen, um den Erntesegen heimzubringen. Hier und da sah man auch ein Melonenfeld. Die reifen, hellgelben Früchte lagen am Boden und sahen der Stunde entgegen, wo sie auf dem Markt zu Davenport die Augen der Käufer auf sich lenken würden. Nicht lange dauerte es, da tauchte links vom Wege ein Gehöft zwischen den Bäumen auf. Mein Nebenmann deutete mit der Peitsche hinüber: „Dort wohnt Mister B. In fünf Minuten sind wir da. Der wird sich aber freuen!"

Bald hielt unser Wagen vor dem Hause. Aus der Tür trat ein großer, kräftiger Mann mit dunklem, buschigen Schnurrbart, langsam kam er heran und begrüßte uns mit freundlichem Wort und ehrlichem Händedruck. Es leuchtete auf in seinen Augen, und er langte noch einmal nach meiner Hand, als er erfuhr, woher ich kam und wessen Grüße ich ihm zu überbringen hatte. Das war eine unerwartete Freude! Ich hatte Gutes zu berichten und ich freute mich, daß ich Gutes dort sah und hörte, um gute Kunde wieder mit heimnehmen zu können. Über 40 Jahre war der Mann hier im Lande. Als Maschinenbauer war er herübergekommen, dann aber hatte er Meißel und Feile mit Spaten und Pflug vertauscht und war ein Farmer geworden. Auch ihm war es gut gegangen, wenngleich in bescheidenerem Maße als dem Baumeister, der statt der Axt den Bleistift geschwungen und mehr mit dem Kopf als mit der Hand gearbeitet hatte. Etwas gebeugt war die kräftige Gestalt des nun Fünfundsechzigjährigen, wie man das aber auch bei Jüngeren sieht, die tüchtig zuzufassen gewohnt sind, und gerade bei Landleuten. Ihr Beruf richtet so wie so den Blick nach unten auf den Boden, der die Saat aufnimmt, aus dessen Schoß die Keime sprießen, der die Frucht trägt; so beugt die Macht der Gewohnheit den steifen Nacken, noch ehe die Last des Alters ihn herabdrückt zur Mutter Erde.

Als wir drinnen im gemütlichen Zimmer saßen und nun die Unterhaltung in Gang kam, ließ sich sogleich der Baumeister vernehmen:

„Mit Mister B. spräk ik ümmer Plattdütsch, Mister A. Se könnt dat ja ok. Ik glöw, et is bęter, wenn wi dorbi bliewt."

Mir war es gewiß recht! So saßen wir denn auf der Farm in Iowa, viele, viele Meilen von der Heimat entfernt, und erzählten uns von Altem und Neuem in unserm lieben, gemütlichen und gemütvollen heimatlichen Platt. Nur vereinzelt fiel ein englisches Wort dazwischen, das den Deutsch-Amerikanern im täglichen Verkehr mundgerecht geworden und wohl gar auf dem gemeinsamen altangelsächsischen Mutterboden gewachsen war. Ich erfuhr hier, daß in den Städten die hochdeutsche Sprache nicht selten schon den Kindern der eingewanderten Deutschen verloren geht; traf ich selbst doch Söhne deutscher Mütter, die mich nicht verstanden, als ich in der Sprache sie anredete, die ihnen an der Wiege gesungen

war. Das Plattdeutsche aber ist zäher, wie denn auch die Plattdeutschen ein zäherer, vielleicht auch ein kerndeutscherer Menschenschlag sind. Ihre Art vererbt sich länger und kittet die Landsleute fester aneinander als die der Hochdeutschen. So soll denn auch, wie mir von kundigen Männern versichert wurde, in manchen Städten der Vereinigten Staaten mehr plattdeutsch als hochdeutsch gesprochen werden, und in Jowa gibt es Dörfer, wo es die herrschende Sprache ist.

Mir waren diese Stunden ein rechter Ruhepunkt im rastlosen und aufregenden Reiseleben: der Nomade, der fremd von Ort zu Ort hatte ziehen müssen, war wieder daheim unter lieben Landsleuten. Wir kannten und verstanden uns, obgleich wir uns eben erst kennen gelernt hatten und uns im Leben wohl nie wiedersehen werden. Durchs Fenster schauten die leuchtenden Blüten der „Jumfer kiek öwer den Tuhn." Auf dem Apfelbaum saßen grau- und braunröckige Spatzen, die ja auch sicherlich von deutschen Eltern abstammten und sich ebenso zankten wie ihre Vettern, die in Angeln nisten. Drüben am Zaun grasten rotbunte Kühe. Alles das war ganz wie daheim. Nur das schwarzgraue Squirrel (amerikanische Eichhörnchenart), das blitzschnell über den Rasen huschte und unter einem Buschhaufen verschwand, stammte aus einer anderen Welt, und die dicken Maiskolben, die am Gitter in der Sonne trockneten, um gutes Saatkorn zu liefern, erinnerten daran, daß in dieser neuen Welt anders gelebt wird und gewirtschaftet werden muß als in Schleswig-Holstein. Das haben sie gelernt, unsere Landsleute drüben, und wenn sie auch zu Amerikanern werden, die ihre zweite Heimat lieben, so geht das deutsche Blut doch nicht verloren. Ihm verdankt der Bürger der Vereinigten Staaten einen Teil seiner Charakter-Eigenschaften, und wahrlich nicht die schlechtesten.

Das Schenefelder Kaiser-Denkmal.[1])

Ein Denkmal setzte auf norddeutscher Flur
Ihrem Schaffen und Walten einst selbst die Natur:
Der erratische Block in der Heide, im Kratt,
Ist das älteste Denkmal, das man hat.
Wenn der Winter sein eisiges Szepter schwingt,
Vom Frost der erratische Stein erklingt,
Frostriese grüßt ihn dann im Flug,
Der ihn aus hohem Norden hertrug.
Wenn aber den Stein der Frühling umblüht,
Der Bärlapp umspinnt und das Moos überzieht,
Steht der lichte Baldur am alten Stein
Und schaut in den deutschen Frühling hinein.

Ein Volk ist verbunden mit seinem Land
Durch ein wunderbares, geheimes Band:
Unser Land hat einst im Eise gestarrt,
Unserm Volke blieb Eiszeit auch nicht erspart,
Wo Deutschlands Einheit und Macht vereist
Und Kaiserthron und -krone verwaist.
Als Gott dann an seine Deutschen dachte,
Der Bann der deutschen Vereisung erkrachte,
Die Rinde barst, das Eis zerschmolz.

[1]) Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Schenefeld im Kreise Rendsburg ist am 4. Juni d. J. enthüllt worden. Es verdankt seine Entstehung dem dortigen Verschönerungsverein und ist hergestellt aus ungefähr 50 großen Findlingen, die einem Hünengrabe bei Puls entnommen sind. Der Bau erreicht eine Höhe von 6 m. Den Mittelpunkt bildet ein Stein von 3 m Länge; er trägt das Bildnis Kaiser Wilhelms des Großen. Umgeben ist das eigenartige Denkmal von einer Anlage in der Größe von $3^{1}/_{4}$ ha. R. Peperkorn.



Daraus erhob sich hehr und stolz
Deutschlands Einheit und Deutschlands Macht,
Wie's nie der deutsche Träumer gedacht.
Schier über Nacht ist da erstanden
Volksfrühling allen deutschen Landen.
Baldur stand da, der Frühlingsbringer —
Wilhelm der Erste, der Feindebezwinger,
Die erratischen Blöcke ragten im Volke:
Bismarck und Roon und Helmuth Moltke;
Bismarck, erratischer Block sonder Gleiche,
Grundquader und Eckstein im neuen Reiche!

Auch wir errichten ein Mal und Zeichen,
Daß wir erlebt diese Zeit ohne Gleichen;
Wir trugen einfach zusammen nur
Die erratischen Blöcke von unsrer Flur,
Türmten bedächtig sie zu Hauf
Und setzten das Bild des Kaisers drauf:
Ein einfaches Mal, das in würdiger Art
Dem Enkelgeschlechte einst offenbart,
Daß auch wir unser Land und Volk verstanden.
So rage es auf in deutschen Landen! X.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. Wilh. Wisser in Oldenburg i. Gr.

47. Hans un de Könisdochter.*)

Dar is mal 'n Bur'n weß, de hett drê Söhns hatt. De jüng's hett Hans hêten. Nu kümmt dar mal abens so 'n ol'n Mann an bi den Bur'n, de bidd't, wat he dar man 'n Nach bliben kann.

Nę, secht de Bur, hê hett kên Quartêr vör em.

O, Vąder, secht Hans, ląt em up de Ląd' [1]) ligg'n — se sünd grad' bi to döschen weß —, denn kann he hier je gêrn bliben.

Ja, wullt du dat morn fröh wa' schier maken? secht de Ol.

Ją, secht Hans, ik will dat wul all' wa' schier maken.

De ol Mann slöppt je de Nach dar up de Ląd', un 'n annern Morgen geiht he je wider.

As Hans dar bi is un mąkt dat wa' schier, do finn't he dar 'n gri'n Büdel mit Geld up de Ląd'.

O, denkt he, den' hett de ol Mann hier verląrn. Schaß 'n man gau ną-lopen un bring'n em den Geldbüdel hen.

Hê kricht em uk bald wa' fąt.

Hör Hê mal, min göd' Mann, secht Hans, ik heff dar 'n Büdel mit Geld funn'n up de Ląd', de is Em wul ut de Tasch full'n.

Nę, min Söhn, secht de ol Mann, den' heff ik dar mit Will'n ligg'n laten. Den' schaß du hebb'n, darvör, dat du vör mi beden heß.

Nę, secht Hans, ik dörf kên Geld in't Hus bring'n. Nehm' Hê Sin Geld man mit.

Ja, wat wuß du di denn wul wünschen? secht de ol Mann.

Ja, denn wull ik mi wünschen, secht Hans, dat wi achter uns' Stubenfinster so 'n groten Figenbôm hadd'n.

Göt, min Söhn, secht de ol Mann. Gah man hen to Hus: dat schall di ward'n. So 'n Figenbôm schaß du hebb'n. Un de Figen, secht he, wenn dar ên is, de krank is, un de Dokter kann em ne mêhr helpen, denn kanns du em mit de Figen wa' gesund maken.

Na, annern Morgen, do kikt Hans ut 't Finster, un do steiht dar 'n groten Figenbôm in 'n Gąrd'n, mit Figen up.

Vąder, secht Hans, kik doch mal ut. Wat hebbt wi dar 'n schönen Figenbôm stahn in 'n Gąrd'n!

Jung, wullt din Ęten mal wąhrn! secht de Ol. Wullt du ol Lüd' ver-narr'n hebb'n?

Hans lött awer ne af: de Ol mutt je utkiken. Jung, wo kümmt dê dar hen? fragt he.

Ja, Vąder, secht Hans, den' heff ik mi wünscht. De ol Mann, de sę, ik schull mi wat wünschen. Un do heff ik mi den Figenbôm wünscht. Un mit de Figen, sę hê, dar kunn'n wi krank Lüd' wa' mit gesund maken.

---

*) Eine andere Fassung dieses Märchens ist schon im Oktoberheft d. J. 1903 veröffentlicht unter Nr. 40. In Nr. 40 ist vorher noch erzählt, wie Hans die Königstochter anführt, die so weit springen kann. Aus diesem Teil macht H. eine besondere Geschichte. Die Fassung dieses Teils ist übrigens von mir erfunden. Nach der Erzählung ist es etwas ganz anderes, was die Königstochter so weit kann. Das Brunhildmotiv ist in burlesker Weise parodiert. — Zu dem hier mitgeteilten Märchen vergleiche man außer Bechsteins „Hasenhüter' besonders die sehr ähnliche norwegische Fassung: Asbjørnsen u. Moe, norske Folke-Eventyr Nr. 98 u. Asbj., Auswahl usw., übers. v. Denhardt, Lpz. 81. Die weitere Literatur ist bei R. Köhler kl. Schr. I 554 angegeben.

Nu is den Köni sin Dochter grad' krank weß, un is hêl leeg' [2]) weß, un kên Dokter hett ehr helpen kunnt. Un do kümmt dar 'n Uprop vun 'n Köni, de sin Dochter wa' gesund maken kann, de schall ehr to 'n Fru hebb'n un schall Köni ward'n.

Do secht de öll's Söhn: Du, Vader, secht he, denn will ik mit 'n Kip vull Figen hen un will ehr wa' gesund maken.

Ünnerwegens begêgent em de ol Mann.

Na, min Jung, secht he, wat heß dar in din Kip?

Pêrfigen, [3]) secht he.

Denn lat 't Pêrfigen bliben, secht de ol Mann.

Nu kümmt he je bi den Poß'n, de vör 'n Sloß steiht.

Wo wullt du hen? fragt de Poß'n.

Ja, ik will na 'n Köni sin Dochter, secht he. Ik heff hier Figen in de Kip, dar will ik ehr wa' gesund mit maken.

Denn krichs uk wul 'n gôd' Drinkgeld? secht de Poß'n.

Jo, dat kann wesen, secht he, dat krieg' 'k sachs. [4])

Ja, denn will ik dat hälfs dar awer af hebb'n, secht de Poß'n; sünß lat ik di ne dôr.

Jo, dat schall he denn uk je hebb'n.

Nu lött he sik je anmell'n un kümmt vör 'n Köni. Do mutt he sin Kip je apen maken. Un do hett he dar Pêrfigen in.

Dumm' Bengel! secht de Köni, wullt du ên'n hier anföhrn? Dar schaß du fiwuntwinti vör up 'n Puckel hebb'n.

Ja, secht he, de Poß'n wull dat hälfs af hebb'n.

Jo, dat kann he uk kriegen, secht de Köni.

Do ward de Poß'n rin halt. Un do kricht dê dat hälfs, un dat hälfs kricht de anner. Un do geiht he je wa' hen to Hus.

Ünnerwegens, do denkt he: Nu lat den annern sik uk man 'n Jackvull hal'n. Schaß dar man niks vun segg'n to Hus.

As hê in 'n Huf' kümmt, na, fragt de Ol, wo hett 't gahn?

O, ganz gôt, secht he. Awer se hett noch ne nog. [5]) Se will noch mêhr hebb'n.

Annern Morgen kümmt de twêt Söhn bi un packt sik de Kip vull Figen. Un do hê je hen.

Ünnerwegens kümmt de ol Mann dar wedder her.

Na, min Jung, secht he, wat heß dar in de Kip?

Pêrfigen, secht he.

Denn lat 't Pêrfigen bliben, secht de ol Mann.

As hê bi den Poß'n kümmt — dat 's 'n annern weß —, na, secht de Poß'n, wo wullt du hen?

Ja, ik heff hier 'n Kip vull Figen, secht he, de schall den Köni sin Dochter hebb'n.

O, denn krichs uk wul 'n gôd Drinkgeld? secht de Poß'n.

Jo, dat krieg' 'k sachs, secht he.

Ja, denn schaß mi dat hälfs dar awer af geben, secht de Poß'n. Sünß kümms ne rin.

Jo, dat kann he denn uk je kriegen.

As hê vör 'n Köni kummt, do mutt he sin Kip je apen maken. Un do hett he dar Pêrfigen in.

Ne, secht de Köni, dat is doch rein to dull. Een is hier al weß un wull mi anföhrn, un du büß nu de twêt! Awer ik will ju Bengelstüg dat aflêhrn! Heda! wo is de Wach? Tell't mi den' dar mal fösti up, un dat todgen! [6])

Ja, secht he, de Poß'n wull dat hälfs dar af hebb'n.

Do kricht de Poß'n fiwuntwinti, un hê uk fiwuntwinti.

Döwel, denkt he, as he ut 'n Sloß herut is, dat sünd ol aasi Figen! Awer nu schall Hans uk hen. De kricht je noch mal so vęl.

As hê in 'n Hus' kümmt, na, fragt de Ol, wo hett 't gahn?

O, ganz gôt, secht he. Awer se is noch ne ganz wa' beter. Se will noch mêhr hebb'n.

Ja, secht Hans, denn will ik morn fröh mit 'n Kipvull hen.

Annern Morgen plückt Hans sik je Figen in de Kip, un do dar je mit los'. Ünnerwegens begêgent de ol Mann em uk.

Min Jung, wat heß in din Kip?

Dar heff ik Figen in, secht Hans. De wull ik den Köni sin Dochter hen bring'n; de is je so krank.

Ja, denn gah man hen, secht de ol Mann. Denn schüllt 't uk Figen bliben.

Nu kümmt he je bi de Schildwach.

Do hebbt de Suldaten awer al all' Beschêd weten, wenn dar ên mit 'n Kip kôm, wat dat denn vör 'n Drinkgeld lohn'. Un do denkt de Poß'n: Dar schaß di wul vör wahrn! un lött Hans so in dat Dôr herin gahn, secht em gar niks.

As Hans vör 'n Köni kümmt, na, secht de Köni, twê sünd hier al weß. Denn mak de Kip mal apen.

O, do sünd de Figen je so schön! Do sünd se noch hêl vęl schöner, as Hans ehr plückt hett.

De Könisdochter, de itt dar je 'n paar vun: do ward se al gri wat beter. Un do itt se dar noch mêhr vun: do is se ganz wa' gesund.

Ja, min Jung, secht de Köni, to 'n Fru kanns du min Dochter awer noch ne kriegen. Du mußt morn fröh noch mal wedder kam'n. Ik heff hier hunnert Hasen in 'n Tôr'n, de muß du höden. Un denn heff ik 'n Esel, dar muß du up achter an riden, achter de Hasen. Un wenn du ehr 'n ganzen Dag höden kanns, dat du ehr all' hunnert wa' mit to Hus bring's abens, denn schaß du min Dochter hebb'n.

Darmit geiht Hans je weg, hen to Hus.

Na, fragt de annern beiden, wo hett 't gahn? Se mênt je, hê hett uk Prügels kregen.

O, ganz gôt, secht Hans. Awer ik schall morn fröh wedder kam'n un schall den Köni sin hunnert Hasen höden.

Ja, dar krichs wul wat mit to dôn, seggt se. Du kanns je nich mal de Swin höden.

Annern Morgen geiht Hans je wa' hen.

Do begêgent de ol Mann em wedder.

Na, min Söhn, secht he, wo wullt du hen?

Ja, de Köni will mi sin Dochter noch ne geben, secht Hans. Ik schall em êrs sin hunnert Hasen ên'n Dag öwer höden un schall up 'n Esel achter an riden.

Awer dat kann 'k je ne, secht he.

Jo, secht de ol Mann, dar lat 'n Kopp man nich üm häng'n. Lat de Hasen man lopen, wo se wüllt. Sieh, hier heß du 'n Fleit, secht he. Wenn du dar up fleiten deis, denn kamt de Hasen all' wedder up 'n Dutt.

As Hans dar kümmt bi 'n Köni, do ward em sin hunnert Hasen rut tell't ut 'n Tôr'n. Un do bringt se em den Esel denn je, dar sett he sik up, un do ritt he na de Drêschkoppel [7]) hen, wo he de hunnert Hasen höden schall.

As hê dar kümmt, do is ne ên Has' to hörn un to sêhn. Hans kricht sin Fleit ut de Tasch un fleit: do sind all' de hunnert Hasen wedder dar.

De Köni un sin Fru un sin Dochter, de kikt ut 't Finster. Se wüllt je sêhn, wo Hans dar mit to gang' kümmt, mit dat Hasenhöden. Awer Hans hett sin Hasen ümmer wedder up 'n Dutt.

Do secht de Köni: Dat geiht min Dag' ne to 'n Göden. De Bengel kricht uns fat. Du muß mal hen gahn, secht he to sin Dochter, un muß sêhn, wat du em ne ên'n Hasen afköpen kanns. Denn helt he sin Hasen vunabend je ne all'.

De Könisdochter treckt sik üm as 'n Burdêrn, un do kümmt se je bi Hans an mit ehr Kip.

Min Jung, secht se, wullt du mi ne ên'n Hasen verköpen?

Nę, Dêrn, secht he, verköpen dô 'k kên'n. Awer wenn du mi 'n Kuß geben wullt, denn schaß ên'n hebb'n.

O, denkt se, hier is je wider nümm's, de dat sêhn deit: dat mutt je all' sin'n Will'n hebb'n; wenn du man 'n Hasen krichs. Un do secht se, ja, denn will se em 'n Kuß geben.

Do kricht Hans 'n Hasen fat un sett den' in ehr Kip. Un sê gifft Hans 'n Kuß. Un do geiht se mit ehr'n Hasen af.

Se is man êrs half hen to Hus, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un do wutscht de Has' ehr ut de Kip herut un kümmt bi Hans wa' an lopen.

Nu mutt den Köni sin Fru je hen. De treckt sik uk je üm — as so 'n ol Burfru —, un do will se em uk je 'n Hasen afköpen.

Nę, secht he, verköpen deit he kên'n. Awer wenn se sin'n Esel 'n Kuß geben will,[8]) denn schall se 'n Hasen hebb'n.

Na, dat will s' êrs je gar ne, 'n ol'n Esel küssen! Awer se kann je niks mit den Bengel ward'n, un do denkt se toletz: Muß dat doch man dôn. Hier is uk je wider nümm's, de dat sêhn deit.

Do kricht Hans wedder 'n Hasen fat un sett em in ehr Kip. Un sê gifft den ol'n Esel 'n Kuß. Un do geiht se je mit ehr'n Hasen af.

Se is man êrs half hen to Hus, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un wutsch! springt de Has' ehr ut de Kip herut un kümmt up de Koppel wedder an.

Nu mutt de Köni je sülb'n hen.

Hê treckt sik üm as Jäger, un do kümmt he dar je an bi Hans.

O, min Jung, secht he, wat heß du hier ênmal 'n Schöw[9]) Hasen! Un ik bün den ganzen Dag up de Jagd weß un heff gar ne ên'n to sêhn kregen. Du kunns so gôt wesen un kunns mi ên'n verköpen. Ik will di em gôt betahl'n.

Nę, secht Hans, verköpen deit he kên'n. Awer wenn he sin'n Esel 'n Kuß geben will achter ünner 'n Stêrt, denn kann he ên'n kriegen.

Na, dar will he je kortut ne ran toêrs. Awer wat is dar bi uptostell'n? Hans will dat je ne anners. Un do denkt he: Hier is je wider nümm's, de dat sêhn deit: denn lat 't dôn, wat 't will! Un do secht he to Hans, ja, denn will he dat.

Do kricht Hans em 'n Häsen in sin Jagdtasch. Un de Köni gifft den ol'n Esel 'n Kuß achter ünner'n Stêrt. Un do geiht he je mit sin'n Hasen af.

Hê is noch ne half hen, do fleit Hans, un do neiht de Has' je wa' ut.

Nu ward dat je Abend. Un do kümmt Hans je up sin'n Esel an riden un hött all' sin hunnert Hasen vör sik her. Un do ward de Hasen je wa' rin tell't na 'n Tor'n: do sünd se dar all' hunnert wedder.

So, Hans, secht de Köni, dat heß du gôt makt. Awer min Dochter kanns du doch noch ne kriegen. Du muß morn noch mal wedder kam'n. Ik heff drê grot Säck neih'n laten, secht he, de muß du êrs vull lêgen. Wenn du dat kanns, denn schaß du min Dochter hebb'n.

Na, Hans mutt je êrs so wa' weg.

Ünnerwegens begêgent de ol Mann em wedder.

Na, Hans, secht he, wat schgd't di? Du sühß je so benau't ut.

Ja, secht Hans, so un so. Un do vertell't he em dat.

O, secht de ol Mann, de drê Säck, de krichs je lich vull lagen. Un do secht he em Beschêd, wo he dat maken schall.

Annern Morgen kümmt Hans je wa' an bi 'n Köni.

Na, Hans, secht de Köni, kanns du de drê Säck nu vull lêgen?

Jg, secht Hans, awer de Königin un de Könisdochter, de möt dar bi wesen, un de ganz Hoffstgt uk. De möt dat all' mit anhörn, secht he. Sünß geiht dat ne.

Jg, dat kann denn uk je angahn.

Nu ward se je all' tosam'n ropen. Un as se dar all' sünd up 'n Saal, do secht de Köni: So, Hans, hier heß du de drê Säck. Nu lêg' man tô, dat du ehr vull krichs.

Ja, Herr Köni, secht Hans, as ik gistern min hunnert Hasen hödd' up de Koppel, do kôm den Köni sin Dochter dar bi mi an un wull mi 'n Hasen afköpen. Do sę ik to ehr, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn se mi —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Könisdochter. Un darmit kricht Hans den ên'n Sack her un binn't em tô.

Un naher, secht he, do kôm den Köni sin Fru, de wull mi uk 'n Hasen afköpen. Do sę ik to ehr, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn se min'n Esel —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Königin. Un darmit binn't Hans den twêten Sack tô.

Ja, un toletz, secht Hans, do kôm de Köni sülb'n un wull mi uk 'n Hasen afköpen. Do sę ik to em, nę, verköpen dö ik kên'n, awer wenn he min'n Esel —

Binn' tô, binn' tô, binn' tô! röppt de Köni. Un darmit binn't Hans den drüdd'n Sack tô.

Nu hett Hans je all' drê Säck vull lagen hatt. Un do hett he den Köni sin Dochter to 'n Fru kregen un is Köni word'n. Nach Hünike in Neustadt i. Holst.

Anmerkungen: [1]) Wenn das Getreide gedroschen werden soll, werden die Garben aus einander genommen und auf der großen (Lehm-) Diele schier und in gleichmäßiger Höhe hin gebreitet. Das so hin gebreitete Getreide heißt de Lad'. Eine Erklärung des Worts weiß ich nicht zu geben. Daß es aus Lag' entstellt sei, möchte ich kaum glauben. [2]) sehr schlimm krank. [3]) In Nr. 40 wurde dieser Ausdruck gebraucht, hier der eigentliche. [4]) ‚vielleicht', eigentl. ‚sachte'. [5]) H. spricht mehr noch als nog'. Diese Aussprache ist mir auch sonst begegnet. [6]) ‚gehörig', eigtl. ‚zum Gedeihen'. [7]) Eine Koppel, die ‚in 'n Dreesch' liegt, ‚Weidekoppel'. [8]) Die Bedingungen, die die Königstochter und die Königin erfüllen müssen, sind nach der Erzählung derber. [9]) Schar, Menge.

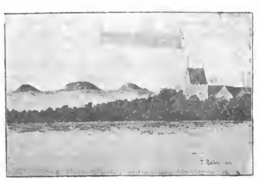


Fig. 1. Die Wittstedter Kirche und Hünengräber, zwei alte Zeugen aus christlicher und heidnischer Zeit.

15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

Der Dienstagnachmittag war der Besichtigung des Hünengräberfeldes bei Wittstedt gewidmet.[1] Um 2^{50} bestieg unsere Reisegesellschaft den Zug und erfreute sich bald an dem schönen Landschaftsbilde, in dem frische Wiesen, herrliche Buchenwälder und wogende Kornfelder mit einander abwechselten und die Reize einer nordschleswigschen Landschaft enthüllten. Bei Wittstedt ändert sich der Landschaftscharakter: Hecken und Knicks werden durch Erd- und Steinwälle verdrängt; der Blick schweift weit hinaus über flaches Heideland, das mit dunklem Heidekraut bestanden ist. Aber die Kultur hat auch hier und da Wandel geschaffen und manche Strecken des Ödlandes in Ackerland verwandelt. Schwer arbeitete der Heidpflug — ein Glück für das Gräberfeld. Wäre es ehedem auf fruchtbarer Erdscholle errichtet, wer weiß, ob es heute noch in seiner Gesamtheit vorhanden gewesen wäre. — Am Bahnhof nimmt uns unser Führer, Herr Organist Christensen, in Empfang und stellt uns mit Fleiß dorthin, wo wir die ganze Gräberstätte am besten überschauen können. Da liegt es! Hügel reiht sich an Hügel (Fig. 1—3), und gerade vor uns dehnen sich die Riesenbetten aus, Langgräber, die durch hohe Kantsteine abgegrenzt werden. Viele derselben



Fig. 2. Die Wittstedter Kirche mit Hünengräbern, die nördlich der Kirche gelegen sind.

fehlen allerdings. Als man 1888 mit der Restaurierung der Gräber begann, da wurden wenigstens die Steine, die zwar bei Seite geschafft, aber doch noch nicht ganz verschleppt worden waren, so gut wie es ging, in ihre ursprüngliche Lage gebracht. Das größte Grab hat eine Länge von etwa 150 m. (Fig. 4) Wir schreiten hinüber und gedenken pietätvoll jener dunklen Zeiten, in denen hier die Helden zur letzten Ruhe bestattet wurden. Namen schweigen, aber die Steine reden, reden von jener urwüchsigen Kraft, die vor keiner Mühe zurückschreckte, den lieben Toten eine Wohnung zu bereiten, aus der ein frommer Glaube dereinst die Leiber zu neuem Leben und neuem Kampfe erstehen sah. Man staune: Die Kammer in dem „Holmshushügel" (Fig. 5), in welche wir gebückt eintreten und deren Inneres wir durch ein profanes Stearinlicht erleuchten, ist 3,50 m lang und 3,25 m breit und wird von einem einzigen Steine gedeckt, der von elf 1,40 m hohen Steinen getragen wird. Wo ist das Zyklopengeschlecht, das mit den primitivsten Werkzeugen solche Gräber schuf? Der



Fig. 3. Gräber am Abkjer-Wittstedter Kirchenweg.

[1] Die Klischees zu den Bildern 1—9 verdanken wir der Liebenswürdigkeit des Organisten Christensen in Wittstedt. Die Originalzeichnungen sind, von unserm Mitgliede Buchbinder J. Raben in Christiansfeld entworfen, im Krug „Slukefter" aufgehängt — ein würdiger Schmuck heimatlicher Motive, dem man leider noch recht wenig begegnet, am allerwenigsten in Wirtschaften.

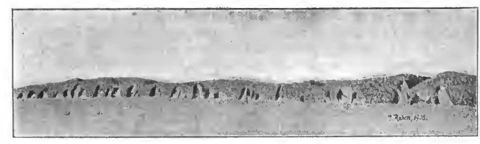


Fig. 4. Riesenbett am Abkjer-Wittstedter Kirchenweg.
Ein großer Felsblock bildet den Schlußstein des südöstlichsten Langgrabes.

Hügel selbst ist 6 m hoch, der Deckstein liegt 2,50 m tief. Eine Feuerstelle mit Leichenresten, eine kleine Flintaxt, Scherben eines Tongefäßes, Flintmesser und einige Bernsteinperlen waren die einzigen Fundsachen, die 1883—84 ausgegraben wurden. Das Grab ist jetzt im Besitz des Haderslebener Kreises, dem Wanderer gegen ein kleines Trinkgeld zugänglich; man wende sich nur an den Hüter des Grabes in **Holmshus**. (Fig. 6.) Ein ähnlicher Grabhügel hat lange Zeit einem alten Ehepaare als Klause gedient. (Fig. 7.) Es bedurfte nur eines kleinen Anbaues; denn die große Grabkammer diente zugleich als Wohnstube. Der Steinkranz hatte seine Rolle vertauscht: er umrahmte die Wohnstätte der Lebenden. Jetzt freilich furcht der Pflug die Stätte, die aufs neue in Grabesstille gebettet ist. — —



Fig. 5. Holmshushügel. Der Weg zur Steinkammer führt durch eine aus rohen Ästen gezimmerte Tür.

Dort winkt das weißgetünchte Gotteshaus mit rotem Ziegeldach im Sonnenschein hell und freundlich herüber. (Fig. 8 u. 10.) Unser Weg führt uns vom Pastoratsgarten um einen kleinen See herum, dessen nördliches Ufer eine freundliche Anlage ziert. Herr Pastor Kühl geleitet uns an die Stätte seiner Arbeit. Die Kirche ist sehr alt; man weiß nichts Näheres über die Zeit der Erbauung. Ursprünglich umfaßte sie wahrscheinlich nur den jetzigen Chorraum. Bei der Erweiterung wurde später die westliche Mauer durchbrochen, um Schiff und Turm anzubauen. Turm- und Chorraum erhielten Gewölbe, das Schiff eine Bretterdecke, bis 1900 mit der Umwandlung in eine Kreuzkirche auch das Schiff durch ein Gewölbe ausgestattet wurde. Der Altar wurde 1900 in Østerlygum gekauft und befindet sich zur Zeit noch in Berlin, wo er von Professor Tauber restauriert wird. Im übrigen stimmt der Schmuck des Gotteshauses (Kanzel, Gestühl, Orgel, Bemalung, Fenster) das Innere durchaus feierlich, wo andere Dorfkirchen uns durch



Fig. 6. Holmshus mit Holmshügel.
Der Besitzer der Kate, Bertel Lauritzen,
ist vom Kreis als Wächter der Steinkammer bestellt.

die nackten Wände usw. vielfach recht kalt lassen. Die Wittstedter Kirche zählt sicherlich zu den schönsten Landkirchen unserer Provinz.

Eine gemeinsame Kaffeetafel im Gasthause „Stukester“ beschloß unsern Rundgang, für dessen glücklichen Verlauf unser Vorsitzender, Rektor Peters, den beiden Führern dankte. Für den Besuch der Ober-Jersdaler Gräberkette (Fig. 9) blieb leider keine Zeit. Auch hätten wir sehr gern den Ochsenweg aufgesucht, der hier durch den östlichen Teil des Kirchspiels hindurchführt und in früherer Zeit die Hauptverkehrsader zwischen Dänemark und den Herzogtümern bedeutete. Wir wären sonst auch noch zum Krug Immerwatt (Fig. 10) gekommen, wo die Dänen 1420 unter Tönne Rönnow und Peter Hogenschild von den Holsteinern geschlagen wurden. (Fig. 11.) Bekannt ist das Spottlied:
„Bei Immerwatt, bei Immerwatt bekam der Dän' ein Teufelsbad.“

(Schluß folgt.)



Fig. 7. Das östlichste Hünengrab, das vorübergehend zur Wohnstätte von Lebenden gedient hat.



Fig. 8. Die Kirche zu Wittstedt.
Die Mauern sind aus Quadern und Feldsteinen erbaut.



Mitteilung.

Zu Laß' Aufsatz über die Schlacht an der Hamme („Heimat“ 1904, S 254). Eine Mahnung. Wie schwer Irrtümer auszurotten sind, zeigt die Bemerkung S. 254, Z. 13 v. u.: „Das Kloster zu Marne wurde mit Geschenken besonders reich bedacht.“ Zu Marne ist niemals ein Kloster gewesen, und der Name Marne hat nichts mit Mergenowe, dem Namen des Klosters, zu tun. Marne, Marren, Merren ist ein altes Appellativ mit der Bedeutung: erhöhte sandige oder steinige Stelle im Watt oder am Geestrande; Marienau ist nichts anderes als das Kloster in Meldorf. Laß hat wahrscheinlich die von R. Nehlsen geschriebene Dithmarscher Geschichte benutzt. Es ist zu bedauern, daß diese letzte Bearbeitung (Hamburg, ohne Jahr! erschienen 1895) der Geschichte Dithmarschens so kritiklos ist und alte Fabeln in unverantwortlicher Weise aufwärmt, hier und da auch arge Phantastereien hinzufügt (wie über das alte Wappen des Landes). Wer über



Fig. 9. Gangbau bei Ober-Jersdal.
Der Gang ist 2 m lang.

dithmarsische Geschichte schreiben will, ohne eingehende Studien zu machen, halte sich an Chalybäus' Arbeit, die einzig brauchbare aus neuerer Zeit, die von Nehlsen seltsamerweise mit keiner Silbe erwähnt wird. — Die gleiche Vorsicht ist denen anzu-



Fig. 10. Der Krug Immerwatt.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

Fig. 11. Die Kirche zu Wittstedt.
Ein Blick auf die Immerwatter Heide.

empfehlen, welche über nordfriesische Geschichte berichten und Heimreichs oder C. P. Hansens Schriften benutzen. Nirgends ist so viel gefabelt wie in den Chroniken und Karten über Nordfriesland. Man findet in Zeitungsfeuilletons oft die alten Chroniken „ausgeschlachtet," als ob seit deren Erscheinen die wissenschaftliche Forschung geschlafen hätte und alles, was in ernsten und gründlichen Arbeiten in den bändereichen Jahrbüchern, Zeitschriften usw. über schleswig-holsteinische Geschichte veröffentlicht ist, als „Luft" anzusehen wäre. Es ist etwas Schönes, das größere Publikum zu belehren, aber man soll nicht alte Fabeln wieder auftischen!

Oldesloe. R. Hansen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Heimatkundliche Sammlungen im Vereinsgebiet.

Ort	Name	Direktor	Besuchszeit für freien Eintritt	Anderweitige Besuchszeit
Altona	**Altonaer Museum**	Dr. Otto Lehmann	Tägl., m. Ausnahme Montags, v. 10–5 U. Vom 1. Oktober bis 31. März v. 10–4 U.	—
Flensburg	**Kunstmuseum**	?	An jedem ersten und dritten Sonntage des Monats	Täglich mit Ausnahme der Montage von 10–4 Uhr. Sonntags von 10–5 Uhr, in den Wintermonaten von 10–4 Uhr. Erwachsene zahlen 50 Pf., Kinder 25 Pf.
Glückstadt	**Altertümersammlung der holsteinischen Elbmarschen**	Geh. Reg.-Rat Dr. Detleffen	Unbestimmt, je nach Antrag beim Vorsteher oder nach Mitteilung i. d. Zeitung.	—
Kiel, Gartenstraße	**Historische Landeshalle**	Direktor Rosenkranz	Sonntags 11—1 Uhr	—
Kiel, Burgstraße	**Museum vaterländ. Altertümer**	Frau Professor Mestorf	Sonntags, Mittw. u. Sonnab. 11—1 Uhr	Anmeld. b. Mus.-Dien. (i. Museumsgebäude).
Kiel, Sophienblatt	**Thaulow-Museum**	Dr. G. Brandt	Täglich (mit Ausnahme des Montags)	Mont. u. 1. Festtage. Anmeld. b. Mus.-Dien.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 9. September 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Die Mitglieder werden freundlichst gebeten, bei Einsendung von Geldbeträgen, bei Adressenveränderungen usw. die auf der Adresse vorgezeichnete Nummer mit angeben zu wollen; dadurch werden dem Kassenführer, dem Schriftführer und dem Expedienten mühevolles Suchen und manche Irrtümer erspart.

Inhalt:

Vereinsgabe 1905.

Durch das Entgegenkommen des Verlages zur Pflege der Heimatliebe und Heimatkunst von Max Hansen in Glückstadt ist es ermöglicht, unsern Mitgliedern von neuem einen heimatlichen Wandschmuck für Haus, Büro und Schule anzubieten, eine künstlerische Reproduktion nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in Deezbüll,

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause“

(Kupfergravure — Imperialformat. Kartongröße 66 × 84 cm. — Ladenpreis 15 M.).

Ermutigt durch den Erfolg beim Vertrieb der beiden Landschaftsbilder von Ch. Roß, hoffen wir, auch mit dem Angebot dieses volkstümlichen Bildes (s. Abbild. Heft 8 S. 181) den Wünschen vieler unserer Mitglieder zu begegnen und daher zahlreichen Bestellungen entgegensehen zu können, zumal der Preis wieder sehr niedrig gestellt ist. Das Bild kostet bei Versendung nach auswärts nur **3,50 M.**,
in Kiel und Glückstadt nur **3,00 M.**

Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplars zu. Bestellungen unter gleichzeitiger postfreier Einsendung des obigen Betrages sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorenzen in Kiel, Adolfstr. 56 p.**, zu richten.

Kiel, den 19. Juli 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Freunde der „Heimat,“ werbt der „Heimat“ neue Freunde.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Adolf Bartels, Römische Tragödien. München, D. W. Callwey. — Jakob Bödewadt, Johannes Dose der Erfolgreiche in anderer Beleuchtung. Tondern, Heinrich Nissens Buchhandlung. Preis 30 Pf. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1904. — Stubbe, Das Trinken in Schleswig-Holstein. Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Preis 30 Pf.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

211. Daniels, Postgehilfe, Alt-Bahrenfeld, Burgstr. 7. 212. Evers, Lehrer, Neuendeich b. Glückstadt. 213. Fries, Lehrer, Schottburgholz b Sommerstedt. 214. Dr. med. Greisen, prakt. Arzt, Hadersleben. 215. Frl Haacke, Lehrerin, Hjerting b Rödding. 216. Hansen, Buchhändler, Glückstadt. 217. Jessen, Lehrer, Kellinghusen. 218 Knudsen, Lehrer, Eubrupskov pr. Grommby 219. Meyer, Privatlehrer, Hamburg. 220. Möller, Seminarist, Ratzeburg. 221. Müller, cand. rer. electr., Engelbrechtsche Wildnis b. Glückstadt. 222. Nicolaisen, Postassistent, Berlin NO. 55, Ryke-Str. 23. 223 Frl. Nielsen, Lehrerin, Schottburgholz b. Sommerstedt 224. Reese, Seminarist, Eckernförde. 225 Rose, Buchhändler, Meldorf. 226. Schönbaum, Eisenbahnsekretär, Glückstadt 227. Schröder, Seminarist, Eckernförde. 228. Schümann, Lehrer a. D., Albersdorf. 229. Schütt, Drogist, Elmshorn. 230. Schweter, kathol. Lehrer, Nordstrand 231. Studts, Postassistent, Charlottenburg, Magazinstr. 16. 232 Suhr, Lehrer, Kiel, Lornsenstr. 46. 233. Vorrath, Seminarist, Eckernförde. 234. Wisser, Lehrer, Kellinghusen. 235. Ziey, Postassistent, Berlin W. 9, Köthenerstr. 19.

In gegebener Veranlassung machen wir darauf aufmerksam, daß allen neu eintretenden Mitgliedern die bisher im Laufe des Jahres erschienenen Hefte unserer Monatsschrift kostenlos nachgeliefert werden. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Kiel, am 21. August 1905. J. A.: Barfod, Schriftführer.

Mitteilung.

Star und Spatz. In den Jahren 1875—1882 war ich Zoll-Einnehmer in Gjelsbro. Das Zollamt Gjelsbro ist hart an der Grenze gegen Dänemark belegen und zwar an der Chaussee, welche von der dänischen Stadt Ribe über Gramm, Woyens nach Hadersleben führt. Da das genannte Zollamt früher, bevor die Eisenbahn Ribe—Kolding erbaut wurde, eine nicht unwesentliche Bedeutung hatte, sah sich unsere Zollverwaltung genötigt, ein Grundstück zu erwerben, auf welchem 1866 den damaligen Verkehrsverhältnissen entsprechende Gebäude zwecks Unterbringung des Zolletablissements aufgeführt wurden mit geräumiger Durchfahrt. Hier nisteten zahlreiche Sperlinge und Stare, wozu Dachluken und sonst jeder sich eignende Winkel benutzt wurde, und es war höchst interessant, zu beobachten, wie die Sperlinge und Stare um die Nistplätze kämpften und sich gegenseitig mit Gewalt oder durch Anwendung von List die Plätze wegnahmen. In der Regel waren die Stare, obgleich größer, gegen die Sperlinge im Nachteil, indem letztere bissiger, listiger und vor allem dummdreister waren als die Stare. Der Kampf dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und es war mitunter ein wüster, unerträglicher Lärm und ein Kampf, daß die Federn umherflogen; auch wurden häufig die ganzen Nester herausgerissen und waren samt den Eiern, ja, sogar samt den Jungen auf dem Erdboden zu finden. Hier habe ich Gelegenheit gehabt, die außerordentliche Nachahmungsgabe der Stare zu beobachten und zu bewundern. Nicht allein, daß das Geschrei der nachbarlichen Sperlinge in allen Tonarten nachgeahmt wurde, sondern auch das anderer Vögel wurde genau wiedergegeben, jedoch in der Regel in der Weise, daß in einem längeren Vortrage die Stimmen verschiedener Vögel gewöhnlich untereinander vermischt wiedergegeben wurden. So hatte ich einmal Gelegenheit, die außerordentliche Nachahmungsfähigkeit eines Stares zu beobachten. Ich hörte an mehreren Abenden, auch wohl ab und zu am Tage, wenn ich in der Nähe meines Amtes spazieren ging, ganz deutlich Gänsegeschrei. Ich wußte, daß in der Nähe keine Gänse gehalten wurden, dachte anfangs aber, es könnten im nahen Krug ja solche angeschafft sein, und meine Frau, die dieselbe Wahrnehmung gemacht hatte, war auch dieser Meinung. Das Geschrei war nur schwach, jedoch sehr rein und deutlich vernehmbar und schien aus weiterer Entfernung zu kommen. Nach längeren Beobachtungen kam ich der Sache auf den Grund, woher das in Rede stehende Gänsegeschrei kam: es war ein Starmatz in meiner Durchfahrt, der es nachahmte und uns durch die deutliche Wiedergabe so vollständig täuschte. Auch möchte ich noch erwähnen, daß ich an dem vorgenannten Orte einen ganz weißen Star beobachtet habe. Derselbe zeigte sich zuerst im Herbst und dann im nächsten Frühjahr wieder, beide Male aber nur kurze Zeit, und zog dann mit andern Trupps weiter.

Kellinghusen. Fritz Wiedenfeld.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 9. September 1905.

Hartwig Friedrich Wiese.

Nekrolog mit ornithologischen Beiträgen aus seinen Briefen.

Von **Paul Leverkühn** in Sophia.

II.

7. Juli 1890. Vom Rigi-Kulm. Hier den großen Accentor jung beobachtet.

24. Juli 1890. Von Bern. Die Türme noch nicht bis zum Dache für den Abbruch eingerüstet, daher Cypselus melba-Nester nicht erreichbar. — Im Lago Maggiore einen Fischadler (Pandion haliaetus) einschlagen gesehen.

1. August 1890. Eine Menge kleiner Vögel, die auf dem Rigikulm im Grase ihre Nahrung suchten, ist mir der Spezies nach zweifelhaft geblieben. Einige scheinen mir den Lauten nach Pieper zu sein, eine Art hatte einen grünen Bürzel (Anthus aquaticus Bechst.?). Ein größerer Vogel, der namentlich auf dem Kulm auf den Einzäunungen herumsaß, scheint mir Accentor alpinus zu sein. — In Locarno, Hôtel Suisse, längere Station beim biedern Wirt Magiora, Jäger, Vogelliebhaber, Ausstopfer und Fischerei-Inspektor. Er verschaffte mir gleich am zweiten Tage eine kolossale Viper, und auf seine Veranlassung habe ich von hier aus die schönsten Exkursionen ausgeführt, auch hier am meisten gesammelt. Daß Vogelschutz dort und in Italien sonst durchzuführen sei, bezweifelte er stark. Die prachtvolle große, smaragdgrüne Eidechse habe ich einige Male im Sonnenbrand auf Mauern angetroffen, ohne jedoch ihrer habhaft werden zu können. — Auf der Fahrt zum Lago maggiore sah ich Gabelweihen schweben, und Fischreiher (Ard. cinerea) zogen. Auffallend war mir die große Menge von Schwalben in Mailand und der Mangel an anderen Vögeln. Passer italicus im Giardino publico, aber scheu und nicht wie unser Spatz. Es tut mir jetzt leid, daß ich nicht einen, den man in dortigen Naturalienhandlungen hätte haben können, mitgebracht habe. — Auf der Fahrt durch den Jura sah ich ein allerliebstes Bild: Hoch oben an einer Höhle der Felswand stand ein Paar junger Raubvögel auslugen. Turmfalken (C. tinnunculus) vielfach beobachtet. Schöner Anblick, wenn sie unter dem Beschauer den Felsen verließen und durch das Tal strichen. (Die Raubvögel in der Felshöhle zeigt am Schluß des anmutigen Briefes eine niedliche Federzeichnung.)

27. August 1890. Erinnerung aus dem Reuß-Tal: Ich saß auf dem steinernen Geländer der zweiten Brücke zwischen Göschenen und Andermatt; unter mir tobte in wildem Sturze über Felsen der Fluß; dazwischen dröhnten von der Felswand

herunter Schüsse von den Sprengarbeiten, welche die Schweizer Regierung ausführen läßt. Mir gegenüber auf dem anderen Geländer der Brücke saß ein Zaunkönig und schmetterte sein helles Lied in den schönen Morgen hinein, unbekümmert um das Getöse über und unter ihm.

Von Schönkirchen: Beim Blick aus dem Fenster bemerke ich wenigstens ein Dutzend Amseln im Garten, auf dem Boden nach Würmern, abgefallenen Beeren usw. umhersuchend. Es ist ein stürmischer und regnerischer Morgen. Auch eine Graudrossel (Turd. musicus) ist unter ihnen.

6. Dezember 1890. Der erste Winter, der hier plötzlich und strenge eingetreten ist, bringt mir jedes Jahr zuerst eine Anzahl Grünfinken auf den Futterplatz, die wohl aus dem Norden stammen. Außerdem sind heute Morgen da: Ein Paar Schwarzdrosseln, und zwar ein seit Jahren in der Nähe des Hauses nistendes; 3 männliche und 2 weibliche Buchfinken, ein Paar Speckmeisen, 1 dito Sumpfmeise, dies Paar ist mir seit Jahren getreu; 1 Blaumeise (Parus caeruleus), 1 Rotkehlchen (Erithac. rubecula), einige Goldammern (Emb. citrinella) und Feldspatzen (Parus montanus), letztere fressen mit Gier die Beeren von Evonymus europaeus und werden mir deshalb unangenehm, weil sie mir den prächtigen Anblick des mit Beeren besetzten Strauches vor meinem Fenster rauben. Gestern begegnete ich einem großen Schwarm Buch- und Bergfinken in der Nähe des Oppendorfer Gehölzes. Eine Ralle war vor einigen Tagen an den Draht geflogen; dieselben scheinen Winters hier zu bleiben.

6. Januar 1891. Wir sitzen hier recht mitten im harten Winter drin und füttern die Vögel.

1. April 1891. Nachdem ich Ihr höchst gediegenes Buch über die fremden Eier gelesen, möchte ich glauben, daß manche der im Bädecker abgebildeten, so außerordentlich verschiedenen, einer Art zugeschriebenen Eier von einer anderen Art ins Nest gelegt worden sind. Auffällig ist seine Tafel 22 (4); sie scheint abweichend von den anderen mit der Hand gemalt zu sein [1]). Daß sie am Ornithologen-Kongreß teilnehmen werden, freut mich sehr, ich bitte Sie, tun Sie doch, was Sie können, für den Storch!

25. Juni 1891. Mein alter Garten-Buchfink führt mir seine ausgeflogenen Jungen täglich vors Fenster, schält die ihm zugeworfenen Hanfkörner ab und atzt die bettelnden Kinder mit denselben, wobei ihn ein verwitwetes Weibchen unterstützt; jedoch sieht er dies nicht gern, und sie muß sich vor seinen Schnabelhieben in acht nehmen. Einige soeben ihm zugeworfene Brummer (Fliegen) werden mit Begierde ergriffen und den Jungen gereicht. — Am Hause sind in diesem Jahre 8 Schwalbenbruten gediehen, es ist dies aber nur dadurch möglich geworden, daß ich die Spatzen abhalte, die Nester zu okkupieren; ohne Schutz kommt fast kein einziges Paar mit seiner Brut zustande.

15. November 1891. In Naumann (Ed. III. Bd. III. Tafel 39) hat der Stieglitz einen zu dicken Kopf und Schnabel. — Wenn kein Irrtum vorliegt, so haben wir in unserer Feldmark Schönkirchen seit dem Herbst einen Adler als Standvogel. Es wurde mir von verschiedenen Seiten Mitteilung über einen gesehenen großen Vogel, der Gänse wegnehmen soll, gemacht. Alle meine den Leuten ausgesprochenen Vermutungen, die auf Milan, Habicht, Bussard u. dgl. gingen, wurden zurückgewiesen und namentlich betont, der Vogel sei viel, viel größer. Nun stand ich vor ca. 14 Tagen hinter der Kirche, von welchem erhöhten Standpunkt

[1]) Sie stellt Turd. viscivorus, pilaris, musicus usw. dar und ist verschieden von der im Journ. f. Ornith. 1858, Taf. II (S. 229—231) als Probetafel mitgegebenen, welche ebenfalls Drosseleier wiedergibt.

man einen großen Teil der Felder übersieht, und wurde aufmerksam auf eine Schar Krähen, die in der Richtung nach Mönkeberg, nach dem Hafen zu aufkamen, Geschrei erhoben und einen großen Vogel umschwärmten. Nach der Größe und nach der gelbbraunen Farbe des Rückens, die ich durchs Fernrohr wahrnehmen konnte, muß ich den Beobachtern recht geben, daß es keiner der gewöhnlichen Raubvögel sein könnte, und ich vermute einen Seeadler (Hal. albicilla), kann aber nichts bestimmtes behaupten.[1]) Diesen Sommer hat ein Rohrsänger nahe hinter unserm Garten genistet; Vogel, Nest mit der Staude, worin es sitzt, samt einem Ei, werde ich Ihnen vorlegen, um die Art zu erfahren. Es wird wohl palustris sein, den alten Vogel habe ich geschossen, aber erst als die ausgeflogenen Jungen selbständig waren. Das Ei ist gefärbt und gezeichnet wie ein Saatkrähen-Ei.[2]) — Hier ist die Meinung verbreitet, daß der Storch jährliche Wohnungsmiethe bezahlt; dies soll in einem dreijährigen Turnus in der Weise geschehen, daß im 1. Jahre eine der großen Schwungfedern, im 2. ein Ei, und im 3. Jahr ein ganzer Storch vom Nest heruntergeworfen wird. Daß wir in den verschiedenen Jahren bald das eine, bald das andere gefunden haben, ist mir aus meiner Jugendzeit erinnerlich, auch daß diese Störche Morgens da lagen, also in der Nacht herabgeworfen oder gebracht sein mußten. Das Ei war unzerbrochen, auch wenn es auf dem Erdboden lag, was bei diesem Herabwerfen von 40 Fuß Höhe kaum möglich scheint. Das Junge war lebendig; es ist mehrere Male wieder ins Nest gesetzt, wurde aber alsbald wieder heruntergeworfen. Daß nächtliche Überfälle seitens anderer Störche stattfinden, habe ich selbst beobachtet, auch daß hierbei Eier herausgeworfen wurden, die dann aber beim Fallen zerbrachen. — Die Stare haben wir diesen Sommer durch Scheuchen nebenstehender Einrichtung (Federzeichnung) 2 alte Röcke und dazwischen ein Spiegel und über dem Baum so aufgehangen, daß sie in ständiger Bewegung sich befinden, ferner durch in den Baum gehäufte Kotzen und Beutel mit Assa foetida, sowie durch ständiges Schreien, von den Johannisbeeren, Kirschen und Hollunderbäumen abgehalten.

1. Januar 1892. Wie in aller Welt kommt Friderich zu der wunderbaren Angabe über den Storch auf S. 847.[3]) Unsere holstein'schen Störche verfahren wenigstens nicht anders als so: (entzückende Federzeichnung, die in drastischer Weise das zeigt, was Rohweder im neuen Naumann Bd. III. Bd. VI. S. 313 Anm. mit folgenden Worten darstellt, indem er ebenfalls Friderich (ohne ihn zu nennen) verbessert: „Im Nest trippeln die Störche steifbeinig rückwärts bis an den Rand, senken den Körper nach vorn, und der Auswurf fliegt — da die Vögel stets mit dem Kopf gegen den Wind sich richten, — an der Leeseite meist in weitem Bogen über Bord.")

1. Mai 1894. Von Capri. Von der schönsten aller Inseln, unter Palmen; Rosen- und Orangen-Düfte erfüllen die Luft; das blaue Meer schlägt tief unten an die Felsenklippen. In der Ferne liegen Ischia, Neapel, der Vesuv und Pompeji in rotgoldenem Schein. Wachtelschlag (Cotur. dactylisonans), Stieglitzgesang und Spatzengeschilk erschallt hin und wieder.

6. Oktober 1894. Die Hitze war hier so groß, daß die alten Störche auf unserer Scheune die Jungen mit ausgebreiteten Flügeln vor den Sonnenstrahlen

[1]) Jedenfalls ein junger Seeadler. Ich habe während meiner zahlreichen Strandtouren in den zwei Jahren 1886 und 1887 häufiger bei Kiel Seeadler im braunen, unausgefärbten Kleide beobachtet.

[2]) Bei Kiel und bei Schönkirchen kommt die als horticola unterschiedene Form vor; die angegebene Gegend bei Schönkirchen ist durchaus nicht sumpfig.

[3]) Naturgeschichte der deutschen Vögel, 4. Aufl. 1891, S. 847: „Sonderbar ist die Weise, wie sich die Störche ihrer weiß-flüssigen Exkremente entledigen: sie drücken den Bürzel nieder und spritzen den Unrat zwischen den Beinen durch, vor sich hin!"

schützten, auch sie mit Wasser tränken mußten. Mittlerweile ist's Herbst geworden, trübe und kalt, und von den Vögeln treten jetzt die letzten die Reise an, die ich diesen Frühling unternommen. — In Sorrent stand in einem Schaufenster ein wundervoller, vorzüglich präparierter Merops apiaster zum Verkauf, auf den Höhen standen in Reihen hohe Masten, zwischen denen Netze für den Wachtelfang aufgespannt werden. Überall knallte man dort auf diese Vögel los, ebenso auf Capri. Einmal fand ich dort in meinem Zimmer einen Skorpion. — Im vorigen Herbst holten in Mönkeberg aus Taubenschlägen, die nachts offen blieben, Eulen (Syrn. aluco) die Tauben weg.

16. Januar 1896. Einige Tage vor Weihnachten hat der Oppendorfer Jäger einen schönen Rauhfußbussard (Archibuteo lagopus) erlegt und mir übergeben. Es hielten sich daselbst noch mehrere dieser Vögel auf. Als Stammgäste vor dem Fenster habe ich seit dem Herbst auch Sitta, die außerordentlich zutraulich geworden sind, vor deren Stößen, wenn es sich um dargereichte Hanfkörner handelt, sich aber namentlich die beiden kleinen Sumpfmeisen in acht nehmen müssen. Von den letzteren hat die eine ein gebrochenes Bein, und ich habe den einen meiner vorgenannten Hänse stark im Verdacht, es ihr abgebrochen zu haben. Im (Kieler) Museum hängt jetzt ein großes schönes Bild von Möbius, gestiftet zu seinem 70. Geburtstage.

24. April 1898. Können Sie Genaueres über Wanzen in Schwalbennestern angeben?

27. Februar 1900. Am 5. November v. Js., einem heiteren warmen Tage, gewahrte ich auf einem Stoppelfelde in der Nähe des Kasseteiches, der behufs Abfischens abgelassen war, eine Schar gänseartiger Vögel, die mit aufgerichteten Hälsen dastanden, und deren Gefieder in der Sonne weiß erglänzte. Sie waren scheu und erhoben sich, obgleich ich wohl 4—500 Schritt entfernt in einem Knick stand, bei einer Bewegung meinerseits mehrmal in die Luft, und dann zeigte es sich, daß sie schwarze Flügelspitzen hatten. Einige hatten ein hellgraues Gefieder. In der angegebenen Entfernung war es mir, da ich kein Glas bei mir hatte, nicht möglich, Genaueres festzustellen. Ich habe an Anser hyperboreus gedacht, auf welche das Aussehen mir allein zu passen scheint; doch ist wohl nicht anzunehmen, daß selbige im Herbst sich in Scharen hier eingestellt hat. Einen anderen Vogel weiß ich nicht ausfindig zu machen, auf den die beobachteten Merkmale paßten; doch will ich nicht verhehlen, daß bei der Entfernung der Vögel ein teilweises Versehen meinerseits unterlaufen sein könnte. Daß es keine Reiher- oder Möwenarten gewesen sind, glaube ich ziemlich sicher behaupten zu können. — Die Wintergäste des Vogelfutterplatzes verziehen sich allmählich. Besonderheiten sind nicht dagewesen, nordische Grünfinken waren zahlreich den ganzen Winter hier und einige Braunellen (Acc. modularis), die nach meinen Beobachtungen erst angefangen haben, hier zu überwintern, seitdem sie gefüttert werden. Sodann habe ich einen Kernbeißer (Coccothr. vulgaris) diesen Winter zum ersten Male als eingewöhnten und sehr zutraulich gewordenen Gast auf meinem Futterplatz gehabt; außer Hanf und Rübsamen nahm er auch allerlei Speisereste an. — Ich habe seit Jahren zu schaffen mit Wanzen in meinen Schwalbennestern; eine, die auch ins Haus eingedrungen ist, erklärte Prof. Brandt in Kiel für die echte Bettwanze, während Taschenberg sie als eine ganz andere Art diagnosciert hat, was mich sehr beruhigt hat.[1])

10. Dezember 1901. Ich hatte diesen Herbst während mehrerer Wochen das

---

[1]) Siehe Wieses Notiz in der „Ornith. Monatsschr. XXIV, 1899, S. 39—40 und Taschenbergs Bemerkungen dazu (ebd.) Vergl. auch Löw, Über die Bewohner der Schwalbennester (Verh. d. k. k. zool.-bot. Ges. in Wien. XI, 1861, S. 393—398 und 749—751).

Vergnügen, allabendlich im Garten eine Nachtschwalbe (Caprim. europaeus) in ihrem schönen Fluge zu beobachten. Zu meinem Leidwesen ist sie eines Abends von einer Waldeule verfolgt und wahrscheinlich gefangen worden, wenigstens seitdem verschwunden. Genannte Eule hat in einem Nistkasten am Hause gebrütet und ein Junges groß gebracht.

3. März 1905. Stare sind am 21. Februar angekommen, aber wieder weggezogen, da nachträglicher Winter eingetreten.

* * *

Am 5. Februar 1905 auf der Rückkehr von einer silbernen Hochzeitsfeier irrte sich Wiese im richtigen Wege und geriet in den Dorfteich seines Dorfes Schönkirchen, wo er, den nie Krankheit geplagt, durch Ertrinken ein jähes Ende fand!

Altes und Neues aus Schleswig.

Von Doris Schnittger in Schleswig.

Wenn die Stadt Schleswig das Einst mit dem Jetzt inbezug auf eingeborene oder eingebürgerte ausübende Künstler vergleichen wollte, das „Jetzt" käme nicht sonderlich weg. Zu den hier schon Genannten kommen, bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, noch mehrere Kunstmaler, denen nachzuspüren es sich lohnt, wenn auch keiner von ihnen Hervorragendes hinterließ. Die unverhältnismäßig große Zahl und teilweise Tüchtigkeit mag auch dem Einfluß des kleinen Hofhalts zuzuschreiben sein. Standen auch an seiner Spitze keine namhaften Kunstförderer wie ehedem, so gab's da mindestens hohe Herren und Damen genug, die mit all ihren bunten Röcken, Orden, Perrücken oder Schmachtlocken notwendig sich mußten malen lassen. Zeugnis dafür bieten die vor Jahrzehnten oftmals in den Wohnräumen, nach noch weiterer Degradation in den Vordielen alter Bürgerhäuser paradierenden Ölgemälde. Aus den Prunkgemächern müssen sie nach dem Tode der Abkonterfeiten allmählich so weit heruntergekommen sein, sehen aber oft noch sehr selbstbewußt auf uns herab, nicht selten aus den damals auf Bildern üblichen hochaufgerissenen Augen.

Es mag das Porträt den Hauptteil des Broterwerbes jener Herren von der Kunst gebildet haben, die nach auswärts vollendeter — vielleicht auch nicht vollendeter — Ausbildung hier in meistens bescheidenen Verhältnissen hausten. Wenig hoben sie sich äußerlich ab vom Gevatter Schneider und Handschuhmacher, aus deren Kreisen sie oft hervorgegangen. Dennoch haben sie ein Stück Poesie ins Alltagsleben hineingetragen, schon wenn der Mund das ungestillte Sehnen verriet nach dem kunsterfüllten Rom, oder sei es nur nach Kopenhagen, wo sie mit Meistern und Meisterwerken verkehrten. So, als Dürer wieder in Nürnberg war, „fror ihn nach der Sonne Italiens!" Schon immer, wenn auch ein Bürgersmann, der es sich leisten konnte, sich abnehmen ließ, oder eine Landschaft mit Bedacht auf die Leinwand gebracht wurde, bildete sich Urteil und Kritik aller Teilnehmenden — wie ganz anders als jetzt, wenn man uns auf einen Augenblick vor den wundertätigen schwarzen Kasten stellt. So erzählt Dr. Sach in „A. J. Carstens' Jugend- und Lehrjahre," wie der kunsthungrige Jüngling, wenn er nicht selbst im Elternhause mit Farben hantierte, „in den Werkstätten der schleswigschen Kunstmaler" Zuschauer war.

Noch zeigt man auf unserm Holm — dem östlichen Ausläufer der Stadt — unter all den kleinen Wohnungen der Fischerbevölkerung, welche ihren Kirchhof so

eigenartig umlagern, das bescheidene Wohnhaus des Kunstmalers Nik. G. Geve.[1]) In Hessen 1712 geboren, war er, wie manche seiner Landsleute, an den Hof des Landgrafen gerufen und galt „in allen Kreisen als ein besonders tüchtiger Meister und kunsterfahrener Mann, der die Kunststücke der alten Maler sehr genau kenne und auch selbst viel davon gesammelt habe." Kunstfreunden stellte er gerne seine Vertrautheit mit dem Dom und Schloß zur Verfügung. Von Geve, als Zeichenlehrer der Domschule, rühmt in einem Programm der Rektor Esmarch, „daß er keiner Lobsprüche bedürfe und durch seine Geschicklichkeit nicht allein hier bewundert, sondern auch auswärts geehrt werde." Seine Liebhaberei war die Miniaturmalerei und das Zeichnen naturwissenschaftlicher Gegenstände. So hat er z. B. 33 Blätter Konchylien in Kupferstich herausgegeben. (Weinreichs Lexikon 1747.) Doch wird auch bei ihm das Porträtieren das tägliche Brot eingebracht haben. Ganz nette Bildnisse — freilich immer Kinder ihrer Zeit — sind erhalten. Im Dom steht am südwestlichen Pfeiler in derber Kraft der Hauptpastor Cramer (1777) vor uns da. Der nicht allzu kleidsame Ausputz des Raumes mit farbigen Stoffen wird damals mit dazu gehört haben. Auf einem anderen mir bekannten Brustbilde schaut mit wohlwollendem Lächeln ein gutgenährtes Antlitz unter der ungeheuren gepuderten Perrücke lebendig heraus. Die Farbenfülle des glänzenden Küraß, der roten Uniform, des Ordensbandes usw. ist frisch wiedergegeben. Dargestellt ist ein stattlicher Herr,[2]) wahrscheinlich vom hiesigen Hofhalt. Nicht allzuschwer trennten wir uns von dem freundlichen Herrn, zu gunsten des Museums, wohin er am besten paßt.



Ölgemälde in Lebensgröße von Nik. Geve.

[1]) Die folgenden Nachrichten über G. sind zumeist entnommen aus „A. J. Carstens' Jugend- und Lehrjahre, nach urkundlichen Quellen von Dr. A. Sach." Halle, Waisenhaus-Verlag 1881."

[2]) Um die alte Leinwand zu erhalten, tränkte ich sie à la Pettenkofer mit Copaivabalsam, wodurch aber die Inschrift sehr gelitten hat; man entziffert sie jetzt schwer. Doch steht Geve als Maler fest.

Genannt wird Geve häufig in Verbindung mit A. J. Carstens, den seine Vormünder zu ihm in die Lehre geben wollten, welche Verhandlungen wegen der hohen Forderungen sich zerschlugen. Übrigens fehlte es dem „statischen" Manne weder an „Lehrjungen und Gesellen" noch an Aufträgen. Einer seiner Schüler war Paul Ipsen aus Quern in Angeln, später in der nordischen Kunst als tüchtig bekannt. — Für uns, als Verehrer des Rembrandt-Schülers Jürgen Ovens († 1678), ist die Mitteilung von Interesse, daß Geve, als er in Kopenhagen beim Hofmaler Wahl studierte, 1738 noch „einen alten Scholaren" des Ovens kennen lernte, der, 100 Jahre alt, noch ein Kruzifix gemalt habe! Meister Geve ist 1789 in Schleswig gestorben, eine Witwe hinterlassend, die — bezeichnend für das Schleswig von damals — vormals Kammerjungfer einer Prinzessin gewesen war.

Über den hiesigen Kunstmaler K. D. Voigts,[1] von dem noch Bildnisse in Ripen existieren sollen, konnte ich nur erfahren, daß er der erste Lehrer des Fr. Chr. Carstens — A. J. Carstens' jüngeren Bruders — gewesen ist.

Während nun der ältere dieser beiden Brüder jedem Kunstfreund mehr oder weniger vertraut ist, wird der jüngere fast nur erwähnt, wenn man sich über die abenteuerliche Fahrt der beiden unpraktischen Gesellen nach Italien (1783 bis 1784) amüsieren will. Also: ein schäbiger alter Gaul trug ihr Reisegepäck und das des befreundeten Bildhauers Busch aus Mecklenburg. Die drei liefen meistens nebenher, über Nürnberg, Zürich, dann



Ölgemälde von K. Goos.

über die Alpen bis Mantua und Mailand. Als das wenige mitgebrachte Geld und das unterwegs durch Zeichnen und Malen verdiente alle wurde, gingen sie zurück, ohne Rom gesehen zu haben. Der Schimmel aber mußte vorher verkauft werden; sie waren ihre eigenen Gepäckträger. Daß der Trotzkopf Jakob, der durchaus nach Rom wollte, aber von der Kopenhagener Akademie keine Unterstützung annahm — da sie ihm nur die silberne, nicht die erwartete goldene Medaille zuerteilt —, Schuld war an der unklugen Fahrt, versteht sich. Ohne Früchte für die Kunst, auch die der Mit- und Nachwelt, ist es aber nicht geblieben, als zum erstenmal der schmachtende Norddeutsche eintauchen durfte in die Hochflut der südlichen Renaissancekunst! Aber nur bei unserm Asmus Jakob kommen die Früchte zur Reife. Friedrich Carstens, dessen Begabung ja auch viel engere Grenzen gezogen waren, ist früh gestorben. Asmus Jakobs Ahnung, daß er „in der vollen Blüte des Lebens fallen werde," ist gleichfalls erfüllt. In Schleswig las man 1798 „in den Blättern die Trauerpost, daß der

[1]) 1747 in Braunschweig geboren, 1813 gestorben in Kiel, wo er lange gelebt hatte. So heißt es im Kieler Ausstellungskatalog von 1882, bei Aufrechnung seiner Werke.

Professor und Historienmaler Carstens in Rom gestorben sei." — Doch sollte heute nur beiläufig von diesem oft beschriebenen seltsamen Brüderpaar erzählt werden.

Einer Behandlung wartet noch ein anderes, viel regelrechteres Brüderpaar des 19. Jahrhunderts: die beiden Kunstmaler Goos, genannt der „gute" und der „böse Goos." Aber nicht etwa der Charakter, nur ihre Leistung ist damit in reichlich kurzem Wort abgetan. Der „Böse," welcher Familie hatte, soll sich mit Not geplagt haben, während der tüchtigere Bruder wohlhabend war. Ein dritter Bruder, dessen liebenswürdige Persönlichkeit noch bei Einzelnen in gutem Gedächtnis steht, war Rechtsanwalt.

Im „Schlesw.-holst. Archiv" findet sich in den Aktenstücken eines 1902 in Kopenhagen erschienenen Werkes eine Notiz über Karl Goos. Ihm ist 1822 für 2 Jahre eine jährliche Unterstützung von 200 Banktalern bewilligt auf Ansuchen der Direktoren eines „Fonds für öffentliche Zwecke." Diese Herren, Mösting und Graf Schimmelmann, bezeugen, „daß der junge Künstler nachgewiesen habe, daß er ein seltenes Talent für seine Kunst besitzt, welches er bis dahin unter Tischbein (also in Kassel) ausgebildet habe. Einen Beweis seiner Fortschritte habe er geliefert durch ein Bild „Ulysses und Penelope," welches er 1820 für eine akademische Ausstellung lieferte." Bis 1827 — so finde ich anderswo vermerkt — „lebte der Historienmaler K. Goos in Kopenhagen." Darnach finden wir ihn in Schleswig. Die Höchstangesehenen der Gesellschaft gehörten zu seiner Kundschaft. In Öl gemalt oder in dem damals beliebten Stahlstich zu Papier gebracht, findet sich von ihm noch manches Bildnis. Ein großer Stahlstich zeigt Landgraf Karl in Uniform, dabei aber in der behaglichen Samtkalotte. „Nun hat man die Ehre, vor Sr. Magnifizenz, dem General-Superintendenten Adler († 1834) zu stehen. Ein rechter Hofprediger und Kirchenfürst, steht der auch im Leben vornehm auftretende Herr, mit vielen Orden geschmückt, mit gebieterischer Handbewegung inmitten seiner Hauptkirche. Seltsam ist's, daß der Maler die Architektur des Domes als kräftigen Rohbau gibt (so wie wir seit der Restauration ihn haben), obgleich damals seit Jahrhunderten die Steine unter Putz ruhten. Er muß, vielleicht durch mittelalterliche Liebhaberei beeinflußt, eine Art Vision gehabt haben." So erlaubte ich mir den, von K. Goos gut charakterisierten, im nördlichen Seitenschiff des Domes paradierenden hochgebietenden Kirchenfürsten vorzustellen in dem Dombüchlein, das ich nach Herstellung unserer vielgeliebten Kirche 1894 herausgab.[1]

Ein viel unscheinbareres, aber ebenso viel liebenswürdigeres Bildchen von derselben Hand hütet Frl. D. Paulsen hierselbst. Ihr soeben gestorbenes Brüderchen, ein gar herziges Bürschlein, ist so schlicht wie innig zur Darstellung gebracht. Ein hiesiges figurenreiches Ölbild, Christus, umringt von Kindergruppen und ihren Müttern, ist, wenn auch das Akademische jener Zeit sich nicht verleugnet, doch recht ansprechend. Es war der Entwurf eines größeren Gemäldes für eine Landkirche. In demselben Besitz (Frl. Suadicani) finden sich zahlreiche kleine Aquarelle, Landschaften der Umgegend hübsch wiedergebend. Einige derselben sind an unsere Sammlung geschenkt, der wir noch manches Stück von der geschickten Hand unseres „guten" Goos wünschen möchten, der auf so verschiedenen Gebieten tätig war.

Ein höchst bürgerlicher Vertreter der Kunst jener Zeit war sodann V. Wasmer (geb. 1808 in Hadersleben), der in ziemlich hölzerner Kopenhagener Manier in Porträt und Landschaft sich erging; Zeichenunterricht gab er u. a. an der Domschule. Wie an der Wand des Bürgerhauses seine von solider Technik, aber wenig

[1] Druck und Verlag von Julius Bergas, Schleswig.

innerer Beteiligung zeugenden Arbeiten sich noch finden, so in den einzeln erhaltenen Stammbüchern die altmodisch sentimentalen Monumente der Freundschaft, zu denen dann Tante so und so die rührenden Verse fabrizierte. Bei denen müßte man ja eigentlich weinen, wenn das dem modernen Menschen nicht gar durch Lachen vertrieben würde. Aber auch ich und meinesgleichen mußten für einige Zeit vor etwa 40 Jahren bei ihm in die Mallehre gehen, wohl oder übel, weil er — vor Meister Magnussens Einzug hier — unterrichtend als Einziger die Malkunst vertrat. Übrigens hatte Wasmer auch in Paris studiert, wo ihm folgendes Seltsame passiert ist. Mit einem Schleswiger, namens Benetter, ist er am 28. Juli 1835 im Gedränge in Louis Philipps Nähe, als Fieschis Höllenmaschine auf den König losgeht. Benetter fällt, sein Nebenmann bleibt unversehrt. Hätten die beiden nicht eben vorher die Plätze vertauscht, wäre der Ausfall ein anderer gewesen. Als für Wasmer das Malen nicht mehr genug abwarf, rettete er sich in die Photographie hinein — wie ich glaube, als erster in Schleswig. In ihr hat es ihm an Nachfolgern nie gefehlt, während, wie es scheint, jene Sorte altehrsamer, ein wenig handwerksmäßiger Porträtmaler mit ihm ausgestorben ist.

Die Bilder sind leider nicht gut gelungen. Es liegt dies aber nicht an der Herstellung der Klischees, sondern an der Undeutlichkeit der Photographien, die auch reichlich klein ausgefallen waren. Die Schriftleitung.



Karls des Großen „limes Saxoniae“ in Holstein.

Von Dr. Gloy in Kiel.

Nachdem Dr. Fr. Bangert (Direktor der Realschule in Oldesloe) schon im Jahre 1893 über die Karolingische Sachsen- bezw. Wendengrenze in Ostholstein eine Programmarbeit veröffentlicht hatte, welche unter allen bisherigen Versuchen zur Lösung der betreffenden Frage der Wahrheit jedenfalls am nächsten kam, ist nunmehr in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1904, eine zweite, wertvolle Abhandlung desselben Verfassers über diesen Gegenstand erschienen. Es handelt sich darum, nach einer aus der Zeit Karls des Großen oder wenigstens aus der Karolingischen Zeit stammenden, durch Adam von Bremen uns überlieferten lateinischen Urkunde sowie den Resten ehemaliger fränkischer Befestigungen die von Kaiser Karl in Ostholstein festgelegte Grenze zwischen den nordalbingischen Sachsen (später sogenannten Holsten) und den obotritischen Wagriern bezw. Polaben zu bestimmen. Während Dr. Bangert in der zuerst genannten Schrift noch die Anschauung vertritt, daß man es allein mit einer durch Bach- und Flußläufe, Steinhaufen oder sonstige Marken abgesteckten Grenzlinie zu tun habe, ist er später auf Grund eigener Beobachtungen an Ort und Stelle sowie des Studiums neuerer Werke über Karolingische Befestigungen auf der südelbischen Fortsetzung des limes zu der Überzeugung gelangt, daß auch auf der holsteinischen Strecke ein wohldurchdachtes (wenn auch nicht zusammenhängendes wie der römische limes) System solcher Befestigungen vorhanden gewesen ist, deren Überreste aufzudecken und zu untersuchen eine Aufgabe der Zukunft sein würde. Die bis in alle Einzelheiten gehende scharfsinnige Prüfung und Deutung der in jener Urkunde angegebenen Örtlichkeiten, wie sie von Dr. Bangert gegeben wird, ist für den Verfolg dieses Zweckes von um so größerem Wert, als sich ohne eine solche ziemlich sichere Marschroute die fränkischen Befestigungen schwerlich würden bestimmen lassen. Schwierig bleibt diese Arbeit immerhin, da ursprünglich fränkische

Verteidigungsanlagen bezw. Grenzwehren später oft ganz anderen Zwecken gedient haben und vielfach umgestaltet und umgetauft worden sind. Nirgends hat sich der Name der Franken erhalten, immer ist von Bauern- oder sonstigen Burgen oder „Schwedenschanzen“ an den betreffenden Stellen jetzt die Rede.

Die Ansichten über den Verlauf und die Beschaffenheit dieses limes Saxoniae in Holstein sind bisher recht verschieden gewesen. Das nördliche Drittel: Schwentine, großer Plöner See, Stocksee, Tensfelder Aue, Trave (oder Trave-Wald) von Segeberg nach Oldesloe steht freilich schon länger fest. Die Bestimmung des südlichen Drittels aber ist bisher hauptsächlich daran gescheitert, daß die meisten Forscher (Bangert macht nicht weniger als 21 namhaft) einen in der betreffenden Urkunde mit „Wisbireon“ bezeichneten Ort dieser Grenze für Wesenberg an der Trave gehalten haben. Dagegen führt uns Bangert mit sicherer Hand von Oldesloe aus die hier mündende Süderbeste hinauf über Barkhorst, Eichede und Franzdorf zunächst nach der Bille-Quelle. Einleuchtend, wenn auch nicht jeden Zweifel ausschließend ist endlich auch seine Deutung von „Horchenbiki“ = Hornbek (vormals Horgenbeke), von »Fluvius Delvunda« = Delvenau, von »Silva Delvunder« — Wald an der Delvenau, obwohl bei diesem letzten Namen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, daß das in den verschiedenen Lesarten verschieden geschriebene Wort gar keinen Namen für sich bedeutet, sondern nur etwa „grabenabwärts“ (von Delv = Graben).

Der so bestimmte limes Karls des Großen wäre somit eine im einzelnen festgelegte Grenzlinie, die Reichsgrenze des Karolingischen Staatsgebietes in Holstein nach Osten gewesen, gerade so wie Eider und Levensaue mit der dazwischen liegenden kurzen Landwehr am Flemhuder See diejenige gegen Dänemark damals gebildet haben. Folglich müßte man eigentlich auch hier am „Lewohld“ an der Lewoldesaue nach fränkischen Befestigungen suchen dürfen. Oder ob man sich hier mit der schmalen Wassergrenze und dem Lee- oder Greuzwald begnügt hat? Möglicherweise geht die bei der Erbauung des alten Eiderkanals ganz verschwundene „Landwehr“ auf fränkischen Ursprung zurück. Gegen die altgermanische Sitte der Abgrenzung durch breite Waldgürtel oder Oedlandstreifen bedeutet der Karolingische limes immerhin einen Fortschritt.

Freilich ist er in der Zukunft von den Wenden nicht immer beachtet worden, Vielmehr sind sie eine erhebliche Strecke über sie hinaus nach Westen vorgedrungen, wie man nicht nur aus den westlich dieser Grenze erhaltenen Rundlingen und den slavischen Namen zu ersehen, sondern auch direkt historisch nachzuweisen vermag. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts reichen wendische Ansiedelungen bis nahe an die Alster heran, weiter nordwärts bis in das Quellgebiet der Bramau. d. h. bis auf den mittelholsteinischen Heiderücken, und auf dem nördlichen Drittel der Grenze im Verfolg des östlichen Hügellandes jedenfalls bis an die obere Schwale, die obere Eider und bis an die Levensaue. Die nachkarolingische Volksgrenze zwischen Sachsen und Wenden hat nicht, wie Dr. Bangert — nach der auf seiner Karte eingezeichneten Linie von Groß-Buchwald über Bissee, Schönhorst, Botsee, Moorsee, Wellsee, Ellerbek — anzunehmen scheint, so kurz vor der Eider und an der Südspitze der Kieler Föhrde Halt gemacht. Denn westlich von dieser Linie sind z. B. Meimersdorf am gleichnamigen Moor und Suchsdorf dicht vor Levensau ganz typisch ausgeprägte wendische Rundlinge, wie das aus den alten Karten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts noch weit deutlicher hervorgeht als aus ihrer heutigen Beschaffenheit, wenngleich bei Meimersdorf auch heute noch gar kein Zweifel obwalten kann. Auf Flurnamen wie Wentorf und Wenrade ist nicht viel Gewicht zu legen. Diese findet man allerorten auf niedersächsischem Gebiet, beispielsweise auch in Dithmarschen, so daß man daraus

nicht ohne weiteres auf Wendendorf oder Wendenrade schließen darf. Dagegen ist der Name Malugestorp eines vergangenen Dorfes in unmittelbarer Nähe von Kiel (vielleicht am Drechse) als slavisch (Malu = Klein) in Anspruch zu nehmen. Noch schwerer wiegen die in der sogenannten »Visio Godescalci« (Visionen des Gottschalk) enthaltenen positiven Nachrichten von Slaven in der Nortorfer Gegend um 1190. Auch Kiel ist unzweifelhaft eine Neugründung auf ehemals slavischem Boden.



Zur Predigerchronik der Gemeinde Hürup, im Kreise Flensburg.

In H. N. A. Jensens Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig, herausgegeben zu Flensburg in den Jahren 1840—42, wird auf Seite 966, Band III, von dem Hüruper Prediger Christoph Heinrich Fischer Nachfolgendes berichtet: „Er war erst Prediger zu Rehring in Schwedisch-Pommern, dort 1724 wegen Mißbrauch des Strafamtes suspendiert. Um 1730 Pastor in Hürup, ward 1732 mit Geldstrafe belegt, weil er eigenmächtig zwei Eingesessene vom Abendmahl abgewiesen. 1750, den 10. März removiert, wegen seines ungestümen Polterns. So z. B. eiferte er stark gegen das Tabakrauchen. † 1762, 16. März.

Als Illustration zu dieser kurzen Charakteristik des merkwürdigen Mannes kam mir kürzlich ein vergilbtes Blatt Papier in die Hand, das der Landmann Martin Paul Hansen in Bohmstedt, Kreis Husum, vom einem aus Angeln dort zugewanderten großväterlichen Vorfahr neben andern Papieren erhalten hat. Dasselbe wirft interessante Streiflichter auf die Zeit der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf die Sittenverderbnis und den rohen Ton im Volke. Bemerkenswert erscheint es mir auch, daß damals schon die Gegensätze zwischen deutscher und dänischer Sprache in Hürup so scharf hervortraten. Das Schriftstück lautet wörtlich:

„Extract auß des Herrn Pastor Fischer zu Hyrup gehaltenen Predigt am 1. Sonntage post Trinitatis 1747.

Eingang.

Psalm 9. V. 18. Ach, daß die Gottlosen müßen zur Höllen gekehret werden.

Ich habe am Ersten Heil. Pfingst-Tage Euch zwo Predigten gehalten und darinnen Euch vorgestelt &c.: aber anstatt daß der Heil. Geist Euch regieren solte, habt Ihr Euch vom Teufel und Mord-Geist regieren laßen, indem Ihr so verfahren &c. Ach, daß die Gottlosen müßen zur Höllen gekehret werden. O, du Glückseeliges Kindt, wie Glückseelig bist Du, daß Du in Deiner Kindheit gestorben bist, denn ich weiß gewiß, daß Du mit Lazarus in Abrahams Schoß liegest. Das ist Dir beßer, als daß Du mit diesen Mordbuben dermaleins zur Höllen fahren müßtest &c. Wir wollen Gott umb den Beystand seines Heiligen Geistes zu unserer ferner Betrachtung seines Wohrts anrufen in dem Gebete des Heil. Vater unsers, wenn wir vorher werden gesungen haben: Liebster Jesu, wir sind hier &c.

Lucae am 16. Cap. Evangelium.

Exordium:

Blut! Blut! Blut! Vater Blut! Priester Blut! Vor 11 Jahren am 21. May ist auf dem Wesebüer Hof ein Mensch geschoßen worden von einem losen Buben. Da müßte es heißen Blut! Blut! Blut! Vater Blut! Priester Blut! welches am letzten Pfingst-Tage vergoßen, eben auch am 21ten May. O, du unglückseeligster

21ter May — — — Welchen ihr Mordbuben, ihr Büttel Knechte, ihr verfluchte Judas Brüder ꝛc.

Buch Mosis: Verflucht wirst du sein in der Stadt; verflucht auf deinem Acker, verflucht dein Korb und übriges ꝛc.

Es kommen wohl Viele heut und sagen, was möcht wohl vor ein Predigt werden? Nach verfloßenem und vorgesprochenem Fluche fing er an und sagte: Was soll ich euch heute vorstellen? 2. Buch der Könige 1. Cap. biß zum 18. Vers. Soll ich euch Segnen oder Fluchen, wie der Prophet Elias zu seiner Zeit thut als ihn ein Haupt-Mann nebst 50 Mann vom Berge hollen wollte, und abermahl ein ander Haupt-Mann nebst 50 Mann vom Feuer vom Himmel verzehret worden, daß waren 2 Capitains nebst 100 Mann Soldaten, die Gott auf des Propheten Gebett zur Höllen stürtzte; oder wie Elisa, als ihn — 2. Buch der Könige am 2 Cap. — 42 Knaben Spotteten, welche durch Bääreu, so aus dem Walde kamen, zerrißen worden.

Abhandlung.

Ich stelle euch vor, Böse Buben, die nach der Höllen gekehret und deren Straf und Verdammung ꝛc.

Als am Ersten Pfingstabendt ich ein wenig über meinen Acker gefahren, kommen diese Mord und Straßenräuber, griffen mich und meinen un Mündigen Sohn an mit Spießen und Stangen und rißen meiner Tochter ihren Tuch von ihrem Halße, ... Es ist bekannt, daß der Studierenden Jugend einen Degen als ein Ehrenzeichen, welches ihnen der König und alle Potentaten erlauben, als ein Ehrenzeichen zu tragen, aber für dich Bauer gehöret nur ein Mistgabel und der Dräschflegel, als ich zu Haus kam, und meine Stiefeln in mein Studier-Stube auszog, stürtzte viel Blut heraus, denn die Schandbuben haben mich in ein Ader getroffen, indem sie mir viele Stiche durch unsere Röcke und Stiefeln gegeben, davon die Commandierte zu zeugen haben, Nun ihr Mörder und Straßenräuber, da ihr uns Mörderisch tractiret und eure Boßheit so eröffnet ꝛc. — Ja ihr seid in der Stadt Flensburg herum gelaufen, und gesagt, ich dörfte nicht mehr auf der Cantzel kommen; Noch stehe ich hier, ihr Hüruppische Straßen Räuber, und wünsche, daß der König meine Predigt hören möchte, denn es ist mehr an Einem Priester gelegen, als an Milion andere Menschen, — — — Was vor Mühe und Arbeit habe ich nicht mit Euch gehabt beym Antritt meines Dienstes! Seid ihr nicht gekommen und mich gebetten, ich sollte mir die Kirchen-Höltzungs-Sache annehmen, welches die zwei Hüruper an sich reißen wolten, der damahlige Probst Möller hat mir auch deßhalben zugeschrieben, ich habe auch den alten Mann einmahl nach geEndigter Predigt allhier vor Gottes Altar gehabt, und ihn auf sein Gewißen gefragt, wem die Höltzung zugehörte, der alte Mann gab zur Antwort: Die Alten Bäume gehörten der Kirche, die Jungen zu unserm Wohl, Ach ihr Kirchendiebe, ihr Kirchenräuber, was für Mühe habe ich nicht mit dieser Hüruper Gemeine gehabt, ich habe euch Deutsch gepredigt, und euch auch deutsch reden lehrnen wollen.

Was hilfts dir Teufels-Gesinde, bleibet bey ihren dollen dänischen Sprachen, sambt ihren Kindern und Gesinde im Hauße, unter sich und allenthalben ꝛc. . . Der Erste Mensch Adam hat Gott seines Ungehorsams halben zur Höllen gestoßen Ewiglich, der Verräther Judas ist zur Höllen gefahren, die Hürupische Gemeine wird mit ihnen auch und dem Reichen Mann Höllische Strafe leiden müßen, da sie ihren Vater, ihren Prediger ungehorsahm gewesen und als Mörder und Straßenräuber Tractiret ꝛc. Der Reiche Mann kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinewand, die Hüruper Bauern sind auch übermäßig stoltz in Kleydung, der Reiche Mann lebte alle Tage herrlich und in Freuden, Du wählst dich einen andern

Beicht-Vater, mit dem Du auch in Herrlichkeit und Sausen leben kannst, der Reiche Mann war gegen den Armen Lazarus unbarmhertzig und Geitzig, die Hüruper auch, Wie das Exempel mit zwei Armen Frauen zur genüge beweisen, wie Viele unter euch hab ich nicht mit Korn und Gelde gebienet, NB. die ungewöhnliche Zinßen und Dienste werden verschwiegen, und wegen der lumpen Sache habe ich Pfandt genug gesetzet, und ich kann besser 100 Reichsthaler dafür bezahlen, als wie du Bauer Ein Reichsthaler bezahlen kannst, denn weder ich noch meine Kinder sind Jemanden einige Schilling Schuldig. Da die Königl. Verordnung gekommen, daß auch die Köster geopfert werden sollen, so habt ihrs den Priestern abgezogen, was ihr dem Köster geopfert — — —

Zwei Mord-Buben waren am Heiligen Pfingst-Tage nach der Stadt, davon der Eine Versoffene Hundt, wie ein volles Schwein unterwegens in eine Grube gefallen, und der alte Wolf ist der aller geschäftigste nebst dem Jungen Wolfe, man sollte den Jungen Wolf zerreißen, daß er nicht gleich würde dem Alten. Du Kirchendieb, du Kirchenräuber, Du Mord- und Straßenräuber; samt Deiner Obrigkeit — — — Man pflegt sonst im Schertz wohl zu sagen Sand-Männer Schand-Männer, aber hier in Hürup trifft es richtig ein, und ist wahr ihr Straßenräuber, Ihr habt mir mein Vieh Todt geschlagen, und ihnen den Ohren und Schwantz abgeschnitten. Ich schreie gen Himmel über euch, wo es dir vergeben werden kann, so könnt ihr thun was ihr wollet, indem ihr Meinen unschuldigen Sohn, Ja den ich zu dem Studieren gewidmet habe, damit er Gott und seiner Kirchen auch der Mahleins dienen könne, so grausam tractiret, Gott wird Euch euren Lohn dafür geben, denn mein Blut schreyet über euch gen Himmel daß ihr StraßenRäuber vergoßen. Ich habe so Manche Meilen in der Welt gereißet, aber mir ist solches nicht wieder fahren.

Husum. M. Voß.



Über den Wert der plattdeutschen Sprache für unsere Bildung.

Vördrag op den plattdütschen Verbandsdag in Schleswig, 7. Mai 1905.

Hochgeehrte Damen un Herren!

> „Wat Di as Kind to Harten gungn,
> wat Din Mudder an de Weeg Di sungn:
> Dat hol fast!"

Mit dit Wort, hochgeehrte Versammlung, is hinwiest op dat, wat ik Se fort vertelln will. Se schülln nich denken, dat ik in disse Versammlung, wo gelehrte Herren wissenschaftliche Vördräg öwer unse plattdütsche Saak holt, Se belehrn will. Awer immer weller darop hintowiesen, wat de plattdütsche Spraak för uns to bedüdn hett, dat schien den Vörstand vun „Taag un tru" ok in disse Versammlung passend to wesen, un ik heff darum den ehrenvullen Obdrag kregen, hierto en paar Gedanken tohopen to drägn. Sünd se ok vellicht mangelhaft un unvollständig, so bę ik um Nahsicht; se kamt vun Harten un sünd gud meent. Min Thema heet:

„Wat för'n Wert hett de plattdütsche Spraak för unse Bildung, un wat künnt wi dörch se för unse Kinner dohn?"

Leewe Tohörers! Hier sünd twe Fragen opstellt, also mutt dat, wat ik Se daröwer verteIln will, ok wull in twe Deel deelt warn. Diss' beide Deel hört

frielich to enanner as dat Füer to de Hitt un as de Bookweten to de Grütt. Dat ward Se ok noch marken, wenn Se mi den Gefalln dohn un bet to Enn ut tohörn wüllt.

I. Wat för'n Wert hett de plattdütsche Spraak för unse Bildung?

Darmit behaup ik vun vörnherin, dat dat Plattdütsche en Wert för unse Bildung hett. Veel Lüd glöwt frielich, dat gebildete Lüd blots hochdütsch, un wenn se ganz besunners gebildt sünd, vellicht ok noch de en oder anner fremm Spraak, franzöſch, englſch oder sonst wat spreken mödn, blots ken plattdütsch; dat schick sik doch nich. Wat is denn nu Bildung? Fritz Reuter seggt in sien „Dörchläuchting": „Ewer nu bidd ik Einen um Gotteswillen, wat is denn nu eigentlich Bildung? Jeder, de Einen dorna fröggt, giwt 'ne annere Antwurt, as 't in sinen Kram paßt. De Ein meint, sei is gebildt, wenn sei sik bunte Fahnen up den Liew hängt, de Anner, wenn sei 'ne Menuwett danzen kann, de Drüdd, wenn sei en beten franzöſch parliert, de Viert, wenn sei Tee inschenken kann un stött kein Tassen um; œwer daran denkt Keiner, dat vör allen tau 'ne richtige Bildung hört, dat de Kopp hell un klar, de Will stark un gaud un dat Hart warm un weik is." De Kopp hell un klar, de Will stark un gut un dat Hart warm un week: En betere Erklärung vun Bildung, gründlicher. körter un bünniger as disse, heff ik noch in keen hochdütsch un gelehrt Book funn.

En helln, klarn Kopp vun lütt op an gift acht op dat, wat em angeiht, kiekt niep to, weet sik licht in sien Saaken torecht to finn un ward, wenn sien Öllern un Ertreckers, de Scholmeisters nich tom wenigsten, em man gehörig ünnerböt, bald Füer fangn un Funken smieten. So'n helln Jungn oder 'ne lüttje plietsche Deern de findt sik bald mank dat Lehrn toregg, se lehrt so bi lütten dat meiste vunsülm, Vadder un Mudder un sülwst de Scholmeister weet männigmal knapp, wo de Krœten darbi kam sünd. Verstahn Se mi recht, mien lewen Tohörers! Wi schüllt as Vadder oder Mudder, as Lehrer oder wat wi sünst för de Gören sünd, jonich glöwen, dat wi bi so 'n opgeweckte Kind nich veel to dohn harn; im Gegendeel: dor mœd wi achder un vör waken ween, hier darför sorgn, dat dat Kind sien Kopp fix wat to dohn hett un keen dowe Nœt knackt, dor acht gebn, dat de Jungn sik nich mit so'n Dinger afgiwt, de em tonasten Schiet in Kopp smiet, oder dat dat lütt nüdliche Mäden sik nich allerlei Flausen in ehrn lütten Kopp sett. Emanuel Geibel, de as geborne Lübecker (he is 1884 dor ok dotblewn) gewiß ok na plattdütsche Art hett denken kunnt, sä 1877 to de Lehrers:

> „Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer.
> Nähret den Knaben mir auf, selten gedeiht er davon.
> Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen.
> Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt."

Wosück un wodennich dat makt warn schall, darvun will ik Se in den tweten Deel vun dissen Snack noch en beten vertelln.

Fritz Reuter seggt wieder: „De Will stark un gut," dat hört ok mit to de Bildung. Veel is dat all, wenn de Kopp hell un klar is, un de Verstand ken dowe Nœt knackt. Denn ward de Will ok stark. So'n Minschen lett sik nich utwrengn as en Fatdok, nich in'ne Eck stelln as en Handstock. He steiht fast, is taag as en Ekboom, un wenn sien Will ok gut is, denn is he tru bet in de deepste Seel. Op so'n Minsch kann man sik verlaten, ok wenn he towieln vun buten wat knasterig utsüht. Wat butenop sitt, is veelmals blots Smink. Vun wieden süht dat ganz schön ut, awer neeg bi? — Pfui!

Dat drüdde Stück vun de wahre Bildung is na Fritz Reuter „en week un warm Hart." Wenn wi Schleswig-Holsteener en beten vun uns Heimats-

geschicht kennt, denn weten wi, wo dat warme Hart för Recht un Gerechtigkeit slan hett bi unse Vöröllern, un wo dat Unrecht so deep is föhlt worn. Dat weeke, warme Hart föhlt dat Unrecht, wat em andahn ward, bet in den deepsten Grund un wehrt sik dargegen; dat föhlt ok ebenso deep dat Unrecht, wat anner Lüd angeiht, un springt se bi un helpt se, wenn't minschenmöglich is. Dat weeke, warme Hart slog uns Holstener Jungs hoch, as 1863 de Dänen dat ganze Herzogtum Schleswig bet an de Eider dänsch maken wulln. Ik weer dotomal en Bengel vun Jahrer tein un mak mit, wat de groten Jungs maken, un de lehrten dat weller vun de olen Lüd, vun ehr Vadders un ehr Mudders. Se vertelln uns vun de Schlacht bi Hemmingstedt, wo dar den König Johann vun Dänemark un Junker Slenz sien Garr weern slan worn; se vertelln uns vun den Krieg 1848—50, wo dar de Schleswig-Holstener för Recht un Gerechtigkeit blöt harrn bi Bau un bi Idstedt un an de annern Stelln. Se vertelln uns ok, wo tonasten de Dänen doch Herr blewen weern in Schleswig-Holsten, un vun de blaun un swarten Schandarms, wat de tonasten all utfreten harn. Ok wussen wi ut uns' erste Kinnertid so allerlei smucke Stückschen, de Vadder un Mudder uns op plattdütsch vertellt harn. Hochdütsch kunn wi ok all 'n beten, denn wi gungn för gewöhnlich jeden Dag to Schol un harn en guden Scholmeister, bi den wi gern hingungn, un de uns ok den Kopp apenknöp. Wenn wi denn awers dachten an de Kinner hier in't Schleswigsche, de dänsch lehrn mußten, darvun verstunn wi garniks, rein garniks. Wenn wi dat malins vun de dänschen Offenbriewers oder de mit de Driftswien, de so'n lange Bössen un so wenig Speck harn, harn snacken hört, denn weer uns rein slech darbi to Mod worn. Wi weern dütsch, un dütsch wulln wi bliewen, sünst lewer dot; dat stunn bumbenfast: Sünst lewer dot! Un de Schleswiger Jungs schulln ok dütsch bliewen! — Ik much wull weeten, ob hütigendags, wo de Oln un de Kinner so veelerlei sogenannte schöne Bildung hebt, un wo in so männig Hus so fein zierli, zimperli un klimperi mit de Gören vun lütt op an rümmerbildt ward, ob dar de Kinner ok so deep künnt föhln, wenn en sware un bewegte Tid keem as domals 1863/64. Ik glöw meist, wenn't würklich kniepen ward, dat denn bi veeln de ganze fine Bildung mit Lackschoh un Glazeehanschen, mit Redensarten un Kumplimenten bald œwern Hupen geiht. Wi Plattdütschen an de Waterkant sünd vun Natur nich för dat Kumplimentern anleggt, dat œwerlat wi lewer de Böwerlänner, de steiht de Mund dor mehr na, un se kleed dat ok gut. Wenn de Plattdütsche, ok wenn he sünst en ganz gelehrte Minsch is un en richtiges Hochdütsch spricht, se dat namaken will, denn steiht em dat gewöhnlich doch noch wat linksch an.

Ok sünst spricht sik en week un warm Hart för den Plattdütschen am besten op plattdütsch ut. Ok wenn hochdütsch schrewn oder redt ward, denn föhlt wi bi den richtigen Plattdütschen doch bald de plattdütsche Denkart rut. Gustav Frenssen sien „Jörn Uhl" is en Geschichte, de to Tids am meisten lest ward, un wer vun uns Plattdütschen dat enmal lest hett, de list dat gern noch mehrmals. Dat Book is hochdütsch schrewn, awer de ganze Denkart is veelmehr plattdütsch als hochdütsch. — Ik heff mal de Kommedi „Wohltätige Frauen" sehn, Wat kunn dor de Frunslüd räsonneern un kumplimenteern, un welker vun de Mannslüd kunn 't meist ebenso dull. Un doch weern dor twischen de ganze Gesellschaft man blots de ole invalide Major un de Guvernante vun dat lütt Mäden, de vun Gudes dohn würklich wat verstunn. Dormit wull ik man seggn, dat schöne glatte Redensarten dat noch lang nich dot bi'n Minschen. — Wat för 'n Predig geiht uns Plattdütschen am meisten to Harten? De in Klaus Harmssche Art holn ward, grad ut, direkt an't Hart. Wenn't dor nich hinkummt, is se för de Katt. Awer man predigt doch nich plattdütsch? Ne, jonich; awer Klaus

Harms un siensglieken verstaht de plattdütsche Art, se verstaht dat Volk un sien Denkwies, un darum künnt se uns an't Hart kam. Wi Plattdütschen sünd en ganz egen Art Minschen, un in uns' Egenart liggt dat, wat wi wert sünd. Wenn ener plattdütsch mit uns spricht, un he kann denn mit sien Gedanken nich recht to Platz kam, denn seggt wi, he is en Tünbüdel; oder geht em de Mund as en Lammersteert, denn nömt wi em en Klöderbüß. Awer wenn he plattdütsch spricht, denn hebbt wi dat doch bald rut, ob dor wat mit em los is oder nich. Redt he awer hochdütsch un makt Fisematenten, lange Sätz un gladde Wör, denn seggt männigeen: „De Mann kann awer redn, dat is großartig.“ Sowiet sünd nämlich veele gude plattdütsche Lüd all kamen, dat se sik vun hochdütsche Phrasen de Ogen verblenn laten. Jk heff 't sogar al belewt, dat se dat för guden Ton un Schick ansegn, so'n Reden to hörn un to löewn, vun de se knapp wat beholn un niks darvun verstahn harn.

Gud redn is en Kunst, un en anner Kunst, de Dichtkunst, is mit ehr verwandt. Uns' dütsche Volk hett grote Dichters hatt, un in de gegenwärtige Tid staht wi in disse Hinsicht ok wull noch nich gegen annere Völker torüg. Dat giwt bi uns in Dütschland, besunners bi de sogenannte gebildete Jugend, awer ok en Dichtkunst, de ganz gegen dütsche un erst recht gegen plattdütsche Art is. Uns' selig Ehrenlitmaat Johann Meier beteken dat in den „Gruß an Heinrich Zeise to den sien 80sten Geburtsdag“ so:

„Un watt Du singst, hett Hann un Fööt,
Dar liggt noch Hart in un Gemöt!
Büs keen vun dat moderne Kor,
Dat ogenblicklich so in Flor,
As wenn dar op de ganze Eer
Keen Minsch nich mehr vernünftig weer!
Fragteken — un Gedankenstrich' —
Un enkelt ok noch Wör vellicht,
Ok männigmal to'n Bigesmack
En lüttje Prow Ammoniak —
Dat is all nog, mehr brukt se nich —
Klor is de Kees — un dat Gedicht.“

Bi so 'n Art vun Dichten, as dit moderne Kor dat vörhett, ward dat Hart nich week un warm, de Kopp ward düster un unklar, un vun würklich guden Willn, de ok Kraft un Utduer hett, ward wenig to marken wesen.

Darmit heff ik denn nu seggn wullt, dat de plattdütsche Spraak för unse Bildung den Wert hett, dat se uns' Hart warm un week, uns' Kopp hell un klar un uns' Will stark un gud maken kann.

II. Kann! — Kann denn de hochdütsche Spraak, de doch de Spraak vun de Schrift, de Spraak in'n öffentlichen Verkehr, d. h. op de Kanzel un in'ne Schol, in' Parlament un vör Gericht is, de Spraak, de nu sogar in' Weltverkehr all Anerkennung funn hett, dat nich ok? Bi de Familie, de würklich en ganz richtiges, gudes Hochdütsch spreken kann, un wo de Kinner, wenigstens de jüngeren, garnich mit plattdütsch sprekende Kinner tohopen kamt, dar lat ik dat gelln. De Kinner lehrt denn en richtiges, seekeres Hochdütsch un lehrt vun lütt op an hochdütsch denken un richtig hochdütsch denken. Denn ward se dat naher, wenn se hier to Landn mit Plattdütsche tohopen kamt, ok wull kæn; se hebt vun Hus ut de hochdütsche Egenart in ehr Spraak. Vun disse Art Lüd giwt dat hier bi uns in Schleswig-Holsten awer noch nich so ganz veel. Denn wat vun Familie kann ehr Kinner ganz vun de Nawerschop afsluten? Un wenn se dat ok kaun, wer wull dat denn wull dohn? De Kinner sülm gewiß nich. Wenn dar so 'n Jungu vun Herrn Sounso mit so'n paar plattdütsche Dörpsjungs oder Straatenjungs, de ken Slüngels sünd, sik mal ordnlig uttowen kann un deit, dat is em bannig gesund an Liew un Seel. Un ok de lütten smucken opgeputzten wittwuschen un stiefplätten Döchder lat man düchtig herümmer springn mit anner Kinner, so as se sünd, wenn se man blots nich slech sünd. En Placken in'ne Schört un en Lock in't Kleed is garnich so slimm. Dat de Kinner darbi plattdütsch lehrt, un wenn se to Hus kamt, ok ünner enanner un mit ehr Öllern mal platt spreft, dar hebbt

se all gud dun, de Kinner un ok de Öllern. Vertellt se ok man plattdütsche Märchen un Geschichten. Professor Wisser hett je en Book rutgewn, wo son nette Märchen darin staht. Lest se ok plattdütsche Gedichte vör, un gewt se sülm plattdütsch to lesen, wenn se erst wat gröter sünd. In de niesten Lesböker för de Scholn hier in Schleswig-Holsten sünd nu ok all en ganz Deel plattdütsche Stückschen.

Künnt wi awer sülm nich richtig hochdütsch, mien leeven Vadders un Mudders, denn lat doch jo dat Hochdütschspreken mit de Kinner ünnerwegens. Spreft wi verkehrt hochdütsch mit se, so lehrt se vellicht in ehr ganzes Leben ken richtiges Hochdütsch, wenigstens ward ehr dat swarer makt, as dat nödig is, un de Öllern hebbt de Schuld daran. Op wen hört dat Kind denn am meisten? Doch natürlich op Vadder un Mudder. Un so schall dat ok bliewen. Spreft wi awer ünner enanner platt un willt, as dat faken ins vörkummt, mit uns' Kinner blots hochdütsch spreken, so ward de lütten Dinger dardörch fremd, ingebildt un näsklok makt; oder se söhlt sik as dat Küken in'ne Dranktunn, do 't versupen schull.

Jeder, de in'ne Welt furt schall, den sien Lebensweg wieder geiht as op sien Vadder sien Hofstell oder as vun Füerherd bet na 'n Puttsteert, mut wat lehrn, un je mehr he lehrt, um so beter is dat in'ne Regel för em. Wenn dat nu op dat Köen ankummt, denn is richtig dütsch, d. h. richtig hochdütsch schriewn mit dat Erste, wat vun Minschen verlangt ward, un richtig hochdütsch spreken is ebenso wichtig. Wenn mien lewen Tohörers mi awer verstahn hebbt, denn ward se all markt hem, dat ik dat richtig hochdütsch lehrn för de allermeisten Kinner nich vun dat Hus un vun de Öllern sondern vun de Schol besorgt hem wüll. Spreft to Hus platt mit de Kinner, rein platt, vernünftig platt, denkrichtig platt, denn künnt wi in'ne Schol licht hochdütsch mit se torecht kam, un wenn se nich ganz mit 'n Dummbüdel kloppt sünd, denn lehrt se dat Hochdütsch licht un bald. Gewöhnlich is dat all nich veel wert, wat de Kinner lehrt hebbt, wenn to Hus all mit se rümmer scholmeistert is, ehr se in'ne Schol kamt; se möet dar doch meistendeels mit Allns wedder vun vörn anfangn. Lat se speeln, lat se Vadder un Mudder helpen, wenn't ok man Kinnerspill is. Spreft mit se öwer de Dinger, de bi se rüm sünd, spreft mit se soveel, as möglich, öwer allns, wat se hört un seht un, wenn Ji vun Hus ut plattdütsch sünd un vör gewöhnlich platt spreft, denn spreft platt mit se, richtig platt, dütlich platt, un makt den Muud apen. Darop seegt ok bi de Kinner, dat se den lütten Snawel apen makt, wenn se wat seggt, un dat se langsam un dütlich, kort un enfach spreft, plattdütsch, man immer plattdütsch. Hebt se dat gut un ordentlich lehrt, denn ward wi in'ne Schol ok licht mit se torecht kam. Wo glücklich weern wi Lehrers, wenn all de Kinner, de to Schol kamt, en ordentliches Plattdütsch spreken kunn, un wenn se to Hus vun alle Lüd immer en ordentliches Plattdütsch to hörn kregn.

Hus un Kinner ward dardörch tohopen holn. Dat Kind freut sik, wenn dat ut de Schol mit all de Weisheit, de dat dar op hochdütsch lehrt hett, in de plattdütsche Stuw na Vadder un Mudder kummt. Dar söhlt dat sik so heimisch as en Küken ünner de Kluckhehn. Dat stickt awer ok mal den Kopp ünner de Flünken rut, dat vertellt vun de Schol un wiest, wat dat dar lehrt hett. Denn hört em man to, den lüttjen Plitikus, un spreft mit em öwer de Schol un wat dor lehrt ward, de Öllern platt, dat Kind op hochdütsch, so as 't in'ne Schol dat lehrt hett. Dat smeckt as Swartbrot un Stuten tohopenklappt. So 'n Hamborger Bodderbrot steiht bi de Rippen un holt Liew un Seel tohopen.

Un wenn dat Kind denn gröter worn is un all in'ne Schol so allerlei lehrt hett, denn dörf dat Plattdütsche ok nich vergeten warn, denn schull dat Kind

wat vun de plattdütsche Literatur kenn lehrn. Hebt wi de Lütten all plattdütsche Märchen un Döntjes vertellt, denn künnt se nu ok plattdütsche Geschichten lesen. De niesten Lesböker hebbt ok all wekker darvun. Köent se ok plattdütsche Leeder singn? Lehrt se man wekker, se singt se geern. In Kiel un ok annerswo hebbt de plattdütschen Vereens Kinnerfeste anstellt. Dar is plattdütsch vörlest, plattdütsch sungn, plattdütsch Theater speelt. Denn kriegt de Kinner mal richtig to sehn un to hörn, wat in de plattdütsche Spraak för Kraft un Saft is. Se spört, wo armselig so männig hochdütsche Redensarten sünd. Se lehrt plattdütsch denken, plattdütsch föhln un ward ok plattdütsch handeln, wenn't darop ankummt. Dat „Jungs holt fast," wat de Schleswig-Holstener 1848 repen, un dat „Mit den Kolben druff, so flutscht et better," dat de Pommern to'n Sieg föhr — so'n Wör, so'n Mot un so'n Gesinnung sünd ok hütigen Dags noch wat wert, wenn't för'd Vaderland geiht. Un ok in' gewöhnlichen Leben find't bi uns Schleswig-Holstener en plattdütsch Wort noch immer am lichsten de Stell, wo dat hinn schall. Wenn uns' fröhere Excellenz v. Köller platt sprök, denn keem he hier de Lüd gliek so neeg, dat se em ganz togedahn weern.

Ik heff in en Versammlung un bi Verhandlungen, wo Grafen un Baronen, wo Regierungsbeamte, Pastoren un Lehrers un ok Burn un anner Lüd weern, en Angler Bur plattdütsch redn hört: dat mak en groten Indruck, un de Mann funn veel Bifall. He kunn sünst ok gut un richtig hochdütsch, weer ok Kommunalbeamter un har den Krieg vun 70/71 mitmakt. He wuß awer wull, warum he toerst so lang plattdütsch sprök — he wull de Lüd an'd Hart, un he kem' daran.

Nu mutt ik man opholn mit mien Vertelln. Ik will Se nochmal kort tosamfaten, wat ik meent heff:

„De plattdütsche Spraak hett för uns, de wi plattdütsch born un tagn sünd un ümmer plattdütsche Lüd opwaßt un lewt, den Wert, dat se uns' Hart warm un week, den Kopp hell un klar un de Will stark un gud maken helpt. Darum willt wi uns' Kinner vun lütt op an gud plattdütsch spreken lehrn, willt uns nich darför schämen, wenn uns' Görn plattdütsch spreckt, un willt, wenn se lütt sünd, se plattdütsche Geschichten vertelln un, wenn se gröter ward, se ok wat Plattdütsches to lesen gebn un se ok plattdütsche Leeder lehrn un willt se inföhrn in de Kraft un Schönheit vun de plattdütsche Dichtkunst, darmit se uns' Moderspraak as ehr Moderspraak leew gewinnt, darmit se plattdütsche Egenart beholt.

Dannewerk bei Schleswig. Paul Paulsen.



15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Fortsetzung.)

Der Kommers, seit einigen Jahren ein ruhender Pol in der Flucht der Festveranstaltungen, nahm auch in diesem Jahre einen flotten Verlauf, wiewohl der treue Besucher unserer Generalversammlungen die Wahrnehmung machen mußte, daß das eigentlich bürgerliche Element recht, recht schwach vertreten und die Stimmung darum eine nicht so ungezwungen begeisterte war wie etwa in Plön, Friedrichstadt, Lauenburg, Burg



Fig. 12. Hadersleben von Süden gesehen.
Im Vordergrunde das Wasser des Haderslebener Dammes; von den drei Brücken (s. das Stadtwappen) steht jetzt nur noch die südliche.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

a. F. und Schleswig. Politische Interessen stehen eben in Hadersleben im Vordergrunde; Kämpfe um Meinung, Sprache und Vaterland schlagen Köpfe und Herzen in ihren Bann. So kommt's, daß im Kreise Hadersleben die Mitglieder unsers Vereins recht dünn gesät sind und unsere Werbung um solche trotz Aufwand an Zeit und Kosten bisher nur einen bescheidenen Erfolg zu verzeichnen gehabt hat; selbst unsere diesjährige Versammlung hat bisher im Kreise selbst keine besonderen Segnungen im Gefolge gehabt. Hoffen wir zuversichtlich, daß auch unser Verein die Mission erfüllen darf, die ihm in den Begrüßungsreden und Ansprachen am Abend unsers Kommerses im „Stadttheater" gesetzt worden ist.

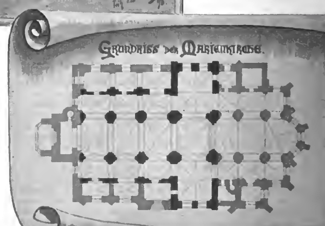
Die städtische Kapelle gab die Introduktion, Herr Sanitätsrat Dr. Martens-Hadersleben als Leiter des Kommerses präludierte mit einem Hoch auf den Kaiser und Herr Bürgermeister Dr. Schindelhauer-Hadersleben kam zum Thema, das voll und ganz die Bedeutung unserer Vereinsarbeit an der Nordmark kennzeichnete, mitzuarbeiten an der Zurückeroberung eines Stücks deutschen Kulturlebens aus dänischen Banden. Ihm ward zur Antwort der Treuschwur unsers Vereins durch den Mund seines Vorsitzenden, Herrn Rektor Peters-Kiel: „Wir sind kein politischer Verein, aber deutschnational bis auf die Knochen." In gewohnter Meisterschaft wußte Herr Schulrat Castens-Hadersleben in seinem Hoch auf den Verein neben dem ernsten auch den launigen Ton zu treffen. — Ein Vortrag stand auch diesmal wieder im Mittelpunkt des Interesses: „Wanderung durch Dithmarschen mit besonderer Berücksichtigung der historisch und literarisch (G. Frenssen) denkwürdigen Stätten" von Herrn Theodor Möller in Kiel, der auf einer Ferienfahrt im Sommer 1904 von Segeberg über Bramstedt (Roland: Mit zwei Witzen wird der Fremde, der in Bramstedt einkehrt, gestraft: „Die Bramstedter haben ihren Roland, aber — sie wollen ihn nicht länger haben." — „Wenn der Roland die Uhr 12 schlagen hört, dreht er sich um."), Kellinghusen (das Landschaftsbild erinnert an Thüringen), Breitenburg (Schloß), Itzehoe, Wilster in die Marsch einlenkte, von der Frenssen in seinem ersten Roman „Die Sandgräfin" schreibt: „Wie Herrn von Knees' Schachbrett! So eben und auch so eingeteilt, durch alle die Gräben, die kreuz und quer laufen: das ist die Marsch, die unsere Vorfahren der Nordsee abgewonnen haben." Aber erst bei Brunsbüttel hatte Referent das Gefühl, die Grenze Dithmarschens überschritten zu haben — und in der Tat bildet der Kanal auf einer

größeren Strecke die Westgrenze Süderdithmarschens. Auf dem Wege nach Marne grüßt links Klaus Harms' Mühle (Fahrstedt); dicht daneben liegt der stattliche Löwenhof, bekannt aus dem Zyklus „Ut de Marsch“ von Klaus Groth. Der Hof selbst kann als typischer Uhlenhof gelten. Vom Deich des Kaiser Wilhelm-Kogs beobachten wir die Krabbenfischer bei ihrer Arbeit. In Marne ist der Mittwoch der Markttag. Diesmal fesselte den Touristen mit Rad und Kamera der Arbeitermarkt vor der Ernte: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ So hilft die Gegenwart uns, selbst das verschollene Kulturleben der Israeliten zu erklären. Die Fahrt nach Trischen (Flackelholm in Frenssens Dichtung) bildete den Höhepunkt des Marner Aufenthalts. Zur Ebbezeit kann man die seit 1852 durch Ansandung entstandene Insel zu Wagen oder zu Fuß erreichen: „Es ist aber ein furchtbares Wagnis. Ich habe es auf der Karte gemessen; es ist der vierte Teil des Weges nach Helgoland.“ (G. Frenssen. Vgl. auch die Schilderung der Wagenfahrt in „Die drei Getreuen.“) Bei beginnender Ebbe wurde die Fahrt mit dem Boote unternommen; sie dauerte zwei Stunden. Bergenten in der Mauserung, Störfischer liegen im Schutz der Insel; hinter der Dünenkette liegt ein Häuschen mit Ringwall, der Art waren die Bilder, welche die andächtig lauschenden Zuhörer auf der Leinewand in buntem Wechsel vorüberziehen sahen und gewiß hier



Fig. 13. Die Marienkirche in Hadersleben.

„Das vollendetste Beispiel gotischer Kirchenbaukunst dürften wir wohl in der Marienkirche in Hadersleben sehen, die freilich auch eine bewegte Baugeschichte von den Tagen der Frühgotik bis zu denen der Spätzeit aufweist. Sie hat in ihrer ursprüglichen Gestalt ein Querschiff und über den Abseitendächern Strebebögen, die einzigen aus alter Zeit in diesem Lande. Das Innere ist zwar kahl, die eckigen Pfeiler etwas plump, das Maßwerk in den Fenstern auf das Einfachste eingeschränkt; allein die Raumverhältnisse sind vortrefflich, in der Höhe echt gotisch, und die Kirche dürfte den Domen des Binnenlandes am nächsten stehen.“ (Adelbert Matthaei in „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Kiel: Lipsius & Tischer.)



und da das Verlangen auslösten, dies Eiland selbst einmal aufzusuchen. — St. Michaelisdonn ist die Heimat der Kreyen, der kleinen Leute, Händler und Musikanten. Der Wanderer schreitet durch tiefen Sand die Höhe hinan. (Sprichwörtliche Redensarten: „Am Donn (= Düne; der Abfall zur Marsch heißt Klev [clivius = Hügel]) sagt der Wagen nichts." — „Gah na'n Donn un klei Sand." — „Jn'n Donn weiht de Sand in'n Kohlgrapen.") Heidekraut und Eichen-Krattbusch bekleiden den Donn, der hier und da von Schluchten, sog. Mulden, durchzogen wird. Jn einer derselben liegt der Goldsoot. Der „Kladderadatsch" hat leider recht, wenn er schreibt:

„Als ihn des Dichters Auge entdeckt,
Den Goldsoot, im Heidegebüsch versteckt,
Da weilte an seinem klaren Rund
Die Sage mit wissendem Flüstermund
Und raunte aus längst entschlafener Zeit
Von lebender Liebe und sterbendem Leid.
Das war in Jörn Uhl.

Jetzt aber steht ein Aussichtsturm dort
Und Anlagen zieren den wilden Ort.
Ein Bierquell auch fließt fleißig dabei
Mit Kartengeschreib und Prostgeschrei.
Frau Sage floh heulend davon zur Nacht,
Nur Unpoesie hat kaltlächelnd gemacht
Den Goldsoot zum Pfuhl."



Fig. 14.
Kanzel in der Marienkirche zu Hadersleben.
(Aus: „Schleswig-Holstein meerumschlungen."
Kiel: Lipsius & Tischer.)

Jn Burg i. D. fesselt namentlich der Kirchhof, auf dem Platze der alten Bökelnburg gelegen, bis 1818 Acker der Geistlichen; eine Terrasse führt auf die Plattform. Meldorf: im alten Pfarrhause (jetzt Kunstwebeschule) wohnte Nikolaus Boje. Heinrich von Zutphen wurde 1524 in Wintersnacht von hier nach Heide geschleppt und verbrannt. Eine Schilderung des Mönchshofes gibt Frenssen in seiner „Sandgräfin" (S. 33). Der Mönchshof ist auch heute noch ein Wirtshaus. „Du hast Dich freigeraucht, Thiessen," sagt der Wirt zu dem Sonderling, der hier am Markte der Rückkehr seines Neffen Jörn Uhl harrt, der derweil um die Aufnahme in die Meldorfer Gelehrtenschule besorgt ist. Hemmingstedt und das Landesdenkmal auf dem Dusendüwelswarf bildeten den Beschluß der Wanderung, dessen Wiederholung vor Auge und Ohr den Bewohnern der Nordmark einen entfernt liegenden Winkel unseres Heimatlandes erschließen sollte. Der Beifallssturm bezeugte den Dank, den alle dem wackeren Pionier auf dem Felde der Heimatkunst und heimatkundlichen Forschung zur Erschließung unserer Provinz zollten.

Der gemütliche Teil erreichte in den rezitatorischen Darbietungen unsers Freundes und getreuen Eckarts Herrn Fritz Wischer in Kiel seinen Höhepunkt. Seitdem er beständig auf dem Spielplan erscheint, ist das Ortskomitee, das sich auch diesmal wieder fleißig gerührt und um die äußere Ausgestaltung unserer Versammlungstage großes Verdienst erworben hat, der ständigen Sorge: „Was sollen wir unsern Gästen zur Unterhaltung bieten?" enthoben: es kam alles. Und sollte es Herrn Wischer als trefflichem Interpreten plattdeutscher Muse gelungen sein, den reichsdeutschen Haderslebener Bürgern in Stadt und Land mit der Pflege unserer plattdeutschen Sprache und Literatur ein Kampfmittel

zu die Hand gegeben zu haben, das jenseit der Königsau so sehr gefürchtet, auf deutscher Seite leider bisher nicht in dem Maße gewürdigt worden ist, als wie sie es verdiente, so wäre das ein Gewinn, der jenen angenehmer Unterhaltung tausendfach übertrumpft.

Am Mittwochmorgen wurde unter der Führung des Herrn Kreisschulinspektors Prall ein Rundgang durch die Stadt unternommen (Fig. 12); selbst Ortseingesessene fanden Gelegenheit, ihren Wissensstoff aus der Lokalgeschichte zu bereichern. Besonders für uns Auswärtige interessant war die Tatsache, daß Inschriften auf alten Gebäuden in hochdeutscher Sprache gehalten waren, ein Beweis dafür, daß das dänische Element hier nicht ursprünglich zu Hause gewesen ist. Herr Propst Petersen-Hadersleben führte seinen Gästen das Innere der herrlichen Marienkirche (Fig. 13 u. 14), eines der bedeutendsten Gotteshäuser unserer Provinz, vor, bei deren künstlerischer Ausschmückung auch sein Rat von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist. Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten der uns gewordenen Erläuterungen über das Alter, die Dimensionen, den Schmuck und seine Symbolik usw. näher einzugehen, und will nur folgende Stichpunkte geben: Die Kirche wurde kurz nach 1270 erbaut, war ursprünglich im romanischen Stil gehalten, erhielt ihre jetzige Gestalt in den Jahren 1440 bis 1460. Ein junger dänischer Gelehrter hat vor einiger Zeit in Rom die Bittschrift des Haderslebener Domkapitels an den Papst gefunden, worin gebeten wurde, Ablaßbriefe zwecks Gewinnung der für den Bau erforderlichen Mittel verkaufen zu dürfen. Das Innere des Gotteshauses ist 6 m höher als das des Schleswiger Domes. 1879 wurde die Kirche renoviert. Besonders feierlich stimmt der Fensterschmuck, der allein 40000 ℳ gekostet hat. Die Kirche hat 8 Kapellen. — Zum Schluß wurde das Kreismuseum besichtigt.

(Schluß folgt.)



Mitteilung.

Bericht eines Fehmarnschen Lehrers vor 100 Jahren. Zufolge eines von den Herren Kirchenvisitatoren ergangenes Auftragen, mir von unsere Herren Pastoren übergeliefert, lege ich auf dero verlangen folgenden bericht von meiner Schule zu Avendorff ab. a. Vor diesen ist in Avendorff eine Districts Schule gewesen, anjetzo aber nicht mehr. b. Weil die Dörfer Blischendorff und Wulsen dazu gehöret haben, aber nun schon vor einigen Jahren, davon genommen sind. zwar ist in Blischendorff anjetzo eigentlich keine Schule, aber sie haben doch ihren freyen willen daß sie ihre Kinder können hinschicken nach der Schule wo sie wollen! c. Auf des Dorfschafliches verlangen, bin ich von den Hochgeehrten Herrn Probsten Thomsen aus der Burg zum Schulhalter allhier bestellet worden. d. Meine Einkünfte sind, a Kind 3 Mk, Schreib und Rechen Schüler 4 Mk, Vyzum (Fixum) Geld 30 Mk, zusammen ungefehr 92 Mk und 3 Schaafe frey mit auf die Weide zu gehen lassen. e. Was die Wohnung anbetrift, so ist alhie kein eigentliches Schul Hauß, sondern nur eine Stube, zum Schulhalten geheuret. f. Zum Unterricht meiner Schüler nehme ich des Tages 7 Stunden, und zwar, des Vormittags 3, und des Nachmittages 4 Stunden, g. Mit den Einrichtungen meiner Schulstunden hat es folgende Beschaffenheit — Montag Vormittag wie auch an jeden Tage, zur Anhebung die Erste Stunde mit einen Gesang und Gebet, und nach dem Gebet Täglich ein Hauptstück des kleinen Catechismi von einen Kinde hergebetet, die Erste Classe alsdann zur Lesung einen Gesang, und dann werden dieselben in Rechnen und schreiben gesetzt, 2 Stunde die Mittler Classe Lesen, und dann ihr aufgegeben ihr Lection aus dem Catechismo in der Stille nachzusehen, und in der 3 Stunde, werden die Buchstabier und Abc Kinder vorgenommen, und unterwiesen, und wenn dieses vollendet so sagen die Mittler Classe ihr Lection auf und alsdann wird die Schule mit Gesang und Gebet geendiget. — Nachmittag die Erste Stunde mit einen Gesang und Gebet angefangen, und dann die Erste zum Lesen in der Biedel, und nachher ihr Lection aufgesagt und dann wieder im Rechnen und schreiben gesetzt, 2 Stunde die Mittler Classe Lesen, und dann wieder ihr aufgegebenes Hauptstück in der Stille weiter nachzusehen und in der 3 Stunde werden die Buchstabier und Abc Kinder wieder vorgenommen und unterwiesen, und wenn dieses vollendet, so sagen die Mittler Classe ihr Lection auf, und in der 4 Stunde werden die Erste und andere Classe zum Ausschlagen in der Biedel unterwiesen. Mithin werden die Buchstabier und Abc Kinder noch einmal vorgenommen und über daß Vormahls gelesene befragt, und dann die Schule mit Gesang und Gebet geendiget! — Dienstag Vormittag, gleich wie am Montag Vormittag, nur wird von der Ersten Classe, nach dem sie in die Schule gekommen sind einige Fragen aus dem Fragbuche aufgesagt, und so wie am vorigen Vormittag fortgefahren. — Dienstag Nachmittag, eben wie an den vorigen Nachmittag, nur wird anstatt das aufschlagen in der Bibel nun Catechisirt! — Mittewochen nach der Kirche! — Donnerstag Vormittag, In allen Stücken wie Dienstage, nur wird von der Ersten Classe einen Gesang aufgesagt. —

Donnerstag Nachmittag, Gleichfals wie am vorigen Nachmittag fortgefahren. — Freitag Vormittag, eben wie am Dienstag und Donnerstage, nur wird von der Ersten Classe ein Buß Psalm aufgesagt. — Freitag Nachmittag, Gleichfals wie an den vorigen Nachmittagen. Es wird aber von der Ersten Classe daß Evangelium aufgesagt und auch gelesen. Sonnabend Vormittag wird auch so fortgesehren nur wird von der Ersten Classe die Ordnung des Heils oder daß Einmahl Ein aufgesagt und dann die Schule mit Gesang und Gebet geendiget! h. Die anzahl der meinen Unterricht anvertrauten Kinder beläuft sich anjetzo auf 21. worunter 4 Kinder von Blischendorff sind, weil alda nur so wenige Kinder sind, und sie selbst keine Schule haben, und noch 3 von der sogenanten Avendorffer Mühle, welche ich nicht weiß wofür ich sie rechnen soll, ob sie eigentlich darzu gehören oder nicht, weil die Eltern sie nicht bei Jahren sondern nur bey Wochweise in die Schule gehen lassen, und also kommen sie nur sehr wenig zur Schule und sind also folglich in Avendorff nur eigentlich 14 Schulfähige Kinder! i. Ohne Frau und Kinder k. Ich habe kein anderes Handwerck oder eigentliche Handthierung denn nur die Schule.

Avendorff d. 5ten Mey 1797. Joachim Wiepert.

(Mitgeteilt von Hammer in Avendorf.)

Bücherschau.

1. **Der Strandwanderer.** Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen und Seetiere der Nord- und Ostsee. Bearbeitet von Dr. **P. Kuckuck,** Kustos an der Kgl. Biologischen Anstalt auf Helgoland. Mit 24 Tafeln nach Aquarellen von J. Braune. München: J. F. Lehmann, 1905. 76 S.; 8°. Preis geb. 6 ℳ. — Der Schwerpunkt des Büchleins liegt in den 24 Buntdruck-Tafeln. Dem zu großen Hoffnungen berechtigenden Künstler J. Braune, der leider bereits mit 25 Jahren ins Grab sinken mußte und das Erscheinen dieses schönen Werkes nicht erleben sollte, gab das Helgoländer Aquarium die beste Gelegenheit zu seinen Studien, und das Resultat derselben zeigt sich eben darin, daß uns namentlich die Tiere nicht etwa als Leichen oder als hilflos auf den Strand geworfene Geschöpfe begegnen, sondern als ein Bild des Lebens inmitten ihrer natürlichen Existenzbedingungen, wie zu schauen sie dem Laien eben nur das Aquarium bieten kann. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Wahrheit in Form, Gestalt und Pose oder den wundervollen Abglanz natürlicher Färbung, die vielleicht in den Originalen des Künstlers noch schöner hervorgetreten ist, als wie sie die beste Technik zu reproduzieren vermag. Unter den 234 dargestellten Objekten ist mir nur eine einzige Entgleisung aufgefallen, das Bild des norwegischen Hummers (Nephrops norvegicus). Der Künstler, dem der Herausgeber im Vorwort einen warmen Nachruf widmet, hat sich mit seinen Tafeln ein bleibendes Denkmal gesetzt. — Das Büchlein gliedert sich in 3 Abschnitte: Strandpflanzen (Taf. 1—4), Meeresalgen (Taf. 5—10), Seetiere (Taf. 11—24). Das jedes einzelne Objekt der bildlichen Darstellung begleitende Textwort gibt zunächst eine kurze, aber präzise Diagnostik, berichtet über Vorkommen und Verbreitung (ob z. B. in beiden Meeren oder nur in der Nordsee), und zum Schluß nach Maßgabe des verfügbaren Raumes Mitteilungen über die Lebensverhältnisse. Ich verstehe, daß Verfasser bemüht gewesen ist, Tafel und Text aufs engste mit einander zu verknüpfen, damit die Übersichtlichkeit nicht leide, sonst wäre ein Mehr in der ökologischen Darstellung durchaus am Platze gewesen. — Auf jeden Fall bedeutet das Werk eine wertvolle Bereicherung unserer volkstümlichen Landesliteratur, dazu berufen, der Fauna und Flora des Meeres interessierte Beobachter zuzuführen. Der Preis ist durchaus nicht zu hoch berechnet, wenn man bedenkt, welche Unkosten allein auf die Reproduktion bunter Tafeln kommen. Möchte das Buch namentlich unserer reiferen Jugend ein Führer werden in den von vielen immer noch nicht geahnten Reichtum und in die Pracht der Meeresorganismen. Barfod.

2. **Martin Kiesling: Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere.** Mit einem Anhang von Dr. A. Voigt. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1905. 86 Seiten und zahlreiche Abbildungen. Preis: 2,50 ℳ. geb. — Das vor kurzem erschienene Schillingsche Werk: „Mit Blitzlicht und Büchse" hat in mehrfacher Beziehung einen geradezu beispiellosen Erfolg zu verzeichnen gehabt, und nicht der geringste ist der, daß die bekannte Firma Voigtländer den Entschluß gefaßt hat, ein ähnliches „Urkundenwerk über die europäische Tierwelt" herauszugeben. Freilich, ein zweiter Schilling dürfte sich dafür kaum finden. Vielleicht aber — und sagen wir: hoffentlich! — wird sich auf dem Wege, den die unternehmende Firma beschritten hat, etwas Gutes und Brauchbares schaffen lassen. In einem Preisausschreiben werden Fach- und Amateurphotographen zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. Wer sich an dieser Arbeit beteiligen will, findet in dem Kieslingschen Buche: „Anleitung zum Photographieren freilebender Tiere" sehr dankenswerte Rat-

schläge und Winke. In reichlich 20 Abschnitten behandelt Verfasser in klarer und verständlicher Weise alle Verhältnisse, die beim Photographieren freilebender Tiere inbetracht zu ziehen sind. — Druck und Ausstattung sind gut. Der Preis ist angemessen.

Th. Möller.

3. **Im Schatten der Weltesche.** Roman von **Friede H. Kraze.** 3 M. — Der Roman ist eine im tiefsten Innern durchlebte, fein durchgeführte, gedankenschwere Erzählung. Die Tendenz des Buches ist ausgesprochen in der Frage und Antwort: „Wie müßt ihr Menschen leiden, sag' mir, warum?" „Auf daß die Liebe völliger werde." Die Verfasserin, die durch verschiedene bedeutende Arbeiten auf dem Gebiete der Romanliteratur schon bekannt ist und uns zum Heimatsfeste eine feinsinnige dramatische Bearbeitung des Hans Brüggemann schenkte, schreibt meist nicht für das Volk, sondern für die Gebildeten. Auch der Roman „Im Schatten der Weltesche" ist keine schlichte Erzählung, in der sich die Handlungen und Tatsachen in leicht faßlicher Form aneinanderreihen, sondern er besteht aus einer Reihe von Selbstbekenntnissen und Betrachtungen eines Mannes heldenhafter Art, der den Kampf mit den Geschicken zu seiner eigenen Läuterung auf sich genommen hat. Die Sprache des ganzen Buches ist so schön, daß ein Kritiker sie „ein Gedicht in Prosa" genannt hat. Die mehrfach eingestreuten, die eigentliche Handlung aufhaltenden Reflexionen und Episoden geben dem Werk einen eigenartigen Charakter, der es vielleicht der großen Masse fremdartig, dem literarischen Feinschmecker aber besonders reizvoll erscheinen läßt. Die dichterisch ungemein hochstehende Episode vom Waidewuthis, dem Könige der Alanen, die ihrem Inhalt nach mit dem Ganzen wenig Zusammenhang hat, möchte man um keinen Preis missen. Ebenso sind die wunderbaren Psalmdichtungen aus den Sprüchen Salomonis, dem Jesus Sirach und dem Hohelied Salomonis für den Gesamtinhalt unentbehrlich. Alles in allem: niemand wird das schöne Buch unbefriedigt von sich legen, und jeder Leser Gewinn aus seinem Inhalt ziehen.

Husum. Voß.

4. **Aus dem Leben deutscher Dichter.** Eine Literaturkunde in Bildern von **C. Carstensen.** 2. verm. Aufl. Mit 24 Porträts. 8°. 244 S. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann. 1905. — Eine eingehende Besprechung dieses Buches gehört in eine pädagogische Zeitung; aber auch hier darf es empfehlend erwähnt werden, weil sich unter den 24 Dichtern, die es berücksichtigt, 5 befinden, die entferntere oder allernächste Beziehungen zu unserer nordelbischen Heimat gehabt haben: Klopstock, Claudius, Geibel, Storm und Groth. Gedacht ist es vor allem für die Schule; infolgedessen berücksichtigen die Lebensbeschreibungen nur solche Momente, die man Kindern nahebringen kann. Sie tun das in lebendiger, anschaulicher Sprache, und wir dürfen uns, wenn in unsern Schulen in solcher Weise der heimischen Dichter gedacht wird, auch von heimatkundlichem Standpunkt aus freuen. Die Frage, ob die Zahl der Dichter noch vermehrt werden kann, wird verschieden beantwortet werden; ich persönlich bin nicht geneigt, sie zu bejahen. Ich sähe wohl manchen Namen gern erwähnt; wenn ich mir dann aber überlege, ob es gelingen könnte, von dem Betreffenden eine kindertümliche Lebensbeschreibung zusammenzustellen, dann treten die Schwierigkeiten sofort zu Tage. Hat man aber nichts zu erzählen, was die Kinder packt, dann soll man lieber garnichts erzählen, sondern sich mit der Vorführung der Dichtungen begnügen. Heinrich Lund.

5. **Karl Maria Kasch.** (Auch ein Leben.) Von **Ludolf Weidemann.** Hamburg 1904 Alfred Janssen. 8°. 178 S. Preis 3 M. — Dem Andenken Jean Pauls ist das Buch gewidmet, und auch, wenn der Name dieses Dichters nicht auf dem Widmungsblatte stände, würde wohl jede Seite an ihn erinnern. Wir finden seinen Stil und seine Gedankenfülle — nicht aber seine Gedankenverschwendung —, seinen Bilderreichtum und seine Lust an Kleinmalerei. Manche Einzelzüge erinnern direkt an das Schulmeisterlein Wuz und an Quintus Fixlein. Ein Unterschied von dem Vorbilde zeigt sich in größerer Einfachheit und in der spezifisch christlichen, evangelischen Färbung. Was der Verfasser zu sagen hat, schließt sich an den einfachen Lebensgang des Dorfschulmeisters Kasch in Lebaz an der Neustädter Bucht an; große Ereignisse werden nicht geschildert, — eigentlich nur eins: der Tod der beiden Kinder durch Kohlensäure-Vergiftung —, aber alles ist interessant, freilich nicht für stoffhungrige, sondern für besinnliche Leute. Die reiche Lebensweisheit des Buches ist wert, gepredigt zu werden; sie zeugt von einem klaren Blick für den Unterschied zwischen dem Vergänglichen und dem Bleibenden, von warmer Teilnahme für alle geistliche und leibliche Not, von einem weiten Herzen, in dem neben der Bibel auch Goethe Raum hat. Das Buch ist wert, in ernsten Stunden wieder und immer wieder gelesen zu werden; vielleicht hat es die Form gefunden für einen modernen Ersatz der altehrwürdigen Andachtsbücher, aus denen vergangene Geschlechter Seelenspeise schöpften.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Lipsius & Tischer,

Buchhändler und Antiquare

Falckstr. 9 KIEL Falckstr. 9

bringen ihr **Antiquariat** in empfehlende Erinnerung.

Reichhaltiges Lager aus allen Wissensgebieten.

Nicht Vorhandenes wird umgehend besorgt.

Folgende noch gültige Kataloge stehen umsonst und portofrei zu Diensten:

Kat. 61. Medizin.
» 64. Marine-Literatur und verwandte Gebiete.
» 65. Schleswig-Holstein und Niedersachsen.
Kat. 76. Livres français. English books.
» 78. Seltene und wertvolle Werke aus allen Wissensgebieten.
» 79. Naturwissenschaften.
Bücherfreund 3—5.



Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Haus-Kalender.

Herausgegeben von **Wilhelm Lobsien.**

Der neue Jahrgang dieses altbekannten Kalenders bedeutet für unsere Provinz **ein literarisches Ereignis ersten Ranges!** Außer dem Herausgeber haben Adolf Bartels, Ottomar Enking, Otto Ernst, Gustav Falke, J. H. Fehrs, Herm. Heiberg, Wilh. Jensen, Detl. v. Liliencron, Prinz E. v. Schönaich-Carolath, Paul Trede, Helene Voigt-Diederichs, Wilh. Wisser u. a. **wertvollste** Beiträge geliefert.

Das Jahrbuch hat einen durch und durch **heimatlichen** Charakter, der sich sogar im Kalendarium zeigt. Alle, denen die Pflege heimatlichen Denkens und Fühlens, die Erhaltung heimatlicher Sitten und Gebräuche am Herzen liegt, werden gebeten, an der Verbreitung dieses **echt volkstümlichen** Unternehmens tatkräftig mitzuwirken. Das Buch (180 Seiten stark) ist für 50 Pf. bei allen Buchhändlern und Buchbindern oder direkt vom Verlag zu haben. Wer 12 Bestellungen sammelt, erhält bei freier Zusendung 1 Freiexemplar, bei größeren Bezügen besondere Vorteile.

H. Lühr & Dircks' Verlag, Garding.



Zur Einrahmung von Bildern,

besonders der

Vereinsgabe 1905



C. L. Jessen, Sonntagsandacht

(schon von **7,50 M.** an) empfiehlt sich den geehrten Lesern der „Heimat"

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),

Fernspr. 2901. **Vergolderei und Kunsthandlung, Kiel,** Holstenstr. 75.

Aye & Haacke



Altona, Bordeaux

Weinhandlung.

empfehlen ihre gutgepflegten

Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine. Rum, Cognac, Whisky.

H. Neustreu Kiel · Reparaturen · Brillen u. Pincenez · Schumacher Str. 9 · prompt u. billig. · aller Art.

A. F. Jensen Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.



Ad. Ehlers, Handelsgärtnerei, Friedrichstadt a. E.

Für die Wintermonate empfehle ich mein großes Lager

prima Haarlemer Blumenzwiebeln.

Durch direkten Einkauf bei den bedeutendsten holländischen Züchtern bin ich in der Lage, meiner Kundschaft das allerbeste in Blumenzwiebeln offerieren zu können.

Besonders empfehle ich:

Hyacinthen in vier verschiedenen Größen und allen möglichen Farben, **Tulpen** zum Treiben und fürs freie Land in großer Auswahl, **Crocus, Narzissen** usw.



Hugo Hamann, Kiel

Spezial-Haus für

Papier, Schreib- und Zeichenmaterialien

Kontormöbel — Schreibmaschinen

Holtenauerstr. 28 • Fernsprecher 445.

Bitte verlangen Sie Preisliste B franko.

Spezial-Werkstatt für Plankton-Gerätschaften.
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Aug. Junge,

Färberei

und

chem. Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

✣✣✣✣ **Gegründet 1724.** ✣✣✣✣



J. P. H. KRÖGER
ELMSHORN 78.
Schreibpultharmonium.

Wer

Musikinstrumente

irgendwelcher Art kaufen möchte, verlange über gewünschte Instrumente Preislisten franko.

Fernsprecher 415.

Sonntags geschlossen.

Spezialität:

Harmoniums, Pianos, Violinen und Zithern.

Monatsschrift „Die Heimat,"

1896 (1,20 M.),
1894, 1899, 1901 (je 2 M.),
1902, 1903, 1904 (je 2,50 M.)
noch vorrätig.

Bestellungen erbittet

Die Expedition.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 9,—

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

═ Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. ═

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an

Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling,

Vegesack.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 10. Oktober 1905.

Die „Heimat“ erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat“ beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Inhalt:

Vereinsgabe 1905.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in **Heft 8 und 9** des laufenden Jahrganges der „Heimat“ sei hierdurch nochmals die Bestellung der Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in Deezbüll:

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause“

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Wir hoffen, daß den bisher erledigten **80** Bestellungen noch viele folgen werden.

Kiel, den 24. Sept. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**
I. A.: F. Lorentzen.

Mein Heimatlied.

Es war in fernem, fremdem Land,
In schöner Sommernacht,
Als einsam ich auf Posten stand
Und hielt getreulich Wacht.

Ich dachte an mein Heimatland
Und an die Lieben mein.
Sie möchten ruhn in Gottes Hand
Und ihm befohlen sein.

Da hört' ich, wie ein Sänger sang
Mit fröhlichem Gemüt
Ein Lied, das mir zu Herzen drang,
Er sang mein Heimatlied.

Und als mir dieses Lied erklang,
Ich wußt' nicht, wie mir war.
Mir ward so wohl, mir ward so bang,
Es war so sonderbar.

O, singt mir dieses Lied noch mal,
Ich hör' es gar zu gern,
Und denke dann noch gern einmal
Der Zeiten, die so fern.

C. Gloy.

Bücherschau.

1. **Tierleben der Hochsee.** Reisebegleiter für Seefahrer von Dr. C. Apstein in Kiel. Kiel—Leipzig—Tsingtau: Lipsius & Tischer 1905. (IV) u 115 S.; 8°. Gebd. 1,80 M. — Dies Büchlein entstammt der Feder des bekannten Leiters der „Poseidon"-Expeditionen für die Ostsee, des wissenschaftlichen Teilnehmers an der deutschen Tiefsee-Expedition usw., will sagen eines Mannes, der hundertfach Gelegenheit gehabt hat, von seiner Warte aus das Tierleben der Hochsee aus ureigenster Anschauung kennen zu lernen. Es ist ein Seitenstück zu dem ebenfalls erst vor kurzem erschienenen „Strandwanderer" von Dr. P. Kuckuck (Helgoland), und wenn es auch nicht, wie dieses, so glänzend mit prächtigen Aquarelltafeln ausgestattet ist, so gewährt es andererseits den Vorzug großer Billigkeit, und dies Moment fällt umsomehr ins Gewicht, als mit nicht weniger als 174 Abbildungen im Text ein reichhaltiges Anschauungsmaterial geboten worden ist, das jeden Naturfreund befähigt, die beobachteten Tiere in, auf und über dem Wasser einigermaßen sicher zu bestimmen. Es fehlte bisher an einem solchen „Bädecker" des Tierlebens der Hochsee, obwohl die Reiselust aufs Meer hinaus mächtig im Steigen begriffen ist. Auf dem Verdeck eines Passagierdampfers wird jeder zum Naturfreund; denn in dem ewigen Einerlei zwischen Himmel und Wasser interessiert das Geringste, sei es das Spiel der kühnen Segler, die das Schiff umkreisen, die auftauchende Rückenfinne eines Tümmlers, der fliegende Fisch, die rhythmisch dahinziehenden Quallen usw., und dankbar wird selbst die bescheidenste Belehrung von seiten eines tierkundigen Begleiters entgegengenommen. Daß sich unter den Passagieren aber selten ein Kundiger findet, der dem Fragenden sichere Auskunft erteilen kann, hat u. a. auch der auf der ersten parlamentarischen Afrikafahrt verstorbene Abgeordnete Fries-Eisenach erfahren, wenn er unter dem 13. August 1905 vom Bord des Dampfers „Eleonore Woermann" schreibt: „— — Auch von Bewohnern des Meeres haben wir fast gar nichts mehr gesehen, nachdem wir vor einigen Tagen des öfteren Herden von Haifischen angetroffen hatten und selbst einigen Walfischen begegnet waren. Jetzt folgen nur kleine dunkle Vögel von schwalbenähnlichem Ansehen dem Schiffe, indem sie dicht über dem in den herrlichsten Farben schillernden Kielwasser leichten Fluges schweben und ab und zu das Wasser berühren. Niemand vermag mich darüber zu belehren, wie diese Tiere heißen und wo sie sich des Nachts aufhalten." In dem vorliegenden Werke ist ein Quell der Selbstbelehrung erschlossen, der sicherlich noch frischer sprudeln würde, wenn der geschätzte Verfasser vielleicht weniger Nachdruck auf eine detaillierte Beschreibung legen wollte (denn diese kommt selbst dem bewaffneten Auge nicht immer zu ihrem Rechte), als vielmehr darauf, daß der Beobachter vielleicht aus dem Gebaren der Tiere, speziell der Vögel, aus sonstigen Lebensäußerungen (unterstützt durch die Abbildungen) auf die Art geführt und über das ökologisch Wichtigste und Interessanteste unterrichtet werde. Barfod.

2. **Der Schulmeister von Handewitt.** Eine Novelle von **Timm Kröger**. Dritte umgearbeitete Auflage. Hamburg 1905. Alfred Janssen. Kl. 8°. 134 S. — Vor einigen Jahren habe ich die zweite, unter dem Titel „Schuld?" erschienene Auflage dieser Novelle angezeigt; jetzt ist die dritte erschienen, in der der Dichter erfreulicher Weise zum Titel der ersten Auflage zurückgekehrt ist. Ein Vergleich der neuesten Ausgabe mit der vorigen zeigt wesentliche Verschiedenheiten, vor allem starke Streichungen. Der Verfasser nennt das in der Vorrede: „Verdichten des Stoffs, zumal der stark zusammengestrichenen Philosophie meines Helden." Diese verdichtende Tätigkeit zeigt sich fast auf jeder Seite. Wo irgend längere Reden vorkamen — und sie kamen oft vor —, da darf man ziemlich sicher sein, daß nur ein paar Sätze stehen geblieben sind. Aber auch im erzählenden Teile finden sich starke Streichungen; einzelne Kapitel fehlen ganz oder zum allergrößten Teil. Hat auch im einzelnen sehr viel Schönes fallen müssen, so hat doch die Novelle im ganzen zweifellos gewonnen. Sie ist geschlossener, kräftiger geworden und wird sich jetzt voraussichtlich einen weiteren Leserkreis erobern. Heinrich Lund.

Mitteilung.

1. **Alte lübeckische Sprüche.**

(1596.) Aus einem Rechnungsbuche der Schiffergesellschaft in Lübeck.

Gott gifft mer up einen dag,
Alse ein gantz Keiserdom vermag,
Jo mer he gifft, jo mer er haett,
Dennoch bleibett er ein ricker gott.

Mitt. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Altertumsk. 10. Heft, S. 32 (1902).

(1576.)

Machte rikdom und schonhet duren,
dat wer en fordel grot,
dar is nich up to muren,
dat fundamente is de dot.

Mitt. d. V. f. Lüb. Gesch. u. Altertumsk. (1900), 9. Heft, S. 176.

R. Körner.

Berichtigung.

Im 9. Heft muß es auf S. 201 in der 6. Zeile heißen: „3. März **1903**" statt 1905.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 10. Oktober 1905.

Das Taubstummen-Institut zu Schleswig.

Von Emil Pörksen in Itzehoe.

„. . . . . Die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.“ Marc. 7 V. 37.

Zu den ältesten nicht nur, sondern auch zu den segensreichsten Erziehungs-Instituten unsers Landes gehört unzweifelhaft das Provinzial-Taubstummen-Institut in Schleswig. Ja, wenn wir die Bezeichnung Erziehungs-Institut in dem engeren Sinne nehmen, den sie eigentlich beanspruchen darf, so ist die Schleswiger Taubstummen-Anstalt unbestreitbar das älteste dieser Institute in unserm Lande. Denn sind im weiteren Sinne alle unsere Lehranstalten, von dem Gymnasium bis zur primitivsten Dorfschule auch Erziehungs-Institute, so sind sie das doch erst in zweiter Linie, in erster Reihe sind sie doch Lehranstalten. Nun gibt es ja in unserm Lande noch eine ganze Reihe Anstalten, die wie das Taubstummen-Institut in der Hauptsache Erziehungs-Anstalten sind — ich nenne da nur die Blinden-Anstalt, die verschiedenen Erziehungshäuser, wie das „Martinsstift“ usw., die Idioten-Anstalten u. a. m. —, aber sie alle sind in ihrer Gründung viel jüngeren Datums, und wenn ich auch bei keiner von ihnen anstehe, den großen Segen, den sie stiften jahrein, jahraus, so hoch in Anschlag zu bringen, wie er es verdient, so bin ich doch der Meinung, daß dieser Segen bei keiner dieser Anstalten ein größerer sein kann, als eben auch bei unserer Schleswiger Taubstummen-Anstalt.

Es war am 3. Mai 1746 (nach andern Nachrichten am 5. März desselben Jahres), als in Kiel, soweit ich habe erfahren können, in der Schloßstraße daselbst, ein Knabe geboren wurde, der später als Mann bei uns den Unterricht für taubstumme Kinder erfunden und eingerichtet hat. [1])

---

[1]) Die „Kieler Zeitung“ bringt in ihrer Nummer vom 2. September d. J. folgende von mir zwar nicht kontrollierbare Briefkastennotiz, von der ich aber gern annehme, daß sie auf einer an Ort und Stelle eingezogenen besseren Information, als wie die meinige sein konnte, beruht, und ich gebe sie daher pflichtschuldig als ergänzende, resp. berichtigende Note hier wieder; sie lautet: „1. Professor G. W. Pfingsten errichtete das Taubstummen-Institut in Kiel im Hause Fischerstraße 11 1799; als durch eine Verordnung vom 8. November 1805 ihm alle taubstummen Kinder auf Staatskosten überwiesen wurden, kaufte er 1806 das Haus Fischerstraße 13 hinzu. Da auch diese Räume nicht ausreichten, verlegte er das Institut 1810 nach Schleswig. 2. Wohnte in demselben Hause. 3. Er ist am 5. März 1746 in Kiel geboren, nicht 3. Mai, wie unter dem Bilde von Lahde steht. Sein Geburtshaus haben wir nicht ermitteln können, im Kirchenbuche ist es nicht verzeichnet. Sein Vater, Tambour Friedrich Pfingsten, hatte einen Nachbar, welcher auf dem Kleinen Kuhberg wohnte, mit dessen taubstummen Kindern Pf. spielte. Das Geburtshaus (?) wird mithin in dieser Gegend gelegen haben.“

Georg Wilhelm Pfingsten war der Sohn eines Kieler Kleinbürgers, und in den denkbar einfachsten Verhältnissen wuchs er unter kindlichen Spielen, kleinen häuslichen Handreichungen und einem äußerst primitiven Schulunterricht auf, so daß in seiner Kindheit nichts darauf hinwies, eine wie hohe Stellung im öffentlichen Leben seiner Stadt und seines Landes er später einzunehmen berufen sei. Nach seiner Konfirmation erlernte er das Gewerbe eines Friseurs, daneben aber auch das eines Musikers, und zur Ausübung dieser seiner Gewerbe ging er später in die Fremde. In seinen Knabenjahren hatte er viel mit zwei taubstummen Kindern verkehrt, die einer seinen Eltern benachbarten Familie angehörten. Durch diesen Jugendumgang und die Eindrücke, welche ihm aus demselben erwuchsen, wurde seinem ganzen späteren Leben die Richtung gegeben. Nicht nur die Erinnerung an seine Jugendzeit war es nämlich, die ihn in der Fremde immer wieder in unwiderstehlicher Weise zu ihm begegnenden Taubstummen hinzog, sondern auch die mancherlei Erfahrungen, die er bezüglich des eigentümlichen Verkehrs mit solchen Unglücklichen früh schon gesammelt hatte, ließen ihn, wo er mit solchen zusammentraf, alsbald einen bedeutenden Einfluß auf sie gewinnen, und sehr rasch sah er sich, ohne daß er es wollte, an verschiedenen Orten in die Rolle eines Lehrers und Beraters nicht nur erwachsener Taubstummer, sondern auch vorzüglich solcher Kinder versetzt, und wo Taubstumme sich begegneten, da geschah es bald, daß sie sich in einer von Pfingsten eigens konstruierten Zeichensprache mit einander verständigten, und überall ward sein Name von ihnen mit Dank und hoher Begeisterung genannt.

Aber nicht einfach und ruhig sollte der Lebensweg Pfingstens verlaufen, sondern Schicksale und Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art verschlugen ihn bald hier-, bald dorthin, so daß er erst in seinem vierzigsten Lebensjahre endlich in Lübeck landete und festen Fuß faßte. Kaum aber war er ein Jahr hier, so hatte sich auch in dieser Stadt schon wieder sein Ruf als Taubstummenfreund gegründet, und nun war es ein dortiger Arzt, Dr. Wallbaum, der sein Augenmerk in besonderer Weise auf ihn richtete und ihm zunächst ein taubstummes Kind zum regelmäßigen Unterricht und zur Erziehung anvertraute. Dieser erste eigentlich verantwortliche Versuch aber fiel so günstig aus, daß schon im folgenden Jahre ihm drei weitere Zöglinge anvertraut wurden, und mit diesen vier Kindern begann die vorläufige private Gründung des Pfingstenschen Instituts.

Nachdem dann aber Pfingsten im Jahre 1791 als Organist und Schullehrer in das Kirchspiel Hamberge übergesiedelt war und dort mehrere seiner Zöglinge öffentlich konfirmiert werden konnten, da wurden auch der dänische Minister Bernstorff, der sich vorzugsweise die Verbesserung des Schulwesens auch in Schleswig-Holstein angelegen sein ließ, und sein Freund, der Rektor der Eutiner Gelehrtenschule Joh. Heinrich Voß, der bekannte Dichter, auf das segensreiche Wirken des Wohltäters der Taubstummen aufmerksam, und letzterer veranlaßte ihn, seine freilich noch kleine Anstalt nach Holstein zu verlegen. Zwar war das Gehalt, das ihm geboten wurde, ein recht geringes, aber Pfingsten nahm den Ruf an, weil er ihm die Aussicht bot, jetzt ganz sich den Taubstummen widmen zu können, ein Wunsch, der ihn schon lange beseelt hatte. So verließ er denn im Jahre 1799 Hamberge, wo er inzwischen bereits 9 Taubstumme dem bürgerlichen und geselligen Leben wiedergeschenkt hatte, und siedelte unter der Verpflichtung, von jetzt an sämtliche ihm zugewiesene taubstumme Kinder zu erziehen, mit seiner Anstalt in seine Vaterstadt Kiel über.

In Kiel wirkte Pfingsten elf Jahre in der segenbringendsten Weise und auf jede Art von der Königlichen Regierung unterstützt, so daß sich allmählich die der Anstalt zu Gebote stehenden Räumlichkeiten als zu klein und wenig mehr den An-

forderungen der sich ständig hebenden Frequenz derselben entsprechend erwiesen. So wurde denn, nachdem die Königliche Regierung im Jahre 1805 verordnet hatte, daß alle dürftigen taubstummen Kinder der Herzogtümer nach zurückgelegtem 7. Lebensjahre von der Anstalt unentgeltlich, d. h. auf Staatskosten zu unterrichten und zu verpflegen seien, zu dem bisherigen, Pfingsten selbst gehörenden Anstaltsgebäude ein zweites auf Staatskosten erworben, auch das Pfingstensche Haus angekauft und die ganze Anstalt zum Staatsinstitut erhoben. Aber auch diese Erweiterung erwies sich bald als ungenügend, und so beschloß die Regierung, da in Kiel keine günstige räumliche Erweiterung für die Anstalt zu erzielen war, dieselbe ganz von Kiel fort zu verlegen, und zwar nach Schleswig, da dieser Ort für die gesunde Lage des Instituts nächst Kiel die beste Gewähr bot. Im Jahre 1810 gelang es, hier ein besonders günstig gelegenes Grundstück für die Anstalt zu erwerben, und nun erfolgte die Übersiedelung derselben mit 35 Zöglingen,



Taubstummenanstalt in Friedrichsberg.

4 Lehrern (darunter als Lehrerin die Tochter des Gründers) und zwei taubstummen Dienstboten.

Hier in Schleswig wirkte Pfingsten dann noch 16 Jahre als Vorsteher und erster Lehrer der Anstalt. Aber nicht nur innerhalb seiner Anstalt war sein Wirken ein so segensvolles, wie je das eines Vorstehers einer solchen Anstalt gedacht werden kann, auch nach außen hin wirkte er anregend und hebend auf den Taubstummenunterricht in ganz Deutschland, von dessen Stand er auf einer Reise nach Leipzig und Berlin bereits im Jahre 1802 Einsicht genommen hatte, durch verschiedene Schriften, so daß er, als er im Jahre 1826 infolge Altersschwäche sein Amt niederlegen mußte, als Professor und Ritter vom Danebrog auf ein

nicht nur an Erfahrungen reiches, sondern auch aufs höchste segens- und erfolgreiches Leben zurückblicken konnte, leider kaum ein Jahr lang in ruhiger Beschaulichkeit, denn bereits am 27. November 1827 wurde er durch den Tod, 81 Jahre alt, aus demselben abgerufen.

Ob aber auch der Meister heimgegangen war, sein Werk blühte fort und gedieh zu immer höherer Vollkommenheit auch unter seinen Nachfolgern in der Direktion, deren erster sein Schwiegersohn, der frühere cand. jur. Hansen, war, ein ebenso geistvoller wie aufopferungswilliger Mann, so daß er von den Zöglingen als ihr „zweiter Vater" bezeichnet wurde. Was die Anstalt heute ist: ein Musterinstitut aller Taubstummen-Lehr- und Erziehungsanstalten, so daß fast jährlich aus aller Herren Länder Leiter und Lehrer ähnlicher Anstalten zur Besichtigung desselben eintreffen, das verdankt sie außer der großen Fürsorge, die derselben von unserer Regierung stets zugewandt worden ist, dem treuen und verständnisvollen Wirken ihrer Direktoren während der ganzen langen Reihe von Jahren ihres Bestehens, und unter ihnen nicht zum wenigsten dem treuen Wirken und hohen organisatorischen Talent ihres jetzigen Leiters, Herrn Engelke, dem es vorbehalten war, der Anstalt ein in jeder Hinsicht gedeihliches neues Leben zu erwecken, so daß sich dieselbe unter seiner Leitung in einer Weise entwickelt hat, die auch ihren Gründer mit Staunen und hoher Befriedigung erfüllt haben würde.

Mir war es vor nunmehr 26 Jahren vergönnt, unter Führung des genannten Herrn während eines Tages Einsicht von ihren Einrichtungen zu nehmen und den Geist kennen zu lernen, der hier herrscht, und ich muß bekennen: noch heute gehört jener Tag im Taubstummen-Institut zu Schleswig zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Da dem aber so ist, so glaube ich auch die Leser einladen zu dürfen, mit mir einen Gang zu machen hinaus zu dem eigentlichen „Anstalts-Mutterhause," darauf einen eben solchen durch die Räume desselben, und endlich mit mir zu beobachten, wie es den Zöglingen daselbst, soweit sie noch nach einer inzwischen vorgenommenen, weiter unten zu besprechenden Neueinrichtung der ganzen Anstalten hier untergebracht sind, ergeht und auf welche Weise ihre Bildung bewerkstelligt wird. —

Etwa zehn oder fünfzehn Minuten vom Bahnhof entfernt liegt am äußersten Ende des „Friedrichsberg," dem ruhigsten Stadtteil Schleswigs, hart an der Straße, die am Ufer der Schlei hinaus zu dem alten Kirchdorfe Haddeby führt, etwas von der Straße zurückgebaut hinter einer doppelten Reihe mächtiger Linden und einem hohen eisernen Gitter das dreistöckige alte Anstaltsgebäude. Vor demselben befindet sich ein geräumiger Spielplatz, während zur Linken und nach hinten, auf der nach der Schlei zu belegenen Seite, ein hübscher Küchen- und Blumengarten anlehnt und rechts neben dem Hauptgebäude sich die Wirtschaftsgebäude befinden. Das Hauptgebäude ist weiß getüncht und an allen Seiten mit hohen, hellen Fenstern versehen, die bei gutem Wetter zur ständigen Lüftung, so bald es irgend angeht, geöffnet werden.

Einen ungemein anheimelnden Eindruck machte das ganze Gewese auf mich, als ich bei meinem Besuch in der Abendstunde eines Frühlingstages dasselbe zum ersten Male betrat, denn nicht nur, daß, auf den ersten Blick ersichtlich, hier neben wohltuendster Ruhe die peinlichste Sauberkeit und Ordnung herrschte, sondern ich wurde auch sofort Zeuge davon, wie hier seitens der Direktion und der Lehrer die ihnen anvertrauten Kinder aufs beste beaufsichtigt und geleitet werden; denn ich traf den Herrn Direktor selber mitten unter einer Schar von etwa 30 Zöglingen jedes Alters, soweit es die Anstalt bei ihren Kindern aufzuweisen hat, noch in dieser späteren Stunde an, wie er, ein rechter Vater der ganzen Schar, sich freundlich unter ihnen bewegte, und ich sah es allen Kindern an, daß es ihnen

hier und unter solcher Aufsicht wohl war. Und als ich dann am andern Morgen — es war ein Sonntagmorgen — nach einem Frühgang längs der Schlei nach Haddeby und wieder zurück bereits um 8 Uhr wieder dieselbe frische Schar, auch diesmal unter der Aufsicht ihres Direktors, vor dem Hause in munterem, freiem Spiel wiedersah, da ward es mir, als möchte ich selbst am liebsten berufen sein, hier helfend mitzuwirken an dem großen, schönen Werk, das hier getrieben wird.

Freundlich wie am Abend zuvor ward ich von dem Herrn Direktor empfangen und nach Erledigung des uns zusammenführenden Geschäftlichen mit der Einrichtung und dem Gang des ganzen Hauswesens bekannt gemacht. Sie ist kurz folgende: Durch einen hohen, geräumigen Hausflur, an dem das Geschäftscomptoir und die Wohnung des Hausvaters belegen sind, gelangen wir zu den Schlafsälen, der Küche und den Wasch- und Baderäumen der Kinder. Alle Räume sind sauber getüncht, und viel Luft und Licht wird ihnen ständig zugeführt. In den Schlafsälen stehen in mehreren Reihen die gut ausgestatteten Betten, jedes für ein Kind eingerichtet, und die exakteste Ordnung in allem und jedem zwingt die Kinder, sich auch ihrerseits solche angelegen sein zu lassen, bis sie ihnen zur zweiten Natur geworden ist. Wie sehr denn auch dies letztere Ziel hier erreicht wird, davon gibt jeder Taubstumme aus diesem Hause, wenn wir mit einem solchen im Leben zusammentreffen, stets das beste, Vollsinnige oft beschämende Zeugnis in seinem ganzen Auftreten, in seinem ganzen Tun und Treiben. Baderäume, Eß- und Familienzimmer weisen dasselbe Bild auf, und wie es hier im Parterre ist, so ist es auch in den oberen Räumen, unter denen sich die eigentlichen Schulzimmer und der Betsaal befinden.

Denn nicht nur für die leiblichen Bedürfnisse, nicht nur für das leibliche Wohl der Kleinen ist hier unter der ständigen wachsamen Aufsicht seitens der Direktion, des Hausvaters usw. gesorgt, sondern wie nach dieser, so ist auch nach der geistigen Seite hin aufs beste für die hier weilenden Kinder vorgesehen. In hohen, schönen Klassenzimmern, versehen mit den besten Lehrmitteln, wie sie die Gegenwart zu bieten vermag, genießen die Zöglinge bis zu einem gewissen Alter hier einen Unterricht, der den demselben Beiwohnenden in hohes Staunen nicht nur versetzt, sondern ihn erfüllt mit einer Hochachtung vor dem Geschick und der aufopfernden Geduld der Lehrenden, die nur übertroffen wird von dem Dank gegen Gott, der auch den Ärmsten unter seinen Kindern solche Liebe erweist. Dann betreten wir den Betsaal, der, einfach, aber würdig ausgestattet, hauptsächlich zu den sonntäglichen Gottesdiensten benutzt wird. Letztere werden von dem Direktor mit den Kindern in den kirchlichen Vormittagsstunden abgehalten, und wer je einem solchen Gottesdienst beigewohnt hat, der wird sich zu dem Bekenntnis gedrungen fühlen: das ist eine der ergreifendsten und eindruckvollsten Feiern, die man nur erleben kann. Denn nicht in der alten, früher allein zur Verwendung gelangenden Geberdensprache redet der Vater hier als rechter Hauspriester zu seinen Kindern, sondern in lebendig gesprochenem Wort verkündet er ihnen die Botschaft des Heils, und man sieht es an den wach aufmerkenden Mienen der Kinder, daß sie, die Tauben, ihn voll verstehen, wofür auch eine Nachfrage am andern Tage in der Schule bei den Gefördertsten dann in deren ebenfalls gesprochenen Antworten ein vollgütiges Zeugnis gibt. In der Tat, etwas Höheres, etwas Ergreifenderes gibt es nicht, als wenn man sieht und aus dem Munde der stumm Gewesenen es vernimmt, wie aus den Tauben Hörende und aus den Stummen Redende geworden sind, mit dem einzigen Unterschiede gegenüber den Vollsinnigen, daß diese Kinder nicht mit den Ohren hören, sondern mit den Augen, und daß sie das eigene gesprochene Wort nicht selbst zu hören vermögen, sondern es beim Sprechen nur auf dem Wege des Gefühls auf seine Richtigkeit kontrollieren können.

Aber wie ist das möglich? wird der Leser fragen, und damit bin ich bei einem Punkt angelangt, zu dessen Erklärung und Veranschaulichung ich mir die Erlaubnis erbitten muß, etwas weiter auszuholen. Ich will mich bestreben, möglichst klar und nicht ermüdend zu reden.

Es ist eine irrtümliche Annahme, daß Taubstumme an einem Gehör- und einem Sprechmangel leiden infolge mangelhafter Beschaffenheit beider Organe, so daß, wenn es auch gelänge, den Gehörfehler zu beseitigen, doch der Sprachmangel bestehen bliebe. Das ist aber nicht der Fall, sondern ein Taubstummer, der von dem Gehörfehler etwa geheilt würde, könnte und würde sehr bald so gut sprechen lernen, wie jeder andere Vollsinnige. Taubstumme sind nur deshalb stumm, weil ihnen nie die Gelegenheit geworden, ihre eigene oder die Stimme eines andern zu hören, und es ihnen daher gar nicht bewußt sein kann, daß es solch ein Mittel gibt, sich andern verständlich zu machen, viel weniger, wie solches geschieht. Ja, ein von Kind auf Tauber ist nicht einmal imstande, seine Stimmwerkzeuge auch nur zu unartikulierten Lauten in bewußter und willkürlicher Weise zu gebrauchen, und soll er auch nur hierzu kommen, so muß er dazu auf künstlichem Wege geschult werden. Hören lernt er nie, d. h. hören in dem Sinne, wie wir Vollsinnigen das verstehen, sondern das, was bei ihm das Hören ersetzen muß, ist das aufmerksame Sehen, oder in gewissen Fällen das körperliche Gefühl. Auf diesen Tatsachen gründet sich denn der ganze Taubstummen-Unterricht, und diese beiden Mittel, das Fühlen und das Sehen, sind es, welche bei ihm allein zur Anwendung gelangen, um den Tauben und also auch Stummen zum Verständnis einer Mitteilung und zur verständlichen Mitteilung zu erziehen. Die ältere und bisher vor wenigen Jahrzehnten allein gebräuchliche Methode der Zeichensprache wandte sich nur an den Gesichtssinn des Schülers indem sie ihn bestimmte Zeichen und Geberden für bestimmte Begriffe lehrte; er konnte, auch wenn er sonst gut geschult war, nur jemanden verstehen, der ihn mittels gerade solcher Zeichen und Geberden, wie sie ihm für die betreffenden Begriffe geläufig waren, anredete, ebenso konnte er sich nur solchen Personen verständlich machen, die seine Zeichen- und Geberdensprache gleich ihm genau inne hatten. Ich habe selbst diese Art Sprache in meinen jüngeren Jahren von einem Taubstummen erlernt und mich in derselben viel mit ihm unterhalten, dabei aber auch die Erfahrung gemacht, daß wir allen, die unsere Geberdensprache nicht genau kannten, total unverständlich blieben, so daß wir gern über solche Personen reden konnten, ohne daß sie auch nur darum wußten. Es liegt auf der Hand, wie beschwerlich, mangelhaft, wenig zweckentsprechend im täglichen Leben eine solche Sprache ist; aber man kannte eben keinen andern Weg, und deshalb war man froh, eben doch diesen zu haben. Anders wurde die Sache, sobald man nach mancherlei Versuchen die volle Gewißheit erlangt hatte, daß dem Taubem nicht die Stimme und die Fähigkeit seiner Sprachorgane, nach einer bestimmten Schulung sie willkürlich zu gebrauchen, fehle, sondern es nur darauf ankomme, diese Fähigkeit bei ihm auf künstlichem Wege auszubilden, um ihn so zum wirklichen Sprechen zu bringen. Auf dieser Gewißheit und auf solcher Einsicht beruht denn die zweite, die jüngere Methode des Taubstummen-Unterrichts, die heute fast ausschließlich zur Anwendung kommende Laut-Methode, und sie ist es auch allein, mit der ich den Leser hier bekannt machen will, um ihm so einen Begriff davon zu geben, auf welche Art auch im Schleswiger Taubstummen-Institut die Kinder zum „sehenden Hören“ und zum „lauten Sprechen“ gebracht werden.

Ein eigentlicher Unterricht in der Geberdensprache findet in dem Schleswiger Institut schon seit vielen Jahren nicht mehr statt, sondern aus Not anknüpfend an die von dem taubstummen Kinde immer in die Anstalt schon mitgebrachte eigene,

unvollkommene Geberdensprache, seine eigentliche „Muttersprache", beginnt der Unterricht sofort mit der Lautsprache. Es kommt hierbei nun zunächst darauf an, das Kind zum Verständnis davon zu bringen, daß es einen Schatz, eine Fähigkeit besitzt, die es bisher gar nicht gekannt hat: eine Stimme; das Kind muß erkennen lernen, daß Mittel vorhanden sind, aus seiner Brust, oder richtiger, aus seiner Kehle noch etwas Anderes heraufzufördern und hervorzubringen, als nur den Atem, der unwillkürlich aus- und eingeht. Zu dem Ende muß das Kind zunächst beurteilen lernen, welches Gefühl beim bloßen Ausatmen und welches beim Bilden der Stimme entsteht. Jenes lernt der Zögling feststellen, indem er die Rückseite seiner Hand vor den Mund des Lehrers hält, während er seine andere Hand vor seinen eigenen Mund bringt, und nun das scharfe oder leise Ausatmen des Lehrers nachahmt. Hat das Kind so gelernt, daß es ganz das Gleiche kann, was der Lehrer kann, dann ist damit die erste Grundlage des Vertrauens zum Lehrer und der Anfang eines gewissen Selbstvertrauens hergestellt; beide sind aber gleich notwendig für den nächsten Schritt, den das Kind auf dem Wege des Lernens zu tun hat.

Dieser nächste Schritt im Taubstummenunterricht ist nun der, den Zögling dahin zu bringen, daß er zunächst vermittels des Tastgefühls und darauf ohne dasselbe die menschliche Stimme erkennen und dann selbst bilden und gebrauchen lerne; erst wenn dies gelungen und genügend geübt worden ist, kann zu der Erlernung verschiedener Laute, Buchstaben, Wörter usw. geschritten werden.

Der Leser sieht aus diesen kurzen Mitteilungen schon, ein wie langwieriger und schwerer, die äußerste Geduld des Lernenden, wie des Lehrenden erfordernder Weg derjenige der Ausbildung eines Taubstummen ist, und doch sind die in obigen Bemerkungen gegebenen Fingerzeige nur solche, die dem Leser weiter nichts als einen höchstens andeutungsweisen Einblick in den Taubstummenunterricht geben können, dessen weiterer Verfolg so viele Phasen zeigt, daß es unmöglich ist, hier eine näher eingehende Darstellung desselben zu geben. Nur das sei hier noch kurz erwähnt, daß bei der weiteren Verfolgung des angedeuteten Zieles die Anwendung des Spiegels ein ganz vorzügliches Hülfsmittel ist, indem der Schüler seine eigene Mundstellung usw. im Spiegel mit derjenigen des eben unterrichtenden Lehrers zu vergleichen hat, und es ist in vielen Fällen absolut nicht anders möglich, das Kind zur Wiedergabe des richtigen Lautes zu bringen, als auf diese Art.

Ist nun das Kind auf diese Weise in die Anfänge der menschlichen Sprache eingeführt, dann beginnt die Weckung der Begriffe von den Dingen, die ihm am nächsten liegen, und zwar geschieht dies einzig auf dem Wege der absoluten Anschauung oder der Anschauung mittels Bilder und des Vergleichens dieser mit der Wirklichkeit. Je besser der Lehrer es versteht, hier unmittelbar zu sein, d. h. dem Zögling das Bild oder den Gegenstand klar zu machen, ohne eine umständliche Erklärung einzuschalten, desto richtiger werden die Vorstellungen des Zöglings werden und desto besser, d. h. folgerichtiger wird er denken lernen.

Aber, wie gesagt, das alles erfordert viel, sehr viel Geduld und Liebe, und erst wenn das Kind lesen gelernt hat und dieses Mittel fleißig benutzt, um sich weiter zu bilden, wird dem Lehrer seine Arbeit mit diesem Zögling etwas erleichtert, freilich nur, um sie ganz in derselben Weise mit andern, inzwischen neu hinzugekommenen von vorn wieder zu beginnen. Denn wenn irgendwo, so ist an der Taubstummenanstalt unablässiges Arbeiten die oberste Bedingung für den Erfolg und das einzige Mittel, um zu einem solchen zu gelangen.

Der durchschnittliche Bildungszeitraum für einen Taubstummen erfordert acht Jahre, ein Zeitraum, wie er ja auch bei vollsinnigen Kindern im ganzen nicht geringer bemessen ist, und man muß staunen, wie das möglich ist, ein Kind,

das so zu sagen erst embryonisch entwickelt werden muß, in dieser Zeit soweit zu bringen, daß es nun konfirmiert und aus der Anstalt entlassen werden kann, besonders wenn man bedenkt, daß auch die abstrakten Begriffe, z. B. im Religionsunterricht, im Rechnen usw., dem Kinde geläufig zu machen sind. Ja, da stehen wir geradezu vor einem Rätsel, und nur wer es selber mit angesehen hat, auf welche geschickte Weise auch hier der tüchtige Taubstummenlehrer zu operieren weiß, der wird über die Zweifel hinwegkommen, die sich ihm nach dieser Seite hin immer wieder aufdrängen, und wer es gesehen, mit welcher Aufmerksamkeit die Kinder in der Religionsstunde dem Lehrer folgen, oder wer endlich einem vor versammelter Gemeinde abgelegten Glaubensbekenntnis Taubstummer bei der Konfirmation angewohnt hat, wer in einer Rechenstunde geförderterer Zöglinge der Anstalt zugehört und zugesehen hat, — auch der noch wird sich nicht enthalten können, abermals auszurufen: „Das ist ein Wunder vor unsern Augen!"

Freilich, das darf nicht vergessen werden, daß diese acht Jahre das Durchschnittsmaß der Bildungszeit der Zöglinge des Taubstummeninstituts ausmachen, und daß es viele, viele Ausnahmen von dieser Regel giebt; denn wenn es auf der einen Seite in seltenen Ausnahmefällen vorkommt, daß ein Zögling schon nach drei- bis vierjährigem Unterricht notdürftig vorgebildet ist und konfirmiert und entlassen werden kann, so fehlt es auf der andern Seite auch nicht an Fällen, und diese sind nicht eben so selten, in denen oft zehn bis zwölf Jahre kaum genügen, um das oben genannte Ziel zu erreichen; es geht eben hier, wie an jeder anderen Bildungsanstalt: neben der Regel besteht die Ausnahme als andere Regel.

Hat aber nun der Taubstumme das Ziel, welches ihm die Anstalt gesteckt und welches treue, liebevolle Lehrer mit ihm zu gewinnen gesucht haben, erreicht, ist er genügend vorgebildet, um konfirmiert werden zu können, dann heißt es für ihn einen Weg finden, auf dem er später als selbständiger, nützlicher und möglichst glücklicher Mensch durchs Leben wandern kann. Und auch da ist es wieder die Anstalt, die ihm auf jede nur denkbare Weise zu Hülfe kommt. Nachdem der Vorsteher sich mit den Eltern oder sonstigen Angehörigen der Entlassenen ins Einvernehmen gesetzt hat, wird der Knabe, entsprechend seiner Begabung, zu einem tüchtigen Handwerker oder sonst an eine für ihn passende Stelle in die Lehre gegeben; das Mädchen tritt als Dienstbote bei einer guten Herrschaft ein, erlernt Schneidern oder dergleichen, und hält sich der Taubstumme gut, so ist sein weiterer Lebensweg geebnet; denn nie, in welche Lage er auch gerät, ist er ganz von der Anstalt verlassen, sondern immer findet er hier, wenn er will, Zuflucht, Rat und tatkräftige Hülfe, ja, wenn er alt und hülfsbedürftig geworden ist, oft Unterstützung bis zum Lebensende. Denn die Anstalt betrachtet sich nicht nur als Bildungsinstitut, sondern sie betrachtet sich als das geistige Vaterhaus aller ihrer Zöglinge.

Damit sie solches denn bleiben möge, ist es eingerichtet, daß zum letzten Sonntag im Juni eines jeden Jahres an alle, die dem Institut einst angehört haben, alt und jung, ledig oder verheiratet, eine Einladung erlassen wird, sich wieder einmal gemeinsam daselbst einzufinden, um die alte Gemeinschaft aufzufrischen und zu festigen, um gemeinschaftlich Gott zu danken für alles, was er hier und von hier aus ihnen Gutes getan hat, und weiter zu empfangen aus seiner Fülle auch durch die Hände dieses ihres eigentlichen Zentralheims. Und es ist erfreulich, daß alljährlich diese Einladung von vielen einstigen Zöglingen gern angenommen wird und der bunte Kreis, der sich an dem genannten Sonntage im alten Vaterhause zu einer schönen Feier, die noch durch die auch an diesem Tage stattfindende Konfirmation der reifen Zöglinge und eine gemeinsame Abendmahlsfeier erhöht wird, ein recht großer ist. Aber freilich, es werden doch immer noch manche ver-

mißt, und so möchten denn diese Zeilen, wenn sie dem einen oder andern von ihnen oder Herrschaften oder Bekannten von Taubstummen aus dem Schleswiger Institut zu Gesicht kommen sollten, eine Mahnung sein, den ersteren an das vierte Gebot, das sich selten mehr in seiner Verheißung erfüllen wird, als gerade auch hier, — den andern, jeden einstigen Zögling des Schleswiger Taubstummen-Instituts auf die oben genannte Einladung so freundlich wie dringend immer wieder hinzuweisen, damit der Segen, der an diesem Orte ihrer wartet für und für, von ihnen ausgekauft werde, so lange er sich ihnen anbietet, und das ist all ihr Leben lang! —

Das ist das Schleswiger Taubstummen-Institut in seinen generellen Zügen. Wie es damals bei meinem oben erwähnten Besuche war, so ist es noch heute, wenn auch nach der äußerlichen Seite hin seitdem einige Änderungen an demselben vorgenommen sind. Es ist nämlich erfahrungsgemäß richtiger, solche Kinder, die



Taubstummenanstalt in der Alleestraße.

genügend gefördert sind, schon vor ihrer Konfirmation aus dem eigentlichen Erziehungshause zu entlassen und sie zu guten, zuverlässigen Bürgersleuten zur weiteren Erziehung innerhalb deren Familien zu geben; denn es hat sich herausgestellt, daß auf diese Weise das taubstumme Kind am besten fürs Leben erzogen wird, daß auf diese Weise am besten jenes etwas einseitige taubstummische Wesen abgeschliffen wird, welches dem allzu lange in der Anstalt verbleibenden Kinde, das mit Vollsinnigen dort ja nur in sehr beschränktem Maße verkehren kann, sonst oft für sein ganzes Leben hinderlich bleibt. Denn so sorgfältig auch die Anstaltserzieher vorgehen, besonders auch mit Rücksicht auf die praktische Ausbildung der Zöglinge, eine gewisse einseitige Beschränkung läßt sich innerhalb des Internats nicht vermeiden, ja, ich stehe nicht an, zu erklären, daß nach meiner gewonnenen Einsicht

auf Erhaltung dieser Beschränkung gerade ein Teil des Erfolges beruht, wenigstens während der ersten Erziehungsjahre.

Aber, wie gesagt, man hat erkannt, daß es besser ist, diese Beschränkung später aufzuheben, und ist demgemäß verfahren. Dieses Unterbringen der geförderten Zöglinge geschieht nun schon seit dem Jahre 1880, und man hat mit dieser so erweiterten Erziehungsmethode seitdem nur die besten Erfahrungen gemacht.

Weiter ist in dem genannten Jahre auch ein neues großes Schulgebäude in einem andern Stadtteil Schleswigs eingerichtet. Dasselbe dient ausschließlich Unterrichtszwecken, aber in aller Arbeit und bei aller bis zu einem gewissen Punkte ihm zustehenden Unabhängigkeit von der alten Mutteranstalt, untersteht doch auch dieses Institut der Oberleitung des Direktors der ganzen Anstalt, der, so viel Arbeit ihm auch durch diese Teilung mehr erwachsen ist, solche gern auf sich genommen hat in dem Bewußtsein, daß das Wohl der Zöglinge auf diese Weise gefördert worden ist.

Auch sonst ist an der Anstalt in dem letzten Jahrzehnt mancherlei geändert worden, aber alles, was geändert ist, bedeutet nur Verbesserung und hat nur dazu gedient, die Anstalt nach innen und nach außen zu heben, so daß sie jetzt, wie schon oben bemerkt, eine Musteranstalt ersten Ranges dieser Art nicht nur in deutschen Landen, sondern weit über dieselben hinaus ist. Um dem Leser das nochmals in gedrängter Kürze aus amtlicher Quelle vor die Augen zu stellen, habe ich aus den Berichten, die der Provinzialausschuß alljährlich dem Provinziallandtag auch über das Taubstummen-Institut erstattet, einige kurze Notizen gemacht, und gebe sie, soweit sie von allgemeinem Interesse sind, in Nachfolgendem wieder. Wenn sie nicht bis in die letzten Jahre hineinreichen, so hat das nur seinen Grund darin, daß jene Berichte während des letzten Jahrzehnts, den früheren so ähnlich sind, wie sie nur bei ruhiger, stetiger treuer Arbeit mit stets gleichem Erfolg zu sein vermögen.

Es arbeiteten an der Anstalt (Internat und Externat) im Jahre 1881—82: 1 Direktor (Herr Engelke), 10 Lehrer, 2 Lehrerinnen, 2 Handarbeitslehrerinnen; die Zahl der Zöglinge betrug am 1. April 1881: 115, davon 72 Knaben, 43 Mädchen (im Internat 74, im Externat 63). Eine neuerdings aufgeworfene Frage: ob nicht die Laut-Methode besser allein für die begabteren Schüler zu verwenden sei, wird von dem Direktor entschieden verneint, da schon die Fähigkeit, das gesprochene Wort absehen und verstehen zu können und die erziehlichen Resultate bei Erlernung der Lautsprache nicht zu unterschätzen seien. — Bedauert wird, daß noch immer die Sorglosigkeit mancher Eltern, vereinzelt auch von Volksschullehrern, die Überführung von taubstummen Kindern in die Anstalt verzögert und so deren Bildung oft sehr erschwert, mitunter ganz in Frage gestellt wird. — Am 1. April 1884 betrug die Zahl der Anstaltszöglinge 149, davon waren 90 Knaben und 59 Mädchen, von denen 97 bei Pflegeeltern untergebracht, die andern in der alten Anstalt, im Internat, erzogen wurden. Aus diesem Jahre ist ein Besuch auswärtiger Taubstummenlehrer zu verzeichnen, die sich nicht nur dem Direktor gegenüber mit großer Befriedigung über die Anstalt ausgesprochen haben, sondern auch zum Teil (die Skandinavier unter ihnen) sich in heimischen pädagogischen Schriften hochbefriedigt über das Institut und seine Leitung geäußert haben. — Am 1. April 1886 waren in der Anstalt 154 Zöglinge, 87 Knaben und 67 Mädchen, am 1. April 1887 in derselben 145 Zöglinge, 81 Knaben und 64 Mädchen, davon im Internat 73, im Externat 72, und am 1. April 1888 war die Zahl der Zöglinge, wie der Internierten und Externierten die gleiche. — Im Jahre 1886 wurde ein bedeutender Umbau des alten Anstaltsgebäudes vorgenommen, so daß z. B. jetzt sämtliche Schlafsäle zu ebener Erde belegen sind, die Schulzimmer in der Etage vermehrt, vergrößert und mit separatem Ausgang

versehen wurden, und was an Verbesserungen, die nötig oder wünschenswert waren, sonst noch bewerkstelligt worden ist. — Es wurde in diesem Jahre ein Lehrer mehr angestellt, so daß deren Zahl jetzt 11 ist, wozu noch die schon oben genannten vier Lehrerinnen kommen, so daß die Zahl der Lehrkräfte, einschließlich des Direktors, sich auf 16 beläuft. Als besonders bemerkenswert aber mag am Schluß dieser wenigen statistischen Notizen die sich im 86er Bericht findende Bemerkung erscheinen, daß in diesem Jahre eine Königl. englische Kommission von Fachleuten die Anstalt besuchte, und daß auch diese sich von allem Geschauten und Gehörten hoch befriedigt zeigte. — Leider habe ich aus dem letzten Jahrzehnt kein weiteres statistisches Material erhalten können, doch ist nach verschiedenen Notizen in Tageszeitungen usw. nicht daran zu zweifeln, daß eine ständige Fortentwicklung der Anstalt stattgefunden hat, wie denn auch nach den auch aus diesem Jahrzehnt zu verzeichnenden Besuchen seitens Auswärtiger, z. B. vor einigen Jahren einer schwedischen Kommission, anzunehmen, daß der Ruf des Schleswiger Taubstummen-Instituts derselbe hohe geblieben ist, wie er in den früheren Jahrzenten war.

Und damit will ich denn auch hier Abschied nehmen von einer Stätte, die ich als ein „Tabor" unserer Provinz bezeichnen möchte, die auch der Leser dieser Zeilen aus ihnen hoffentlich als eins der segensreichsten Institute unseres Landes erkannt haben wird.



Vegetationsbilder aus der Heimat.

Von F. Erichsen-Hamburg.

Mit 5 Original-Aufnahmen von Woldemar Kein-Hamburg.

Durch einen Zufall gelangte vor einiger Zeit ein Werk einer Amerikanerin, Mabel Osgood Wright, in meine Hände, das besonders durch seine Illustrationen mein Interesse erregte. Der Titel lautete: »Flowers and Ferns in their Haunts«, auf deutsch etwa: „Blumen und Farne in ihren Schlupfwinkeln".[1] Die Verfasserin will die Leser ihres Werkes mit der heimatlichen Pflanzenwelt an ihren natürlichen Standorten, in stimmungsvoller Umgebung vertraut machen. „Wilde Blumen aus ihrer Umgebung herausgerissen und als Zusammensetzung von Kelch, Blumenkrone, Staubblättern und Stempel betrachtet, sind völlig verschieden von denselben Blumen in ihrer natürlichen Umgebung. Wilde Heckenrosen, gleich ihren üppigeren Schwestern aus dem Garten in einer Kristallschale gehäuft, sind wohl schön, doch büßen sie die scheue Lieblichkeit ein, die ihnen eigen war, ehe sie am moosbewachsenen Zaune gepflückt wurden. Die Blume ist an ihrem natürlichen Standort ein Teil der Landschaft, ein Farbenton auf der Palette der Natur, und sollte nicht unbedachtsam entfernt werden. Wilde Blumen und Farne lernt man in Wahrheit nur da kennen, wo sie an ihren selbstgewählten Standorten ungestört kriechen, sich anklammern und hängen können."

Wer die Pflanzen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sie nicht bloß als mehr oder weniger seltene Arten sammelt oder nur ihre Blüten zu Sträußen zusammenhäuft, der wird in Feld und Flur auf Schritt und Tritt interessante Beobachtungen machen, und vor dessen Auge wird sich eine Fülle ungeahnter, reizvoller Bilder entfalten. Eine große Anzahl vorzüglicher photographischer Auf-

[1]) Verlag: The Macmilian Company, New York & London. 1901.

nahmen solcher Bilder dienen nun der Verfasserin dazu, in ihren Lesern das Interesse für diese Seite der Naturbetrachtung in zwingender Weise wachzurufen.

Und diese Bilder sind es, die mich besonders erfreuten, und das umsomehr, als manche der mit feinem Verständnis ausgewählten und mit großem technischen Geschick aufgenommenen Pflanzengruppen unserer deutschen Heimat entlehnt sein könnten, so sehr ähnelt die dargestellte Pflanzenwelt jenes Teiles der Vereinigten Staaten der unsrigen. Seltener sind es völlig fremde Pflanzentypen, weit öfter unverkennbar nahe Verwandte unserer heimatlichen Florenkinder und nicht selten gar alte, liebe Bekannte, denen wir dort begegnen.

Die Gedanken der Verfasserin sind ja nicht neu. Die Pflanzen nicht als Zusammenstellung von Merkmalen, sondern als lebendiges, zu der Umgebung in Beziehung stehendes Wesen kennen zu lernen, ist ja seit langem das Bestreben der neueren Forschung und diese Erkenntnis zu verbreiten, das Ziel jedes verständigen Unterrichts. Aber sehr fehlt es da an Bildern, die uns die Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung zeigen und dadurch die Freude an unserer schönen heimatlichen Pflanzenwelt wecken und uns zu derartiger Naturbetrachtung erziehen würden. Wohl stößt man auch bei uns hier und da auf ein hübsches Bild, das für einen besonderen Zweck irgendwie charakteristische Pflanzen in ihrer natürlichen Umgebung darstellt oder einem für solche Pflanzenstilleben besonders sein empfindenden Amateur-Photographen seinen Ursprung verdankt, aber meines Wissens ist bisher nie der Versuch gemacht worden, durch eine Reihe von solchen Gesichtspunkten aus zielbewußt aufgenommener photographischer Bilder unsere heimatliche Pflanzenwelt darzustellen.

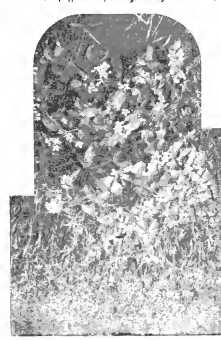


Fig. 1. Brombeerstrauch (Rubus plicatus) am Knickwall, Gr.-Borstel bei Hamburg.

Der Grund wird zweifellos der sein, daß für diesen Zweck ebensowohl eine gute Kenntnis und zwar nicht bloß Bücherkenntnis unserer heimatlichen Flora, als auch eine bedeutende photographische Technik neben feinem ästhetischem Empfinden, notwendig sind, also Bedingungen, die nicht allzu oft zusammentreffen. Jedenfalls aber hat es an der Anregung gefehlt, und diese zu geben, ist der Zweck meiner Zeilen. Wo die notwendigen Anforderungen sich nicht in einer Person erfüllen, da würde das Zusammenwirken eines Naturfreundes und eines Photographen gewiß denselben Erfolg haben. Sicher wird eine solche Arbeit bei allen Freunden unserer heimatlichen Natur freudige Anerkennung finden.

Vielleicht sind einige Fingerzeige hinsichtlich der Wahl der Motive und der Anordnung der gewonnenen Bilder gestattet. Am zweckmäßigsten verfährt man zweifellos, indem man auf Ausflügen von allen geeignet erscheinenden Pflanzen-

gruppen, ohne Rücksicht auf ihre systematische Zusammengehörigkeit, Aufnahmen macht. Charakteristische Pflanzen unserer Heimat in ihrer natürlichen Umgebung, in Blütenpracht prangende Büsche und Fluren, Dorngestrüpp und kletternde Schlingpflanzen, einzelne Pflanzen vom Zaun und Heckenwall, aus der



Fig. 2. Blühender Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis) vom Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg.

Waldlichtung und in idyllischen Winkeln, seltsam wunderliche Pflanzenformen, zierlich gestaltete Farne in schattiger Waldschlucht, die mannigfaltige Pflanzenwelt unserer Gewässer, herbstliche Zweige in leuchtendem Beerenschmuck: alles dies und noch vieles mehr ist zur Aufnahme geeignet. Bilder von ungeahntem Reiz erschließen sich in Fülle dem suchenden Auge, und so wohlgelungen die Bildnisse erscheinen, die der geschickte Photograph aus seiner Kamera hervorzaubert, er empfindet doch schmerzlich, wie viel ihm oft durch die Ungunst der Beleuchtung und der Witterung und durch die Unvollkommenheit der Technik von der gewollten Wirkung verloren geht.

Je besser man nun die Pflanzenwelt der Heimat kennt, desto zielbewußter wird man die Ausflüge gestalten und desto reicher wird die Ausbeute ausfallen. Manch liebliches Kind unserer heimatlichen Flora will an verborgenen Plätzen aufgesucht sein, und wer die Natur der Pflanzen nicht kennt, sucht oft auch häufigere Pflanzen vergeblich, die der Kundige, mit ihren Lebensbedingungen Vertraute ohne Mühe zu finden weiß. — Von verschiedenen Gesichtspunkten aus läßt sich das gesammelte Material ordnen. Man kann es nach den Jahreszeiten oder nach den einzelnen Wanderungen gruppieren, oder man richtet sich nach den natürlichen Pflanzenvereinen, also nach ökologischen Gesichtspunkten. Wiese und Wald, — und zwar der Fichtenwald wieder ganz anders als der Buchen- oder

Fig 3. Eine Kolonie Wasserfeder (Hottonia palustris) im Hammoor bei Tornesch (Holstein).

Eichenwald — Gebüsch und Felsenflur, Heide und Moor, Sumpf und See, Flußufer und Meeresstrand usw. haben ihre eigenartigen Pflanzenvereine. Und endlich, wem's besser behagt, der sammle und ordne zwanglos, etwa den folgenden Kapitalüberschriften entsprechend: Frühlingsnahen — Lenzespracht im Buchenwald — Stillleben im Moore — Unsere Orchideen — Im Schilf — Gartenflüchtlinge — Wiesenschönheit vor der Heumahd — Kinder der Sonne — Eine Bootpartie — Von Zaun und Hecke — Die Farne — Auf brauner Heide — Pilze im Walde u. a. m.

An einem Herbstausfluge am rechten Ufer der Elbe von Geesthacht aufwärts bis Lauenburg sei gezeigt, welch ein Reichtum an geeigneten Motiven sich uns bietet.



Fig. 4. Heidepartie bei Wilsede mit Gruppen von Wacholder und Birken.

Sofort, nachdem wir das sandige Ufer betreten haben, sehen wir weite Strecken von den großen, unterseits schneeigweißen Blättern der Filzigen Pestwurst (Petasites tomentosus) bedeckt. Sie ist charakteristisch für das Elbufer und gibt auch ohne die im ersten Frühling erscheinenden Blütenstände ein gutes Bild. Dicht daneben bilden mehrere große, vielverzweigte und stachlichte Burschen eine prächtige Gruppe. Es sind Disteln gleichende, jedoch zu den Doldenblütlern gehörende Feldmännertreu (Eryngium campestre), nächste Verwandte der allen Besuchern der Ostseebäder wohlbekannten Meerstranddistel. Wenige Schritte nur und wir stoßen auf ein niedriges Weidengebüsch, das durch ein Gewirr zahlloser rötlicher, bindfadendicker Fäden erbarmungslos zusammengeschnürt ist. Schnell den Apparat bereit, denn vor uns haben wir eine höchst interessante Planze, einen argen Schmarotzer. Es ist die hopfenartige Seide (Cuscuta lupuliformis), die weitaus größte und seltenste unter den einheimischen Seidenarten.

Wandern wir weiter, so finden wir im Rohrdickicht zur Rechten bald hier, bald da ein Bild, das wir in seinem ganzen Reiz festhalten möchten. Bald sind es einige großblättrige, hochragende Ampferstauden, die im Verein mit gelbblühendem Sumpfpippau (Crepis paludosa) unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Dann wieder überrascht uns das hübsche Bild einer Gruppe über meterhohen Ehrenpreises (Veronica longifolia), deren lange, schmale, himmelblaue Blütenähren freilich schon zum Teil verblüht sind. Und nun sehen wir es schon von weitem weiß herüberschimmern, als hätten wir ein Kulturfeld vor uns. Unabsehbare Mengen von Astern, insbesondere von der größeren einheimischen (Aster salicifolius), aber auch von der aus Amerika eingewanderten und jetzt völlig eingebürgerten Art mit zahlreichen zierlichen Blüten (A. parviflorus), haben sich hier zwischen Schilfrohr und Binsen eingenistet. Sowohl eine größere blühende Fläche, als auch einzelne Gruppen im schützenden hohen Riedgras geben uns prächtige Bilder.

Dazwischen stoßen wir hie und da auf ein kleines Idyll im Röhricht, auf

eine Anzahl des hübschen Gnadenkrautes (Gratiola officinalis) mit großen, weißen, röhrenförmigen Blüten, oder auf eine Wolfstrappgruppe (Lycopus europaeus), deren helles, scharf gezähntes bis fiederspaltiges Laub sich vom dunklen Schilfshintergrunde wirkungsvoll abhebt. Weiterhin, wo im Weidengebüsch das Schilfrohr besonders hoch steht, sehen wir im Gegensatz zu jenem Stilleben den Kampf ums Dasein, um Licht und Luft, aufs schärfste ausgeprägt. Mit fast 3 m langen Stengeln schlingt sich eine üppige Zaunwinde (Convolvulus sepium) von Halm zu Halm und bis in die Zweige des benachbarten krüppelhaften Weidenbaumes hinein, alles mit ihren pfeilförmigen Blättern und großen, weißen, trichterförmigen Blüten bedeckend: ein Bild von überraschender Wirkung. Auch an den zu den verschiedensten Arten gehörigen, oft seltsam gestalteten Weidenbäumen und Büschen, sowie an den Gruppen stattlicher Erlen dürfen wir nicht achtlos vorübergehen.

Zur Linken, aus dem Gebüsch am steilen Abhange, winken die leuchtend roten Beeren des wilden Schneeballstrauches; und, näher tretend, gewahren wir dort auch einen Holunderbusch, dessen Zweige sich unter der Last der reifenden schwarzen Beeren beugen. Kaum wissen wir, wohin wir uns zunächst wenden wollen, denn dicht daneben am Abhang ragt zwischen stachlichter, gelbköpfiger Eberwurz (Carlina vulgaris) und purpurn blühendem Dost (Origanum vulgare) ein mächtiges Exemplar des Bärenklau (Heracleum sphondylium) mit großen Blütendolden und edel geformten Blättern imponierend empor und zeichnet sich auf der dahinter aufsteigenden gelbweißen Erdwand als scharf umrissene Silhouette ab. Und hier und dort klettern und hängen Kratzbeer- und Brombeersträucher (Rubus caesius, radula und villicaulis) in wirrem Durcheinander, bald ein dichtes Gestrüpp bildend, bald in weitem Bogen über einen Abhang hinweghängend. Gibt es wohl einen malerischeren Winkel als diese, einst zur Zeit winterlicher Stürme durch Hochflut und Eisgang aufgewühlte Grube am Fuße des Abhangs mit dem moosbewachsenen, halb von Brombeergestrüpp und wilden Rosen überwucherten erratischen Block? Noch manches hübsche Bild bietet uns dieser Abhang, aber wir müssen weiter, wollen wir unser Ziel, Lauenburg, noch rechtzeitig erreichen. Doch diese stattliche Königskerze mit ihrer leuchtenden Blütenfackel und dort ein Häuflein vielblütiger Goldrute (Solidago virga aurea) lassen uns dennoch unwillkürlich Halt machen. Auch jenes quellige Gebiet mit seinen üppigen, in geselligem Verein wachsenden Stauden und Gräsern nimmt unseren Blick gefangen. Großblütige Weidenröschen (Epilobium hirsutum) bilden hier in Gesellschaft von Wasserdost (Eupatorium cannabinum), purpurn blühendem Weiderich (Lythrum Salicaria), Braunwurz (Scrophularia alata) und zartrispigem Schilf (Calamagrostis lanceolata) abwechslungsreiche Gruppen.



Fig. 5. Wollgras (Eriophorum polystachyum) in Hammoor bei Tornesch (Holst.).

Nun aber reißen wir uns los und wandern auf dem schmalen Fußwege mit raschen Schritten dahin, an immer neuen Flächen rötlichweiß schimmernder Astern vorüber. Doch nicht allzu lange; denn plötzlich gewahren wir vor uns auf der Wiesenfläche im Schutze einer Weide einige hohe, feinblätterige Stauden, Tannen en miniature vergleichbar, doch mit lebhaft roten Beeren. Erstaunt erkennen wir sie als wilden Spargel, der hier wie auch am Meeresstrande seine eigentliche Heimat hat. Diesem hübschen Bilde gesellt sich gleich ein zweites zu, das sich zu unseren Füßen ausbreitet. Zwischen niedrigem Grase sehen wir eine große Zahl rosenroter, langgestielter Blütenköpfe aus zierlichen Rosetten sich erheben. Es ist die Grasnelke (Armeria vulgaris), die wir oft in Gärten verpflanzt und als Beeteinfassung dienend, vorfinden. Und dicht daneben, zum Verwechseln ähnlich — fast hätten wir ihn deshalb nicht beachtet — breitet sich der wilde Schnittlauch (Allium schoenoprasum) in dichten Rasen aus.

Endlich haben wir das Dorf Tesperhude erreicht, wo wir zu kurzer Rast uns niederlassen wollen. Wir verlassen es jedoch nicht, ohne auch aus der Dorfstraße ein reizvolles Bild hinweggetragen zu haben. Eine große Kolonie Seifenkraut (Saponaria officinalis), das gerade in schönster, rosiger Blüte prangt, zieht sich hier an den aus rohen Findlingen aufgetürmten Steinwällen und einem alten vernachlässigten Bretterzaun hin.

Am Ufer weiter wandernd achten wir jetzt mehr auf die steiler und malerischer werdenden Höhen zur Linken. Hübsche Kieferngruppen und einzelne stattliche Eichen erfreuen unser Auge. Da und dort, aber immer spärlicher werdend, zeigen sich inmitten von dunklem Nadelwald rötlich schimmernde Streifen und Flecke. Zwischen blühendem Heidekraut treffen wir hier eine kleine Gesellschaft, die wir immer wieder beisammenfinden und deshalb in einem Bilde festhalten wollen. Hier mit blutroten Blüten in köpfchenförmigen Büscheln die Karthäusernelke (Dianthus carthusianum); dort ein auffallend bläulich-grünes starres Gras (Kolleria glauca); und bald hier, bald da, wenn auch überreif, die seltsamen Fruchtstände der im Frühjahr dunkelviolett blühenden Kuhschelle (Pulsatilla pratensis). Sie gleichen den allen Brockenbesuchern als Hexenbesen bekannten Fruchtköpfen der Pulsatilla alpina.

Ganz anders ist die Vegetation, welche die Seiten der schluchtenartigen Hohlwege, die ans Elbufer hinabführen, bekleidet. Hier ist in Wahrheit ein Schlupfwinkel der Farne, deren zierlich gefiederte Wedel unter dem schattenspendenden Laubdache zum Teil mächtige Rosetten bilden. Wir bewundern vor allem die zarten, dreieckigen Wedel des Eichenfarns (Phegopteris Dryopteris), der dort im Schutze eines mit Moos und Tüpfelfarn (Polypodium vulgare) bewachsenen Baumstumpfes eine Gruppe von entzückender Wirkung bildet. Mit ihm verglichen ist der Adlerfarn (Pteridium aquilinum), der nicht weit davon am sonnigen Waldrand ein fast mannshohes Wäldchen bildet, ein wahrer Riese. „Weiter! weiter!" mahnen uns Uhr und Kursbuch. Aber eine Anzahl Fliegenpilze in verschiedenen Entwicklungsstadien hält uns wider Willen auf. Von der kugeligen, noch von weißer Hülle umschlossenen Jugendform an bis zur brennend scharlachroten und weiß getüpfelten, völlig entwickelten Hutpilz und bis zum einfarbig gelbroten, durch kürzlichen Regenguß seiner Warzen beraubten, vergehenden Altersform finden sich alle möglichen Übergänge dicht neben einander und bieten einen Anblick, der uns erfreut, aber zugleich mit Bedauern erfüllt, daß der photographische Apparat diese Farbenwirkung nicht wiedergeben kann.

Mit beschleunigten Schritten geht es nun weiter, und nicht eher machen wir Halt, als bis uns beim Sandkrug, wo sich die Fähre nach dem gegenüberliegenden Marschdorfe Artlenburg befindet, im weißen Sande kräftige, gelbgrüne Pflanzen mit großen, stacheligen Früchten sowohl durch ihr Aussehen als auch

durch ihren unangenehmen Geruch auffallen. Eine Siedlung dieser italienischen Spitzklette (Xanthium italicum) in jener Sandmulde verdient sicher eine Aufnahme. Wenn wir aber in dem Hohlwege, der von hier nach dem auf der Höhe liegenden Dorfe Schnakenbek führt, hinaufwandern, so finden wir am buschbewachsenen Abhang ein Kraut, mit schönem, doppelt gefiedertem Laub und glänzend schwarzen Beeren, das Christophskraut (Actaea spicata), ein in unserer engeren Heimat selteneres Pflänzchen.

Wir wandern am Ufer weiter, und obgleich unsere Ernte schon überaus reich ist und wir kaum erwarten, viel Neues zu finden, so stoßen wir doch immer wieder auf interessante Pflanzen und fesselnde Gruppen. Leinkraut (Linaria vulgaris) mit löwenmaulähnlichen Blüten, Tausendgüldenkraut (Orythraea centaureum), gelbblühender Wiesenalant (Inula britannica), kräftig zum Lichte strebender Hopfen und Heckenknöterich (Polygonum dumetorum) und viele andere mehr verdienen, nicht übersehen zu werden. Große Flächen des niedrigen, oft überschwemmt gewesenen Ufers sehen wir jetzt zu unserer Rechten hier mit völlig goldgelbem Meerstrandsampfer (Rumex maritimus), dort mit niederliegendem, blaugrünem Strandling (Corrigiola littoralis) bedeckt. Wir wagen uns weiter hinaus über teilweise schlammigen Grund bis an den Rand der hier von der Elbe gebildeten ruhigen Buchten; uns lockt eine Anzahl stolzer Rohrkolben (Typha latifolia) mit prächtig schwarzbraunen Fruchtständen. Und jetzt entdecken wir hier auch eine Gesellschaft Wasserliesch (Butomus umbellatus) mit rosenroten Blütendolden auf schlanken Stielen. Dicht daneben stehen zwei einander nahe Verwandte, beide Doldenblütler, eine mächtige fast 2 m hohe Engelwurz (Archangelica officinalis) und der übelberüchtigte Wasserschierling, der hier aber mit seinen vielen weißen Blütendolden und seinem fein gefiederten Laube zwischen Binsen und Schilf gleich dem vorigen ein hübsches Bild gibt. Weiterhin auf dem stillen Spiegel der Bucht, der Strömung fast gar nicht ausgesetzt, breiten sich zwischen dem Laichkraut große rundliche Blätter aus. Wir erkennen sie als die seerosenartige Seekanne (Limnanthemum nymphaeoides), und vielleicht entdecken wir auch noch einzelne ihrer gelben Blüten, deren Zeit freilich fast vorüber ist.

Die vorgerückte Zeit zwingt uns zum Weiterwandern, und vorüber geht es an manchem hübschen Bilde, vorüber auch an dem hoch oben am Steilabhang zu Tage tretenden und als dunkles Band erkennbaren interglazialen Torfmoore, bis wir das besonders nach der Flußseite zu malerisch liegende Städtchen Lauenburg erreichen. Vielleicht haben wir noch Zeit, den Fürstengarten zu besuchen, um die herrliche Aussicht von der Höhe zu genießen und uns im Vorübergehen die Abhänge anzusehen, die im ersten Frühling von den gelben Blüten des Winterlings (Eranthis hiemalis) schier bedeckt sind, dann aber führen uns Dampfschiff oder Eisenbahn in unsere alltägliche Berufstätigkeit und lassen uns nur die Erinnerung an einen interessanten Tag und freilich auch reichen Schatz an Bildern aus der heimatlichen Pflanzenwelt, der uns und andern sicher manche genußreiche Stunde verschaffen wird.

Wie ich mir solche Aufnahmen denke und wie wirkungsvoll selbst einfache Motive sind, das zeigen die beigegebenen, auf solchen Ausflügen gelegentlich entstandenen Bilder. Ich verdanke sie der Güte des Herrn Woldemar Kein in Hamburg, unter dessen Aufnahmen ich sie vorfand. Sie zeugen sowohl von feinem Empfinden für die intimen Reize solcher Pflanzenidylle, als auch von großem technischen Geschick. Ich zweifle jedoch nicht, daß bei eingehender Pflege dieses photographischen Gebietes, besonders mit Aufnahmen kleinerer Pflanzengruppen in charakteristischer Umgebung, in reizvollen, malerischen Winkeln sich noch größere Wirkungen erzielen lassen.

15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Fortsetzung.)

Im kleinen Saal des Bürgervereins lag der Kristallisationspunkt unserer Generalversammlung, welche unser Vorsitzender, Rektor Peters-Kiel, mit gewohntem Schneid eröffnete, diesmal in seiner Ansprache besonders der Beziehungen Schillers zu unserer Heimat gedenkend. Unter den Sorgen um das tägliche Brot wollte die Schaffensfreudigkeit des Genius nicht gedeihen; auf den Rat des dänischen Dichters Jens Baggesen und des Kieler Professors Reinhold boten der Erbprinz von Holstein-Augustenburg (Urgroßvater unserer Kaiserin) und der dänische Minister Graf Schimmelmann dem kranken, schaffensmüden Dichter ihre Hilfe an: „Ihre durch allzu hastige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Talern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann. Es ist unser sehnlichster Wunsch, der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten." Und Schiller antwortete: „Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können." Aufs neue entfaltete der Aar seine Schwingen — möchte der Geist Schillers in unserm Volksbewußtsein allzeit wach und lebendig werden; auf ihn schaut auch unser Verein in seinem Streben, unserm Volke, insonderheit unsern Landsleuten die idealen Güter zu erhalten! — —

Herr Amtsrichter Dr. Hahn-Sonderburg sandte ein Glückwunsch-Telegramm, und unser Freund und schaffensfroher Mitarbeiter, Herr Gymnasiallehrer Magnus Voß-Husum, schrieb vom Krankenlager: „Heide, Klinik des Dr. Lammers, 10. VI. 05. Seit dem 23. Mai hier, am 31. operiert am Blinddarm, muß ich leider auch heute noch das Bett hüten. Wie gern ich unter Ihnen allen wäre, brauche ich nicht zu sagen. Ein herzliches, fröhliches Glückauf für die Tage des Festes wünsche ich Ihnen nicht nur persönlich, sondern auch als Vertreter des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. Allen lieben Bekannten und Freunden herzliche Grüße." [1] —

Herr Fr. Lorentzen-Kiel erstattete den Kassenbericht für das Jahr 1904.

Einnahme.	M.	Ausgabe.	M.
Kassenbestand am 1. Jan. 1904	210,49	Druckkosten der „Heimat," 1904, Heft 1—12	3012,25
Jahresbeiträge für 1903, Nachzahlung	59,95	Klischees	289,87
Jahresbeiträge für 1904	5888,30	Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1548,97
Für ältere Jahrgänge, Einzelhefte usw.	67,05	Honorar der Mitarbeiter	530,50
Für Anzeigen in den Jahrgängen 1903 und 1904	215,91	Honorar des Vorstandes	420,00
Zinsen und Sonstiges	46,65	Porto und Reisespesen	191,45
		Generalversammlung	91,45
		Inventar, Briefpapier, Drucksachen	110,92
		Sonstiges	75,95
			6271,36
		Kassenbehalt	216,99
	6488,35		6488,35

Die Rechnung ist von den Herren Techniker Radunz und Lehrer G. Kühn in Kiel revidiert und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wurde Entlastung erteilt. Für den ausscheidenden Rechnungsprüfer Herrn Radunz wurde Herr Lehrer Th. Möller in Kiel neu gewählt.

Ein Telegramm brachte die Einladung des Vereins für seine nächstjährige Generalversammlung nach Glückstadt durch den Herrn Bürgermeister dieser Stadt.

In Verfolg der dem geschäftsführenden Ausschuß auf der vorjährigen Generalversammlung zu Plön gestellten Aufgaben berichtete der Schriftführer:

[1] Herr Magnus Voß ist seines Lebens nicht wieder froh geworden. Auf dem diesjährigen Verbandstage schleswig-holsteinischer Tierschutzvereine in Itzehoe am 27. August mußten wir ihn abermals schmerzlich vermissen; wenige Tage später ereilte ihn der Tod. Zu früh wurde er seinem Schaffen entrissen. Unser Verein beklagt den Verlust eines begeisterten und tüchtigen Forschers unserer Heimat. Sein Andenken bleibe in Ehren!

1. Der Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Wieding-Plön: „Amateurphotographie unserer Heimat" ist inzwischen in unserer Monatsschrift erschienen. Es erübrigt nur, zu berichten, welche Schritte der geschäftsführende Ausschuß unternommen hat, um die vom Referenten gegebene Anregung, „das, was an Altem, Charakteristischem und Schönem in unserer schleswig-holsteinischen Landschaft sich nicht retten und erhalten lasse, wenigstens im Bilde festzuhalten und solche von kunstverständigen Amateurs hergestellte Bilder einer Zentralstelle zu überweisen," zur Durchführung zu bringen. Dem Ausschuß ist die Ausführung der in Plön übernommenen Verpflichtung sehr leicht geworden; denn kein besseres Rüstzeug konnte er finden als den „Verein zur Förderung der Lichtbildkunst in Kiel." Der gegebene Mittler war Herr Lehrer Theodor Möller Am 9. Januar 1905 führte Herr Möller an einem öffentlichen Lichtbilderabend, den genannter Verein mit dem Kieler „Dürerbund" zusammen veranstaltete, schleswig-holsteinische Landschaften vor; in den einleitenden Vortragsworten kam er auf die von Dr. Wieding-Plön gegebenen Anregungen zu sprechen, mit ihm die Notwendigkeit eines geschlossenen und energischen Arbeitens im Hinblick auf das in Plön gesteckte Ziel betonend. Wenige Tage später fand sich bereits ein tüchtiger Mitarbeiter in der Person des Direktors des Thaulow-Museums in Kiel, Herrn Dr G. Brandt, der Herrn Möller in seiner Wohnung aufsuchte, um mit ihm die Mittel und Wege zur Durchführung der schönen, kulturell hochwichtigen Aufgabe zu besprechen. Man kam vor allem darin überein, daß die Vorarbeiten einem Komitee anvertraut werden müßten. Dies setzte sich zunächst aus den Herren Dr. Brandt, Lehrer Möller und Dr. Wieding zusammen und hat sich später durch verschiedene angesehene Persönlichkeiten, u. a. durch die Herren Landesdirektor v. Graba und Stadtrat a. D. Kähler ergänzt. In der Komiteesitzung im Thaulow-Museum wurde beschlossen, an einzelne Amateur-Vereine, an Amateur-Photographen, durch Zeitschriften und Tageszeitungen einen Aufruf zu erlassen mit der Bitte um Einsendung geeigneten Materials. Sämtliche Bilder sollen in unvergänglichen Drucken (Platin-, Kohle- oder Gummi-Drucken) hergestellt werden. Für die Bilder wird eine mäßige Entschädigung gezahlt. Die Bilder sollen im Thaulow-Museum ausgestellt werden.

2. Der Unterzeichnete hat in der Dezembersitzung (1904) des Gartenbau-Vereins für Schleswig-Holstein zu Kiel einen Vortrag gehalten über „Pflanzenschutz" und in Anlehnung an die von dem Königl. Landrat Herrn von Rumohr zu Plön gegebene Anregung sich bemüht, den Verein für die Anlage eines Gartens zu interessieren, der ein Bild gebe von dem, was im Laufe der letzten 200 Jahre in unsern heimischen Gärten, insbesondere unsern Bauerngärten, an Blumen, Gemüse- und Arzneipflanzen kultiviert worden ist. Das Interesse der anwesenden Mitglieder tauchte auf, der Durchführung der Idee aber stellten sich viele Schwierigkeiten entgegen. In Kiel wird auf der Kruseschen Koppel ein niedersächsisches Bauernhaus zum bleibenden Angedenken errichtet; vielleicht gelingt es, dies Haus aus öffentlichen Mitteln mit einem altertümlichen Bauerngarten zu umrahmen.

An Vorträgen wurden folgende geboten:

1 **„Allerlei Doppelnamen im Herzogtum Schleswig und was damit zusammenhängt"** von Herrn Gymnasial-Professor Dr. Sach in Hadersleben.

2. **„Ein Kranz von Eichenlaub um das Bild des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade"** von Herrn Pastor Bruhn in Koldenbüttel.

Eine Debatte schloß sich an keinen der beiden Vorträge. Die mit Beifall aufgenommenen Arbeiten werden in unserer Monatsschrift im Wortlaut erscheinen.

Es folgte die Beschlußfassung über den von Herrn Dr. Herting, dem Direktor der Königlichen Realschule in Apenrade, eingereichten Antrag:

„Der Verein möge die Herstellung von Anschauungsbildern zur Heimatkunde von Schleswig-Holstein in die Hand nehmen oder doch in die Wege leiten."

Zur Begründung seines Antrages bemerkte Herr Professor Dr. Herting, daß sich ihm und anderen beim Unterricht im Deutschen, in der Erdkunde usw. die Tatsache aufgedrängt habe, daß man wohl den Schülern eine Anschauung geben könne von mitteldeutschen, tropischen und arktischen Gegenden, nicht aber von den charakteristischen Eigentümlichkeiten unserer engeren Heimat. Alles, was in unserm Lande der unmittelbaren Anschauung der Schüler entrückt ist, für Apenrader Schulen z. B. die Marsch, muß der Schilderungskunst des Lehrers und der Einbildungskraft des Schülers überlassen bleiben. Einer Kommission dürfte die Aufgabe zu stellen sein, passende Motive auszuwählen. In erster Linie dürfte es sich um landschaftliche Charakterbilder handeln müssen: Hallig, Marsch mit Deichen und Wurten, Dünen, Mittelrücken mit Moor und Heide, ein Bild, das den Gegensatz zwischen Marsch und Geest darzustellen versucht, also namentlich den Abfall der Geest (Kleve) zur Marsch, östliche Hügellandschaft, Ostseeförde usw. Dieser Serie ist eine solche mit historischen Denkmälern anzureihen: Hünengräber, Runensteine, alte Opferstätten usw. Auch unser Land hat seine geschichtlich denkwürdigen Stätten: Schloß Gottorp, Düppel. Als hervor-

ragende Bauwerke und Sehenswürdigkeiten kämen in Betracht: Kieler Hafen, Schleusen und Hochbrücken des Kaiser Wilhelm-Kanals, das niedersächsische Bauernhaus usw. Geologisch interessant ist z. B. der Segeberger Kalkberg. Referent verkannte die Schwierigkeiten, die sich der Beschaffung solcher Bilder in den Weg stellen, durchaus nicht; namentlich die Art, in der die Bilder hergestellt werden sollen, wird wohl am schwersten zu aller Zufriedenheit festzustellen sein, denn die beiden Fragen: wirkliche Ansichten oder schulmäßig komponierte Idealbilder (soweit von solchen die Rede sein kann)? — und künstlerische Wirkung oder belehrende Anschaulichkeit? werden wohl beide ihre Verfechter finden. Die Größe der Bilder müßte die der gewöhnlichen Schul-Anschauungsbilder (Lehmann usw.) und der Preis nicht zu hoch sein, so daß jede Schule sich solche Bilder beschaffen kann. Farbige Bilder verdienen im allgemeinen den Vorzug. Die Kommission hat nach Erledigung der wichtigsten Fragen prinzipieller Art sich mit tüchtigen Künstlern in Verbindung zu setzen, in erster Linie mit heimischen Künstlern, weil diese am intimsten mit der Eigenart des Landes und seiner Bewohner vertraut sein dürften. Schon auf Grund der Ankündigung des Antrages auf der Tagesordnung zur Generalversammlung hat Kunstmaler Burmester in Möltenort bei Kiel seine Mitwirkung zugesagt. Den Vertrieb müßte natürlich eine leistungsfähige Buchhandlung übernehmen. Ähnliches scheint — nach buchhändlerischen Katalogen — für Sachsen, Schwaben, Elsaß-Lothringen, Bayern, für die Schweiz usw. bereits zu bestehen und zwar in den Sammlungen von Meinhold, Hörle, Leder, Benteli & Stucki, Engleder. —

Bücherschau.

Vor drei Menschenaltern. Ein Roman aus dem holsteinischen Land von **Wilhelm Jensen.** Dresden, Reißner 1904. 8°. 453 S. Preis 7 M. — Der Roman setzt in Kiel ein. Er macht uns mit einem Studenten der Theologie bekannt, Folkrad Morhof, der in der Enge damaliger Spießbürgerlichkeit aufgewachsen, mit einer sehr spießbürgerlichen Kousine verlobt, auf einer Winterwanderung durch Ostholstein, die er um seiner Gesundheit willen unternommen hat, in eine neue Welt eintritt. Er gewinnt auf eine in Romanen nicht ganz ungewöhnliche Weise Zutritt zum Hause des Grafen von Walterstorff auf Altenkamp am Plöner See, dadurch nämlich, daß er die Tochter des Grafen, die auf dem See beim Schlittschuhlaufen eingebrochen ist, vom Tode rettet. Bei einem späteren Besuche zur Pfingstzeit trifft er dort Klopstock, Voß, Gerstenberg, Friedrich Leopold von Stolberg, dann aber auch französische Emigranten, unter ihnen den Herzog Louis Philipp von Chartres. Morhof und die junge Comtesse Ina, die er gerettet hat, finden sich zum Liebesbunde; aber die aristokratischen Eltern hätten gerne Louis Philipp zum Schwiegersohn Als dieser sich der jungen Dame zudringlich naht, erhebt der Student gegen ihn den blanken Degen; er wird aber entwaffnet und eingesperrt. Die Geliebte will ihn in der Nacht retten; aber er ist schon befreit, und zwar durch ihre Großmutter, die ihm sonst immer als unnahbare Aristokratin entgegengetreten ist. Die Matrone läßt die Enkelin in ihr Herz blicken, das einst an den gleichen Stätten heiß für Morhofs Großvater geschlagen hat. Sie hat damals verzichten müssen, und das ist jetzt auch das Los der Enkelin. — Morhof verläßt die Heimat, wendet sich den Naturwissenschaften zu und macht Forschungsreisen mit dem Prinzen von Wied, der als zehnjähriger, frühreifer Knabe bereits in der Geschichte aufgetaucht ist, nach der Neuen Welt. Am Abend seines Lebens kehrt er in die Heimat zurück und besucht an einem Junitage jenes holsteinische Gut zum ersten Male wieder. Er findet ein neues Geschlecht, von seinen Bekannten nur sie, die er auch allein sucht, die jetzt aber eine unnahbare Dame geworden ist, wie einst ihre Großmutter. Doch als er am nächsten Morgen vor Tag und Tau fortreiten will, erwartet sie ihn, führt ihn an die Stätten, an denen sie einst glücklich waren, und beide verleben in der Erinnerung selige Stunden. Und ob sie dann auch für immer scheiden: „Nicht auf Wiedersehen — wir wollen nicht wieder am Tisch des Grafen Walterstorff miteinander sitzen. Aber von uns hören werden wir und miteinander weiterleben, bis die Nacht kommt." — Viel Romantik ist in dem Buch, wie bei Jensen immer, aber es ist, alles in allem genommen, ein sehr schönes Buch, eins der besten von den vielen Büchern, die der Dichter in den letzten Jahren geschrieben hat. Treffliche Bilder aus dem kleinstädtischen Leben, ungemein stimmungsvolle Naturschilderungen, zarte und gehaltene Liebesscenen, scharfe Charakterzeichnungen der vier Dichter, der gräflichen Familienglieder, — alles vereinigt sich zu einem Kunstwerk, zu dem man immer wieder mit neuem Genuß zurückkehrt. Mehr noch als in seinen beiden andern schleswig-holsteinischen Romanen (Wunder auf Schloß Gottorp und Aus meiner Vaterstadt) scheint mir Jensen in diesem Werke als Heimatdichter auf der Höhe zu stehen.

Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

236. Bechler, Karby. 237. Dr. med. Häberlin, Wyk a F. 238. Harrebye, Lehrer, Aggerschau (Kr. Hadersleben). 239. Hirschberg, Rittergutsbesitzer, Perdöl. 240. Frl. Jensen, Lehrerin, Friedrichstadt. 241. Frl Kruse, Lehrerin, Husum. 242. Lothes, Musiklehrer, Heide. 243. Nissen, Kreistierarzt, Husum. 244. Rathje, Gastwirt, Karby. 245. Frau Dr. Rieck, Blankenese. 246. Stollberg, Schneidermeister, Neumünster. 247. Thode, Lehrer, Wesseln bei Heide. 248. Dr. L F Weber, Kiel.

Zur Nachricht:

1. Gesucht werden die Hefte Nr. 2, 3 und 6 der „Heimat" 1900.
2. Ein Mitglied bietet zum Verkauf die Jahrgänge I bis XIII an, tadellos gebunden, wie neu für 50 M. Die Jahrgänge werden nur als geschlossene Reihe abgegeben.
3. Der Unterzeichnete nimmt weitere Angebotene auf Kauf und Verkauf vergriffener Jahrgänge entgegen.

Kiel, den 25. September 1905. Geibelallee 2². **Der Schriftführer:** Barfod.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 11. November 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats and wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12 maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Vereinsgabe 1905.

Unter Hinweis auf die bezüglichen Veröffentlichungen in **Heft 8 und 9** des laufenden Jahrganges der „Heimat" sei hierdurch nochmals die Bestellung der Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in Deezbüll:

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause"

den Mitgliedern unseres Vereins angelegentlichst empfohlen.

Wir hoffen, daß den bisher erledigten **115** Bestellungen noch viele folgen werden.

Kiel, den 24. Okt. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

J. A.: F. Lorentzen.

Bücherschau.

Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1906. 38. Jahrgang. Herausgegeben von **W. Lobsien.** — Den Lesern der „Heimat" ist der Kalender ein alter Bekannter. Doch hat er in diesem Jahre nicht nur sein Gewand erneuert, sondern er zeigt auch in seinem Charakter wesentliche Veränderungen. Was er immer schon sein wollte: ein echtes Schleswig-Holstein-Buch, das ist er in diesem Jahre geworden. Vom ersten bis zum letzten Bogen hat er das Gesicht des Niedersachsen, des Friesen, der zwischen den Nordmeeren seine Heimat hat. Dadurch unterscheidet er sich vorteilhaft von den für das ganze deutsche Reich gleichmäßig hergestellten Kalendern, die nur durch einen oder einen halben angeflickten, mit anekdotenhaftem, je nach der Provinz verschieden ausgewählten Material gefüllten Bogen verraten, für welche Landschaft sie bestimmt sind. — Namentlich der literarische Teil des Kalenders zeigt das. Klaus Groths „Min Modersprak" ist ihm vorangesetzt. Die schlichte Musik des wundervollen Liedes ist die stimmungsvolle Ouverture zu dem Konzert, das unsere lebenden schleswig-holsteinischen Sänger nun folgen lassen. Es würde zu weit führen, alle Beiträge zu charakterisieren. Die Aufzählung

der Namen der Autoren überzeugt von der literarischen Höhe dieses Kalenderteils. Adolf Bartels, Ottomar Enking, Otto Ernst, Gustav Falke, Joh. Hinr. Fehrs, Herm. Heiberg, Wilh Jensen, Detlev v. Liliencron, Schönaich-Carolath, Helene Voigt, Professor Wisser, auch der durch seine literarisch produktiven und kritischen Arbeiten allen Lesern der „Heimat" bekannte Herausgeber W. Lobsien und andere haben ihre Kunst in den Dienst des Kalender-Unternehmens gestellt. Eine so stattliche Zahl namhafter, weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus bekannter Dichter ist in einem Kalender seit vielen Jahrzehnten sicherlich zum ersten Mal wieder vereinigt. Das ist ein großes Verdienst des Herausgebers. Dabei hat der Kalender seinen volkstümlichen Charakter voll bewahrt. Es helfen dazu auch die mehr belehrenden Aufsätze von H. Barfod, P. Ingwer, H. Theen u. a. — Selbst im Kalendarium zeigt das Jahrbuch sein heimatliches Gepräge: plattdeutsche Sprichwörter, eine weit in Schleswig-Holsteins Vergangenheit reichende Witterungsschau sind eingestreut. Die Zeiten des Eintritts von Flut und Ebbe sind für den Meridian von Schleswig berechnet. — Daneben finden sich noch mancherlei wissenswerte Nachrichten über Märkte, Postsendungen, Ratschläge bei Unglücksfällen usw., die geschickt zusammengestellt sind. — Das Deckelbild ist von unserm Landsmann K. Storch gezeichnet. Es stellt einen wetterfesten Lotsen dar, dessen harte Züge voll vom Lichte der Bussole beleuchtet werden, und der, die nervigte Faust fest am Ruder, sein Schiff sicher durch die Nacht steuert. Der übrige Schmuck des Buches stammt von verschiedenen Künstlern. — Der Verlag hat das Format der früheren Jahrgänge beibehalten und an der Ausstattung nicht gespart; auch der Preis — 0,50 ℳ für 171 Seiten — ist derselbe geblieben. — Wir bitten alle Leser der „Heimat," sie wollen sich von dem Wert des literarisch vorzüglichen, echt schleswig-holsteinischen Hausbuches überzeugen und nach Kräften für seine Verbreitung eintreten. K. Jungclaus, Kiel.

Mitteilung.

Die alte Laterne. Wenn im August und September die Dämmerung beginnt, so hört man auf den Straßen das Singen „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne" und sieht Scharen von Kindern mit ihren Laternen laufen. In meiner Jugend kannten wir noch keine Papierlaternen. Wir nahmen dann eine recht große Gurke oder lieber noch eine schöne rote, recht glatte Runkelrübe, schnitten oben einen Deckel ab, höhlten sie aus und schnitten in die Schale noch einige Figuren hinein, auch wurde mitunter ein Name eingeritzt. Dann wurde an jeder Seite ein kleines Loch für ein Band gemacht und unten am Boden der Höhlung ein Endchen Talglicht befestigt, und unsere Laterne war fertig. Wir gingen dann singend längs der Straße und sangen auch in den Häusern von Bekannten. Es war ein recht wunderliches Lied, welches wir sangen, und was wir uns dabei gedacht haben, und ob wir überhaupt etwas dabei gedacht haben, weiß ich nicht. Es heißt:

Madden, Madden Hörken,
Har en roden Rörken,
Har en roden Röckschen an,
Dat wer min ol Maddenmann.
Madden, Madden Göschen,
Si' ni all to böschen.
Hier en Stohl un dor en Stohl,
Op jeder Stohl en Kissen
Un dor en Pannkok twischen.
Schall ick ni en Snup Licht?

Dann wurde uns meistens ein Endchen Talglicht gereicht, oftmals gab's sogar einen Dreiling, wofür wir ein Licht kauften. Wir hatten dann für den andern Abend etwas zum Brennen für unsere Laterne.[1] A. Siercks, Heide.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Petersen, Hermann, „Ein Fünfundachtziger," Kommissionsverlag von C. Heldt in Eckernförde. Preis geb. 4 ℳ. — Der Heidjer. Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1906. Herausgegeben von H. Müller-Brauel. Mit Zeichnungen der Worpsweder Künstler. Verlag von Dr. Max Jänecke in Hannover. Preis 1 ℳ. — Beiträge zur Geschichte der Familie Hennings (1500—1905) und der Familie Witt (1650—1905), herausgegeben von J. F. B. Hennings, Lehrer in Lübeck, und P. Ch. J. C. Hennings, Obergerichtsanwalt in Kopenhagen. 2. Aufl. — Kind und Kunst, Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes, 2. Jahrgang. Heft 1, jährlich 12 Hefte 14 ℳ. Herausgeber Hofrat Alexander Koch. Verlagsanstalt von Alexander Koch in Darmstadt. — Engelbrecht, Bodenanbau und Viehstand in Schleswig-Holstein. Atlas, bestehend aus 3 Tafeln und 144 Nebenkarten. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

[1] Prof. Schumann erwähnt in seinem Lübeckischen Spiel- und Rätselbuch auch diesen Brauch. Er schreibt: „Kürbisse und Rüben werden ausgehöhlt, allerlei Gestalten eingeschnitten, wie Sonne, Mond und Sterne, und so Laternen hergestellt. Mit diesen gingen die Kinder vordem auf den Straßen und sangen ihre Laternenlieder." Die Schriftleitung.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 11. November 1905.

Kreisschulinspektor Johannes Petersen, ein schleswig-holsteinischer Schulmann und Dichter.

Geboren am 6. Januar 1837, gestorben am 4. Dezember 1887.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins in Hadersleben am 14. Juni 1905.

Von E. Bruhn in Koldenbüttel.

Wer auf sein Leben Rückschau und in der Gegenwart Umschau hält, dem bleibt das Auge gerne haften an den Personen, durch die Gott ihn segnete und beglückte. Vor seiner Seele steigt ihr Bild geistig empor. Er sinnt sich hinein in ihre Gedankenwelt und webt Fäden aus der unsichtbaren Welt hinüber in seine Seele. Alte schlummernde Klänge werden in der Brust erweckt und klingen in leisen Akkorden von Freundschaft, Verehrung, Nacheiferung und unvergeßlicher, dankbarer Erinnerung. Die Vergangenheit wird lebendig, die Stunden früherer Seelengemeinschaft tauchen aus der Ewigkeit empor und gießen ihren Inhalt in die Gegenwart. Das verleiht der Flüchtigkeit des Daseins bleibenden Wert. Man kostet etwas vom ewigen Leben. Eindrucksvolle Worte, die man einst hörte aus ihrem Munde, erwachen wieder, füllen sich mit dem Leben eigener Erfahrung, gewinnen ungeahnte Wahrheitsfülle und Bestätigung. So nehmen geschiedene oder in der Ferne weilende liebe Menschen Fleisch und Blut an. Sie umgeben den Lebenden. Ihre Gestalten schreiten auf ihn zu, ihr Antlitz blickt ihn an, und er, der solches erfährt, bekennt: Menschen weben und bilden des Menschen Glück.

Alle, die unter dem Einflusse des Kreisschulinspektors Johannes Petersen in Apenrade und in Berührung mit seinem Geiste als Schüler oder Freunde gestanden haben, werden obige Erfahrung bestätigt finden. Das Lebensbild, welches in folgenden Zeilen von ihm skizziert werden soll, möge dazu dienen, seine Gestalt als die eines begnadigten Lehrers und Erziehers aus schleswig-holsteinischem Schrot und Korn lebenstreu hinzustellen.

Unter den Kindern des Küsters Thomas Petersen in Eggebek lenkten die ungewöhnliche Begabung und der natürliche Lerntrieb des ältesten Sohnes Johannes bei der Berufswahl frühzeitig und ungesucht den Blick auf dessen Ausbildung zum Lehrer. Der Vater und sein Pastor Friis teilten sich in diese Aufgabe. Als der Knabe 1852 konfirmiert war, war er bereits fähig, als Präparand an die Küsterschule zu Satrup zu treten. Die nächsten Jahre von 1853—1855 brachte er in Bojum zu, unter Anleitung des erfahrenen Lehrers tagsüber an den Kleinen in der Schule zu verwerten und anzuwenden, was er sich in seinen freien Stunden unermüdlich aus Büchern oder an Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen auf weiten Wegen von freundlichen und erprobten Lehrern der Umgegend an Kennt-

nissen und Fingerzeigen geholt und erarbeitet hatte. Es war das eine Zeit schweren Ringens um die richtige Methode und deren geschickte Anwendung, eine Zeit ernsten Suchens und tiefen Grabens nach den Goldkörnern gediegener und den Krystallen klarer Kenntnisse heraus aus dem ungeordneten Wust der Wissensstoffe, auf deren Gebiete er geführt ward. Es hatte diese Art der Vorbildung ihre großen Bedenklichkeiten, daß nämlich mancher verfehlte Schächte trieb und Gängen nachspürte, welche zunächst der Schule und den Kindern wenig abwarfen. Meistens aber erfuhren die so Strebenden, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt. Was jedoch auf diese Weise sauer errungen und ausprobiert war, war mehr zu Fleisch und Blut, wertvolleres Eigentum geworden, als wenn es ihnen säuberlich zerlegt, zugeschnitten, richtig zugeteilt und mühelos angeeignet worden wäre. Was aber wohl bedacht sein will, war das, daß damals in jener Zeit des Frühlingsringens ein hoher Geist des Idealismus und des ungeteilten, hingebungsvollsten Werbens um die schöne Lehrerweisheit durch die Seelen der Lehrerwelt wehte.



Kreisschulinspektor Johannes Petersen.

So vorbereitet bezog der strebens- und hoffnungsreiche Jüngling das Seminar zu Skaarup, an welchem Direktor Schurmann in Religion und Lehrer Meier in Mathematik und Sprache die Wissensdurstigen nicht nur befriedigte, sondern auch zu selbständigem Forschen begeisterte.

Bereits nach zwei Jahren ward Johannes Petersen als „außerordentlich geschickt" entlassen (1857). Ihm bezeugte Monrad, der damals das Seminar besichtigte: „Sie bedürfen der Erholung, sonst sollten Sie nach Kopenhagen" zum Kursus für weitergehende Seminaristen im Studium der Naturwissenschaften und neuerer Sprachen.

Der Kräftigung seiner Gesundheit diente Petersens Aufenthalt als Hauslehrer auf Schwanholm in Angeln. Während er drei Jahre lang einige Knaben unterrichtete, sorgte deren Mutter für seine Gesundheit. Mit zunehmender Kraft wuchs auch die Energie, mit welcher er das Studium der deutschen, englischen, französischen Sprachen betrieb; Musik trieb er in den Erholungsstunden.

Ins öffentliche Schulamt zu Flensburg trat Petersen im Jahre 1860. Hier erwarb er sich das Zeugnis des Propsten Hansen, welcher zu einem Freunde äußerte: „Ich habe noch niemand unter den Lehrern kennen gelernt, der wie der

junge Petersen zu katechisieren versteht. Es ist ein Genuß, ihn zu hören." Alle Nebenstudien hatten also weder Begabung noch Aufmerksamkeit von dem Mittelpunkte der Lehrerkunst abgelenkt, vielmehr dazu gedient, seinen Geist zu schulen im folgerichtigen Denken und zu schärfen für die Erkenntnis des Seelenlebens im Kinde.

Begreiflich ist es, daß Schleswig solche Kraft in den Dienst seiner Bürgerschule zog. Nach einjähriger Wirksamkeit in Flensburg ward Petersen Lehrer an der Oberklasse der Mädchenabteilung in Schleswig. Hier gedachte er sich dauernd zu betätigen. Hier verheiratete er sich mit der jüngsten Tochter des Pastors Petersen in Großen-Wiehe, — ein Glück von nur kurzer Dauer. Er rüstete sich zur Weihnachtsfeier im Jahre 1864, als seine Gattin im Tode von ihm schied und ihm als Pfand der Liebe zwei Kinder hinterließ.

Das Leid und die vermehrte Sorge trieb Johannes Petersen nur noch tiefer hinein in den Tempeldienst der Wissenschaft. Vermehrte Fürsorge nahm er freudig auf sich, als er seinem Vater die Einwilligung durch inständiges Bitten abrang, daß sein hochbegabter jüngster Bruder Hermann sich unter seiner brüderlichen Leitung auf der Domschule für das Studium der alten Sprachen vorbereiten durfte. Welche Spannkraft des Geistes mußte in ihm ruhen, da er von diesem Augenblick an sich in die Beherrschung der alten Sprachen hineinarbeitete teils aus brüderlicher Liebe, teils aus Forscherdurst. Durch diese Studien kam er mit dem damaligen Direktor Karl Heinrich Keck an der Domschule in persönliche Beziehungen, die auch später noch brieflich unterhalten blieben, solange der hochbegabte Bruder den Gegenstand gemeinsamen Interesses bot. Leider sollten die Hoffnungen, zu denen diese geniale Natur berechtigte, zu früh zu nichte werden. Hermann Petersen hat vor Orleans am 4. Dezember 1870 sein Herzblut fürs Vaterland vergossen. Professor Ribbeck in Berlin ehrte das Andenken des jungen Studenten durch die Universitätsschrift, welche er zur ersten Reichsfeier des Kaiserlichen Geburtstages veröffentlichte. Denn in ihr nahm er unter dem Jubelruf „Wir sind unverwüstlich" mehrere Briefe dieses seines Lieblingsstudenten aus dem Felde auf und gab eine lateinisch geschriebene Abhandlung von ihm heraus.

Doch zurück zu unserem Lebensbilde. Johannes Petersen trug sich bereits mit dem Gedanken, Schulter an Schulter mit seinem jüngeren Bruder ein Sprachgelehrter zu werden, als die oberste österreichisch-preußische Behörde ihn an das von dänischer Herrschaft befreite deutsche Seminar in Tondern rief. Das war zu Ostern 1865 gewesen. An dieser Anstalt ist er durch Vorbild und im Unterricht eine Zierde und ein begeisternder Erzieher seiner Zöglinge gewesen. Der Schreiber vergißt es nicht, wie begeistert ein tüchtiger Lehrer in weißem Haar zu ihm sagte: „Kreisschulinspektor Petersens Lebensbild müssen Sie zeichnen, er war mein Lehrer, ihm verdanke ich mein Bestes!" So lohte noch nach mehr als dreißig Jahren die Glut der Begeisterung für diesen Mann in dessen Brust. Rechnen, Mathematik und dänische Sprache waren die Fächer, in denen er reichlich zehn Jahre lang (1865—1875) unterrichtete. Zu der Gründlichkeit und anregenden Frische fügte Johannes Petersen in diesen Jahren die ursprüngliche, ungefärbte Herzlichkeit im Verkehr. Das verschaffte ihm zur Achtung dankbare Liebe.

Seinen mutterlosen Kindern gab er eine treue Mutter wieder, seinem Hause eine freundlich waltende Hausfrau, sich selbst eine Lebensgefährtin, die namentlich später in seiner Leidenszeit ihre goldene Treue und Selbstlosigkeit bewies, als er Anna Pörksen aus Hoyer im Jahre 1866 heiratete.

Wie ein Wintersturm traf ihn die Nachricht vom Heldentode seines Bruders. Aber größer als die Bruderliebe war in ihm die Liebe zum deutschen Vaterlande. Denn trotz des Schmerzes über alle so plötzlich geknickten Hoffnungen sprach er:

„Ich möchte das teure Leben meines Bruders Hermann nicht erkauft sehen mit dem Bewußtsein, daß er nicht bereit gewesen wäre, sein Vaterland zu verteidigen." Ihn mochte so manche innige Teilnahme trösten, auch die Ehre, daß die Gemeinde Eggebek seinem Bruder, dem einzigen im Feldzuge 1870/71 aus ihrer Mitte Gefallenen, neben der Friedenseiche ein Denkmal setzte. Vergessen und verwunden hat sein Herz diesen Schmerz nicht. Seitdem konnte seine Seele sich nicht wieder aufschwingen, lyrische Gedichte und Lustspiele wie früher zu schreiben; seitdem ließ sie ihn nur ernste Dramen, besonders die Tragödie aus seiner Feder fließen.

Wir verraten und erraten schon damit, daß Johannes Petersen ein Dichter im Lehrermantel war. Und ein Philosoph. Mit durchdringendem Geiste hatte er die Höhen und die Tiefen der Wissenschaft durchforscht.

Mit seiner Ernennung zum Seminarlehrer hatte Petersen auf weitere Kreise der heimischen Lehrerwelt einen bestimmenden Einfluß gewonnen. Mit seiner Ernennung zum Kreisschulinspektor in Apenrade (1876) schien sein Arbeitsfeld und sein Einfluß begrenzter zu sein, in Wirklichkeit aber ward sein segensreiches Wirken tiefer ins Volk eindringend. Die früher zu seinen Füßen gesessen hatten, bewahrten sein Bild als das eines Musters von einem Seminarlehrer in dankbarem Herzen und trugen seinen Geist in die Gaue Schleswig-Holsteins hinaus. Darauf gründete sich das Vertrauen, welches in seiner jetzigen Stellung ihm die Lehrer entgegentrugen, ein Vertrauen, das nicht erzwungen war, sondern frei aus dem Herzen hervordrang wie der Klang der Glocke, der aus ihrer Seele bei jeder Berührung bald schwach, bald gewaltig erklingend tönt und mit seinen Schwingungen die Nähe und Ferne ergreift.

Johannes Petersen wollte als Kreisschulinspektor Schulpfleger sein und war es auch. Der selbst ein Leben voll ernster Arbeit hinter sich liegen sah und jeden gegenwärtigen Augenblick zur Arbeit verwendete, verstand Arbeit zu würdigen und anregende, klare Fingerzeige zu geben. Wo es gut ging, munterte er durch unverhohlene Freude an, wo Schwierigkeiten sich darboten, half er durch Rat und Tat und brachte Licht in die Dunkelheit, wo die Arbeit mißlang, zeigte er den rechten Punkt zu erneutem, glücklicherem Anfang. Fest und wahr gegen sich selbst, bewies er sich ohne Falsch und treu gegen andere, selber selbstlos und bescheiden, bewies er sich milde, weise, demütig gegen seine Untergebenen. In allen Dingen bewahrte er einen hohen Sinn fürs Ideale. Sein sprühender Geist verstand die Funken frischen Geisteslebens zu erwecken. Seine erworbene Tüchtigkeit war imstande, musterhafte Beispiele aufzuzeigen. Das energische Denken stellt er als Grundlage ersprießlichen Wirkens voran. Er vergleicht solche Gedankenarbeit gelegentlich mit dem Schwimmen. „Man kann das Denken mit dem Schwimmen vergleichen," spricht er. „Der Schwimmer entledigt sich seiner Kleidung, ehe er ins Wasser springt; denn die Kleider würden seine Bewegungen hemmen, sein Vorwärtsrudern auf dem Wasserspiegel, wie sein Hinabtauchen in die Tiefe. So auch der Denker. Will er einen Begriff, der in der Tiefe des Erkennens, der Wissenschaft ruht, hervorheben, um ihn zu prüfen, zu erklären, zu reinigen, so hat er sich vor allen Dingen im geistigen Sinne des Wortes zu entkleiden, d. h. alle ungehörigen oder nebensächlichen Begriffe und Vorstellungen von sich abzustreifen, abzuziehen. Wie ein verworrener Kopf alles durcheinander mengt, wie er unablässig sein Ziel aus dem Auge verliert und auf Abwege gerät, wie er mit einem „manchmal" — „auch noch," „vielleicht" — oder „zuweilen" immerfort neue, ungehörige Dinge heranzieht, wie er vor lauter Gedanken nicht zum Denken kommt und schließlich sozusagen in seinem eigenen Fett erstickt, so ist gerade das Merkmal eines klaren Denkens die Kraft, Gedanken abzuleiten, die Keuschheit, mit welcher man allerlei aufdringliche, vielleicht an sich hübsche Nebengedanken abweist."

Man sieht, Johannes Petersen war Philosoph. Sein Denken beschäftigte sich namentlich mit den uralten Rätseln des menschlichen Seelenlebens, der Schuld und der Freiheit. Das Christentum gibt ihm allein die Lösung. Man kann diese Lösung nicht begreifen und beweisen, man muß sie glauben. An der Freiheit hat sich der Kopf der Menschen zermartert, an der Schuld sich das Herz zerquält. Wer glauben will, hat Frieden.

Seine Philosophie ist in allen seinen Dichtungen ausgegossen.

In seiner Tragödie „Der schwarze Graf" wirft im V. Akt, 6. Scene der Graf die Frage auf:

„Wie faßt ein Mann von Bildung einen Glauben,
Den der Verstand so schwer verklagen muß?"

Und der Pfarrer antwortet: Der „Boden" der Glaubenssaat ist „das Schuldbewußtsein."

Der Graf bekennt: — — „so geschieht es, daß uns die Schuld
im Busen sengt und brennt, und in dem
Haupte lächelt kühl der Zweifel."

Aber der Pfarrer beschreibt den Christenglauben dahin:

„Die Schuld zerstört der Seele Harmonie,
Sie schwirrt uns durch den Taumel des Vergnügens
Als wie ein jäher, schriller Ton. Sie gibt
In einsam stillen Stunden uns ins Herz
Ein dumpfes, ruheloses Unbehagen.
Doch, ist das Schuldgefühl nicht and'rer Art,
Dann ist es nur die Traurigkeit der Welt,
Die das verlorne eigne Glück bejammert,
Die mit dem Himmel um den Frieden ringt
Nur für sich selbst, nicht um des Himmels willen.
Weh! sie erkennt sie nicht, die Liebeshand;
Sie sieht der Rache hochgeschwungne Geißel,
Und in der Angst gebiert sie neue Schuld. —
Doch wenn es tief im Herzen uns bekümmert,
Daß wir der Sitte enge Schranken frech
Durchbrachen, wenn es uns die Brust bedrückt,
Daß wir das Recht gekränkt, und daß wir oft
Den Heiligen betrübten, — wenn der Stolz
Gebrochen liegt, wenn wir dem Glück entsagen,
Wenn wir nur Eins erkennen, uns're Sünde,
Wenn wir nur Eins empfinden, uns're Schuld,
Wenn wir nur Eins mit heißem Durst begehren,
Die Sühne, Sühne, — ja, und wenn wir dann
Zerknirscht die eigne Ohnmacht fühlen, — siehe!
Da reicht der Herr uns die durchbohrte Hand,
Es bricht der Star, der unser Auge dunkelt,
Und aus den Schmerzen blüht ein sel'ger Glaube."

Vom Grafen aber urteilt der Pfarrer:

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
„Ihm fehlt der Glaube. Ach, er sucht den Frieden
Vergebens in der tiefsten Wissenschaft
Und in den guten Werken; jene birgt
In ihren letzten Gründen nur den Zweifel,
Und in des Menschen besten Taten sitzt
Der Stachel ihrer Unzulänglichkeit,
Daran die Freude bald verbluten muß."

Dieselbe Lebensweisheit kehrt in dem „Gebrüder Hagedorn" IV. Akt, 1. Scene wieder. Da sagt Hermann

— — „Ja,
Wer ohne Christentum das Leben ernst
Und tief erfaßt, wie Ihr, wer ohne Gott
Und Heiland fest und furchtlos dem Problem
Der Schuld ins düstre Auge sieht, der muß
Sich an den Pforten der Vergangenheit
Das arme Haupt zerschmettern, — ach, der muß
Bald ob des Lebens hartem Widersinn
Verzweifeln. — Ohne Gott und Heiland ist
Das Leben wie die Frucht der Belladonna;
Es ist die rote Kirsche, die den Sinn
Mit jäher Lust berückt; doch drinnen schlummert
Der Wahnsinn.
Sieh, es gibt nur diese Wahl:
Entweder ist das Evangelium
Ein Märchen, wie Ihr sagt, und nur die Schuld
Ist starre Wahrheit, — ha, dann ist die Welt
Ein großes Tollhaus, und das Menschenleben
Ein fürchterlich dämonisch Narrenspiel!
— — — — — — — — — oder
Die frohe Botschaft ist **kein** leerer Wahn,
Das Wort vom Kreuz ist keine Pfaffenlüge,
Dann lösen sich die Rätsel, dann verklingen
Die schrillen Dissonanzen allgemach;
Dann beugt der Himmel sich zur Erde nieder
Und bricht den Bann der Schuld und hebt den Sünder
Empor auf Liebesarmen, und durchs All
Ertönen ew'ge Sphärenharmonien.
Das Erste ist des Lebens Bankerott,
Das Zweite ist die ew'ge Seligkeit.
Hier ist die Wahl."
— — Jene Wahl
Ist nicht ein Wissen und Begreifen, — nein,
Sie ist des **Willens freie Tat**; kein Mensch,
Kein Gott kann sie **erzwingen.**

— — Das ist der Glaube.
Und wenn der Sünder ihn nicht faßt?
O, dann
Ist alle Kunst und alle Müh' umsonst.
Das ist des Daseins tragisch hohe Würde,
Es ist der Menschheit schauerliche Größe,
Daß jeder Einzelne für sich die Lose
Der Ewigkeit in Händen hält. Hier liegt
Der Punkt, wo die allmächt'ge Liebe selbst
Zur Ohnmacht wird; die ewige Erbarmung
Verhüllt ihr Haupt; sie hat nur eins noch —
Tränen."

Derselbe Gedanke findet sich in seiner Tragödie „Magnhild" I. Akt, 3. Scene.

Von seiner Tragödie „Rahel" schreibt er selbst an eine Freundin am 3. September 1882:

„Die Rahel hat es mit dem Problem der Schuld zu tun, das ich in noch drei anderen Stücken von verschiedener Seite her behandelt habe. Warum immer dasselbe Thema? Weil ich von der Tragik dieses uralten tiefsten und umfassendsten Menschheitsrätsels zu verstehen, vor allem zu empfinden glaube und von der düsteren Schönheit, zu welcher es sich in der Tragödie zitternd verklärte. Überdies halte ich es ersprießlich, gegenüber einer schwächlichen Sentimentalität oder einer philiströsen Behäbigkeit, welche die Dolchspitze des Daseins abzuschleifen oder auch unter jammervollen Kattunfetzen zu verbergen trachtet, das Schuldproblem in seiner unerbittlichen Herbigkeit aufzuweisen. Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß meinen Stücken die christliche Versöhnung fehle, daß meine Gestalten an den Toren des Christentums zusammenbrechen. Allein ich halte dafür, daß es eine christliche Tragödie im eigentlichen Sinne nicht gibt und nicht geben kann; die moderne Tragödie rast't in den Vorhöfen des Christentums. Die Kunst hat ihre Schranke: die im Schuldproblem zitternde Frage nach der Errettung des Individuums ragt über die Grenzen menschlicher Kunst und Wissenschaft hinaus; dieser tiefsten, drangvollsten Frage der Innerlichkeit ist die Poesie nicht mächtig, sie ist das Zentralobjekt der Religion, ihre Beantwortung, ihre Lösung ist der innerste Kern des Christentums. Es liegt aber im Schuldproblem neben der subjektiven eine objektive, neben der religiösen eine metaphysische Frage, die nämlich nach der Bezwingung des Schuldigen, nach der metaphysischen Überwindung des Schuldmoments, nach der Einrenkung des durch die Schuld des Individuums in seiner Einheit gestörten Ganzen. Mit dieser an dem Einzelfall des Helden veranschaulichten Frage hat es die Tragödie zu tun; sie zeigt, wie das Rad der sittlichen Weltordnung des Frevlers mächtig wird, wie es ihn erfaßt und zermalmt, — und so verklärt sie das Problem der Schuld zitternd zur düsteren Schönheit."

So blicken wir in seine Gedankenwelt.

Seine eigene ideale Lebensanschauung spiegelt sich in der Charakterzeichnung, die er von seinem Freunde, dem Rektor Kock, in einem Briefe zu dessen Jubiläum entwirft. Darin schreibt er am 6. Oktober 1881:

„Du schaust auf einen langen Zeitraum, auf eine Fülle von Lebenserfahrungen, auf Freud und Leid, Lust und Schmerz, Hoffnung und Enttäuschung zurück. Du hast erfahren, daß im Menschenleben nicht alle Blütenträume reifen, hast die Klippen zwischen dem Wollen und dem Können kennen gelernt, hast es erlebt, wie groß oft die Hoffnung, wie klein die Erfüllung, — wie weit die Brust und wie eng die Welt, — wie goldig schön, ach, das Ideal und wie rauh und herb die Wirklichkeit. Aber du hast dich durch den Zwiespalt zwischen dem Unendlichen und der Endlichkeit nicht beirren lassen, hast nicht Schiffbruch gelitten an dem, was unserm Dasein einigen Wert verleiht, hast dich durch die Last des Lebens nicht beugen lassen bis zu jenem Sklavensinn, dem der Beruf nur die Tretmühle des Lebens ist, hast dich im Kampfe um die Existenz nicht von der Materie überwältigen lassen bis zu jenem Mammonsdienst, der nichts Besseres kennt, als im Staube der Erde die Goldkörner zu suchen, und der, ob auch im Reichtum prassend, doch so unnennbar arm und elend ist. Du schaust zurück auf die Zeit, da du ein Jüngling mit

schwellender Hoffnung ins Berufsleben eintratst, — o, Du hast es nicht verloren, was das Jünglingsalter so anziehend und liebenswert macht, sondern was im jugendlichen Wesen und Sinn echt und wahr ist, das hast Du Dir bewahrt: — den idealen Zug des Herzens, den Aufblick zu jener Höhe, woher die ewigen Sterne unseres Lebens blinken."

Hierher mag auch ein Wort an die trauernde Witwe gehören nicht der Zeit nach, wohl aber als treffendes Streiflicht auf Petersens Charakter. Wir nennen nicht den Namen seines hohen Freundes, verraten nur, daß dieses Wort als aus dem Munde eines scharfen Denkers und wahren Kirchenmannes geflossen besonders wertvoll ist. Derselbe schreibt am 5. Dezember 1877:

„Ich lasse demnächst ein aus Grün gebundenes Kreuz an Sie senden und bitte Sie, das in meinem Namen auf den Sarg des teuren Entschlafenen zu legen. Es ist mir von besonderem Wert, gerade ein Kreuz auf seinen Sarg zu legen. Das Kreuz ist das Zeichen, in dem wir verbunden gewesen sind, und in dem wir auch verbunden bleiben — hinein in die große selige Ewigkeit."

Der Mann, der das schrieb, kannte Petersen bis ins Herz hinein, und wenn er das schrieb, muß das Kreuz Christi in Petersens Herzen und Leben den Mittelpunkt gebildet haben. Wir denken dabei zunächst an den gekreuzigten Heiland und noch nicht an das Kreuz, das Petersen im Kampfe mit jener heimtückisch in der Brust nagenden Seuche seinem Heiland wie ein wahrer, erprobter Jünger nachgetragen hat.

Die tiefe, wahre Religiosität, wie er sie in den bereits erwähnten Worten des Pfarrers aus seinem eigenen Herzen überquellen ließ, bildete den Zauber seiner Persönlichkeit. Professor Emil Wolff in Altona sagte von Johannes Petersen: „Er war ein leuchtendes Vorbild, ohne seine Person voranzustellen; er suchte nicht niederzudrücken, sondern aufzurichten, anzuregen, zu beleben und zu entwickeln. Aber wie er in dem Lehrer den allseitig ausgebildeten Menschen sehen wollte, so strebte er selbst auch nach Universalität der Bildung. Philosophische Begabung und ein feiner poetischer Sinn vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem tiefblickenden, gerechten Kunstrichter zu machen. — —

Petersen besaß das Geheimnis, durch das der Redner seine höchsten Wirkungen erzielt: Er trug so vor, daß der Zuhörer glaubte, der ganze Vortrag entstehe in diesem Augenblick. — Er war sein eigener Pfadfinder, und so gab die Freiheit und Selbständigkeit, mit der und zu der er sich durchgearbeitet hatte, sowie die echte, tiefe Freude über das so Gefundene jeder seiner Mitteilungen einen seltenen Reiz der Frische."

In diesen Charakterstrichen tut sich eine andere Seite der Persönlichkeit Johannes Petersens auf. Er war ein scharfsinniger Kunstkritiker und ein glänzender Redner.

Nach Direktor Recks Urteil ist Petersens Vortrag über Hamlet „wohl das beste, das je über die Shakespearesche Tragödie geschrieben ist." „Es ist bewundernswürdig, mit welcher Klarheit Petersen das Ergebnis aus einer Reihe von zwingenden Schlüssen gewinnt." Hamlet zaudert und muß ewig zaudern, weil er „der vollendete Ironiker ist, der nicht mehr die Fähigkeit hat, etwas ernstlich zu wollen, und der deshalb mit der ihm gestellten Aufgabe nur spielt." Dadurch sind alle scheinbaren Widersprüche in Hamlets Charakter erklärt und Shakespeare von neuem als unfehlbarer Psycholog erwiesen. So hoch stand Petersen als Kunstkritiker.

Als Redner besaß Johannes Petersen eine anschaulich klare, schlagende Ausdrucksweise, oft von überraschender Schönheit. Leib und Seele waren durch seinen Vortrag in Tätigkeit gesetzt. Ein erregtes Geberdenspiel verriet die Energie seiner Denkbewegung; rasch zwang er alle Hörer unter den Bann seines glänzenden

Geistes. Das vermag, wer ihn auch selbst nicht gehört und gekannt hat, schon aus seinen geistvollen Briefen, welche bei dieser Skizze vorgelegen haben, zu bestätigen. Die ihn aber im Haderslebener Verein für Kunst und Wissenschaft, der ihn zum Ehrenmitgliede gewonnen hatte, oder in der Aula zu Schleswig, im Tondernschen Seminar, in Konferenzen, im gesellschaftlichen Verkehr, im literarischen Klub gehört haben, werden diesem Urteile persönlich zustimmen.

Seine Gedächtnis- und Denkschärfe bewies er auch im Schachspiel. Wenn er seine Ferientage anfangs noch im Verein mit seinem frühverblichenen Bruder Hermann bei seinem Schwiegervater, dem Schleusenwärter, Land- und Gastwirt Pörksen in Hoyer, verbrachte, so spielte er gleichzeitig mit zwei Gegnern. Er saß rauchend in seinem Stuhl und hatte nur das Schachbrett in seiner Hand. So nannte er im Spiel mit zwei Gegnern nach den Nummern der Schachbrettfelder seine Züge und erhielt die Gegenzüge ebenso bezeichnet. Bei diesem „blind Spielen" hatte er den schwierigsten Stand mit seinem Schwiegervater. Oft währten diese Partien einen ganzen Tag. Zur Unterbrechung hängte er wohl auch seine Flinte über die Schulter, um seiner Liebhaberei, der Jagd, nachzugehen, oder er angelte gern einige Stunden. Kehrte er heim, so führte er die unterbrochene Partie weiter und meistens siegreich zu Ende.

Einen Helden nennt Professor Emil Wolff ihn in seinem Nachruf. Und damit werden wir in seine letzte Lebens- und Leidensperiode geführt.

Dieser Nachruf enthält so feine Züge, daß er zur vollständigen Zeichnung seines Lebensbildes hierher gesetzt werden muß:

„Du edler Held! Wie hast Du Jahr um Jahr
Mannhaft gekämpft, als langsam Dich umspann
Der Doppelkrankheit schrecklich Schlangenpaar,
Und immer enger schnürte sich der Bann.

In Heiterkeit verbargst Du Deine Qual,
Und wie der Biß im Busen auch geschmerzt,
In Liebe siegreich hast Du tausendmal
Der Deinen trübe Sorge weggescherzt.

So war Dein Leben! Auf zu lichten Höh'n
Hast Du gestrebt mit eig'ner Flügelkraft,
Und alles, was da groß und tief und schön,
Umfaßtest Du mit heißer Leidenschaft.

Im Weltensturm vernahm Dein lauschend Ohr
Ew'ger Gesetze mächt'ge Harmonie,
Und aus der Dinge Macht klang Dir empor
Göttlicher Liebe tiefe Melodie.

Wo die Begier der Pflichten Schranken bricht,
Fandst Du das tragische Geschick erlost;
Du sahst der Schuld ins starre Angesicht,
Und nur der Blick zum Kreuze bot Dir Trost.

Und was Du tief gefühlt und klar gedacht,
Wie stelltest Du es sprachgewaltig dar!
Wie strahlte Deiner Geistesblitze Pracht
Und setzt' in Flammen aller Hörer Schar!

Wie warst Du voll Kraft und Freudigkeit,
Wie rasch beschwingt zu jeder Helfertat!
Dein Sinn so hell und freundlich allezeit,
Dein Wort so wahrhaft und so treu Dein Rat!"

Wir treten mit ihm über auf das Ende seiner Lebensbahn, — eine Kreuzesstraße. Die Lungenschwindsucht ergriff ihn. Mit stählernem Willen bekämpfte er sie, solange er konnte. Der Vorschrift der Ärzte unterwarf er sich mit peinlicher Sorgfalt.

Aber später gesellte sich zu dem ersten Leiden die Kehlkopfschwindsucht. Um sein wertvolles Leben der Schule zu erhalten, überreichte ihm ein Schulrat zur Bestreitung der Kurkosten eine aus freier Liebe zusammengebrachte Summe von über 1000 M. Gerührt machte Petersen davon Gebrauch, äußerte aber sogleich zu seiner Gattin, er möchte die Summe später zurückgeben als bestes Zeichen der Dankbarkeit. Dies tat er auch, als im nächsten Jahre die Lebensversicherung fällig wurde. Von Schleswig aus aber bat man ihn um die Erlaubnis, über diese Summe frei schalten zu dürfen, da man sie nicht zurücknehmen könne. Das Geld wurde dann in Schleswig auf den Namen seiner Frau und seiner jüngsten Tochter belegt und nach dem Tode Petersens den Inhabern überreicht.

In dieser kleinen Episode tritt die Wertschätzung seiner Person und Petersens Feingefühl schön zutage.

Wie hoch man seine Arbeit für Kirche und Schule schätzte, möge aus einem Briefe des verstorbenen Generalsuperintendenten D. Godt vom 16. Mai 1876 bezeugt werden. Derselbe schreibt, als Johannes Petersen ihm seine Tragödie „Der schwarze Graf" übersandt hatte: „Wenn es mir schon zu einer großen Freude gereicht, daß Sie meiner so freundlich gedacht haben, so ebensosehr, wenn nicht noch mehr, daß ich nun gewiß weiß, was ich freilich niemals bezweifelt habe, daß ich Sie als einen treuen Mitstreiter ansehen darf. Denn auch ich halte dafür, daß der Deismus ein gefährlicher Feind ist, der mit Entschiedenheit bekämpft werden, und daß dies vor allem vom Gewissen aus, dem in Gottes Wort verfaßten, geschehen muß. Das ist, wenn man nur recht darauf achtet, auch der Weg, welchen der Herr Jesus geht, um die Herzen herumzuholen und zu gewinnen.— —

— — Nach meiner Überzeugung richtet ein Pastor mit Polemik wenig aus. Darum treibe ich als Visitator keine Polemik im gewöhnlichen Sinne und auf gewöhnliche Weise, sondern verfahre positiv. Da weiß ich nun aus eigener Erfahrung, welche Macht im Katechismus oder dem in diesem zusammengefaßten Worte Gottes liegt. Darum treibe ich wieder und wieder den Katechismus und lasse mich darin auch nicht durch etwaige Bemerkungen über meine Liebhaberei für den Katechismus irremachen; und wie ich nicht eben hohe Vorstellungen von mir und meiner Wirksamkeit habe, so glaube ich, daß ich nicht vergeblich gearbeitet haben werde, wenn mir einst nachgesagt werden könnte, daß ich dazu beigetragen hätte, den Jungen und den Alten den Katechismus bekannt und lieb zu machen. Das wäre wirklich ein unserem Volke geleisteter Dienst, und damit wäre, glaube ich, in aller Stille dem Deismus ein Hieb versetzt und dem Teufel ein Streich gespielt.

Nun weiß ich, daß auch Sie den Katechismus lieb haben und ihn so gründlich kennen und so tüchtig zu behandeln verstehen, wie nur wenige. Darüber habe ich mich von jeher gefreut. — — Jedenfalls werden Sie in viel größerem Ansehen bei ihnen (den Lehrern) stehen, und Ihr Einfluß auf sie wird ein viel größerer sein. Da würde ich Ihnen von Herzen dankbar sein, wenn Sie recht darauf aus sein wollten, die Schulmeister recht an den Katechismus heranzubringen. Sie haben in aller Weise das Zeug dazu." —

Zur Erhaltung seiner Gesundheit ging Johannes Petersen 1883 nach Baden-Baden, wo er mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet wurde, 1884 nach Inselbad, im Winter 1885/86 nach Arco in der Nähe des Gardasees. Amt und Heimat zogen seine Seele, sobald er sich gekräftigt fühlte, heim. Im Mai 1886 trat er wieder in seine Berufspflichten ein und ging im November ds. Js. wieder nach Mentone. Auf beiden Reisen sah er sich geleitet und unermüdlich gepflegt von seiner Gemahlin und seiner 11jährigen Tochter. Im Sommer 1887 besuchte Petersen, wenig gestärkt von seiner Kur, dennoch noch einmal die Schulen seines Bezirks.

Weh und warm ward allen ums Herz ob der Treue bis in den Tod. Der Stift mußte den mündlichen Verkehr ersetzen, da bereits seine Stimme dahin war. Ehe er seine Versetzung in den Ruhestand durch seine Behörde geordnet hatte, versetzte ihn Gott in die ewige Ruhe. Erstickungsanfälle und quälende Schlaflosigkeit hießen ihn im November 1887 rasch an sein Ende denken. Er bereitete sich darauf durch die Feier des heiligen Abendmahls am 1. Dezember. Jeder Morgen, dessen Strahl noch sein lichtes Auge traf, erschien wie ein göttliches Gnadengeschenk. Mit ungebrochener Willensstärke, ungetrübter Geistesklarheit und edlem Frohsinn ging er der Auflösung entgegen. Noch am 3. Dezember führte seine zitternde Hand sein Journal. Am 4. Dezember nahm der Herr dem Glaubenstreuen und aufs ewige Leben Hoffnungsreichen das Kreuz ab. Die Liebe, welche er gesäet hatte, erwiesen ihm Schleswig-Holsteins Lehrer, die kleineren Lehrer-

vereine zu Tondern und Apenrade, die Seminare zu Tondern und Hadersleben, die Freunde im ganzen Lande. Von Schülern und Freunden wurde ihm auf seinem Grabe ein schönes Denkmal errichtet mit der Inschrift: „Dem treuen Lehrer, dem Denker und Dichter gewidmet von Schülern und Freunden. 1. Kor. 15, 57. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum."

Die Schriften, welche er hinterließ, sind:

an Lustspielen: „Specheleern" oder „Hans Dau," „Ein Engländer," „Die Temperamente," „Eine Königin," „Gepackt vom Geiste der Zeit";

an Tragödien: Magnhild, Korfitz Lind, Der schwarze Graf, Rahel, Gebrüder Hagedorn;

an Abhandlungen und Vorträgen: Der Philister (eine psychologische Studie), Freiheit und Schuld, Hamlet, Richard III., Faust und Brand, Faust und Peer Gynt, Über das Tragische, Das moderne nordische Drama, Schöner Egoismus, Die sittliche Verantwortlichkeit, Zur Kritik der „Phänomanologie des sittlichen Bewußtseins" von Eduard von Hauptmann.

In Jesu Christo lebendig verbunden leben mit dem Verklärten seine Gattin in Elmshorn und zwei seiner Töchter, welche dort Lehrerinnen sind.

Mit dankbarer Verehrung schauen wir Lebenden in ganz Schleswig-Holstein ihm nach und stimmen in die Worte Dr. Emil Wolffs ein:

„Fahr wohl! Um Deines Lebens Pfade steht
In Ähren Deines Wirkens Fruchtgefild,
Und nicht des Schnitters Tod, der Dich gemäht,
Wir sehen Dein, des Säemanns, edles Bild!"—

— stimmen ein in die Worte Emilie Gentzens:

„Schlaf wohl und laß auf Deiner Denkerstirn
Den Palmzweig ruhn, den Dir des Todes Hand
Darauf gelegt — so früh — ach, viel zu früh!
Zu früh für Dich, zu früh für uns; zu früh
Für Deiner Gattin, Deiner Kinder Liebe
Der Säemann gehet, — eh' die Saat, die er
Gesäet, aufgehen, blühen, reifen konnte.
Doch ob der Säemann geht — es bleibt die Saat.
Dein Hagedorn und Deine Rahel leben.
Der Geist, dem sie entsprungen sind, der Geist
Ist nicht von gestern, nicht von heute, ist
Ein Geist, der wohl die Menschheit nie verläßt:
Es ist der Liebe hoher, heil'ger Geist.

Was wir in Dir zur Erd' bestatten, das
Ist nur die welke Hülle, sein Gewand
Für eine kurze Erdenzeit gewesen. —
Im Reich, wo wir Dich uns verbanden,
Im Reich des Geistes, im Reich des Strebens treu
Für Licht und Wahrheit, daß Erkenntnis reift,
In diesem Reich bist Du uns nicht gestorben.
Im Namen aller denn, die Dich verstanden, —
Verstanden und verehret haben — die zwei
Sind eins —: Schlaf wohl nun unterm Palmenzweig!
Es ruht in Deiner todesstillen Brust
Ein großes Herz vom Lebenswerktag aus."



Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

III.

10. Platalea leucorodia L. Der Löffelreiher.

„Auffallend ist die starke Neigung des Löfflers zu prolongierten Zügen, wodurch bewirkt wird, daß namentlich im späten Frühjahr kleine Flüge an Punkten angetroffen werden, die oft erstaunlich weit von den nächsten Brutplätzen entfernt liegen." So ist er in fast sämtlichen Ländern Europas als unregelmäßige, mehr oder weniger häufig auftretende Erscheinung bekannt, obgleich seine eigentliche Heimat die südöstlichen Länder unseres Erdteils bilden; selbst im nördlichen Skandinavien ist er einzeln und gesellschaftsweise vorgekommen und einmal sogar bei Archangelsk beobachtet worden. Diese und die in den östlichen Gegenden Deutschlands, in Schlesien, West- und Ostpreußen angetroffenen Vögel werden wohl aus

Ungarn, dem südlichen Rußland usw. herstammen. Nun befindet sich aber ein isoliertes, von jener Sommerheimat völlig getrenntes Brutgebiet in den Niederlanden. Und da ist es nach dem obigen nichts Auffallendes, daß von hier aus sich bisweilen, vielleicht sogar recht oft, Vögel bis in unsere Provinz verfliegen, namentlich in die Küstengegend der Nordsee. Vor vielen Jahren habe ich einmal ein Exemplar in Eiderstedt beobachtet. Von Dithmarschen ist mir mehrfach auf das bestimmteste versichert, daß man an der Küste fischende Löffelreiher gesehen habe; so u. a. von Herrn Pastor Behrens in Hennstedt, einem gebornen Büsumer, der in einem mir zugesandten „Verzeichnis der Vögel der Westküste Norderdithmarschens" vom Jahre 1876 die „weiße Löffelgans" aufführte und auf meine Nachfrage erklärte, daß Platalea leucorodia ohne Zweifel öfter an der Dithmarscher Küste vorkomme. Die von ihm mitgeteilten Beobachtungen bieten keinen Anlaß, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Die auffallende Form des großen Schnabels läßt ja nicht leicht eine Verwechselung mit andern großen Strandvögeln zu. Das einzige mir bekannte sichere Beweisstück für das hiesige Vorkommen des Löfflers haben wir in einem schönen zweijährigen Vogel, der am 15. Juni 1901 am Strande des Wesselburener Koogs geschossen ist und sich im Besitz von Herrn Dr. Lammers in Heide befindet. —

Im Anschluß hieran sei auf einen Verwandten des weißen Löfflers, den braunen Sichler oder kupferfarbigen Ibis (Plegadis falcinellus = Ibis falcinellus) aufmerksam gemacht, von dem Boie schreibt: „verfliegt sich, wie ich mit ziemlicher Bestimmtheit zu behaupten wage, bis in die hiesigen Gewässer, welches um so eher glaublich, als Exemplare in Schweden und auf Seeland geschossen sind." Die älteren Angaben, wonach einmal ein Exemplar bei Friedrichstadt an der Eider geschossen worden ist und im Sommer 1824 mehrere alte Vögel „im Holsteinischen am Ausflusse der Elbe gesehen und erlegt" wurden, haben keine Bekräftigung durch neuere Beobachtungen erhalten.

11. Cygnus Bewickii Yarrell. Zwergschwan.

Cygnus minor. Cygnus melanorhinus. Kleiner Singschwan. Schwarznasiger Schwan.

Der Zwergschwan wurde in alten Zeiten vom Singschwan überhaupt nicht unterschieden; später, als man auf einige abweichende Merkmale aufmerksam geworden war, namentlich auf den bedeutenden Größenunterschied, hielt man ihn doch nicht für eine besondere Art, sondern nur für eine kleinere Form des Singschwans; erst in neuerer Zeit sind die Ornithologen sich einig geworden, den kleinen Singschwan als selbständige Art von dem großen Singschwan zu trennen. Daraus geht schon hervor, daß es für den Laien nicht allzuleicht sein wird, diese beiden Arten zu unterscheiden, und dies ist offenbar der Grund, weshalb wir so wenig von einem Vorkommen des Zwergschwans in Schleswig-Holstein wissen. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn alle beobachteten oder sogar geschossenen kleinen Schwäne richtig erkannt und von dem großen Schwan unterschieden worden wären, die erstere Art hier nicht unter den „seltenen Vögeln" Schleswig-Holsteins stände. Wiepken hat ihn für das Großherzogtum Oldenburg als regelmäßigen und garnicht seltenen Durchzugsvogel vermerkt. Ich habe daraufhin seit vielen Jahren die hier überhin ziehenden Schwäne genau gemustert; aber bei den meist hoch fliegenden Vögeln keinen Artunterschied feststellen können. Geschossen werden in hiesiger Gegend nur wenig Schwäne, und von einem erlegten, der ungewöhnlich groß und schwer war, wird dann wohl viel geredet und sogar in Zeitungen berichtet, von den kleinen aber macht man kein Aufhebens. So erklärt es sich, daß ich erst am 11. März 1903 den ersten in hiesiger Gegend erlegten Zwergschwan in die Hände bekam. Er war von einem Landmann

in Simonsberg aus einer Gesellschaft von 4 Stück erlegt und wurde von mir angekauft. Es war ein Männchen. Seine Länge betrug 106 cm, die Flugweite 181 cm, das Gewicht 5,3 kg. (Der große Singschwan erreicht eine Länge von ungefähr 130 cm, eine Flugbreite von 210—230 cm und ein Gewicht von 10 bis 13 kg.) Der Mageninhalt bestand aus kleinen Muscheln und grünen Pflanzenresten. Hier an der Westküste pflegen kleine Gesellschaften von Schwänen meist nur nach andauernd starkem Frost zu erscheinen. Sie kommen aus Nordost, von der Ostsee her, erst dann, wenn dort die seichteren Küstengewässer zugefroren sind, und sind oft bereits so ermattet, daß sie nach dem kurzen Fluge über unsere Provinz kaum noch das offene Wasser des Wattenmeeres zu erreichen vermögen. Das Vorkommen jener 4 Zwergschwäne war daher um so auffallender, als der vorangegangene Winter ungewöhnlich milde gewesen war; auch während der betreffenden Märztage herrschte ein außerordentlich warmes und schönes Wetter. Es waren daher wahrscheinlich verspätete Wanderer auf dem Zuge nach Nordost.

Die bei uns vorkommenden 3 Arten Schwäne sind leicht zu unterscheiden nach folgender Tabelle:

Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge schwarz; bei alten Vögeln der Schnabel rot mit einem schwarzen Knoll an der Stirn		**Höckerschwan.**
Die nackte Stelle zwischen Schnabel und Auge gelb.	Schnabelspitze höchstens bis an den hinteren Winkel der Nasenlöcher schwarz	**Singschwan.**
	Schnabelspitze bis weit hinter die Nasenlöcher schwarz	**Zwergschwan.**

Mithin finden die wichtigsten Artkennzeichen ihren Ausdruck in den gewöhnlichen Benennungen: Höcker-, gelbnasiger und schwarznasiger Schwan.

12. Anser brachyrhynchus Baill. Die kurzschnäblige Gans.

Die kurzschnäblige Gans gehört garnicht zu den Seltenheiten Schleswig-Holsteins. Sie kommt sicher alljährlich auf der Nordsee zwischen unseren Inseln in großer Zahl vor. Dennoch soll sie hier einen Platz finden, einmal wegen einer bis jetzt allein dastehenden Nachricht über ihr Vorkommen an der Ostsee und dann als Beispiel dafür, wie schwierig es unter Umständen ist, für eine gewisse Vogelart trotz ihrer relativen Häufigkeit den Nachweis zu liefern, daß sie in einer bestimmten Gegend überhaupt vorkomme.

Herr Apotheker F. Eppelsheim in Oldenburg macht mir die Mitteilung, daß er am 2. November 1904 eine kurzschnäblige Gans auf einem Bruch bei Oldenburg in Holstein geschossen habe. Damit ist zum erstenmal das Vorkommen dieser Art an den deutschen Küsten der Ostsee festgestellt. Herr Eppelsheim berichtet ferner, daß das betreffende Exemplar dort ganz allein sich aufgehalten, und daß es sich den in der Nähe befindlichen Saatgänsen (Anser fabalis = segetum) nicht angeschlossen habe. Dies stimmt mit dem überein, was ich bereits im „neuen Naumann" über meine Erfahrung auf den Nordseeinseln verzeichnete: „Die aus den größeren oder kleineren Flügen gefangenen Gänse sind entweder laute brachyrhynchus oder reine segetum; so wurden in diesem Herbst (1889) auf einer Blänke 19 Stück nur von ersterer Art gefangen." Und weiter ebendort: „In den Flügen wie auf der Weide habe ich dies freilich nicht feststellen können, da sie sehr scheu sind und in der Ferne durchaus kein Unterscheidungsmerkmal darbieten." In dem zuletzt erwähnten Umstande liegt der Grund, daß das Vorkommen ihrer Art an unserer Küste erst im Jahre 1881 sicher dadurch festgestellt wurde, daß Bolau sieben auf Föhr gefangene Stück für den zoologischen Garten in Hamburg lebend zugeschickt bekam. Die rosenrote Farbe der Füße und der Schnabelbinde (bei fabalis ist beides orangerot) verbleicht schon in den ersten 24 Stunden nach dem Tode der Tiere, und dann unterscheidet sie höchstens noch der kürzere

Schnabel von kleinen Saatgänsen. — Bisweilen stößt der Ornithologe, der seine wissenschaftliche, unseren Insulanern nicht recht verständliche Neugierde zu befriedigen sucht, auf „unvorhergesehene Schwierigkeiten." Einem mir bekannten Vogelfänger hatte ich unsere Gans genau beschrieben und ihn gebeten, das erste gefangene Exemplar mir zuzuschicken. Im Spätherbst erhielt ich richtig eine Rotfußgans, der (wahrscheinlich nur als Gesellschafterin) eine Brandente beigegeben war, in einer riesigen Holzkiste mit der Post (die Dampfschiffahrt auf Husum war schon eingestellt) und unter Nachnahme des mit Rücksicht auf die „Seltenheit" verdoppelten Preises zugesandt. Trotz der hohen Fracht expedirte ich das Gebäude mit Inhalt sofort weiter an E. v. Homeyer zu Stolp in Pommern. Der lebhafte Ausdruck der Freude meines alten Freundes entschädigte mich reichlich für das geopferte schwere Geld, und mit Vergnügen bestellte ich auf seinen Wunsch bei meinem Vogelfänger weitere Exemplare für die Homeyersche Sammlung, sicherheitshalber mit dem Zusatz, die Tiere brauchten mir nicht lebendig geschickt zu werden. Nach etwa drei Wochen erhalte ich „Eine Kiste, enthaltend drei Gänse"; auf dem Abschnitt der Begleitadresse steht: „Rechnung in der Kiste." Da mußte ich diese ja öffnen. Was fand ich vor? Drei fein gerupfte und ausgenommene Gänse, fertig für die Bratpfanne! Sie ließen sich essen. Ich hatte aber die Vorsicht geübt, keine Freunde zu diesem Braten einzuladen. Und das war doch gut.



15. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch in der Pfingstwoche, 14. Juni 1905, zu Hadersleben.

(Schluß.)

Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses dankte der Unterzeichnete dem Herrn Referenten für seine Anregungen; sie sind zeitgemäß und nützlich und fallen durchaus in den Rahmen unserer Vereinsarbeit. Wo aber die Bilder in erster Linie in den Dienst des heimatkundlichen Unterrichts zu stellen sind, fragt es sich, ob unser Verein in der Entscheidung dieser Angelegenheit allein kompetent sei. Darum hat der geschäftsführende Ausschuß gleich nach dem Eingang des Antrages eine Sitzung anberaumt und beschlossen, das Zustandekommen des Werkes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, die Initiative aber der Sektion für künstlerische Erziehung (zum Verbande des schleswig-holsteinischen Provinzial-Lehrervereins gehörig) zu überlassen. Zu diesem Zweck hat der geschäftsführende Ausschuß den Vorstand genannter Sektion gebeten, einen Vertreter auf unsere Generalversammlung zu entsenden, als welchen wir heute hier Herrn Lehrer Christiansen-Flensburg begrüßen dürfen. Die Notwendigkeit der Beschaffung heimatkundlicher Bilder ist früher bereits erkannt worden, so u. a. von Rektor Schmarje auf der Provinzial-Lehrerversammlung zu Rendsburg 1901. Er hatte sich bereits damals schon mit einem Künstler wegen Herstellung typischer Landschaftsbilder verständigt und hat jetzt gute Hoffnung, wie er noch vor einigen Tagen schrieb, daß in allernächster Zeit seine Idee realisiert werde. Auch das Museum für vaterländische Altertümer in Kiel plant die Herausgabe von Bildern prähistorischer Altertümer unseres Laudes. Und schließlich kann zu unserer Freude festgestellt werden, daß Herr Lehrer Theodor Möller gerade in diesen Tagen mit zwei prächtigen Lithographien an die Öffentlichkeit getreten ist. Sie sehen beide Bilder hier im Saale ausgestellt: „Eiderlandschaft" und „In der Räucherkate". Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß die Bilder in erster Linie als Wandschmuck für Schule und Haus gedacht worden sind; die künstlerische Absicht steht oben an; doch werden auch sie im Unterricht sehr wohl Verwendung finden können. Die Bilder sind nach Photographien hergestellt, also bis ins kleinste durchaus wahr; die Reproduktion auf lithographischem Wege geschah in der Lithographischen Kunstanstalt von L. Handorff-Kiel unter den Augen des Herausgebers, damit auch die Reproduktionen in ihren künstlerischen Feinheiten nichts zu wünschen übrig lassen. Um den Bildern einen möglichst billigen Preis zu sichern, hat der Herausgeber allerdings auf farbige Reproduktion verzichtet, dennoch fehlt es den Bildern

zur Weckung der Stimmung nicht an der leichten Tonabstufung, welche dadurch hervorgerufen worden ist, daß die Bilder auf vier Platten gedruckt worden sind. Auf eine Beschreibung der Bilder kann im Bericht verzichtet werden, weil die verkleinerte Wiedergabe das beschreibende Wort vollauf ersetzt. (Fig. 15 u. 16) Die Bilder haben die Größe von 60×80 qcm und kosten ohne Rahmen nur 4 M. per Bild. Sie sind im Verlage von Robert Cordes, Kiel, erschienen, und werden die Bilder Anfang Oktober dem buchhändlerischen Vertrieb übergeben werden. Bestellungen werden jetzt schon von der Verlagsbuchhandlung entgegengenommen. Sollten die Bilder namentlich in Schulen für den Zweck des Wandschmucks Anwendung finden, dann beabsichtigt Herr Theodor Möller, jedem Repräsentanten beider Serien (typische Landschaften und historische bezw. kulturhistorische Darstellungen) weitere Vertreter folgen zu lassen.



Fig. 15. Eiderlandschaft von Theodor Möller in Kiel.

In der weiteren Besprechung stellte Herr Christiansen-Flensburg die tatkräftigste Unterstützung in der Beschaffung der Bilder durch die Sektion für künstlerische Erziehung in Aussicht. Herr Schulrat Schlichting-Hadersleben erläuterte den Mangel des bestehenden Bildermaterials und wies auf die dänischen Anschauungsbilder hin, die zwar klein im Format, vor den deutschen Bildern aber doch den Vorzug hätten, daß sie wenigstens für unsere Schulen heimatlichen Lebensverhältnissen Rechnung tragen. — Herr Fr. Lorentzen-Kiel wies darauf hin, daß unser Verein selber für die Verbreitung guter Reproduktionen von heimatlichen Bildern durch die Gewährung einer billigen „Vereinsgabe" sich bemühe und in dieser Richtung fortzufahren beabsichtige. — Bezüglich der von dem Museum für vaterländische Altertümer geplanten Herausgabe prähistorischer Bilder hat Herr Rektor Lund-

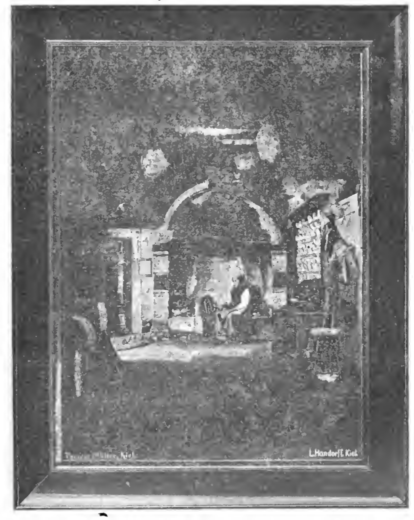


Fig. 16. „In der Räucherkate" von Theodor Möller in Kiel.

Kiel erfahren, daß die Museumsverwaltung auf die Mithilfe des preußischen Ministeriums baut, damit die Bilder den Schulen, Wirtschaften rc. umsonst zugeteilt und also der Sinn für Altertümer und deren Geschichte und Studien in den weitesten Kreisen unserer Landsleute geweckt werde. — —

Fräulein Christine Lorenzen-Büdelsdorf hatte die Liebenswürdigkeit, eine Auswahl von Photographien alter Häuser, Interieur-Aufnahmen mit den Bewohnern in ihren ehemaligen volkstümlichen Trachten aus der Hohner Harde (im ehemaligen Amte Hütten) auszulegen. Die Bilder sind vom Photographen Erik in Hohenwestedt aufgenommen worden; die zur Aufnahme geeigneten Häuser wurden durch Herrn Ökonomierat Conradi in Hohenwestedt ausgewählt; Fräulein Anna Meyer-Brunneck (Carlshütte bei Rendsburg) und Fräulein Christine Lorenzen unterstützten ihn. —

Angesichts der vorgerückten Stunde verzichtete der Unterzeichnete auf sein angekündigtes Referat über das Vorkommen der Flußperlmuschel (Unio pseudolitoralis) in der

Tapsau, versprach, in unserer Monatsschrift auf diesen Punkt zurückzukommen, und begnügte sich damit, der Versammlung lebende Muscheln, ferner Schalen und Perlen, sowie einen Ring mit einem Schmuck echter Perlen aus der Tapsau (Allermühle bei Christiansfeld) vorzuzeigen. Sämtliches Material hatte Herr Dr. Reiling-Christiansfeld, der besonders für genanntes Vorkommen interessiert ist, beschafft, wofür ihm auch an dieser Stelle noch besonders gedankt sei.

Schluß der Versammlung gegen 3 Uhr.

Es genügt wohl, daß in diesem Bericht die Tatsache festgelegt wird, daß zur Feier des Tages gegessen und getrunken wurde. Musik, Speisen und Reden hoben die feuchtfröhliche Stimmung. Nur Freund Wischer und ich konnten des Augenblicks nicht froh werden; denn der Dienst am nächsten Morgen beorderte das Dampfroß, uns sofort nach der Mahlzeit von dannen zu fahren. Die übrigen Teilnehmer aber rüsteten sich bald zum Ausflug nach Viktoriabad am Kleinen Belt; die Kleinbahn hatte für die Ausflügler besondere Wagen zur Verfügung gestellt. Das Bad ist reizend gelegen. Die Fußtour am Strande unter Führung der Haderslebener Herren war für geologisch interessierte Wanderer besonders lehrreich. Die Uferböschung zeigte gelben und blauen Geschiebelehm; Geröll gab's in Menge, auch ein Stück Holsteiner Gestein wurde gefunden. Im Walde wurde das Hünengrab besichtigt. Die Kaffeetafel im Hotel bot Erholung und war des Tages offizieller Beschluß, was seßhafte Teilnehmer natürlich nicht daran hinderte, in Hadersleben der Gemütlichkeit einige Stunden Schlafes zu opfern.

Am andern Morgen trennten sich die Wege: ein Teil der Gäste folgte der tags vorher geschehenen Einladung des Herrn Bürgermeisters Merian nach dem Flecken Christiansfeld (Fig. 17). Herr Kreisschulinspektor Prall übernahm die Führung. Wagen standen zur Benutzung frei. Die Fahrt selbst geschah bei prächtigstem Wetter und nahm 1½ Stunden in Anspruch. Ein freundlicher Empfang, der auch nicht herzlicher hätte sein können, wenn die Teilnehmerzahl, wie zu wünschen gewesen, bedeutend größer gewesen wäre, wurde den Ausflüglern zu teil durch die Herren Bürgermeister Merian, Apotheker Padel, Dr. med. Reiling, Prediger und Rektor Breutel, Amtsvorsteher und Hofbesitzer Valentiner auf Cathrinesminde bei Tyrstrup u. a. Nach einem freundlich gespendeten Imbiß ging's an die Besichtigung des Ortes. Christiansfeld ist bekanntlich die Schöpfung der Herrnhutergemeinde und zählt fast 600 Einwohner. Durch den Flecken führen zwei Hauptstraßen, die einander genau rechtwinklig schneiden. Besonderes Interesse erweckten Kirche und Kirchhof; dieser liegt im Schatten großer Lindenalleen und entbehrt im übrigen jeglichen Gräberschmuckes. Kein Grabhügel, keine Blumen, keine prächtigen Denkmäler: denn ein Grab könnte es dem andern zuvortun; das Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit wird also vollkommen gewahrt. Auf der einen Seite des Weges ruhen die „Brüder," auf der anderen die „Schwestern." Jeder erhält eine flache, schmucklose Tafel mit Namen, Geburts- und Todestag; Titel und ähnliche Bezeichnungen, Sprüche, Verse und sonstige Inschriften



Fig. 17 Blick von den Andruper Höhen auf Christiansfeld.
(Aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Kiel: Lipsius & Tischer.)

fehlen. „Im Tode sind wir alle gleich und das fernere Geschick steht in Gottes Hand!" so lautet die Predigt dieser Gräber. Der Gang durch diese Gräberreihen verursachte eine höchst eigenartige, nachhaltig ernste Stimmung.

Schmucklos, aber heiter und freundlich im Innern ist das Versammlungshaus der Brüdergemeinde, die Kirche. Altar und Kanzel fehlen; für den Prediger befindet sich an der Seite ein erhöhtes Podium. Den einzigen Schmuck bildet die schöne Orgel; mit Interesse wurde auch das kleine Museum, das in einigen Nebenräumen untergebracht ist, in Augenschein genommen.

Nun folgte eine wunderschöne Wagenfahrt (zu der man die Wagen gratis gestellt hatte) durch die reichgesegnete und überaus fruchtbare Umgebung. Man durchfuhr den prächtigen Park Christinenruhe, in dem an verschiedenen Punkten artesische Brunnen schwefelhaltiges Wasser in unerschöpflicher Menge sprudeln ließen. Weiter ging's dann ins Tal der Tapsau, der „perlenreichen," (!!) zur malerischen Allermühle und dann zurück.

Es blieb den Teilnehmern noch gerade soviel Zeit übrig, um mit ihren Gastgebern ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen, und dann entführte sie die Kreisbahn nach Hadersleben. Die Bahnfahrt selbst gewährte hohen Genuß; die außerordentlich bequem und praktisch eingerichteten Wagen gestatten den Fahrgästen, das reizende, wechselvolle landschaftliche Bild voll auf sich wirken zu lassen. — —

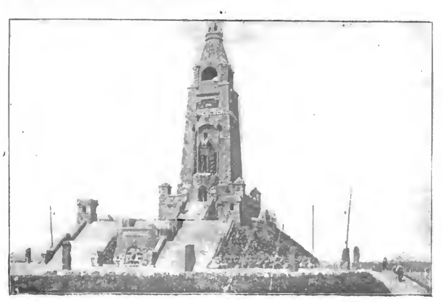


Fig. 18. Der Bismarckturm auf dem Knivsberge.

Der zweite Ausflug in gerade entgegengesetzte Richtung gestaltete sich wie folgt: „Am Donnerstag-Morgen 8 Uhr fand sich eine kleinere Anzahl der Teilnehmer auf dem Südermarkt zusammen, um von dort aus unter der freundlichen Führung des Herrn Schulrats Castens eine Wagenfahrt nach dem Knivsberg zu unternehmen. Schon bald nach dem Verlassen des so gastlichen Hadersleben erblickten wir in der Ferne den hochaufragenden Bismarck-Turm, das Ziel unserer Fahrt, zu dem wir auf der von prächtigen Eichen beschatteten Apenrader Chaussee nach reichlich zweistündiger Fahrt gelangen sollten. Liebliche Ausblicke nach Ost und West erfreuten die Teilnehmer, und unser liebenswürdiger Führer wurde des Zeigens und Berichtens nicht müde. Eine überraschend schöne Landschaft bot sich dem Auge dar, wo sich die Chaussee ins tiefe Hoptruper Tal senkt. Weit breitet sich fruchtbares Gelände nach Westen bis zu dem großen Gräberfelde von Wittstedt und Ober-Jersdal und zu der Walstatt des Jahres 1420, der öden Heide von Immerwatt, aus. Nach Osten senkt es sich zum Schliessee und dem Rande der blau flutenden Ostsee hinab. In Hoptrup wurde kurze Rast gehalten, und wir überblickten das lieb-

liche Dörfchen und seine grünen Fluren im Gedenken an die Ereignisse des 7. Juni 1848, an welchem Major v. d. Tann mit seinem mutigen Freikorps hier die an Zahl weit überlegenen Dänen in die Flucht schlug. Südlich von Hoptrup führt unsere Fahrt wieder durch ein reizvolles Gebiet von bewachsenen Höhen, auf denen Eichen und Buchen rauschen, mit blinkenden Wasserläufen und tiefen Schluchten, die sogenannte „Hoptruper Schweiz." Bald geht darauf die Fahrt an dem Grenzstein des Kreises Hadersleben vorüber, und nun war das Ziel alsbald erreicht. Ein kurzer Seitenweg führte an den Fuß des Knivsberges, von dessen sanfter Höhe der gigantische Bismarck-Turm (Fig 18) uns grüßte. Ein paar herrliche Stunden waren uns auf dieser nationalen Stätte beschieden. Immer wieder wurde das Auge erfreut durch das liebliche Bild, das dem Beschauer sich darbot, mochte man unter der Kuppel des Turmes, auf der Terrasse vor dem wohlgelungenen Standbilde des Altreichskanzlers oder auf der Veranda des naheliegenden Wirtschaftspavillons den Blick über Land und Meer hinausschweifen lassen. (Wir erinnern an die treffliche Darstellung: „Das Bismarck-National-Denkmal auf dem Knivsberg in Nordschleswig" in unserer Monatsschrift „Die Heimat" 1901 und verzichten darum auf die Schilderung dieser reizvollen Stätte, die zu den schönsten Punkten unseres schleswig-holsteinischen Landes zählt und darum gewiß auch des ehrenden Besuches würdig war, der ihr vor kurzem durch das kronprinzliche Paar zu teil geworden ist.) Auf der Station „Knivsberg" nahm man bald nach Mittag Abschied vom liebenswürdigen Führer, Herrn Schulrat Castens, dem auch hier nochmals herzlicher Dank dargebracht sei. Die meisten Teilnehmer benutzten die Kreisbahn, die durch das gesegnete Gebiet der Halbinsel Loit an dem Blauberg vorüberführt, nach Apenrade, wo die wenigen Stunden bis zur Weiterfahrt in die Heimatorte noch zu Spaziergängen durch die Stadt und an der Förde benutzt wurden und dadurch noch dem dritten schönen Versammlungstage einen freundlichen Abschluß gewährten." — — —

Ist nicht auch diesmal den Teilnehmern an unserer Generalversammlung des Guten und Schönen so reichlich geboten worden? Welche Versammlung bietet ihren Gästen auch nur annähernd dasselbe? So ist es nun bereits Jahr für Jahr gewesen. In Glückstadt arbeiten jetzt schon Freunde unseres Vereins an den Vorbereitungen für die nächstjährige Versammlung. Möchten recht viele Gäste aus allen Gauen unseres Heimatlandes dort zusammenströmen! Mit diesem Wunsche schließe ich den Bericht über unsere diesjährige Generalversammlung. Der Bilder wegen, die als Zugabe gewiß jedem willkommen sein werden, mußte der Bericht über vier Nummern sich erstrecken, hoffentlich keinem zum Verdruß.

Auf Wiedersehn in Glückstadt! Mit heimatlichem Gruß!

Kiel, Aug./Sept. 1905. **Der Schriftführer:**
H. Barfod.



Mitteilung.

Eine Werkstatt der jüngeren Steinzeit im nördlichen Angeln wurde vor einigen Jahren von dem verstorbenen Landmann N. Clausen-Roikier entdeckt. Zwischen den auf hohem Fördeufer gelegenen Gemeinden Neukirchen und Habernis erstreckt sich in einer Ausdehnung von über 50 ha eine zum Teil noch recht sumpfige Wiesenebene, die Solten Wischen genannt. Sie scheint in der Urzeit eine kleine Meeresbucht, eine Art Noor gewesen zu sein. Jetzt fließt eine kleine Au, die ihren Ursprung nicht weit vom Dorfe Steinberg hat, durch ihr Gebiet, die überschüssigen Wasser der Flensburger Förde zuführend. Gegen Überflutungen der See schützt eine breite, stellenweise mit zahlreichen Muscheln durchsetzte Sandbarre, auf deren Kamm ein zu einem Damm künstlich erhöhter Fahrweg entlang führt. Mitten in dieser Wiesenebene, nur 5—600 m vom Meeresufer entfernt, durchbricht der lehmige Untergrund die Wiesenschicht und bildet eine ungefähr 1 ha umfassende inselartige Bodenanschwellung, die sich um so schärfer von der weiten Grasebene abhebt, als sie unter den Pflug genommen ist. Die Insel ist eine Stätte uralter Flintindustrie. Es muß wohl ein ziemlich vielseitiger Betrieb geherrscht haben; denn es finden sich die mannigfaltigsten Formen vertreten. Da sind zunächst die zierlichen messerförmigen Späne und Splitter zu nennen, die aber über Fingerlänge kaum hinauskommen. Vielleicht ist ihnen der Pflug gefährlich geworden, möglich aber auch, daß sie von von vornherein diese Länge gehabt haben. Wenigstens sind die paar Kernsteine, die gefunden, recht unansehnliche Stücke. Dann kommen da weiter vor: Bohrer, rundliche Klopfsteine mit Schlagmarken, allerhand rohe oder mißglückte Vorarbeiten, geglühte Brocken und unzählige formlose Flintstücke und Splitter: die Abfälle der Werkstatt. Auffallend häufig — es sind gewiß hunderte aufgelesen — finden sich die Schaber vertreten, bald zierlich und platt, bald derb und gedrungen. Geschliffene Geräte, wie Hohl-, Flach- und Schmalmeißel, sind nur in Bruch-

stücken erhalten, ganze Sachen fehlen. Bruchstücke nur noch sind auch die muldenförmig ausgehöhlten Schleifsteine, übrigens die einzigen Gegenstände, die aus Granit oder Sandstein bestehen: zu allen anderen Sachen hat der Flint das Material hergeben müssen. Tonscherben sind sehr spärlich und ohne alle Verzierung, Knochen, Muschelschalen und andere Reste verspeister Tiere bisher nicht gefunden worden. Sie dürften auch wegen ihrer geringen Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse und bei den ungünstigen Bodenverhältnissen hier schwerlich noch vorhanden sein. Die Insel ist jetzt ziemlich abgesucht, doch kommen nach dem Pflügen und nach Regengüssen immer noch neue Sachen zum Vorschein. Das Gefundene befindet sich teils in Privatbesitz, teils ist es ins Kieler Museum gelangt. Sehr viel Gestein soll schon vor Jahren bei der Urbarmachung der Insel abgefahren sein. Zu bedauern bleibt nur, daß zur weiteren Durchsuchung so wenig unberührter Boden übrig geblieben ist, doch ist auch dies Wenige noch im Auge zu behalten. Nicht unwahrscheinlich ist auch, daß der Wiesengrund noch der Dinge manche birgt, „die nicht im Boden gewachsen sind." — Kaum 1 km westlich der Werkstatt, auf einer Anhöhe, Klingenby genannt, befand sich seinerzeit ein weiterer Zeuge aus Angelns Vorzeit, das einst vielgenannte Riesenbett zu Philippstal, von dem sich eine kurze Beschreibung nebst Abbildung im 8. Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer befindet, aus einer Zeit (1843) freilich, wo das Meiste schon zerstört war. trotz Sicherstellung durch Königliche Verfügung vom 5. Februar 1811. Wenn auch über den Inhalt der Gräber, über die Art und Weise ihrer Ausstattung jegliche Kunde fehlt, so genügt der Bericht doch, um sich von der Großartigkeit der Anlage einen Begriff machen zu können. (Länge 140 Schritt von Süden nach Norden, Breite 60 Schritt, in der Mitte eine Reihe oben platter, etwa $1^1/_2$ Fuß im Durchmesser haltender, mit der Erde gleichliegender Steine.) Heute späht das Auge vergeblich nach irgend einer Erinnerung an das stolze Monument. Brecheisen, Pflug und Spaten haben auch die letzten sichtbaren Reste des Denkmals von der Fläche verschwinden heißen, und profaner Ackerboden ist, was vordem geweihte Stätte war. Nur wenn der Pflug die Höhe furcht, dann stößt man wohl zuweilen noch auf einen schweren Findling oder eine Steinsetzung, wenn nicht gar, wie im letzten Frühjahr, auf eine wohlerhaltene Grabkammer, die freilich an Altsachen nichts enthalten haben soll. Das ist aber auch alles, was von dem Riesengrabe übrig geblieben ist. — Ob wohl die, die da unten ihre Kunst und Geschicklichkeit in den Dienst der Lebenden stellten, mit dabei gewesen sein sollten, als sie hier ihre Toten begruben?

Quern. E. Schnack.

Die alte Fahne.

Es war eine alte Fahne
In meines Großvaters Haus;
Die wehte an Festestagen
Zum Giebelfenster hinaus.

Es stand eine alte Linde
Bei meines Großvaters Tor;
Die reckte ihre Äste
Zum Giebel hoch empor.

Und flatterte die Fahne,
Die alte, blau-weiß-rot,
Dann rauschte die alte Linde,
Als ob sie Gruß entbot.

Oft saß unterm alten Baume
Großvater im weißen Haar.
Des Alters Milde im Antlitz,
Das Auge jugendklar,

Erzählte er dem Enkel
Von seiner Jugendzeit
Mit ihrem Kampf und Sturme,
Mit ihrem Glück und Leid, ·

Von unsres Volkes Sehnen,
Von Ringen, Kampf und Not. —
Leis rauschte ob der Linde
Die Fahne, blau-weiß-rot,

Der in den Kampf er folgte
Dereinst als junges Blut,
Die Fahne und der Alte
Verstanden sich so gut.

Die Jahre sind verronnen.
Großvater. er ist tot.
Dem Enkel ward zum Erbe
Die Fahne blau-weiß-rot. —

Großvater und die Fahne,
Der alte Lindenbaum,
Ich höre sie reden und rauschen
Noch manches Mal im Traum.

Eckernförde. Felix Schmeißer.



Bücherschau.

Korfitz Lind. Tragödie in 4 Akten von **Johannes Petersen,** ehemals Kreisschulinspektor in Apenrade. Garding. H. Lühr & Dircks' Verlag. Preis 1,20 M. — Von dem Verfasser, der im Dezember 1887 in Apenrade starb und der insonderheit als hervorragender Redner bekannt und geschätzt war, ist schon im Jahre 1881 das Schauspiel „Gebrüder Hagedorn" erschienen. Zwei Trauerspiele, „Der schwarze Graf" und „Rahel," ließ er für seine Freunde drucken, ohne sie in den Buchhandel zu geben. „Korfitz Lind" fand sich in seinem Nachlaß vor und ist erst jetzt veröffentlicht worden. Die Anregung zu dem Trauerspiel gab eine 1883 von Grünfeld in der Buchdruckerei der „Schlesw. Nachr." erschienene Broschüre „Ein Hexenprozeß in Ripen und dessen merkwürdige Folgen." Die in dieser Schrift erzählten traurigen Schicksale einer unschuldig der Zauberei angeklagten Bürgerfrau aus Ripen, die am 10. November 1641 auf dem Galgenberg bei ihrer Heimatstadt verbrannt wurde, bilden die Voraussetzung des Stückes. Korfitz Lind ist der Sohn der Hingerichteten. Am Tage der Exekution ist er mit seinem Vater, der einen andern Namen angenommen hat, aus Ripen ausgewandert und hat nach dessen bald erfolgtem Tode bei einem Prediger im Norden Jütlands Aufnahme gefunden. Sein Lebensziel sieht er in der Wiederherstellung der Ehre seiner Mutter, deren Andenken ihm heilig ist. Jetzt, nach 15 Jahren, ist er nach Ripen zurückgekehrt und hat als Forstgehilfe im Hause des Oberförsters Kurt Aufnahme gefunden. Er rettet diesem das Leben unter eigener Lebensgefahr, und der Oberförster, der seinen Charakter kennen gelernt hat, gedenkt, ihn mit seiner Nichte Thora zu verloben, da er die aufkeimende Liebe in den Herzen der beiden jungen Leute spürt. Da gibt Korfitz sich als den Sohn der Hingerichteten zu erkennen und offenbart seine Absicht, die Ehre seiner Mutter zu retten. Es gilt, den Lügner zu entlarven, der durch sein falsches Zeugnis das Unglück heraufgeführt hat. Dieser Elende aber ist der Bruder der Försterin, der Ratsherr Didrich. Ein zweiter Belastungszeuge, der Korporal Möllendorf, ist kurz zuvor gestorben und hat vor seinem Tode dem Prediger Holk reuig das Geständnis abgelegt, daß er damals, von Didrich angetrieben, einen falschen Eid abgelegt hat Korfitz hat dies von Holk erfahren und will nun versuchen, die Prediger der Stadt, die während des Prozesses ein Gutachten zu Ungunsten der Mutter abgegeben haben, zu einem Widerruf zu bewegen, um dann die Gerichte zu einer Ehrenerklärung zu veranlassen. Inzwischen ist auch Balthasar, der Sohn einer verkrüppelten Armenhäuslerin, die Korfitz' Mutter unter den Folterqualen als ihre Genossin genannt und so in ihr Schicksal hineingezogen hat, nach der Heimat zurückgekehrt. Er ist ein verkommenes Subjekt, jeglichen Ehrgefühls bar, dem es nur darauf ankommt, an den Bürgern Ripens und besonders an seinem früheren Brotherrn, dem Schwanenwirt, der ihn, den Sohn der Hexe, mit Schande aus dem Hause und aus der Stadt getrieben hat, Rache zu nehmen. Er macht mit einer Schar räuberischen Gesindels die Umgegend unsicher und versetzt insonderheit durch einige von einem seiner Spießgesellen abgefaßte Briefe mit der Unterschrift „Beelzebub, Rex inferorum," in welchen auf den Prozeß angespielt wird, die Behörden und die Bürger der Stadt in Angst und Aufregung. Der Ratsherr Didrich sucht nun den Verdacht der Urheberschaft dieser Briefe auf den ihm gefährlichen Lind zu lenken und bewirkt, daß dieser ins Gefängnis geworfen wird. Aus demselben befreit ihn Balthasar, der mit seiner Bande raubend und brennend bei Nacht in die Stadt gedrungen ist, dabei aber sein eigenes Leben einbüßt. Korfitz eilt in das Haus des Försters und findet hier den Ratsherrn Didrich, der seine infolge ihrer Einsicht in sein Verbrechen schwermütig gewordene Frau sucht. Er teilt ihm mit, daß sie sich das Leben genommen hat, und fordert ihn zum letzten Male auf, sein falsches Zeugnis einzugestehen. Der Ratsherr weigert sich auch jetzt noch und will mit Korfitz, den er einen entsprungenen Verbrecher schilt, nicht reden. Da er sich entfernt, eilt Korfitz ihm in leidenschaftlicher Erregung nach und tötet ihn durch einen Dolchstoß. Nach einem ergreifenden Abschied von Thora macht er darauf seinem Leben durch eine Kugel ein Ende. — Die hier nur in den Hauptzügen wiedergegebene Fabel ist in dem Stücke klar und durchsichtig ausgeführt. Die überall sorgfältig motivierte Handlung zeichnet sich durch seltene Geschlossenheit aus. Die Charaktere treten uns in scharfer Fassung entgegen. Ein besonderes Meisterstück ist die Gestalt des Balthasar. Von großer dramatischer Wirkung ist unzweifelhaft die Predigerkonferenz im 2. und ebenso die Bürgerversammlung im 3. Akt.

Flensburg. F. Konstmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

249. Andresen, Lehrer, Kiel-Gaarden. 250. Bornhöft, Gutspächter, Annenhof pr. Boorde. 251. Christiansen, Gouvernementsbeamter, Windhuk, Deutsch-Südwest-Afrika. 252. Dr. Dose, prakt. Arzt, Kiel. 253. Engelbrecht, Obendeich b. Glückstadt. 254. Holz, Musikdirektor, Oldenburg i. H. 253. Jansen, Gutspächter, Rothensande pr. Klein-Waabs. 256. Jessen, Lehrer, Gasse b. Scherrebek. 257. Petersen, Altona-Ottensen, Fischers Allee 50[1]. 258 Röhl, Pastor, Tönning 259. Dr. Schifferer, Brauereibesitzer, Kiel. 260. Dr. Schneekloth, Oldenburg i. H. 261. Ströh, Expedient, Breklum.

Kiel, den 21. Oktober 1905. Geibelallee 2[3].

Der Schriftführer: Barfod.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 12 a. Dezember 1905.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Kassennotiz.

Den Mitgliedern wird für die Einsendung des Jahresbeitrages für 1906 mit dem Januarhefte der „Heimat" ein Postanweisungsformular übermittelt werden.

Noch rückständige Jahresbeiträge für 1905 wolle man den neuen Jahresbeiträgen beifügen.

Als passendes **heimatliches Weihnachtsgeschenk** empfehlen wir unsern geehrten Mitgliedern unsere **Vereinsgabe 1905**, die Kupfergravüre nach dem Gemälde von

Carl Ludw. Jessen in Deezbüll:

„Sonntagsandacht in einem friesischen Bauernhause"

(Imperialformat 32 × 54 cm; Kartongröße 66 × 84 cm — Ladenpreis 15 M.)

Wir verweisen auf Abbildung und Mitteilung in Heft 8 der „Heimat" und veröffentlichen gern, daß bereits **130** Exemplare bezogen worden sind. Weitere Bestellungen sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel, Adolfstr. 56 p.,** zu richten.

Der Betrag (M. 3,00 bei Lieferung in Kiel oder Glückstadt, **M. 3,50** bei Versendung nach auswärts) **kann auch bei der Einsendung des Jahresbeitrages 1906 mit beglichen werden.**

Kiel, den 24. Nov. 1905. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

Der Heidjer. Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr Christi 1906. Herausgegeben von Hans Müller-Brauel. Hannover. Dr. M. Jäneckes Verlagsbuchhandlung. — Der Herausgeber konnte angesichts des Zieles seiner Arbeit, Land und Volk unserer Heimat künstlerisch darzustellen und auf ein Kunstgewerbe hinzustreben, das heimatlich ist in seinem ganzen Wesen und Empfinden, nichts Besseres tun als die Künstler einmal zu berücksichtigen, deren Kunst ausschließlich im niedersächsischen Boden die Wurzeln ihrer Kraft findet, die Worpsweder. Die nach ihren Werken reproduzierten Abbildungen des Kalenders sind durchweg gelungen, am besten die Wiedergabe der Zeichnungen. An Text

bringt der Kalender diesmal einen reich illustrierten Artikel über das Dorf Worpswede, einen Bericht über die Oldenburger Landesausstellung sowie in Wort und Bild einen Hinweis auf „Neues von einer neu-niedersächsischen Kunst." Mit einem Aufsatz über den Grafen Karl v. Alten, den hannoverschen General, und Gedichten von verschiedenen Verfassern ist der Inhalt des Kalenders, dessen Hauptwert in den Illustrationen liegt, erschöpft.
Kiel. G. K.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

262. Frau Priörin Gräfin von Baudissin, Itzehoe. 263. Becker, Pastor, Christiansfeld. 264. Gehlsen, Kaufmann, Glückstadt. 265. Möller, A., Altona, Siegeshof 2.

Zur gefl. Beachtung!

Über den Austritt der Mitglieder aus unserm Verein bestimmt § 8 unserer Satzungen: „Der Austritt kann nur mit **Schluß** des **Jahres** erfolgen." — Demnach ist der 31. Dezember der äußerste Zeitpunkt für die Abmeldung, welche schriftlich erfolgen muß. Leider fanden sich von Jahr zu Jahr immer einige Mitglieder, welche ihren Austritt durch Annahmeverweigerung des Januarhefts bekundeten; dies Verfahren entspricht nicht dem Ansehen des Vereins und — seiner Mitglieder.

Kiel, am 27. November 1905. **Der Schriftführer und Expedient:**
Geibelallee 2[1]. Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Engelke, Die Provinzial-Taubstummenanstalt zu Schleswig in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1787—1905, Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens als öffentliche Landesanstalt am 8. November 1905. — Tierschutz-Korrespondenz für Oktober 1905 nebst Tierschutz-Kalender für 1906, herausgegeben vom Berliner Tierschutz-Verein. — Aus dem Verlage von Max Hansen in Glückstadt: 1. Thusnelda Kühl, Harro Harring der Friese. Preis 2,40 M.; 2. Heims, Das Heimweh und andere Novellen. Preis 2 M.; 3. Johann v. Wildenradt, Melitta. Preis 1,50 M. — Aus dem Verlage von Fr. Bahn in Schwerin: Marie Burmester, Vieisti Galiläe. Preis 2,50 M. — Aus dem Verlage von Lühr & Dircks in Garding: Heinrich Carstens, „Am Alltag vorbei." Gedichte. — Gustav Falke, Ausgewählte Gedichte. Verlag von Alfred Janßen in Hamburg. Preis 1 M. — Emma Hertz, Die Urgroßeltern Bents. Verlag von Alfred Janßen in Hamburg. Preis 0,50 M. — Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang, Heft 7/8 à 30 Pfg. (pro Jahrgang 12 Hefte Mk. 2.50). Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung). — Aus dem „Niedersachsen"-Verlag von Karl Schünemann in Bremen: 1. Wilhelm Lobsien, Aus silbernen Schalen. Gedichte neuerer Dichter, mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge. Preis 1,50 M. 2. Wilhelm Lobsien, Blau blüht ein Blümelein. Ein Volksliederstrauß für die Jugend, mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge.

Ellerbek. Eckmann.

Briefkasten.

In Heft 12b bringt dieser Jahrgang den Schluß der Arbeiten des Herrn Professors Dr. Dahl über die Tierwelt Schleswig-Holsteins. Die ersten Aufsätze finden sich in den Jahrgängen 1894 und 1895 der „Heimat." Es wird den älteren Mitgliedern unseres Vereins jedenfalls angenehm sein, dies Heft dem Jahrgang 1895 einfügen zu können.

Die Schriftleitung.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. № 12a. Dezember 1905.

Weihnachtsbräuche aus Nordfriesland.[1])

Von Christian Jensen in Schleswig.

Soweit geschichtliche Kunde zurückgeht, wurde bei allen Völkern die Zeit der Winter-Sonnenwende festlich begangen. Opfer, Spiel und Tanz waren an der Tagesordnung, das wiederaufsteigende Sonnenlicht würdig zu begrüßen. Das Geburtsfest der Sonne hieß das Fest der Mitternacht, Jul oder Juel, und es wurde der Göttin Freya zu Ehren sieben Tage lang gehalten und so genannt von dem „Umblauff der Sonnen, welche zu der Zeit ihren sogenannten Stillstand hält und beginnet ihr laufendes Juel oder Radt näher zu uns zu lenken. Das ist ihr Neujahrsfest gewesen, an dem sie das Jahr angefangen und ihre Götter umb ein gutes Jahr gebeten und Juel-Gaben oder Neujahrsgeschenken ausgetheilet. Sie haben an diesem Fest ein gemästetes Schwein geopffert, welches von großer Heiligkeit ist gehalten und Juel-Schwein geheißen. Man hat anneben weidlich gegessen und getrunken. Man hat dabei gespielet und getanzet, welches Juel-Spiel ist genannt. Summa, alles ist zum guten Anfang des neuen Jahrs voll Freuden gewesen, das war ihre Juel-Freude." Einzelne Züge dieser Schilderung Arnkiels (Cimbrische Heydenreligion, Hamburg 1691) lassen sich noch heute in manchen althergebrachten Bräuchen erkennen, die in der Zeit der Zwölften geübt werden, die vorzugsweise dem Vergnügen der Kinder geweiht ist, anders als da die „Götter ihren Umzug über die Erde" hielten. Christliche Festtage traten an die Stelle jener heidnischen, aber die Kirche schonte die alten Bräuche, obwohl sie das Naturfest verklärte und durchgeistigte. Wie in ganz Deutschland, so ist auch in Nordfriesland am Rande der Nordsee das Weihnachtsfest ein rechtes Kinderfest; aber mehr als in manchen anderen Gegenden haben sich dort in Verbindung mit diesem Fest alte Sitten und Bräuche von Geschlecht zu Geschlecht, teilweise bis in die Gegenwart hinein, fortgeerbt.

In den Tagen vom 24. Dezember bis zum 6. Januar durften die Dinge, welche „Rad" hießen, resp. welche drehbar waren, nicht in Bewegung gesetzt werden, weil das zu einem neuen Rundlaufe sich anschickende Zeitenrad in dieser Zeit gewissermaßen stille stand; heißt es doch heute noch, daß erst nach dem Tage der heiligen drei Könige das Zunehmen der Tageslänge bemerkbar sei. Darum stellte man auf Föhr, wie an manchen andern Orten Nordfrieslands bereits vor der langen Nacht während der Zwölften, Schiebkarren Spinnräder, Wagen usw. an einen besonderen Ort. Allmählich verlor sich diese Sitte. Was von drehbarem Geschirr vor der langen Nacht des 20. Dezember draußen gelassen wurde, war nun der

[1]) Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verfassers gestattet.

Sorgfalt der jungen Leute, den Halsjunkengängern, überlassen. Sie trugen es freilich nicht unter Dach und Fach, sondern türmten es an einem Platz des Dorfes zu Haufen auf. Später wurden und werden trotz polizeilicher Verbote diese und auch andere Dinge, die man draußen ließ, eben dahin getragen. Nach der Thomasnacht heißt die Sitte „Thamsen."

Bereits längere Zeit vor dem Fest werden Vorbereitungen auf dasselbe getroffen. Namentlich haben die Frauen mit dem Reinigen der Wohnung und mit Backen vollauf zu tun. Nach dem Kinderglauben der Inselfriesen wird in den Wochen vor Weihnachten von den Engeln bei gerötetem Abendhimmel gebacken. Außer gewöhnlichem Backwerk, das auch die Bäcker haben, wie Pfeffernüsse, Kringel und Kuchen verschiedener Art, gibt es allerlei Formen aus Kuchenteich. Da werden Pferde, Eber, Hähne, Adam und Eva, Schiffe usw. gebacken, mit Goldpapier, Farbe und Zuckerausguß verziert. Die Pferdegestalten mögen an die skandinavische Sitte, zum Sonnwendfest Pferde zu opfern, erinnern; Kuchen in Eberform deuten auf den Sonnengott Fro und das von Arnkiel erwähnte Opfer der Fricke. Schiffe aus Kuchenteich sind besonders auf den Halligen heimisch und mögen auf die frühere fast ausschließliche Beschäftigung der Bewohner mit der Seefahrt zurückweisen. Als sonst besonderes Weihnachtsgebäck gelten im festländischen Nordfriesland Honigkuchen, Pfeffernüsse und Schleifen, die in kochendem Schweinefett gebacken werden. Diese Fettpfeffernüsse heißen auf Sylt Smöörnöten, die Schleifen Sleusen und auf Föhr und dem Festlande Backels. Ebenso gehören zum Fest die Eisenkuchen (Isenkage, Festland; Isenkuken, Föhr; gud Red', Sylt), die ganz dünn sind und wie Waffeln gebacken werden, teilweise mit hübschen Formen versehen. Auf Föhr kennt man auch „Julsladen." Wo man selbst nicht die nötigen Kuchen beschaffen konnte, da wurden früher die Kinder hinausgesandt, die wohlhabenderen Landsleute mit einem Weihnachtslied, meistens „Lobt Gott, ihr Christen all' zugleich," zu bewirten und dafür dann eine Gabe zu empfangen. Seitdem das fast ganz aufhörte, sorgten meistens Vereine für die Weihnachtsbescherung armer Kinder. In andern Gegenden erschien statt der Kinder in einzelnen Orten Nordfrieslands ein alter Mann mit einem bunt bemalten Stern, der mit Glocken behangen war und beim Absingen eines Liedes in drehende Bewegung versetzt wurrde. Uns Kindern war es eine unsagbare Freude, ihm bis zum letzten Hause im Ort zu folgen und immer wieder das Lied zu hören:

Ach Sternlein du darfst nicht stille stehn,
Du mußt mit uns nach Bethlehem gehn,
Nach Bethlehem klein Davids Stadt,
Wo Maria mit dem klein'n Kindlein lag.

Auf Helgoland haben nach Lindemann (Berlin 1889, S. 23) die Kinder jetzt am meisten Scheu vor dem hl. Nikolaus, „Sönner Klas" genannt, dem Schutzpatron der Fischerei, welcher im Siegel der Helgoländer St. Nikolai-Kirche mit drei Heringen auf der Brust dargestellt ist. Er kommt, der Meinung der Kinder nach, mit seinen Gesellen im November von weit her gefahren und nimmt Platz im alten Leuchtturm. Die Gesellen des Sönner Klas machen an den nächsten Abenden vermummt die Runde, um zu sehen, ob die Kinder auch artig sind. Eines Nachts erscheint der heilige Nikolaus selbst und legt Zuckersachen in die vor den Fenstern bereitstehenden Teller. Dann verschwindet er bald mit den Gesellen von der Insel. Der eigentliche Tag der Bescherung ist der 6. Dezember. An den Abenden vorher gehen vermummte Kinder, die Knechte des Sönner Klas darstellend, von einem Hause zum anderen und werden für sie zur Bescherung Schuhe in die Fenster gelegt." Ein ungern gesehener Gast war bei uns Kindern der Knecht Ruprecht, der uns gewöhnlich in den letzten Tagen vor Weihnachten schreckte und drohte, ungehorsame Kinder in seinen Sack stecken und mitnehmen zu wollen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man auf den friesischen Inseln die Tanne als Weihnachtsbaum noch nicht, ähnlich war es im festländischen Nordfriesland. Derselbe hat seitdem bei vielen seinen Einzug gehalten, aber die alte Weise der Bescherung zu Weihnachten resp. Neujahr keineswegs ganz verdrängt, die wir hier kurz beschreiben wollen: „Kindken, Kinnerken usw., so wird der Weihnachtsmann genannt, zieht am heiligen Abend, Helliginj, Christinj, Jöhlinj, Crasenne, dem 24. Dezember, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. In der Dämmerung klingelt er vor der Haustür. Dieses Geklingel ruft in der Kinderstube lautlose Stille hervor; jedes Kind stammelt sein Gebet:

„Kindken Jesus! bring mi wat, Da well ik uk flitig to Skuul gung
Oen min Fatt, En liire wat." (Sylt.)

(Kindchen Jesus, gib mir was in meine Schüssel, dann will ich auch fleißig zur Schule gehen und etwas lernen.)

„Kindken Jöses. dau me wat
Uet Din Schaap en önj min Fat." (Festland.)

(Kindchen Jesus, gib mir etwas aus Deinem Schrank in meine Schüssel.)

„Kindken Jesus, komm to mi, Ik will wol wat lehren,
Bring mi wat in min Fatt. Ik will wol to warwen gan
Ik will beden Dag un Nacht, Un mine Ollern uk wol hören."
Ik will wol to Schoel gaen, (Föhr.)

Nachdem das Klingeln aufgehört hat, eilt das Kind zur Küche, sich einen Teller zu erbitten, früher auf Sylt einen Schuh. Auf die Fensterbank der Stube gestellt, ist am andern Morgen das Gefäß mit Pflaumen, Pfeffernüssen, Apfelkuchen, Nüssen, Äpfeln, Bilderbüchern usw. gefüllt; das ungezogene Kind findet aber neben diesen Sachen zur Warnung eine Rute.

In einigen Gegenden geschah diese Bescherung ursprünglich erst in der Neujahrsnacht, vereinzelt auch an beiden Abenden, Christ- und Sylvesterabend. Auf Amrum sind es die Hulkan,*) die einst das Gefolge der Gattin Wodans und ganz mit Stroh bedeckte und umwickelte Personen waren, welche am Sylvesterabend in die Häuser gehen und die Kinder fragen, ob sie auch beten können. Sobald sie fort sind, setzen die Kinder die Schüssel ans Fenster, die von den Eltern gefüllt wird. Am Neujahrsmorgen heißt es: „Min Skelk, min Skelk; wat häät Hulk mi bragt? Uu, diars uk an Ris!" (Meine Schüssel, was hat's Hulk mir gebracht? O, da ist auch eine Rute).

Wo der Baum den Teller verdrängte, finden auch die Erwachsenen ihre Weihnachtsgeschenke unter ihm. Er steht meistens im Pesel, dessen Türen und Fenster den Tag über sorgfältig verhängt sind, damit „Kindken" nicht gestört werde. Zur Bestärkung des Kinderglaubens löst man die Haspen der Fensterflügel, damit Kindken mit seinen Geschenken hereinkommen kann; mitunter benutzt er auch den Schornstein, um mit seinem Sacke einzutreten. Der Weihnachtsabend galt in Friesland von jeher für sehr heilig. Auf dem Festlande gibt es gewöhnlich Schweinsbraten und Kartoffeln und Pflaumen, auch wohl sogenannte „Fürtjen" zum Festmahl des heiligen Abends. Ähnlich ist es auf den Inseln. Man bekommt auf Föhr dann meistens Apfelkuchen und mit Zimt bestreuten Reisbrei und nachher noch eine Tasse Kaffee, Tee oder Chokolade. „Christabend wird warm gegessen," berichtet Clement von Amrum 1845, „Mehlbeutel und Schweinskopf. Keiner geht aus, ein jeder bleibt zu Hause, singt erst andächtig mit den andern im Gesangbuch vom Christkindlein, und dann wird gegessen und getrunken." Auf Sylt war die Andacht nach der Mahlzeit. Jetzt finden häufig am Weihnachts- und am Neujahrsabend zahlreich besuchte Gottesdienste statt. Während in früheren Zeiten

[1]) Vergl. Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen. Hamburg 1899, S. 374–384.

auf dem Festlande üblich war, an beiden Abenden ein dreiarmiges Talglicht anzuzünden, wurden später zwei Lichte je in einen messingenen Leuchter gesteckt und vor Hausvater und Hausmutter aufgestellt.

In meiner Jugend, vor 35 Jahren, war es noch Sitte, ein mit Papierschnitzeln umwickeltes Licht anzuzünden; die Petroleumlampe hat es nun verdrängt. Man durfte aber nach altem Aberglauben dieses Festlicht nicht beim Schnäuzen des verbrannten Dochtes zum Verlöschen bringen; dann mußte im kommenden Jahre jemand sterben. Am Weihnachtsabend mußten Kühe und Pferde, Hunde, Katzen, Enten und Hühner reichlich Futter haben: findet man doch zur Mitternacht alsdann im gefüllten Viehstalle auch nicht ein einziges Stück Vieh liegend, weil das heilige Elternpaar um diese Zeit mit dem Kindlein in den Krippen lag. Für die Vögel wurde am Weihnachtsabend eine Korngarbe auf den Düngerhaufen gestellt.

An den Weihnachtstagen wird meistens die Kirche besucht. Dann opferte man früher dem Prediger und dem Küster; jetzt sind diese Opfer verschiedentlich abgelöst. Der Stephanstag wurde ehemals Reiterspielen gewidmet, jetzt bringt er meist dem jungen Volk eine Tanzbelustigung. Von diesem Tage an sind überall unter Freunden und Verwandten Gastereien an der Tagesordnung. Der Kindermund sagt daher wohl, daß es die Zeit sei, wo man selbst schneide und esse. Viel gearbeitet wurde in den Tagen „twasche üjl en nai!" (zwischen alt und neu) von jeher nicht. Junge Leute unterhalten sich gern bei Weihnachts-Pfandspielen, bei denen das Einlösen der Pfänder das beste ist. Überall spielt der Aberglaube eine Rolle. Selbst das Wetter der einzelnen Tage in den Zwölften galt und gilt vorbedeutend für die Witterung der einzelnen Monate des kommenden Jahres. Messer durfte man nicht schleifen, um nicht in der Fastenzeit das Vieh abdecken zu müssen, Leinen auf Hecken und Bäumen bedeutete nicht Gutes. Ratten, Mäuse, Ungeziefer durfte man so wenig mit ihren rechten Namen nennen, als den verdächtigsten Dieb. Losungen kommen noch vor. Das Geschirr, welches bei der Festmahlzeit am Weihnachts- und Neujahrsabend in den Kögen der Tondernschen Marsch gebraucht worden, wie Teller, Gabel, Messer, wurde nicht wie sonst in der Küche gereinigt, sondern mußte unrein etwa bis zehn Minuten vor Mitternacht stehen bleiben. Alsdann nahmen es die jungen Leute des Hauses, gingen damit an eine Wasserkuhle und spülten es rein. Nach dem Volksglauben erschienen bei dieser Tätigkeit die Gesichter ihrer Liebhaber und Bräute. Dabei sollen sich, wie versichert wird, Personen, die sich früher nicht gesehen und gekannt, von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Kamen sie zum Hause zurück und blickten durchs Fenster in die Stube, so sahen sie dort die Personen, welche im kommenden Jahre sterben sollten, ohne Kopf.

Der unruhigste Abend war derjenige des Sylvesters, den man von jeher durch allerlei Kurzweil entheiligte. So galt es für eine Ehre, wenn vor einem Hause das alte Jahr ausgeschossen wurde, oder wenn Pfannen und Töpfe an die Haustüren geworfen wurden. Die Täter wurden hereingebracht und bewirtet, machten auch wohl ein Spiel um Pfeffernüsse mit. An demselben Abend zogen die Hulken um. Jetzt sind sie zu fröhlichen Kindern geworden, die verkleidet ihre Wünsche von Haus zu Haus tragen. Die heidnischen Julspiele sind durch ein kirchliches Verbot 1728 abgeschafft worden. Der Rummelpott geht noch um. — Am Sylvestertage und am Neujahrsmorgen (früher allgemein an letzterem) ziehen Kinder mit Neujahrswünschen von Haus zu Haus, in einem großen Tuche Neujahrsgaben einzusammeln, wobei Patenkinder besonders bedacht zu werden pflegen. Sie wünschen meist noch im Dialekt ihrer friesischen Muttersprache fröhliches, gesegnetes Neujahr (Amrum, Festland, Föhr, Halligen, Helgoland), Gesundheit, Glück, Segen (ebenda), Mildtätigkeit (Amrum, Föhr), geräumiges Herz, Rüm Hart (Helgoland).

Die Rumpelkammer.

Prosaskizze frei nach Klaus Groths Gedicht „De Rumpelkammer.“

Von **Timm Kröger** in Kiel.[1]

Ohne Rumpelkammer kommt keine Hausfrau aus.

In der Regel an der Dachschrägung, nur mit einem kleinen Bleischeibenklappfenster versehen, liegt sie in ewiger Dämmerung — ein Tummelsaal für Ratten und Mäuse. — Des Schornsteins vierkantiger Schaft strebt hindurch, es riecht nach Ruß und Rauch, Spinnenvolk und Ungetier huscht und kriecht, sobald die Tür knarrt, — langbeinig, vielbeinig in die Löcher. — Fliegengerippe im Netz, Tausendbein an der Wand, Totenhammer im Balken.

In der Rumpelkammer sitzt die alte Zeit und träumt. Da findet man wieder, was im Hausstand abfiel, was nicht mehr zu gebrauchen war. Nägel ohne Köpfe, Puppen ohne Glieder (das Späneblut stiert heraus), Sägen, die keinen Griff, Großvaterstühle, die keine Beine mehr haben — zerbrochenes Geschirr, kaputter Eisenkram.

*

Häuser haben ihre Rumpelkammer und Flecken und Dörfer auch.

Komme mit nach Heide,— woll'n mal sehen, was da für eine Rumpelkammer ist!

*

Wenn man von Norderhastedt hineinfährt, dann macht sich Heide. — Die Kirche liegt hell vor uns. Nun fängt der Ort und das Steinpflaster an, Häuser, erst an beiden Seiten — dann beim großen Markt an einer Seite — und über uns prächtige Linden.

Wie die Städter ihre Gesichter in der Gewalt haben! Den Schlachtern und Krämern und Müllern geht die Zunge, wie ein geölter Pumpenschwengel. Knechte stehen vor den Wirtseinfahrten, im Gastzimmer stehen Kaffee und Kuchen parat — getrunken, gegessen und nun die Pfeifen in Brand, Heide im Sonnenschein zu besehen!

Was machen doch ein paar Jahre aus! Man sollte es gar nicht glauben! — Hier war doch früher ein alter Unkenteich, nun ist's ein Lustgarten. Eine ganz neue Straße (die Osterstraße) ist fertig geworden, man pflanzt schon Bäume am Bürgersteig. Und dann sieh hin! sieh da! — Die Pfähle, die Laterne darauf! — Das ist die neue Straßenbeleuchtung. — Du solltest man mal sehen, wenn der Abend kommt, — du würdest dich wundern!

Und da ist auch die Heider Rumpelkammer.

Rumpelkammer?

Jawohl — das Werk- und Armenhaus.

*

---

[1]) Bei meinen Studien über Klaus Groth habe ich den Wunsch verspürt, die Überzeugung zu verbreiten, daß Groths Poesie nicht an das von ihm gewählte Sprachgewand gebunden ist. So ist die vorliegende Prosabearbeitung der modernen Romanze „De Rumpelkammer“ entstanden. Ich habe mich bemüht, die Wirkung, die das Original hinterläßt, nachzuschaffen und doch eine freie Nachdichtung hervorzubringen. Die äußeren Verschiedenheiten (dort plattdeutsche Sprache und Vers und Reim, hier hochdeutsche poetische Prosa) brachten es mit sich, daß hier und dort Kürzungen angebracht waren, die bei dem Original geschadet haben würden.

Kann mein Versuch als gelungen gelten? Man mag diese Frage beantworten, wie man will — jedenfalls ist dadurch nicht entschieden, daß alle Poesien Groths eine gleiche Behandlung zulassen. Noch weniger ist das Ja! oder Nein! für andere Übertragungen aus dem Plattdeutschen zu verwerten.

Die Erben des Dichters haben meinen Versuch gebilligt. Das sei ihnen auch an dieser Stelle gedankt. T. K.

Ein Garten trennt es von der Straße, junge ungeduldige Linden streben empor. Syringenbüsche zeigen ihre Blüten. Und über den Linden und den Syringen das neue, das rote, wie Feuersbrunst schreiende Dach.

In der Tür lehnt ein Mann auf Krücken, barfüßige Knaben spielen davor, ein alter Weißkopf wäscht sich an der Pumpe, ein altes Weib sitzt still und stumpf an der Wand.

Ho! Ho! Geschelte und Gebrumme.

Es kommt von den Gartensteigen her. — Da kommt einer, der hat's wichtig.

Es ist ein nicht alter, ein nicht junger, wirrer Kerl, lärmend und keifend kommt er mit struppigem Haar und redet und belfert auf die Alte und auf den mit Krücken ein. Kein Mensch hört auf ihn, kein Mensch versteht ihn. Die nackten Füße sperrt er weit aus einander, die Hosen sind ihm viel zu klein, die Hosen sind ihm viel zu kurz. Er redet gewaltig .... eine Minute, ... zwei Minuten .... schlägt mit den Händen, macht Gesten. — Endlich geht er, wie ein sich verziehendes Gewitter, noch immer eifernd, wie er gekommen, davon, sein Geschelte in den Gartengebüschen vergrabend.

*

Wir sahen erst einen kleinen Teil der Menschen, die das Haus birgt. Es ist voll von Ruinen, die der Welt nichts mehr nützen, voll von alten Knochen.

Das Herz ist leer und wirr der Sinn.

Eine krause Welt, eine untergegangene — und doch noch lebendige Welt.

*

Gute Hausfrauen fegen das ganze Haus, aber an der Rumpelkammer fegen sie vorbei. Höchstens einmal im Jahr haben sie den Mut, den alten Kram aufzustören.

Nur ab und zu — man weiß nicht wie — kommt hier ein Stück und da ein Stück vom Rumpelkoben zum Vorschein. — Alte Kasten mit blanken Kupferschlössern, aber wurmzerfressenen Böden, große Bücher in Schweinsleder, einstmals vergoldet und darin Bild und Blatt.

Bild und Blatt! Achtet man des Staubs nicht, wendet man die wie Bretter so dicken und schweren Blätter, dann sieht man mancherlei. — Mynheer sitzt, eine Kalkpfeife rauchend, auf einer Tonne, ein nackter Neger im grellen Sonnenschein, ein Schiff unter vollen Segeln, der Meergott mit der Mistforke hinterher.

Ein Alter blättert und erzählt, — erzählt dabei von weiten Fahrten. Der junge Knabe hört's und ist ganz still. Sein Herz ist nicht hier, sein Herz ist in fremden Landen .... weit weg, sein Herz ist auf Reisen.

*

Im Armenhaus hat sich ein alter Mann bei der Hausecke auf einen Stein gesetzt. Sein Kopf ist kahl, wie eine Billardkugel so blank. In der Hand hält er einen Stock, er zieht damit Striche im Sand. Und die Augen .... gläserne, tote, ausdruckslose Augen .... die wirft er in die Höhe, als könnte er durch die Wolken sehen.

Der Alte ist blind.

Wiedewiedewitt! So klingt's in ihm aus Nacht und Schmerzen — Wiedewiedewitt! — aus Nacht und Schatten. — Er hört das Glockengeläute seiner Jugend.

Wo seine Wiege, wo sein Stuhl gestanden hat, dort, wo er nach saurem Tagwerk seine Glieder streckte, da wachsen jetzt Gottes freie Blumengeschenke. Er hatte eine Eiche und eine Grasbank darum. Eiche und Grasbank sind nicht mehr. Seine Hauskoppel hatte ein rotes Heck. — Wo sind Hauskoppel und Heck?

Was schert's den Blinden?

Wiedewiedewitt! —

Wer kann ihm die Bilder seiner Jugend stehlen? Er sieht die Herde im grünen Gras. Wie sprüht das Sonnenlicht auf den blanken Leibern! — Er hört das Rupfen ihrer Mäuler am weichen frischen Gras. —

Wiedewiedewitt!

Wie klingen die gut gestimmten Glocken der Tiere!

*

Baron von Unruh, schäbig-elegant. Den Hut auf dem rechten Ohr, ein spanisches Rohr in der Hand, immer in Handschuhen, so und nicht anders geht er zur Straße. Er hat immer Husten, immer Durst, ist gnädig, huldvoll ist er gegen jedermann, und wenn er ein Butterbrot kriegt, ganz besonders.

*

Klein Jule ist der Ansicht, daß es nichts Köstlicheres auf der Welt gibt als die Welt. Sie sitzt und plätert und lacht den ganzen Tag. Hören kann sie nicht mehr, Zähne hat sie nicht mehr, aber ihre Backen sind gesund und rot. Sie spricht mit allem, was nah ist, sie spricht durch Nicken und Winken zu allem, was fern ist. Mit Steinen und Bäumen spricht sie, und nachts mit sich selbst.

*

Einer ist noch drin, man sieht sein Gesicht an allen Fensterscheiben, denn er probiert aus, wer die allerbeste ist. Es ist ein alter Mann.

Es ist einer, der das Licht scheut, am lichten Tag wagt er sich nicht heraus. — Aber abends, wenn die Sonne weg ist, wenn in den Häusern Lichter angesteckt werden, dann schleicht er wie ein Schattenbild von Tod und Nacht sacht und leise davon .... lang, dünn .... auf alten Lederslarren .... Er lauert an allen Ecken, — — er huscht an den Häusern hin, ... er lugt in jeden dunkeln Gang — — — er schlägt um jeden Menschen einen großen Bogen — — — er, der — Tod.

Weshalb? Will er stehlen? O nein, keine Sorge! — „Der Tod" (er hat diesen Beinamen), der Tod mag gern lesen .... er sammelt sich alte Zeitungen und altes Tütenpapier.

*

Heraus, heraus!

Wir wollen sehen, was alles in der Rumpelkammer steckt!

Da ist ein alter Scherenschleifer, „Schleif-Scheren" genannt, Meister der Rede und Meister im Tabakkauen, Tausendkünstler in allen kleinen Verlegenheiten des Hauses. — Er lötet und schmiedet, biegt Haken und Ösen, stellt Mausefallen in die Wippe, versilbert und „klütert," repariert Kaffeemühlen und Wettergläser, schert Hunde, lehrt sie Anstand, näht Taschen, macht Siebe, macht Pfeifendeckel, Hüte und Körbe, und für den Herrn Baron schärft er Messer und Scheren.

Schön! Schön! — Aber wer macht denn so greulichen Lärm? O, das ist nur die Severingsche; die singt sich einen Psalm.

Und dann nicht zu vergessen — Perfetter Jaaps, der geht mit der Hauspostille nach der Weide. Er ist nämlich, muß man wissen, Vorsteher einer Kinderschule von Fröschen und Vögeln. Sonntags spielt er Pastor. Wenn's zur Kirche läutet, geht er hinaus, und wenn's still wird, tritt er mit seiner Postille würdevoll in den Saal des Armenhauses wieder ein. — „He, kommt!" ruft dann der Baron Unruh. Das Summen verstummt, und alles sieht andächtig auf den Magister hin.—

„Klack, klack, klack!" sagt es in dem Augenblick oben auf dem Dach, so, als wenn man mit dem Stock an einen Kramstopf schlägt. Das ist die längst zersprungene Läuteglocke der Anstalt auf dem Dach, der Hausvater zieht zum Spaß am Strang.

*

Es ist Abend, es ist Mondschein, der Tod liest seine „Avisen“ am Fenster, Baron sitzt im Lehnstuhl, Severingsche brummt. Klein Jule klappert und schwatzt mit dem Griff des Kaffeekessels, Schleif-Scheren poliert eine Uhrkette.

Und auf der Bank an der Wand sitzen — Johann Ohm und Johann. Johann Ohm ist der Herr, Johann ist sein Knecht. — Ja, als Johann Ohm Herr war und in der Kutsche fuhr, da saß Johann auf dem Bock. Nun hat das Leben beide auf dieselbe Bank gesetzt. Lang wird's nicht dauern, dann setzt es sie beide ins schwarze Bett — den Herrn und auch den Knecht.

Es wird stiller um sie her, Johann Ohm hat die Hände gefaltet, Johann — immer noch läßt er Zwischenraum zwischen sich und seinem Herrn und respektvoll sieht er zu ihm auf — Johann sieht Johann Ohm blöde lächelnd an.

„Johann“ — fängt Johann Ohm an zu sprechen — „sag mal — wie lange wird's doch? Mir ist, wie gestern — weißt du — als mein neuer Speicher fertig geworden war und ich das Fensterbier gab?“ —

„Was habt ihr da für Masse Kaffee getrunken!“

Johann Ohm lacht.

„Ja,“ sagt sein Knecht .... „fünfzig Jahr sind's, Ohm! Das heißt, wenn's wieder Heuernte wird, dann sind's fünfzig. Was haben wir getrunken! Zum ersten Male gab's Bohnenkaffee. Den kannten wir noch nicht; Grete wußte damit nicht Bescheid, sie hatte Bohnensuppe davon gekocht. — Wie war sie wütend, wie haben wir gelacht! Ja, Johann Ohm, ja, — das war ein Spaß. Die Nacht war warm. Ihr gingt draußen immer auf und ab, das mochtet ihr so gern, wir aber saßen auf der Diele und tranken immer Kaffee. Alle halbe Stunde stecktet ihr den Kopf hinein und rieft: Wollt ihr noch mehr? Und wir — wir wollten immer noch viel .... viel .... mehr.“

Johann Ohm sagt eine ganze Weile nichts, er läßt die Daumen in der Runde laufen. Er muß alles zurecht denken, ehe er weiter spricht.

Der „Tod“ liest leise vor sich hin.

Und dann fängt Johann Ohm wieder an. Ein Leben liegt in seiner Stimme.

„So geht's, Johann,“ — sagt er. — „Wer hätte das gedacht! Mein Vater sagte es schon: „Glück un Not, de gaht ehrn Gang, as Ebb un Flot.“ — Mal ist der Strand weiß und trocken, dann kommt das Wasser und bricht wohl gar durch Deich und Land.

„Wir wohnten bei Büsum, nah am Haff, ein breiter Graben ging um Wurt und Hof. Wie viele Stunden hab' ich auf dem Deich gestanden und in die graugrüne Flut gestarrt.

„Da sah ich Segel; sie wiegten sich auf dem Wasser, meine Seele wiegte sich mit ihnen. Und glänzte der Strand weiß und rein zu mir herüber, ich saß, ich stand und träumte ganz wie er.

Die Möven flogen, die Möven klagten, die Möven trippelten im Schlick. Ganz weit im Außendeich, da weideten Schafe, ich sah die weißgraue Wolke ihrer Herde — ihr Schäfer stand ganz fern am Horizont mit Hund und Stock auf hohem Deich und sah, wie ich, gen Westen hin, er sah nach seiner Herde.

„Eine kleine Fischerkate lag hinterm Deich, nicht weit von unserm Haus. Der, der dort wohnte, war ein großer, schwarzer, fremdartig aussehender Mann, ein Fischer, den niemand kannte, irgendwoher aus einer unbekannten Fremde.

„Mit einem jungen Dirnchen war er ganz allein im Haus. Es war nicht seine Tochter, es sollte seines Bruders Tochter sein. Das war ein scheues Kind. — Wenn der große Mann mit seinen Fischen und mit Kraut und Stint nach Heide gegangen war, und sie derweilen Netze flickend, summend, auf dem Deich saß, und es kam jemand, dann floh sie wie ein scheues Reh den Deich hinab ins Haus hinein.

„So tat sie auch bei mir, wenn ich ihr Blumen brachte, schließlich aber erkannte sie mein ehrlich Herz und Blut.

„Was war's für ein Gesicht?

„So wunderbare Sehnsucht lag darin. Und wunderbar war stets des Mädchens Tun, so seltsam, ahnungsvoll, erwartungsvoll, als harre sie auf ein besonder Schicksal.

„Wenn auf den Wogen sich die weißen Segel blähten, dann konnte sie mit ihren dunkeln Augen durch dunkles, meist wild um ihren Scheitel fliegend Haar, dann konnte sie starr verlangend in die Abendröte starren. Rief man sie an, erweckte sie aus ihrem Sinnen — dann schlug sie ihre braunen Hände vors Gesicht und schluchzte wild.

„Ich redete mit ihr, doch sie gab karge Antwort. Doch mir war es genug (war ich doch jung), ich wollte sie nur sehen, wollte nur das leise Beben ihrer Stimme hören, so wunderbar wie Glockenklang, so rein, so keusch und tief, wie einer Nymphe trauter Laut. Die Stimme war so anders wie alles andere sonst. was ich wohl je gehört. Im Traum noch hörte ich den wundervollen, tief geheimnisvollen Klang. Ich hör' noch jetzt, was sie mir sagte, wenn sie zum Abschied mir die Hände reichte: Ade, Johann, ade!"

*

Ade! Ade!

Johann Ohms Stimme will verhalten . . . . stockt. Aber noch einmal kommt sie auf . . . . Ade! . . . .

Dann schläft sie wieder ein, verstummt . . . . kommt wieder her . . . . Johann redet wie im Traum.

So hörst im stillen Abendfrieden du die Silberpappel plaudern . . . . stille sein . . . . und wieder dann den müden Laut. . . . . Es stößt nur ab und zu ein linder Hauch in ihre losen Zweige. . . . Da redet auch der Baum so, wie Johann Ohm tat, nur halb noch wach und halb im Traum.

Doch horch! - des alten Mannes Stimme ist wieder da.

*

„Ich kann nicht sagen, daß ich traurig war. Mir war, als könnt's nicht anders sein, als müßte kommen, was da kam, als müßt' es kommen, wie Ebb' und Flut und Tag und Nacht und Frühjahrszeit und Wintersleid und Sturm und Still. Mövengeschrei und Schwanengesang klingt über alles her, und hinten, ganz hinten an dem Horizont, da ist die große See. Wer will die Wogen hemmen, wenn sie kommen, wer will sie halten, wenn das Wasser fällt?

„Ich traf die fremde Dirne, ohne sie zu suchen. — Die Fischersleute waren bitterarm — was wußt' ich dummer Kerl davon? Ich bracht' ihr nichts als Blumen, die der Garten bot."

*

„Wer hätte das gedacht?

„Es war recht spät im Herbst; zur Bohnenzeit. Wir waren alle Mann dabei. Wo Bäume über unsern Wagen hingen, da lagen ihre welken Blätter in den tiefen Gleisen. Wir hatten alle Hände voll zu tun, die reiche Ernte heimzubringen. Marienspinnennetzgarn band die Stoppeln, die Weideochsen standen vor den Wettern und riefen nach den Ställen. Man hörte ihren Ton von allen Seiten. Der blaue Duft des Herbstes trug ihn tönend über Land und in die blaue See.

„Und überall — überall die Achsenstöße schwerer Bohnenwagen.

„Ich fuhr den ganzen Tag. Am Abend war's getan. Noch war's hell, da kam ich mit dem letzten kleinen Fuder den weichen Weg hinauf. Von hinten her,

da schlug still der Knechte — sie lagen müde auf der Fuhre — der Knechte Plaudern an mein Ohr. Wie man wohl schwatzt, wenn alles sanft zur Ruhe geht.

„Das Feld war leer. Ich hatt' es oft gesehen. Wie kam es doch! Es fiel so schwer mir auf mein Herz, so schwer, wie ich's noch nie empfunden hatte. Jetzt mußten wir den steilen Deich hinauf — mir tat es um die armen Pferde leid — doch sieh! — nun hatten wir des Deiches Krone.

„Das Meer lag spiegelglatt — — wie oft hatt' ich's gesehn — — — doch niemals so, wie heut', — — so tief — — so glänzend nicht, — — und niemals — — ach! — so leer — — so uferlos — — so weit!

„Ein großes Schiff lag auf dem Wasser. — Sieh! — sagte einer von den Knechten, er hatte das Schiff schon in der Frühe gesehen — sieh, sagte er — nun setzt er Segel bei. Und er erzählte wunderbare Sachen. — Wie er am Morgen nach dem Feld geritten, da sei ein Boot von Bord gestoßen, ans Ufer hingerudert und Menschen seien drin gewesen, die er erst für wandernd Volk gehalten. Doch wie sie näher hergefahren, da habe er gesehen, es seien eher feine Herren, wenn auch von fremdem Wesen. Und einer habe so ausgeschaut, wie der schwarze Fischer auf dem Deich. Der sei ans Land gekommen, den Fischer und das Mädchen hab' er heiß umarmt.

„Ich weiß nicht, wie es weiter ging. Die Krankheit, die mich dann befiel — das Schwerste, was ich je erlebt, das hat sie ausgelöscht. Ich weiß nur, daß sie mit dem Schiff auf Nimmerwiedersehen in die Weite fuhr. Sie stand auf hohem Bord, — mir ist, sie habe Grüße mir gewinkt: Ade, Johann, ade!

„Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Haus gekommen bin — — die Sinne schwanden mir.

„Mir war, als stände ich auf hohem Bord. Auf hohem Schiff, da stand ich Hand in Hand mit ihr. Die spiegelblanke See trug uns nach fernen Ländern, die Bäume strebten auf gen Himmel und über uns, da wölbte sich der Himmelsdom.

„Es war so klar und doch so fremd von dem, was sonst um mich gewesen war. Ich sah sie an. Soll ich nun fort? Da schüttelte sie die schwarzen Haare (welch wilde Schönheit lag darin! —), da legte sie ihre Hand auf ihre schwarzen Augen und — sagte nichts.

„Und ich verstummte.

„Nachher stand ich wieder an dem Strand. Sie fuhr davon, da hörte ich wieder ihren wunderbaren Laut:

„Ade, Johann!

„Der Schnee schien ins Fenster. So lange war ich von Sinnen, so lange war ich krank gewesen.

„Nach Jahren erst ging ich in die Welt. Von ihren Freuden bekam ich meinen Teil, von ihrem Leid bekam ich doppeltes sogar. Ich trug, was kam. Hatt' ich Glück, so war mir so, als sei kein rechter Geschmack darin, ja, auch das Leid ging mich nichts an. Ich hielt's für Flut, für Ebbe hielt ich es. Die Wogen rollen hin, sie rollen her, sie tun's nach eigenem Gesetz."

Johann-Ohm schweigt, verstummt nun ganz, vergräbt den Kopf in seine Hand. — Er träumt von seinem Strand. — Die Seele fliegt durch Nacht, durch Kummer fliegt sie hin, und wenn sie müde ist vom Flug, so findet sie im Heider Rumpelhaus doch immer noch ein Heim, bis einst zum letzten Flug.

*

Ha, ha! . . . . so, so!

Schleif-Scheren hat was erzählt, er hat einen Witz gemacht, er hat so eine Art, seine Trümpfe zu schmeißen, daß alles vor Lachen sterben will. Nur der „Tod" wird aufgebracht. Einen Packen alter — vielleicht zehn Jahre alter —

Zeitungsnummern emporhebend, schreit er: „Was redet ihr so nichtig Zeug! In Antwerpen brennt die Zitadell, in Frankreich steigt das Salz im Preis, der ganze Süden ist im Aufstand, Don Michel hat den Karl besiegt, lang dauert's nicht, dann haben wir den Krieg!"

Mit großen Schritten strebt er schnell hinaus. Da kommt nun auch der Vater unseres Hauses und mahnt zu Bett.

So wird es still. — Ganz still?

Nein, nicht ganz still. Die Severingsche plärrt noch einen kleinen Abendgesang.



Grot Not.

Krischan, lat keen Dalers rull'n:
Morgen kummt de Panner!
Kriegt he nich von uns dat een,
Nimmt he woll dat anner.

Krischan, lat keen Groschens lopen:
Morgen kummt de Panner!
Wenn he will den Polly ropen,
Lett em de nich ranner.

Krischan, lat de Penn' nich ruter:
Morgen kummt de Panner!
Wenn he will de Gös sik griepen,
Sitt vöran de Ganner.

Claudine Staack.

Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins.

Von J. Rohweder in Husum.

IV.

13. Phalacrocorax carbo (L.) Die Kormoran-Scharbe.

Carbo cormoranus. Kormoran. Großer Wasserrabe. Seerabe. Aalkreie.

Von Herrn Böge wurde ich vor längerer Zeit benachrichtigt, daß er einen Kormoran aus Dithmarschen zum Präparieren erhalten habe, und daß ein anderes Exemplar am Eingang zum Kieler Hafen erlegt worden sei. Im Dezember vorigen Jahres überlieferte mir ein Hofbesitzer aus Ülvesbüll ein von ihm geschossenes Exemplar als einen „in Eiderstedt völlig unbekannten Vogel." Unterm 21. März d. J. schreibt mir Herr Eppelsheim aus Oldenburg: „Eine zweite Rarität, die Sie interessieren dürfte, ist eine Kormoranscharbe, ein schönes altes Männchen mit dickborkigem Schnabel, das mir die Fischer aus Ostseebad Dahme — daselbst auf der See geschossen — brachten. Der Vogel ist weder von ihnen noch von den Fischern Heiligenhafens jemals beobachtet worden. Der große Sturm zu Anfang Januar muß ihn gebracht haben, wie sie erzählten."

Obwohl diese wenigen Daten (selbst auch wenn ich ihnen noch einige vereinzelte Fälle aus früheren Jahren anreihte) sicherlich nur einen ganz geringen Teil des tatsächlichen Vorkommens von Kormoranscharben in Schleswig-Holstein registrieren, so läßt sich doch eben aus der Sparsamkeit der Nachrichten schließen, daß der durch seine Gestalt wie durch seine Lebensweise auffällige Vogel in den meisten Gegenden unseres Landes doch nur ausnahmsweise beobachtet wird. In der Tat wird der Seerabe seit etwa drei Jahrzehnten für die ganze Provinz als unregelmäßiger, mehr oder weniger seltener Gast zu bezeichnen sein. Vordem gehörte er hier zu den Brutvögeln. Die besonders im östlichen Holstein (seltener an der Ostküste Schleswigs) bis dahin vorhandenen meist kleineren Kolonien waren wohl Gründungen versprengter Scharen aus einer bei Lütjenburg vertriebenen

großen Ansiedelung. Die Geschichte dieser Ansiedelung, das unvermutete Auftreten einzelner Pärchen von „Aalkreien" in den Waldungen an der Howachter Bucht, ihre rasche Vermehrung bis zur Landplage und ihre durch die nachdrücklichsten Maßregeln bewirkte Ausrottung bildet den Inhalt eines hochinteressanten Berichts, dem die „vom Distriktsdeputierten Herrn Grafen Karl zu Ranzau gütigst mitgeteilten Akten" zugrunde liegen, in: „Vaterländische Waldberichte von August Niemann. Zweites Stück. Altona 1820." Als außerordentlich wichtiger Beitrag zur Geschichte der schleswig-holsteinischen Ornithologie verdient es dieser Bericht, in seinem ganzen Wortlaut der Vergessenheit entzogen zu werden. Er möge daher den Beschluß der vorstehenden „Nachrichten und Bemerkungen" bilden.[1])

[„Der Seerabe oder Kormoran, nebst der][2])
„Geschichte seiner Einwanderung, Verfolgung und Vertilgung in Holstein."

In Holstein waren die Seeraben zuerst im Jahre 1811 an der Ostseeküste in geringer Zahl bemerkt worden. Man hatte sie nicht sehr beachtet, wenigstens zu ihrer Verfolgung nichts unternommen. In der Umgegend fanden sie in den zahlreichen Teichen Überfluß an Nahrung. Diese Leichtigkeit, sich zu nähren, begünstigte ihre Ansiedelung, die der Zufall veranlaßt hatte, und es bedurfte keiner Verfolgung, keiner widrigen Ereignisse, die aus anderer Gegend sie vertrieben, um ihrer außerordentlichen Vermehrung in dieser zu statten zu kommen. Auf diesen immer merklicheren Anwachs ihrer Menge, auf ihre mit jedem Jahre merklichere Verheerung in den Fischteichen ward zuerst in den Provinzialberichten aufmerksam gemacht und zu Maßregeln aufgefordert.[3])

Indessen sollte sich namentlich in den Gütern Waterneverstorf und Neudorf diese Ansiedelung immer gefahrdrohender gezeigt und schon bis in die Gegend von Kiel sich verbreitet haben, als im Frühjahr 1816 das Königl. Obergericht zu Glückstadt zur Anwendung schleuniger und durchgreifender Maßregeln aufforderte, um es zu verhüten, daß diese eingewanderten Fremdlinge durch ihre kaum zu berechnende, Waldungen und Fischteiche bedrohende Vermehrung nicht zur Landplage würden. Unterm 27. April 1816 beauftragte die gedachte Behörde den Propsten des adeligen Klosters Preetz und die Deputierten des Kieler und des Oldenburger Güterdistrikts, „dieser Angelegenheit wegen baldmöglichst zusammenzutreten und den erwähnten Gegenstand in gemeinschaftliche Berathung zu ziehen, um Mittel ausfindig zu machen, der Vermehrung der Seeraben auf das schleunigste ein Ziel zu setzen, und womöglich die Vertilgung derselben in den an der Küste belegenen Waldungen zu bewirken, demnächst aber das Resultat ihrer etwa anzustellenden näheren Lokaluntersuchungen, unter Hinzufügung der für nöthig erachteten Maßnehmung, berichtlich anzuzeigen. Weil indessen Gefahr beim Verzuge sein könne, so habe man hiemittelst zugleich die Autorisation ertheilen wollen, allenfalls provisorische Vorkehrungen zu treffen, und seien in solchem Fall die in be-

[1]) Vergl. Ornithol. Monatsschrift 1905 S. 122 u. 199.

[2]) Die vorangehende allgemeine Naturgeschichte des Kormorans von Justitiarius Boie ist hier fortgelassen. J. R.

[3]) Schl.-Holst. Prov.-Ber. VI. Jahrgang 1816 S. 160: „Der Seerabe (Pelecanus Carbo) in Holstein, den Fischteichen und Hölzungen gefährlich. Mitgetheilt von dem Herrn Magn. v. Witzleben in Plön." Hierin heißt es unter anderem: „Diese Seeraben nisten auf hohen Bäumen und brüten zweimal im Jahr. Sie thun den Bäumen großen Schaden, weil die Zweige unter dem Neste ausgehen, bis endlich der ganze Baum abstirbt. Noch größer ist jedoch der Schaden, welchen sie dem Fischfange thun. Vor einem Jahre schon versicherte mir ein Neverstorfer Fischer, diese Vögel hätten allein in der Binnensee schon über tausend Thaler Schaden angerichtet. Sie bleiben oft zehn bis zwölf Minuten unterm Wasser. Unter den Nestern findet man oft Aale von mehreren Pfunden." J. R.

regter Hinsicht getroffenen Verfügungen nur vorläufig anzuzeigen." Am folgenden 26. August ward darauf von der gedachten Kommission Bericht abgestattet. Nach einigen vorangeschickten naturgeschichtlichen Nachrichten über Gattung, Bildung, Lebensweise und Verbreitung der Seeraben oder der Kormoranscharben [1]) heißt es in demselben: „Die von der Kommission angestellten Untersuchungen ergaben das Resultat, daß im Gute Neverstorf überall keine Seeraben nisten, wohingegen selbige nur allein in dem zum Gute Neudorf gehörigen, unmittelbar an der Ostsee belegenen sogenannten Buchholze in ungeheurer Menge ihre Nester auf hohen Buchen gebaut hatten. Die Fischer in der dortigen Gegend versichern, erst im Jahre 1810 zwei Seeraben gesehen zu haben, welche zweimal Junge ausgebrütet, darauf im Herbste weggezogen, im zunächst darauf folgenden Frühjahr aber zahlreicher erschienen wären und sich seitdem so vermehrt hätten, daß man ihre Anzahl auf zwanzigtausend schätze. Diese Anzahl schien keinesweges übertrieben, indem eine im hohen Buchholz angestellte örtliche Besichtigung ergab, daß dreiundachtzig große Buchenstämme bis in den äußersten Gipfel mit Nestern angefüllt waren, wobei es sehr bemerkenswert scheint, daß die Seeraben bisher überall keine eigene Nester gebauet, sondern andere Vögel, namentlich Reiher, Raben und Krähen, aus den ihrigen vertrieben haben. Nach den gesammelten Erfahrungen ist es erwiesen, daß die Seeraben in jedem Sommer zweimal brüten und jedesmal fünf bis sechs. auch wohl sieben Junge aufziehen. Rechnet man nur nach einer sehr mäßigen Schätzung zwanzig Nester auf jedem Baum, so würden sechzehnhundert und sechzig Paar alte Seeraben vorhanden gewesen sein, und diese sich in einem Sommer bei einer zweimaligen Brut um sechzehntausend sechs hundert Stück vermehrt haben. Über den Umfang des Schadens, welchen die Seeraben der Fischerei bisher zugefügt haben, läßt sich keine gegründete Berechnung aufstellen; daß dieser Schade aber sehr bedeutend gewesen sein müsse, scheint keinem Zweifel unterworfen, indem diese Vögel, welche sich vom hohen Buchholz aus auf alle Teiche der umliegenden Güter und insbesondere auf den sogenannten Binnensee verbreiteten, bei einer großen Gierigkeit eine Fertigkeit zum Fischen in dem Maße besitzen, daß sie, nach der Versicherung der Fischer auf fünf Faden Tiefe, Fische von einem Pfund heraus holen."

„Da alle eingezogene Nachrichten darin übereinstimmten, daß das sogenannte Buchholz im Gute Neudorf der einzige Ort im Herzogtum Holstein sei, woselbst die Seeraben bisher gebrütet haben, so war die Kommission des Dafürhaltens, daß das zweckmäßigste Mittel zu ihrer Vertreibung darin bestehen würde, sämtliche Nester während der Brütezeit auszustoßen. Der Erfolg dieser Maßregel scheint um so sicherer zu sein, da — wie bereits angeführt worden — die Seeraben keine eigne Nester bauen und es sich erwarten läßt, daß sie auf diese Weise werden gänzlich verscheucht werden."

„Obgleich nun das Ausstoßen der Nester mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, da es eine sehr mühsame und selbst-gefährliche Arbeit ist, die Bäume bis in den Gipfel zu besteigen und mit langen Stangen ein Nest nach dem andern auszustoßen, so gelang es doch dem Grafen v. Brockdorff, einige junge Leute dazu ausfindig zu machen, und diese mühsame Arbeit ward darauf unter seiner Leitung vollständig ausgeführt, dergestalt, daß gegenwärtig alle drei und achtzig Bäume gesäubert sind und kein einziges Nest mehr vorhanden ist, welches denn auch bereits die Folge gehabt hat, daß die Seeraben schon jetzt sehr verscheucht sind und sich nur sparsam zeigen."

„Für das Ausstoßen der Nester haben die Leute, welche diese Arbeit ver-

[1]) Von Boie. Siehe die vorletzte Anmerkung. J. R.

richteten, für jeden Baum 1 Rthlr., also 83 Rthlr. erhalten; die Apparate zum Besteigen der Bäume haben 11 Rthlr. 24 ß. die ganze Arbeit also 94 Rthlr. 24 ß gekostet, welche Summe von dem Grafen v. Brockdorff einstweilen vorgeschossen worden ist."

Die getroffenen Maßregeln hatten den Erfolg, daß im nächsten Jahre 1817 sich zwar einige Seeraben noch zeigten, auch zu horsten suchten, aber durch Schießen bald verscheucht wurden. Im Jahre 1818 haben sich nur einzelne noch gezeigt, aber zur Ansiedelung ist es garnicht gekommen. Doch soll sich in einem Gehölz zu Loitmark an der Schlei ein Haufe angesiedelt haben.



Plattdeutsche Rätsel (Nachtrag).[1])

Zusammengestellt von G. F. Meyer in Kiel.

1. En Soldat mutt Schildwach stan,
Hett ken Been un kann doch gan,
Hett ken Swert un kann doch slan.
Kannst Du mi dat Radels ran? (Uhr.)

2. De lütt Johann Molt,
De sitt op 'n Stolt;
Jo länger he sitt,
Jo lütter he ward.
Plumps, fallt he dorin! (Lichtkerze.)

3. Vör as 'n Gaffel,
In'e Merr as 'n Mälsack,
Achter as 'n Dackschacht.
(1903 S. 235 Nr. 18.) (Kuh.)

4. Op unsen Hof, dor steit en Mann,
Hett mer Wunn
As 'n gans Dörp Hunn. (Haublock.)

5. En Koh un 'n Kalf,
Half Kalf half,
Has un Reh,
Wovel Been het de? (Keine.)

6. Hanswust von Stendor
Het 'n Hot op en Ohr. (Pilz.)

7. En hölten Japp-op
Mit 'n isern Klapp-op;
Veer Hangeln
Tein Langeln.
Rad, wat is dat?
(Hölzerner Eimer mit eisernem Bügel; vier Zitzen des Kuheuters, zehn Finger zum Melken.)

8. Bald kott, bald lang,
Bald struw, bald blank.
Wenn de Herr sin' Willn stillt het
Un de Kinner ern Buk füllt hebt,
Denn nimmt de Herr sin' Schlenker
Un stickt sin' Schwenker
Na de Büxentasch rin. (Messer.)

9. Mutter Wittsch, Mutter Swattsch,
Kikt blots mal her,
Wat in minen Gasten wer:
Half witt, half swatt,
Harr rode Been;
So 'n Tier hef ik
Min Läwdag nich sehn. (Storch.)

10. Op uns' grot Däl,
Dor stat twe Pæl,
Op de Pæl steit en Buktonn,
Op de Buktonn steit en Büktonn,
Op de Büktonn steit en Trechter,
Op de Trechter steit en Smekker,
Op den Smekker steit en Rüker,
Op den Rüker stat twe Kiker,
Op de Kikers wast Gras:
Wat is dat?
(1903 S. 236 Nr. 38.) (Mensch.)

11. Nerrn in de Wisch
Steit en Pal,
Op den Pal is en Tunn,
Op de Tunn is en Kugel,
Op de Kugel wast Gras,
In dat Gras marschert Soldaten.
(Mensch.)

12. En gansen Stall voll grise Per
Un en hölten Harr dorbi.
(Buchweizenklöße und Holzschleef.)

13. Rod is min Rock,
Grön is min Stock,
Steen is min Hatt:
Wat is dat? (Kirsche.)

14. Lütt Pompelium
Steit op sin Stelium,
Het 'n roden Rock un 'n steenern Hatt:
Rad mal, wat is dat? (Kirsche.)

15. Mudder, wat is dat för 'n Ding,
Wat in unsen Wischhoff spring?
Rund von Buk un lang von Been;
So 'n Ding hef ik min Dag nich sehn.
(Storch.)

16. Lütt Pompelius
(oder: Ambrosius, Ambrosius)
Geit mit sin veer Bröder in't blaue Hus;
Dat Hus wer eng, de Wand wer mör.
Drum mök he dor en Lock hendör,

[1]) Vergl. „Heimat" 1895 S. 33, 1902 S. 219, 1903 S. 234 ff. und S. 284 ff.

Kek ut un wull de Welt besehn,
Harr blot so 'n grot'n Block an't Been.
(Große Zehe.)

17. Ward nich katt un ward nich ätn
Un smeckt doch menniggeen god. (Kuß.)

18. Gröter as 'n Hus,
Lütter as 'n Mus,
Kann likers na de grot Dör rin:
Wat is dat? (Stern.)

19. En gansen Stall voll witte Peer,
Gor keen Swatten dortwischen?
(1903 S. 284 Nr. 1.) (Mund, Zähne.)

20. Wat liggt in't Holt un gärt
Un sübt ut as 'n astrock'n Perd?
(1903 S. 284 Nr. 13.) (Brotteig.)

21. Dor löppt wat lang 'n Stieg,
Un wenn't to Enn is, segg't: Knack!
(1903 S. 284 Nr. 7.) (Schere.)
(Nr. 1—21 mitgeteilt von J. Iwersen in Hüttblek bei Kaltenkirchen.)

22. Ruge, ruge Relln,
Peer ruge Felln,
Zwickswack, Brotsack,
Rad mal, wat is dat?
(1903 S. 235 Nr. 5.)

23. Dor köm mal 'n Mann von Haken,
De harr op jede Schuller söben Staken,
Op jeden Staken söben Kiepen,
In jede Kiep söben Katten,
Jede Katt harr söben Jung:
Wovel Föt dregt dat?

24. Peter Lang
Klattert lang de Stang;
Weiht de Wind,
Bummelt dat Ding. (Erbse, Bohne.)

25. In de Grund löppt en lüttn buntn Hund;
Ik sech di dat Wort in de Mund:
Wo heet de Hund?
(1903 S. 236 Nr. 35.) (Wo.)

26. Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Spitzer as 'n Torn:
Wer't nich weet,
Is ni geborn.
(1903 S. 219 Nr. 6.) (Wollgras.)

27. Dar plögt en Mann
Ahn Sick un Schar,
Ahn Biel un Bahr (Bohre),
Plögt doch so rahr. (Maulwurf.)

28. Achter min Hus,
Dar plögt Peter Krus,
Het keen Sick un keen Schar,
O, wat plögt de Peter dar.
(Maulwurf.)
(Nr. 22—28 von W. Ehlers-Pinneberg, in Ostholstein (Herrschaft Hessenstein) gesammelt.)

29. To Norn unsern Hus,
Dor plögt Onkel Krus,
Sünner Tögel un sünner Tohm
Un verdeent dags ni sin Daglohn.
(Maulwurf.)
Dithmarschen (R. Dammann in Altona).
(1903 S. 235 Nr. 10 u. S. 285 Nr. 17.)

30. Hüppop un Wüppop
Lepen beid lank en Stück op:
Acht Been un een Steert,
Ra mal to, wat is't för'n Deert.
(Frosch und Maulwurf.)
(1903 S. 235 Nr. 8.)

31. En gansen Stall voll brune Peer,
Un likers en Swarten dafär. (Backofen.)

32. Dor ünner in de Grund,
Dor löppt en lütten Hund;
Je sieder as he lopen deit,
Je höger em de Steert steit.
(1903 S. 285 Nr. 23.) (Pumpe.)
Kopperpahl bei Kiel.
(Nr. 30—32 mitgeteilt v. D. Petersen in Kiel.)

33. Hans Hinnerk Horn
Harr hunnert Höhner,
Hunnert Höhner harr
Hans Hinnerk Horn.
Wovel Hahns? (12, nämlich H.)
Preetz (E. Schnack, Gr.-Quern).

34. Dor steit en Bom int Westen
Mit tweeunföftig Nesten;
In jede Nest sind söwen Jungen,
Jede Jung het sin Nam. (Das Jahr.)

35. Buten blank un binnen blank
Un en beten Holt dormang. (Fenster.)

36. Hoch in de Högde,
Krumm in de Bögde,
Wunderschön geschaffen.
Wer mir das wohl sagen kann,
Der soll bei mir schlafen. (Regenbogen.)

37. Da fliegt ein Vogel stark
Wohl über Dennemark.
Was führt er auf seinem Thron?
Wohl sieben Jungfern Sohn.
Wat fört he op sin eene Been?
En Hammer un en Slipsteen.
Wat för'n grote, starke Vagel mutt dat
woll sin?
(1903 S. 236 Nr. 34.) (Sonne.)

38. Dor geit en Mann över de Dik,
Sin Ogen gan: Kik, kik!
Sin Föte gan: Tripp, trapp!
Rat mal, wat is dat? (Maus.)
(Nr. 34—38 aus Deezbüll.)
(Nr. 34—38 gesammelt v. D. N. Christiansen.)

39. Wat is dat gröts Unrech? Dat de irst Klümp ebenso lang kaken mutt as de letzt.

40. Wat kriegt se in Plön för'n För Meß, wenn in Eutin de Botter acht Groschen kost? Twee Peer.

41. Wie flügt de Kreih öwer Hamborg? Swart.

42. Wiewiet löppt de Has in't Holt? Bet in'e Mirr, naher löppt he wör rut.

43. Wat könnt dusend Peer nich ut 'n Keller treckn? Klun (Knäuel) Garn.

44. Hölten Hus mit 'n fleschern Deckel?
(Nr. 39—44 aus dem Fürstentum Lübeck.)

45. Wo süt de Kreih ut, wenn se öwer Hamborg flügt? Ut de Ogn.

46. Wat treckt dusend Peer nich ut 't Water? En Stück Sulker.

47. Wat föht en halwen Swinskopp ähnli? De anner Hälf.
48. Wovęl Bohnen gat in'n Pott? Gorkeen, se liggt still.
49. Wat is dat, wat Dag un Nacht geit un kümmt doch nich ut'e Stell? (Uhr.)
50. Wovel Kreihn gat in Hamborg op 'n Stieg? Twintig.
51. Wo wid löppt de Hirsch rin in't Holt? Bit na de Merr, denn löppt he wedder rut.
52. Wat is dat för 'n Tier, wat utsüt as 'n Katt un is doch keen Katt? Kater.
53. Wonehr het de Has de meisten Löcker ünner'n Buk? Wenn he öwer'n Stoppelfeld löppt.
54. Röppt de Kuckuck vör Maidag oder na Maidag? Nix von beid'n; he röppt: Kuckuck. (Im Fürstentum Lübeck: Heft den Kuckuck all mal nęgn Dag vör Maidag ropen hört?)
55. Wat is merrn in Hamborg? En „b."
56. Worüm driggt de Möller 'n witte Mütz? He mutt wat op 'n Kopp hem.
57. Wat is am dröllsten in'e Kark? De Fleg, se sett sik op 'n Prester sin Näs. (1903 S. 286 Nr. 45.)
58. Wat geiht op 'n Kopp to Kark? (Stiefelnagel.) (1903 S. 286 Nr. 46.)
59. Wovęl Müs gat in en Schäpel? (Antwort wie bei Nr. 49.)
60. Worüm deit de Hahn de Ogn to, wenn he kreit? He will wis'n, dat he sin Lex ut 'n Kopp kann
61. Wo wid sünd Sommer un Winter uteneen? En Hundslång, de Snut is kolt un de Steert warm.
62. Wo kümmt dat, dat se op 'n rod'n Hahn de Pannkokn man op een Sid backen dot? (Roter Hahn = einige Häuser an der Chaussee Todesfelde—Segeberg, ca. 4 km von Segeberg.) Wil op de anner Sid keen Hüs stat. (Auch in Hinschenfelde, Göttin, Siebenkamp [bei Süsel] „ward de Pannkokn op een Sid backt." M.)
(Nr. 45—62 mitgeteilt von J. Iwersen in Hüttblek bei Kaltenkirchen.)
63. Wat steiht in't Holt un het 'n witt Huw op? Bier im Faß. (1903 S. 284 Nr. 11.)
64. Wat kümnt kein Peer nich ut Hus ruttrecken? Luft. (Nr. 63 u. 64 aus Ostholstein. mitgeteilt von W. Ehlers in Pinneberg.)
65. Achterhalv Katt, wovęl Been? Een. (Achter = hinten.)
66. Wörker Ring is ni rund? Hering. Preetz (E. Schnack, Gr.-Quern).



De nie Knech.

Volksmärchen aus Schwansen.

Mitgeteilt von **Karl Bebensee**-Büstorfer Ziegelei.

Dor is mal en Bur west, de het ni rech Lüd holn kunnt; denn erstmal har de Arbeit bi em en Anfang, awer keen Enn, un tweetens gev dat ok ni rech wat vör't Meß, de Kost weer man wat flau.

Eenmal, as he weller keen Knech het, kömmt dor eenes goden Abnds son lütten veerkantigen Bengel bi em an — Hans het he het'n — un fragt, wat de Bur ni en Knech bruken kann.

„Ja" segt de Bur, „dat kömmt mi grad to Paß!" un üm den Lohn weern de beiden sik denn ok bald eeni.

Den annern Morg'n, as se bi di Frohkost sünd, segt de Bur to Hans: „Nu it di man ördnli satt, wi wüllt naher hin to Gras meihn un arbeit'n in een Beet bit Middag, denn Fröhstück gift dat ni bi mi!"

As Hans de Frohkost to Bost het, segt he: „Wat meenst du, Bur, wenn ik ok gliek Middag eten de, denn kunn ik ja forts den ganſen Dag biblieb'n to meihn!"

Döwel, denkt de Bur, dat is awer een Kerl, de is to bruken, so'n heft na gani hat, de so snacken deiht. He ja gau na sien Fru un segt: „Mudder, mak gau en beten Eten torech, uns nie Knech will ok gliek de Middag vertehrn un den ganſen Dag in een Tur meihn, dat is ja een ganſe Baasbengel!"

Dat burt ok ni länger as so, do steiht de Middag up'n Disch, un Hans lett sik ok ni lang nödigen, he it as son Schündöscher.

Na! denkt de Bur, eten kann de Bengel god, wenn he ok so arbeit'n deiht, denn lat ik em so lich' ni weller los.

„So," segt he nu, as Hans de Middag to Liev het, „nu kann't Meihn denn ja losgahn!"

„Ja," segt Hans, „awer wenn ju dat süns eenerlei is, et ik ok forts Ab'ndskost, denn brukt de Burfru ok ja man eenmal Schötteln to waschen, un ik heff min Part denn ok ja gliek vör'n gansen Dag weg, ik bün ja doch eenmal bi to eten!"

De Kerl is ja wull des Döwels, denkt de Bur, und segt: „Ja, Hans, kannst du denn nu ok noch gliek de Ab'ndskost vertehrn?"

„Lich'" segt Hans, „wat en büchtigen Kerl is, sett dree Mahltid'n een up'n anner!"

„Na, Mudder," segt de Bur, „denn krieg ok man gliek de Ab'ndskost to Disch, dat is denn ja een Afwaschen!"

Hans sett sik denn vör't Grüttfatt un lett ok nich en Happen in. „Leeri mut dat" segt he, „süns ward dat morg'n keen god Weller!"

De Bur is wieldeß' rutgahn, un as he weller 'rin kam'n deiht, is Hans verswunn'. Na, denkt he, de ward ja sach all forsch bi to meihn sien, geiht achter't Hus na de Wisch un kiekt na, awer „dor het en Uhl seten," Hans is ni to hörn un to sehn.

He ja nu weller to Hus un söcht Koh- un Peerstall af, awer dor is ok keen Hans.

Toletzt kiekt he mal na de Knechenkamer 'rin, un wat meent ji? dor ligt mien Musche Hans, so lank un so dick as he is, in't Lager.

„Nanu" segt de Bur, „plagt he di oder ritt he di? wullt du ni hin to meihn?"

„Ne," segt Hans, „vundag ni mehr, denn dat is noch allerwegns Mod west, wo ik süns deent heff, wenn ik Ab'ndskost eten har, denn de ik niks mehr, denn güng ik to Puch!"

„Du Fulpelz! Du Swienegel! Du grote Sleef! töv!" segt de Bur, „ik will di to't Bett rutlüchen," löpt gau na de Stuv un haalt sik sien Eeken; as he awer weller 'trüch kam'n deiht na de Kamer, har Hans sik hasti ut'n Smok makt, weer öwer alle Barg'n un leet sik siendag ni weller sehn.



Mitteilungen.

1. **Nachricht und Zeugnis von des Organisten zu Hamberge bei Lübek, Georg Wilhelm Pfingsten, aus Kiel, Unterrichtsanstalt für Taubstumme.** Unter dieser Überschrift finde ich zufällig in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten von 1793, Heft 6, eine Nachricht von dem Begründer des Taubstummen-Unterrichts in unserer Provinz und ein Zeugnis über seine segensreiche Tätigkeit, die ich im Anschluß an den Artikel des Herrn Emil Pörksen: „Das Taubstummen-Institut zu Schleswig," den Lesern der „Heimat" vorlegen möchte.

„In den Jahren 1786, 1787 und 1788, da ich meine Erfindungen der hör-, sicht- und fühlbaren Signalsprache an vielen Orten öffentlich zur Schau stellte (am meisten in den holsteinischen Gegenden), wollte man schon manchen Nuzen für die Zukunft daraus absehen. Ich fand an manchen Orten ansehnliche Unterstüzungen; da aber mit meinen Reisen zugleich ansehnliche Ausgaben verknüpft waren, so blieb der Gewin zu klein, um meine Erfindungen vollenden, und sie in dem Glanze zeigen zu können, wie das bei einer kräftigern Unterstüzung, oder selbst eigenen Glücksgütern vielleicht möglich gewesen wäre. So aber musste nun der grösste Theil meiner Kunst ruhen; es ist auch keine Hoffnung vorhanden, daß sie je wieder erwachen werde. Jedoch ein kleiner Zweig derselben, den ich ohne Unterstüzung, und ohne sonderlichen Kostenaufwand in Ausübung bringen konte, hat schon unter dem göttlichen Beistande herrliche Früchte getragen. Vermittelst dieses Zweiges unterrichte ich Taubstumme in der deutschen Sprache und mehreren Kentnissen. Ich habe hierüber manche stärkende Ermunterung; zur Probe mag nachstehendes Attestatum dienen —

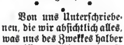
Ein hochwürdiges Domkapitel in Lübek versezte mich sogar in eine, diesem Berufe angemessenere Lage, durch gnädige Verleihung der Organistenstelle zu Hamberge, nahe bei Lübek.

Ich könte noch Zeugnisse von den Aeltern und Verwandten meiner Eleven beibringen, wenn es nicht zu weitläuftig würde.

Die Absicht meiner gegenwärtigen Bekantmachung ist: unglüklichen Taubstummen dieser Gegenden, denen ich noch unbekant bin, nüzlich zu werden. Sollten Aeltern oder Vorgesezte dergleichen unglüklicher Kinder mich mit ihrem Zutrauen beehren wollen, so stehe ich mit allen meinen Kräften zu Dienste.

Hamberge den 8ten November 1793.

Georg Wilhelm Pfingsten, Organist.



Von uns Unterschriebenen, die wir absichtlich alles, was uns des Zwekkes halber zu wissen nöthig war, aufs genaueste untersucht haben, wird aus freiem Willen bezeugt, daß der hiesige Bürger, Herr Georg Wilhelm Pfingsten, aus Kiel gebürtig, bei unserm lübekischen Publikum durch seine vorzüglichen Talente und deren sorgfältige Ausübung, unter andern durch die von ihm zu gleicher Zeit mit dem Herrn Konsistorialrath Bergsträsser in Hanau erfundene sinnreiche Zeichen- und Signalsprache, sich schon vor Jahren rühmlich bekant gemacht habe, und sich, gleichfals seit Jahren, geleitet durch obige Erfindung, dem Unterricht einiger Taubstummen mit ädlem Eifer widme; wobei es ihm ausnehmend gelingt, diese Unglüklichen im Sprechen, Lesen und Schreiben zu bilden, ihnen Religionskentnisse einzuflössen, und ihre Begriffe überhaupt vernunftmässig zu erweitern. Wer ihn näher kent, der schäzet und liebt das alles noch mehr, wegen der damit verbundenen bescheidenen und uneigennüzigen Herzensgüte des Herrn Pfingsten, wegen seiner sanften und liebreichen Gemüthsart, und wegen des unermüdet anhaltenden Bestrebens, mit welchem er einer weiteren Vervollkomnung entgegen arbeitet. In jeder dieser Hinsichten glauben wir, daß er die grösste Empfehlung an Einheimische und Fremde überflüssig verdiene.



Georg Wilhelm Pfingsten,[1] der erste Vorsteher der Taubstummenanstalt zu Schleswig.

Lübek den 21sten Mai 1791.

(L. S.) Christ. Adolph Overbeck, Doktor,
(L. S.) Joh. Julius Walbaum, Medicinae Doctor,
(L. S.) Ludewig Suhl, Archidiakonus an Petri,
} im Namen einer zu wissenschaftlichen und gemeinnüzigen Zwekken sich versamlenden Gesellschaft.

Daß vorstehende Abschrift mit dem mir vorgelegten Original auf das genaueste übereinstimme, wird hiemit von mir auf Verlangen sub fide notariali bezeuget.

Lübek den 9ten Junius 1791.

(L. S. / N.) M. E. Kroeger, Kaiserl. beeidigter Notarius.

(Mitgeteilt von H. E. Hoff in Kiel.)

[1] Es ist der Schriftleitung erst jetzt möglich, die Bilder von Georg Pfingsten und August Engelke zu bringen. Von J. Eckardt, dem Verfasser von „Alt-Kiel in Wort und Bild," ist das Bild Pfingstens uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Georg Pfingsten ist geboren am 5. März 1796 in Kiel, war seit dem 8. November 1805 Vorsteher der öffentlichen Taubstummenanstalt in Schleswig und ist dort gestorben am 26. Novbr. 1827.

Der gegenwärtige Direktor der Taubstummenanstalt in Schleswig, August Engelke, befindet sich seit dem 1. Oktober 1876 in seiner jetzigen Stellung. Er ist geboren am 13. Februar 1832 in Wrisbergholzen, Kreis Alfeld, Provinz Hannover, besuchte von 1850—53 das Lehrerseminar in Alfeld und war dann 2 Jahre lang Hilfslehrer an einer Privatschule. Am 1. Oktober 1855, also vor 50 Jahren, trat er als Hilfslehrer bei der Königlichen Taubstummenanstalt in Hildesheim ein. Im Jahre 1861 wurde er Oberlehrer und Leiter der Taubstummenanstalt in Emden, kam 1869 nach Stade und 1871 nach Osnabrück und wirkte hier in Gemeinschaft mit Köhler, dem jetzigen Vorsteher des Externats in Schleswig, bis zum Jahre 1876, wo er durch den Provinzialausschuß als Leiter der Anstalt in Schleswig berufen wurde. Über seine segensreiche Wirksamkeit in unserm Lande berichtet ausführlich die Abhandlung von Pörksen in Nr. 10 der „Heimat." Direktor Engelke, am 8. November d. J. mit dem Titel Schulrat ausgezeichnet, hat zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Taubstummen-Instituts als öffentliche Landesanstalt eine Festschrift herausgegeben, worin er unter Benutzung der Akten in interessanter Darstellung die Geschichte des Taubstummen-Unterrichts von 1787—1905 erzählt. Die Lektüre dieses Buches darf den Lesern der „Heimat" aufs wärmste empfohlen werden. Eckmann.

2. **Über das Rummeln am Sylvesterabend.**[1]) In früheren Zeiten war es Gebrauch, daß auf dem Lande die Kinder am Sylvesterabend zu dem sogenannten Rummeln ausgingen. Zu diesem Zweck verkleideten sie sich und setzten eine Maske auf, so daß sie unkenntlich wurden. Dann versah sich jeder mit einem kleinen Topf, über welchen eine Blase straff gespannt war. In der Mitte der Blase wurde ein Stück Ret (Schilf) befestigt. An letzterem wurde mit den befeuchteten Fingern auf- und abgerieben, wodurch ein eigentümliches Geräusch hervorgerufen wurde, das eigentliche Rummeln. Darauf wurde hinter die Fenster der Leute gegangen und gerummelt und besondere Rummelreime gesungen, welche meistens plattdeutsch waren. Wurden die Leute dann aufmerksam, so hieß es: „Dor sünd Rummelpütt, lat se man mal rin." Es wurde die Tür geöffnet, und indem die Rummler fleißig ihre Radau-Instrumente in Bewegung setzten, ging's in die Stube hinein. Hier wurde der Reim nochmals unter Begleitung des Rummeltopfes gesungen. Die Kinder erhielten zur Belohnung von den Leuten einige Äpfel, Nüsse oder was man gerade hatte. Dann ging die Reise weiter, und beim nächsten Hause wiederholte sich das Gesagte. An einigen Orten hat sich die Sitte des Rummelns bis in die heutige Zeit erhalten. Ein Reim, der häufig gesungen wurde, lautete, wie folgt:



August Engelke, der gegenwärtige Vorsteher der Taubstummenanstalt zu Schleswig.

„Fiken, mak de Dör apen,
lat den Rummelputt herin.
Wenn dat Schipp von Holland kümmt,
so kriegt wi Ostenwind.
Schipper, wult du wiken,
Schipper, wult du striken,
sett den Segel up 'n Kopp
un giv mi wat in'n Rummelputt.

Hallihallihallo!
en Appelkok up to.
Sünd se 'n beten grot,
hett ja keene Not.
Sünd se 'n beten kleen,
givt dat twe för een.
Hau de Katt den Swanz af,
hau em ni to lang af,
lat en lütten Stummel stahn,
dat de Katt kann wieder gahn.

Schinkel bei Gettorf. J. Jöhnk.

Bücherschau.

1. **Für den Weihnachtsbüchertisch.** Es ist mir eine ganz besondere Freude, ein wundervolles und dabei billiges Buch anzeigen zu dürfen, nämlich **„Ausgewählte Gedichte von Gustav Falke."** Aus des Dichters Versbüchern sind hundert der besten Gedichte ausgewählt und nun in geschmackvollem Leinenband zum Preise von **nur 1 M.** vom Verleger Alfred Janßen in Hamburg auf den Markt gebracht worden. (S. meine Studie über Falke im vor. Jahrg.) Derselbe Verlag bietet als **„Hamburgische Hausbibliothek"** eine Serie wertvoller und sehr billiger Bücher an, z. B. „Deutsche Sagen" von Gebrüder Grimm (241 S., 1 M.), „Uli der Knecht" von Gotthelf (390 S., 1,30 M.), „Meine Kindheit. — Gedichte" von Hebbel (94 S., 0,50 M.), „Der Oberhof" von Immermann (1,50 M.), „Unser Elternhaus" von P. Hertz (98 S., 0,50 M.), „Zwischen Himmel und Erde" von O. Ludwig (216 S., 1 M.) und als jüngstes „Die Urgroßeltern Beths"

[1]) Über Bettelreime beim Rummeln vergl. „Heimat" 1904 S. 43. Die Schriftleitung.

von E. Hertz (76 S., 0,50 M.) Die ganze Bibliothek (die Preise beziehen sich auf gebundene Exemplare) ist sehr warm zu empfehlen, nicht nur für das Haus, sondern auch für Volksbibliotheken. Auch zwei neue Autoren haben in demselben Verlage ihre Werke erscheinen lassen: **Emil Frithjof Kullberger**, ein junger Hamburger, bietet in seinem Roman aus dem nordischen Bauernleben, betitelt **„Springtanz,"** eine achtunggebietende Talentprobe. Ich glaube, daß wir von diesem neu auftretenden Dichter noch Vieles und Gutes zu erwarten haben! Als ein liebenswürdiges Erzählertalent zeigt sich auch **Wolfgang Grimmold** in seinem Hamburger Roman **„Kleine Prinzeß."** Scharfer Blick, Freude am Humor und an liebevoller Kleinmalerei zeichnen ihn aus. — Im Verlage von F. Bahn in Schwerin hat **Johannes Dose**, der Verfasser des vielgenannten Romans „Muttersohn" (der bekanntlich einen Beleidigungsprozeß heraufbeschwor), als Fortsetzung der unter dem Titel „Frauenherzen" herausgekommenen Sammlung kleinerer Erzählungen einen dritten Band erscheinen lassen. Außerdem ist der im „Türmer" zuerst erschienene Roman „Vor der Sündflut" und die Erzählung „Der Paternostermacher von Lübeck" in demselben Verlage herausgekommen. Platzmangel verbietet ein näheres Eingehen auf diese neuen Bücher unseres gefeierten Landsmannes, darum sei heute nur kurz und empfehlend auf sie hingewiesen. Gleichfalls nur kurz hingewiesen sei heute auf das neue Buch von **Ottomar Enking: „Patriarch Mahnke."** Ich hoffe, in nächster Zeit an dieser Stelle das gesamte Schaffen dieses sehr begabten und neuerdings auch erfolgreichen schleswig-holsteinischen Dichters charakterisieren zu können. Warm empfohlen sei er schon jetzt. — Freunden schleswig-holsteinischer Dorfgeschichten sei als neuer Autor **Adolf Holm** empfohlen; sein Buch **„Rugnbarg"** ist mit Liebe und Verständnis für die Volksseele geschrieben, zeigt Sinn für gesunden Humor und hält sich fern von süßlicher Sentimentalität. Die herbe Süße und stolze Kraft der außerordentlich talentierten **Helene Voigt-Diederichs** (Schleswig-holsteinische Landleute," „Leben ohne Lärmen," „Abendrot," „Regine Vosgerau") hat er allerdings nicht, auch nicht die Kompositionsgabe der **Thusnelda Kühl** („Der Lehnsmann von Bröfum," „Die Leute von Effkebüll") noch die überlegene Ruhe, Objektivität und Naturstimmung **Timm Krögers** („Der Schulmeister van Handewitt," „Der Einzige und seine Liebe," „Um den Wegzoll," „Hein Wieck," „Leute eigner Art"). — Unser berühmter Landsmann **Adolf Bartels** hat bei Callwey in München den fünften Band seiner „Gesammelten Dichtungen" unter dem Titel **„Römische Tragödien"** erscheinen lassen und dadurch bewiesen, daß diejenigen unrecht haben, die da behaupten, er sei nur Literarhistoriker und Kritiker und nicht Dichter. Im Gegenteil! Wie in seiner großen Dramentrilogie „Luther," so zeigt er sich auch in diesen drei römischen Tragödien „Die Päpstin Johanna," „Catilina" und „Der Sacco" als Dramatiker von großer, bezwingender Kühnheit im Vorwurf, scharfer Charakterisierungskunst und glänzender Diktion, als Dichter mit feinem Sinn für das eigentlich und rein Dramatische des Stoffs. Haus- und Volksbibliotheken, ganz besonders in der engeren Heimat des Dichters, dürfen sich nicht begnügen mit den Werken des Literarhistorikers Adolf Bartels, sondern müssen auch dem Dichter einen Platz anweisen. — Wenn ich in meiner diesjährigen Bücherempfehlung über die Grenzen unserer Provinz hinausgreife, so tue ich es, um auf einige im Verlage von Schünemann in Bremen erschienene Bücher hinzuweisen: Der als Dramatiker erfolgreiche **Georg Ruseler** in Oldenburg hat ein sehr gutes Balladenbuch **„Der Wunderborn,"** der Iserlohner **W. Lennemann** ein liebenswürdiges Versbuch, betitelt **„Saat und Sonne,"** der Humorist **Friedrich Freudenthal** (der bekannte Mitredakteur von „Niedersachsen") einen Band Erzählungen, betitelt **„Lienhop,"** erscheinen lassen. Und wer sich aus demselben Verlage **die niedersächsischen Bildermappen**, mit Beiträgen aller bedeutenden niedersächsischen Künstler, auf den Weihnachtstisch legt, wird es nicht bereuen; er findet darin Landschaftsbilder, die unserer Heimat verwandt sind.

Kiel, November 1905. Wilhelm Lobsien.

2. **Aus einem stillen Hause** und andere Geschichten für besinnliche Leute von **E. Müllenhoff.** Leipzig 1905. 8°. 88 S. kart. 1 M. **Abseits.** Niederdeutsche Heimatsbilder. Von **E. Müllenhoff.** Leipzig 1905. 8°. 191 S. geb. 3 M. — Niederdeutsche Heimatsbilder für besinnliche Leute: besser kann man den Inhalt dieser beiden Büchlein unserer Landsmännin nicht bezeichnen. Die meisten Bilder sind nur kleine anspruchslose Skizzen; andere, besonders im zweiten Bändchen, sind weiter ausgeführt und könnten Novellen genannt werden: über allen aber liegt das Leuchten der Heimatssonne, aus allen spricht ein warmes Herz, eine auf inneres Erleben gerichtete Dichternatur. Die Bilder sind so bunt und vielgestaltig, daß sich Einzelzüge schwer herausheben lassen; man müßte denn schon ein paar Blätter einfach abdrucken: „Sein letzter Wunsch," „Abseits" und andere würden gerade in der „Heimat" sicher auf warme Zustimmung rechnen dürfen. Das geht nun wohl nicht gut, darum begnüge ich mich damit, alle Leute, die in unserer Zeit der großen Fragen noch Gefallen finden an kleinen Motiven aus dem engsten Kreise, an psychologischer Kleinmalerei, nachdrücklich auf beide Bücher hinzuweisen. Modebücher werden sie wohl nicht werden, aber für Familienlektüre an stillen Winterabenden, wenn der Sturm an den Fenstern rüttelt, sind sie wie geschaffen, und zum Lichterglanz des Weihnachtsbaumes passen sie so gut wie die Bilder vom alten Ludwig Richter. Heinrich Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



Zur Einrahmung von Bildern,
besonders der
Vereinsgabe 1905





(schon von **7,50 M.** an) empfiehlt sich den geehrten Lesern der „Heimat"

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),

Fernspr. 2901. **Vergolderei und Kunsthandlung, Kiel,** Holstenstr. 75.

Gesucht wird Jahrgang II, **1892**, der **„Heimat,"** ungebunden oder in Original-Einbanddecke gebunden.

Angebote mit Preisangabe nimmt die Expedition, Lehrer **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2**[2], entgegen.

Erziehungsanstalt Kellinghusen.

Besondere Berücksichtigung finden schwer zu leitende Knaben. Dir. **Schulze.**

Mein Katalog Nr. 53:

Schlesw.-Holstein. Literatur

in seltener Reichhaltigkeit,

ca. 1500 Nummern enthaltend,

steht Reflektanten auf Verlangen umsonst und portofrei zur Verfügung

Aug. Westphalen,

Antiquariat in Flensburg.

A. F. Jensen

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Ausführung von

Buchdruck-Arbeiten

für Behörden und Private

rasch • sauber • preiswert.



Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung.

empfehlen ihre gutgepflegten

Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.

Rum, Cognac, Whisky.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Einbanddecken

für

„Die Heimat,"



für **Einzel**-Jahrgänge à 60 ₰,
für **Doppel**-Jahrgänge à 80 ₰.
Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler** (passende Weihnachtsgeschenke!), **Kabinettstücke** für Börter und Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die

Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein

(**H. Barfod**, Lehrer, **Kiel**, Geibelallee 2[2]).

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

15. Jahrgang. | № 12b. | Dezember 1905.

Die Tierwelt Schleswig-Holsteins.

Von Professor Dr. **Friedrich Dahl.**

IV. 7. Schwimmvögel, Anseres.

Systematische Übersicht der Gattungen.

- Zehen mit breiten Hautsäumen, ohne Schwimmhaut (Fig. 93) . . . . **18. Steißfuß, Podiceps Lath.**
- Zehen durch Schwimmhäute verbunden (Fig. 88).
  - Es sind nur drei Zehen vorhanden.
    - Schnabel schlank (Fig 94), Oberschnabel vom äußersten Ende der Stirnbefiederung bis zur Spitze 4—5mal so lang als an der Federgrenze hoch.
      - Nackte Schnabelfirste 26—34 mm lang. Füße rot . . . . **20. Teiste, Cepphus Pall.**
      - Schnabelfirste 40—55 mm lang, Füße heller oder dunkler grüngelb . . **19. Lumme, Uria Brünn.**
    - Der Oberschnabel nicht dreimal so lang als hoch (Fig 95—97).
      - Der nackte Teil des Oberschnabels ist am Grunde breiter als hoch (Fig 95), nackte Firste, über den Bogen gemessen, unter 2 cm lang . . . . **21. Krabbentaucher, Alle Link.**
      - Der nackte Teil des Oberschnabels ist zwei- oder mehrmal so hoch als breit, Firste 3 cm und darüber (Fig. 96 und 97).
        - Der nackte Teil des Schnabels über 4 cm hoch (Fig. 97), Firste über 5 cm lang, Füße gelbrot bis rot **23. Papageitaucher, Mormon Ill.**
        - Der nackte Teil des Schnabels unter 4 cm hoch, Firste unter 4 cm lang (Fig. 96), Füße gelbbraun bis schwarz . . . **22. Alk, Alca L.**
  - Eine 4. etwas höher stehende Zehe ist stets vorhanden (Fig. 88), bei der Dreizehmöwe nur als kleine Warze.
    - Alle vier Zehen durch vollkommene Schwimmhäute verbunden.
      - Oberschnabel an 34—40 cm lang, vor der Mitte über doppelt so breit als hoch . . . . **14. Pelikan, Pelecanus L.**
      - Oberschnabel bis 13 cm lang, vor der Mitte nicht oder kaum breiter als hoch.
        - Äußere Zehe am längsten, Schnabel am Ende stark gebogen (wie Fig. 100) **15. Scharbe, Carbo Meyer.**
        - Mittelzehe am längsten, Schnabel am Ende schwach gebogen (wie Fig 98) . . **16. Tölpel, Sula Meyer.**
    - Die 4. Zehe ist nicht durch Schwimmhaut mit den andern verbunden, bei der Elfenbeinmöve jedoch durch einen Hautsaum.
      - Oberschnabel innen ohne Zähne oder Querlamellen (Gegensatz auf der folgenden Seite).
        - Die Schwanzfedern ragen nicht oder kaum unter den Deckfedern vor . . . . **17. Seetaucher, Colymbus L.**
        - Die Schwanzfedern ragen um die Länge der Außenzehe oder weiter unter den letzten Rückenfedern vor.
          - Die beiden Nasenlöcher nach vorn gerichtet, durch eine Scheidewand getrennt, die kaum so dick ist als der Durchmesser des Loches (Fig. 101).
            - Anliegender Flügel bis 18 cm lang, Beine und Schnabel schwarz, die 2. Schwinge am längsten . . . . **29. Sturmschwalbe, Procellaria L.**
            - Anliegender Flügel über 20 cm lang, Beine und Schnabel nicht schwarz, die 1. Schwinge am längsten.
              - Die Nasenröhren halb so lang als der ganze Schnabel . . **27. Sturmvogel, Fulmarus Steph.**
              - Die Nasenröhren kaum = 1/4 der Schnabellänge (Fig. 101) **28. Sturmtaucher, Puffinus O. Fabr.**
          - Die Nasenlöcher an den Seiten des Schnabels nicht röhrenförmig nach vorn geöffnet (Fig. 98).
            - Vorderrand des Nasenlochs doppelt so weit von der Schnabelspitze als von den äußersten Federchen entfernt (Fig. 99), Schnabelfirste wenig gebogen, Schwanz gegabelt . . . . **25. Seeschwalbe, Sterna L.**
            - Vorderrand des Nasenlochs in gerader Linie gemessen nicht doppelt so weit von der Schnabelspitze als von der Federgrenze entfernt (Fig. 98 u. 100), Schnabel stärker gebogen, Schwanz nur bei Larus sabinii ausgeschnitten.
              - Schnabelhaut von der Basis bis zum Vorderrande des Nasenlochs weich, beim trockenen Balg hier ein Absatz bis zum andern Nasenloch hinüber (Fig 100) . **26. Raubmöve, Stercorarius Schäffer.**
              - Schnabel von der Spitze bis hinter die Nasenlöcher gleichmäßig fest, ohne Absatz (Fig. 98) **24. Möve, Larus L.**

A. Zehen mit breiten Hautsäumen, ohne Schwimmhaut. S. d. vorherg. Seite.
B. Zehen durch Schwimmhäute verbunden.
a. Es sind nur drei Zehen vorhanden S. d. vorherg Seite.
b. Eine 4 etwas höher stehende Zehe ist stets vorhanden, bei der Dreizehmöve nur als kleine Warze.
α. Alle vier Zehen durch Schwimmhäute verbunden. S. d. vorherg Seite
β. Die 4 Zehe ist nicht durch Schwimmhaut mit den andern verbunden, bei der Elfenbeinmöve durch einen Hautsaum.
αα. Oberschnabel innen ohne Zähne oder Querlamellen. S. d. vorherg Seite.
ββ. Oberschnabel innen mit Querlamellen oder Zähnen (Fig. 92).

- Die Hinterzehe unten mit breitem Hautlappen (Fig 89).
  - Oberschnabel unten mit spitzen Zähnen (Fig. 92), schmal, die Firste über dreimal so lang als seine Breite vor dem Nasenloch . . . . 13. **Säger, Mergus L.**
  - Die Seitenränder des Oberschnabels mit Innenlamellen, derselbe nicht dreimal so lang als breit
    - Der Nagel nimmt den ganzen Vorderrand des Oberschnabels ein und ist über halb so breit als der Schnabel an der breitesten Stelle (Fig. 91).
      - In die Befiederung der Stirn geht jederseits vom Schnabel aus ein nackter Winkel über 15 mm tief hinein . . . . 11. **Eiderente, Somateria Leach.**
      - Der nackte Winkel in der Stirnbefiederung fehlt ganz (Fig. 91) oder ist gegen die Befiederung am Schnabelrande höchstens 5 mm tief (Fig 90)
        - Der Nagel des Schnabels ist mindestens 15 mm breit, die Mittelzehe mit Kralle $6^1/_2$ cm lang und darüber . . . . 10. **Schwarzente, Oedemia Flem.**
        - Der Nagel bis 12 mm breit, die Mittelzehe bis 6 cm lang (Fig. 91) . . . . . 9. **Eisente, Harelda Steph.**
    - Der Nagel nimmt nur einen kleinen Teil des Schnabelendes ein und ist nicht halb so breit als dieser (Fig 90).
      - Der Schwanz besteht aus 18 Federn, die nicht 1 cm breit sind und meist 8 cm unter dem Rückengefieder vorragen . . . . . 12. **Ruderente, Biziura Steph.**
      - Der Schwanz besteht aus 14—16 Federn, welche höchstens $4^1/_2$ cm unter den letzten, verlängerten Rückenfedern vorragen.
        - Der Schwanz besteht aus 16 Federn, welche $3^1/_2$ bis 4 cm vorragen, die Schwingen sind auf der Innenfahne bis ans Ende ein wenig heller . 8. **Schellente, Clangula Flem.**
        - Der Schwanz besteht aus 14 Federn, welche nur 1—2 cm vorragen, die 6. und 7. Schwinge sind am Ende querüber scharf dunkler . . . . . 7. **Tauchente, Fuligula Steph.**
- Die Hinterzehe von der Seite gesehen nur doppelt so breit als von oben, der Ballen nicht breiter als die Zehe (Fig 88).
  - Schnabel nach vorn mehr od. weniger verbreitert, der Nagel nur halb so breit als dieser an seiner breitesten Stelle (vgl. den Nagel v. Fig 90)
    - Mittelzehe mit Kralle höchstens 7 cm lang.
      - Schnabel vorn fast doppelt so breit als an der Wurzel (etwa 28 mm breit . . . . 6. **Löffelente, Spatula Boje.**
      - Schnabel vorn nur wenig breiter als an der Wurzel
        - Zwei Schulterschwingen besitzen eine rostrote Außenfahne, wodurch auf dem ruhenden Flügel die obere Begrenzung des Schillerfleckes rostrot ist . . . . . 4. **Brandente, Tadorna Flem.**
        - Keine Schwinge besitzt eine rostrote Außenfahne, die obere Begrenzung des Schillerfleckes schwarz, grau oder weiß . . . . 5. **Ente, Anas L.**
    - Mittelzehe mit Kralle länger als 11 cm, Gefieder beim ausgefärbten Tier weiß . . . . 1. **Schwan, Cygnus Bechst.**
  - Schnabel nach vorn verschmälert, der Nagel nimmt den ganzen Vorderrand ein (vgl. Fig 91).
    - Füße gelb oder rötlich, Schäfte der Schwingen weiß, Hals und Rücken nie schwarz, innere Lamellen des Oberschnabels von außen sichtbar . . . . 2. **Gans, Anser Pall.**
    - Füße schwarz, Schäfte der Schwingen braun, Hals oder Rücken dunkelbraun bis schwarz, Lamellen des Oberschnabels von außen nicht sichtbar . . . . 3. **Rottgans, Branta Scop.**

Übersicht der Schwimmvögel nach der Lebensweise.

- Es suchen ihre Nahrung mehr fliegend als schwimmend oder schreitend:
  - Es leben auf dem offenen Ozean und nähern sich nur felsigen Küsten etwas mehr, brüten auf Felsen am Meere und sind bei uns seltene Irrgäste:
    - Kleine Arten, welche sich von schwimmenden Weichtieren (Tintenfische usw) nähren, nicht schwimmen und tauchen und in Höhlen felsiger Küsten brüten . . . . 29. **Sturmschwalbe, Procellaria L.**
    - Größere Arten, welche auch schwimmen oder tauchen und sich von Aas und größern Meerestieren nähren.
      - Es tauchen sehr gut, nähren sich von Fischen, Mollusken usw. und brüten in selbstgegrabenen Erdhöhlen . . . . . . 28. **Sturmtaucher, Puffinus O. Fabr.**
      - Es taucht nicht, folgt gern dem Schiff, nährt sich von Aas, Fischen, Krebsen usw. und brütet frei auf Felsen . . . . 27. **Eissturmvogel, Fulmarus Steph.**
  - Es leben entweder auf dem Lande oder auf süßen Gewässern oder auf dem Meere, entfernen sich dann aber kaum jemals mehr als 300 km von der Küste:
    - Es fressen nur lebende Tiere:
      - Großer Vogel, der nicht nach Süden zieht, ganz untertaucht und Fische (namentlich Heringe) bis zu 30 cm Länge fängt . . . . 16. **Tölpel, Sula Meyer.**
      - Kleinere Arten, die von September bis April fortziehen, selten ganz untertauchen und meist von kleineren Fischen leben . . . . 25. **Seeschwalbe, Sterna L.**
    - Es fressen gerne auch tote Tiere:
      - Es jagen gerne andern Vögeln die Beute ab . . . . 26. **Raubmöve, Stercorarius Schäffer.**
      - Es suchen ihre Nahrung immer selbst . . 24. **Möve, Larus L.**
- Es suchen ihre Nahrung schreitend oder schwim-
  - Echte Meeresvögel, welche sich dauernd auf dem Meere aufhalten, auch nachts mit offenen Flügeln tauchen und auf Felsen am Meere brüten
    - Es hält sich fast immer in der Nähe felsiger Ufer auf, nährt sich und die Jungen mit Krebsen, Würmern und kleinen Fischen . . . . 20. **Teiste, Cepphus Pall.**
    - Es gehen 300 km weit aufs Meer hinaus:
      - Es lebt fast nur von freischwimmenden Krebsen und brütet zwischen Geröll am Fuße der Felsen . . . . . . 21. **Krabbentaucher, Alle Vieill.**
      - Es fangen, wenigstens zur Brutzeit, Fische und nisten in Höhlen oder auf Felsvorsprüngen
        - Es lebt fast nur von pelagischen Fischen, die er von unten auftauchend fängt . . . . 22. **Alk, Alca L.**
        - Es leben besonders von Bodenfischen, welche sie, bis auf den Grund tauchend, fangen:
          - Es streichen im Winter südlicher, nisten frei auf Felsvorsprüngen und fressen fast ausschließlich Fische . 19. **Lumme, Uria Brünn.**
          - Es bleibt während des Winters, gräbt eine Nisthöhle oberhalb der Felsen in die lockere Erde und füttert nur die Jungen ausschließlich mit Fischen . . . . 23. **Larventaucher, Mormon Ill.**

- mend, nur die Futterstellen werden fliegend aufgesucht:
  - Es gehen wenigstens zur Brutzeit an süße Gewässer oder zur Nachtruhe regelmäßig aufs Land:
    - Es suchen ihre Nahrung auf tiefem Wasser schwimmend und tauchen mit dem ganzen Körper unter, um Nahrung zu suchen:
      - Es gehen fast senkrecht auf den Grund, fressen besonders Muscheln und Pflanzenteile und tauchen an derselben Stelle wieder auf:
        - Es halten sich auf flacherem (meist 2—4 m tiefem) Wasser auf und fressen kleine Tiere und Pflanzenteile . . . . **7. Tauchente, Fuligula Steph.**
        - Es halten sich mehr auf tieferem Wasser auf (4 m und darüber) und fressen besonders harte Muscheln:
          - Größere Vögel, welche Muscheln bis zu 6 cm Länge verschlingen können:
            - Größere Arten, welche ausschließlich auf dem Meere leben und auf Dünen brüten . . . . **11. Eiderente, Somateria Leach.**
            - Kleinere Arten, welche Muscheln bis zu 4 cm Länge verschlingen und meist an süßen Gewässern brüten . . . . . . **10. Schwarzente, Oidemia Flem.**
          - Kleinere Vögel, welche Muscheln nur bis zur Größe von 2,5 cm verschlingen.
            - Es kommt auf den großen salzigen Landseen des Kaspigebietes vor . **12. Ruderente, Biziura Steph.**
            - Es leben im europäischen Norden:
              - Weniger nördliche Art, welche kaum über 70° n. Br. hinausgeht . . . . **8. Schellente, Clangula Flem.**
              - Nördlichere Arten, welche von 70° an nördlich brüten. **9. Eisente, Harelda Steph.**
      - Es schwimmen unter Wasser und folgen daselbst der Beute, wenn sie flieht:
        - Es fressen besonders Fische:
          - Es fressen von Jugend an ausschließlich Fische:
            - Es brüten auf dem Boden und führen die Jungen sofort ins Wasser . . . . **17. Seetaucher, Colymbus L.**
            - Es brüten auf Bäumen oder Felsen, tragen den anfangs nackten Jungen Fische zu und gehen zur Nachtruhe auf Land . . . . **15. Scharbe, Carbo Meyer.**
          - Es fressen besonders in der Jugend auch Insektenlarven ꝛc.:
            - Es leben in stehenden, von Schilf umwachsenen Gewässern und bauen aus Wasserpflanzen ein schwimmendes Nest . . . . **18. Steißfuß, Podiceps Lath.**
            - Es lieben fließendes Gewässer, besonders Flußmündungen, und bauen ihr Nest im Schilf, auf dem Boden, in hohlen Baumstämmen usw . . . . **13. Säger, Mergus L.**
        - Es fressen selten Fische, dagegen häufig auch Pflanzenteile:
          - Es lebt auf freiem Wasser mit schilfbewachsenen Ufern . . . . vgl. das **Wasserhuhn, Fulica L.**
          - Es lebt nur im Schilf kleinerer Teiche . . . vgl. das **Teichhuhn, Gallinula Lath.**
    - Es suchen ihre Nahrung auf flachem Wasser oder auf dem Lande und tauchen, höchstens um sich einer Gefahr zu entziehen, ganz unter:
      - Es frißt ausschließlich Fische, auf welche mehrere Vögel im flachen Wasser gemeinsam Jagd machen . . . . **14. Pelikan, Pelecanus L.**
      - Es fressen Insektenlarven, Würmer, Pflanzenteile usw., selten Fische:
        - Es fressen mehr tierische Stoffe und Sämereien, durchschnattern gerne Wasserpflanzen:
          - Es sucht die Nahrung besonders am Meere und brütet in Erdhöhlen . . . . **4. Brandente, Tadorna Flem.**
          - Es suchen ihre Nahrung in süßen Gewässern und brüten am Boden, selten auf Bäumen:
            - Es fängt mit dem breiten Schnabel besonders kleine Krebschen und verschmäht Sämereien . . . . **6. Löffelente, Spatula Boie.**
            - Es frißt besonders größere Wassertierchen und Sämereien . . . **5. Ente, Anas L.**
        - Es fressen besonders grüne Pflanzenstoffe und Wurzeln:
          - Es holt mittels des langen Halses die Nahrung (Wasserpflanzen) schwimmend vom Grunde herauf . **1. Schwan, Cygnus Bechst.**
          - Es suchen ihre Nahrung fast nur auf dem Lande (grüne Landpflanzen):
            - Es brüten an Meeresküsten und auf kleinen Inseln im Meere und fressen mit Vorliebe Meerstrandspflanzen, daneben auch kleines Getier . . . . **3. Rottgans, Branta Scop.**
            - Es brüten in Sümpfen und an süßen Gewässern und fressen fast ausschließlich Pflanzen . . . . **2. Gans, Anser Pall.**

1. Die Arten der Gattung Cygnus:

- Die Haut vor dem Auge ist schwarz; bei alten Tieren befindet sich ein Höcker auf der Wurzel des roten Schnabels; Füße schwarz, bei var. C. immutabilis Füße bleigrau, N. 295 . . . . **Höckerschwan, C. mansuetus** (L.)
- Die Haut vor dem Auge fleischfarbig oder gelb, beim alten Tier der Schnabel an der Wurzel ohne Höcker.
  - Mittelzehe mit Kralle 17 cm lang und darüber; anliegender Flügel bei den grauen Jungen mindestens 52 cm, bei den weißen Alten über 55 cm lang; Schnabelende bis an die Nasenlöcher schwarz, N. 296 . . . . **Singschwan, C. cygnus** (L.)
  - Mittelzehe mit Kralle unter 15 cm lang; Flügel bei grauen Jungen höchstens 50 cm, bei weißen Alten höchstens 54 cm lang; Schnabelende bis über die Nasenlöcher schwarz, N. 297 . . . . Zwergschwan, C. bewicki Yarr.

Übersicht der Schwäne nach der Lebensweise:

- Es brütet bei uns und in gleicher Breite durch Asien . . . . . **C. mansuetus** (L.)
- Bewohner des Nordens, welche zur Zugzeit auf dem Meere sich zeigen:
  - Es gehört dem hohen Norden Asiens an . . . . C. bewicki Yarr.
  - Es kommt aus dem Nordwesten zu uns . . **C. cygnus** (L.)

Der **Höckerschwan, C. mansuetus** (L.), (olor), kommt auf sehr flachen, ausgedehnten, aber nur am Ufer mit Schilf bewachsenen Gewässern vor, an Stellen, wo eine unbemerkte Annäherung von Menschen ausgeschlossen ist (zumal im

Sommer, wenn er durch Verlust der Schwingen flugunfähig ist), fliegt und geht ungern und lebt in lebenslänglicher Ehe. Der geschlechtliche Akt findet aufrecht im Wasser mit umschlungenen Hälsen statt. Das Nest wird auf schwimmenden Pflanzen oder auf einer kleinen Insel angelegt. Es enthält 5—8 Eier von schmutzig-graugrüner Farbe und 10—11 cm Länge. Nur die Weibchen brüten. Im Winter (November bis März) zieht der Schwan bis Nordafrika. Unsere zahmen Schwäne gehören dieser Art an.

Der **Singschwan, C. cygnus** (L.), (musicus, xanthorhinus), kommt während des Zuges an den Küsten und auf den großen Seen vor. Er bringt sitzend und fliegend, auch wohl tödlich verwundet, laute, vollklingende Töne hervor. Die Luftröhre geht bogenförmig in eine Aushöhlung des Brustbeinkiels hinein.

Der Zwergschwan, C. bewicki Yarr., (minor, melanorhinus), wurde sehr selten in der Provinz beobachtet.

2. Die Arten der Gattung Anser:

- Gefieder ganz weiß, nur die Schwingen am Ende schwarz, N. 284 . . . . A. hyperboreus Pall.
- Gefieder größtenteils grau.
  - Nagel des Schnabels schwarz oder dunkelbraun.
    - Anliegender Flügel 46 cm lang und darüber, nackte Schnabelfirste 6 cm lang; Füße und Mittelbinde des Schnabels orangegelb, N. 286 . . . . **Saatgans, A. fabalis** (Lath.)
    - Anliegender Flügel unter 46 cm, Schnabelfirste höchstens 5 cm lang; Füße und Schnabelmitte fleischrot, N. 287 . . . . Rotfußgans, A. brachyrhynchus Baill.
  - Nagel des Schnabels weißlich.
    - Mittelzehe mit Kralle (über die Oberseite gemessen) 8 cm und darüber lang, Schnabelfirste mindestens $5^1/_2$ cm lang, bis zum Nagel gelb; Stirn und Unterseite grau, N. 285 . . **Graugans, A. anser** (L.)
    - Mittelzehe mit Kralle nicht 8 cm lang, Schnabel höchstens 5 cm lang, bei alten Tieren bis zum Nagel gelb ohne Schwarz; ausgefärbtes Federkleid mit weißem Stirnfleck und schwarzen Flecken an der Unterseite, N. 289 . . . . . . **Bläßgans, A. erythropus** (L.)

Übersicht der Gänse nach der Lebensweise.

- Es ziehen auch während des Zuges das Süßwasser entschieden vor und meiden das Meer:
  - Es gehört dem gemäßigten Europa an, nur an der Westküste bis zum Polarkreis hinausgehend, im Winter nach Südeuropa ziehend . . . . **A. anser** (L.)
  - Es brüten nur im Norden:
    - Es brütet in Lappland und Nordrußland . . . . . . **A. fabalis** Lath.
    - Es brütet in Spitzbergen . A. brachyrhynchus Baill.
- Es lieben während des Zuges entschieden die Meeresküste oder doch die Nähe des Meeres und fressen gern Meerstrandspflanzen:
  - Es brütet in Sibirien, Island und Grönland . . . . **A. erythropus** (L.)
  - Es brütet im östlichen Nordamerika . . . . A. hyperboreus Pall.

Die Schneegans, A. (Chen.) hyperboreus Pall., wurde nur einmal bei Hohenwestedt und einmal auf Helgoland beobachtet.

Die **Saatgans, A. fabalis** (Lath.), (segetum), ist während des Zuges, besonders im April und Oktober, auf Saatfeldern und auf den Nordseeinseln häufig. Bei der Varietät A. arvensis Brehm, Ackergans, ist der Schnabel in größerer Ausdehnung gelb.

Die Rotfußgans, A. brachyrhynchus Baill., (segetum), wurde dreimal auf Helgoland beobachtet.

Die **Graugans, A. anser** (L.), (cinereus, ferus), ist die einzige bei uns brütende Gans. Der anliegende Flügel ist etwa 43 cm lang. Das Nest findet

man im April und Mai in ausgedehnten, mit Schilf bewachsenen Sümpfen und an Seen, auf Schilfkufen usw. Es ist kunstlos und enthält bei jüngeren Tieren 5—6, bei älteren 7—10 (—14) grünliche, $7^1/_2$—9 cm lange Eier. Dieselben werden nur vom Weibchen bebrütet, mit Daunen umgeben und beim Verlassen bedeckt. Die Gänse leben in Dauerehe. An der Beschützung der Jungen nimmt das Männchen teil. Die Jungen brüten erst im 2. Jahr. Im Winter ziehen alle fort, teilweise bis Nordafrika. Unsere **Hausgans** stammt von dieser Art ab.

Die **Bläßgans, A. erythropus** (L.), (albifrons), ist während des Zuges, März—April und Oktober—November, auf den Watten der Nordsee häufig. Bei der Varietät A. albifrons (Scop.), N. 289, ist der anliegende Flügel 40 bis 44 cm (43 cm) lang und der Stirnfleck klein, bei der Varietät A. erythropus (L.), (finmarchicus, minutus), N. 290, ist der anliegende Flügel 34 bis 40 cm lang und der Stirnfleck größer, bei der Varietät A. intermedius Naum., N. 288, ist der Schnabel schwarz gefleckt und der anliegende Flügel 43—47 cm lang.

3. Die Arten der Gattung Branta:

Brust und Vorderhals rotbraun, N. 293 . . . **Rothalsgans**, B. ruficollis (Pall.)

Gefieder ohne rotbraune Farbe.
- Kopf ganz schwarz, Halsseiten bei alten Tieren mit weißem Fleck, anliegender Flügel 33—36 cm lang, N. 292 . . . **Rottgans, B. bernicla** (L.)
- Stirn und Wangen weiß, bei Jungen schwarz gefleckt, anliegender Flügel 40—42 cm lang, N. 291 . **Weißwangengans, B. leucopsis** (Bechst.)

Übersicht der Rottgänse nach der Lebensweise:

Es brütet in Sibirien und zieht während des Winters ans Kaspische Meer, bei uns selten . . . . B. ruficollis (Pall.)
Es brütet auf Spitzbergen, Nowaja Semlja und der Taimyr-Halbinsel . **B. bernicla** (L.)
Es brütet vielleicht noch weiter nördlich, Brutorte nicht bekannt . **B. leucopsis** (Bechst.)

Die **Rothalsgans**, B. (Bernicla) ruficollis (Pall.) wurde bei Ripen beobachtet.

Die **Rott- oder Ringelgans, B.** (B.) **bernicla** (L.), (brenta, torquatus), ist von Oktober bis April auf beiden Meeren die häufigste Art, einige ziehen weiter südlich. Anliegender Flügel meist 33—35 cm lang.

Die **Weißwangengans**, B. (B.) leucopsis (Bechst.), kommt im März—April und Oktober—November ebenfalls auf beiden Meeren vor, aber häufiger auf der Nordsee; sie zieht bis Nordafrika.

4. Die Brand- oder Fuchsente, Tadorna, (Vulpanser), **tadorna** (L.), (vulpanser, damiatica), N. 298, ist ausgefärbt schwarz und weiß mit rotbrauner Schulterbinde und rotem Schnabel. Letzterer ist an der Wurzel oben höckerartig gehoben. Der anliegende Flügel ist 33—37 (meist 34—36) cm lang. Die Brandente lebt an den Meeresküsten, besonders auf den Nordseeinseln, und brütet in Erdhöhlen, oft in dem Bau des Fuchses oder Dachses und mit diesem zusammen. Das mutige Tier scheint sich gegen den Fuchs verteidigen zu können und deshalb von jenem nicht gefressen zu werden. Sie legt im Juni 7—12 (—16) gelblichweiße, 6—7 cm lange Eier und führt später die Jungen aufs Meer. Auf den Nordseeinseln ist sie zum halben Haustier geworden. Von den Bewohnern werden ihr unter einem kleinen Hügel wagerechte Bruthöhlen gegraben, die so angelegt sind, daß man durch Öffnen einer Klappe zu den Eiern gelangen kann. Wenn man die ersten Eier wegnimmt und dem Tiere nur die letzten zur Bebrütung läßt, legt es 20—30 Eier. Von Oktober bis April ziehen die meisten fort, teils bis Nordafrika.

5. Die Arten der Gattung Anas:

<table>
<tr><td colspan="2" rowspan="2">Nackte Schnabelfirste bis zum Ende des Nagels mindestens 51 mm lang.</td><td>Schnabel im Enddrittel über 20 mm breit, Beine rot, das blaue Schillerfeld der Flügel vorn schwarz-weiß eingefaßt, N. 300 . . . . Stockente, A. boschas L.</td></tr>
<tr><td>Schnabel unter 18 mm breit, Beine schwarz, das grüne Schillerfeld, wenn vorhanden, vorn durch das Ende der Flügeldeckfedern braun begrenzt, N. 301 . . . . Spießente, A. acuta L.</td></tr>
<tr><td rowspan="4">Nackte Schnabelfirste höchstens 49 mm lang</td><td rowspan="2">Mittelzehe mit Kralle wenigstens 46 mm, anliegender Flügel wenigstens 24 cm lang.</td><td>Füße schwarz, in der Jugend grau, Schwanz mit 14 Federn, N. 305 . . . . Pfeifente, A. penelope L.</td></tr>
<tr><td>Füße rot, in der Jugend gelblich, Schwanz mit 16 Federn, N. 302 . . Schnatterente, A. strepera L.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Mittelzehe mit Kralle unter 45 mm, anliegender Flügel höchstens 21 cm lang.</td><td>Auf dem Flügel ein schmales, schön grün schillerndes Feld, darunter ein fast ebenso breites sammetschwarzes Feld, N. 304 . . . . . Krickente, A. crecca L.</td></tr>
<tr><td>Auf dem Flügel ein breiteres, schwach grün schillerndes Feld, N. 303 . . Knäckente, A. querquedula L.</td></tr>
</table>

Übersicht der Enten nach der Lebensweise.

<table>
<tr><td rowspan="3">Tiere, welche waldige Umrahmung der Gewässer und ebenso die Nähe der Menschen nicht scheuen und oft weit vom Wasser entfernt, im Gebüsch brüten.</td><td colspan="2">Größte, plumpe und kräftige Art, die gern in die Getreidefelder geht und oft während des Winters an Quellen und Flüssen bei uns bleibt . . . . A. boschas L.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Kleinere, gewandtere und noch weniger scheue Arten, die lieber Samen von Wasserpflanzen als Getreide fressen und stets im Winter fortziehen.</td><td>Nördlichere Art, südlich bis Norddeutschland brütend, bei uns besonders im März—April und September—November häufig . . . . A. crecca L.</td></tr>
<tr><td>Südlichere Art, nördlich bis Norddeutschland brütend, bei uns von April—August häufig . . . . A. querquedula L.</td></tr>
<tr><td rowspan="3">Es lieben freie, einsame Gewässer und Brüche, bei uns fast nur auf dem Zuge (März—April und September—Oktober):</td><td colspan="2">Nördlichste Art, die zur Zugzeit an den Meeresküsten häufig ist und nicht selten auf den flachen Tümpeln der Nordseewatten überwintert . . . . A. penelope L.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Arten, welche vom Polarkreis bis Mitteldeutschland brüten und nie bei uns überwintern.</td><td>Östlichere Art, die bei uns seltener beobachtet wird . . . . A. strepera L.</td></tr>
<tr><td>Westlichere Art, die bei uns auf dem Zuge häufig ist und gelegentlich auch brütet. . . . . A. acuta L.</td></tr>
</table>

Die echten Enten brüten immer in der Nähe von süßen Gewässern, nur während des Zuges findet man sie häufig auch am Meere oder in der Nähe desselben. Das Nest steht meist in einer kleinen Bodenvertiefung. Es enthält 6—12, selten —16 Eier, die während der Legezeit immer mit Pflanzenteilen bedeckt werden. Beim Brüten rupft das alleinbrütende und deshalb meist erdfarbige Weibchen Daunen aus, um das Nest zu füttern und die Eier während des Futtersuchens warm zudecken zu können. Die Männchen trennen sich von den brütenden Weibchen und gruppieren sich in kleine Gesellschaften, erst wenn das Weibchen die Jungen aufs Wasser führt, gesellt es sich wieder zu ihnen. Es ist dann durch Mauser das schöne Hochzeitskleid in ein unscheinbares übergegangen. Während des Ausfallens der Schwingen sind die Enten flugunfähig und verbergen sich im Schilf. Schon im Anfang des Winters verwandelt sich das unscheinbare Sommerkleid durch langsame Mauser wieder in das Prachtkleid. Während der Zugzeit wird auf den Nordseeinseln ein reicher Entenfang mittels der sogenannten Vogelkojen betrieben. Es sind das viereckige Teiche, welche mit Gebüsch und Rohrwänden umgeben sind und an jeder Ecke in einen Kanal auslaufen. Die Kanäle sind an der Mündung 10 m breit und werden nach ihrem blind auslaufenden Ende hin immer schmäler. An der breiten Mündung sind dieselben mit einzelnen Bogen überspannt die nach dem Ende hin immer dichter werden und schließlich mit Netz überzogen sind. Auf dem Teiche werden gezähmte Enten der verschiedenen Arten als

Lockenten gehalten. Durch Futter, das man über die Rohrwand streut, werden dieselben mit ihren wilden Artgenossen in die Kanäle und schließlich unter das Netz geleitet. Dann tritt der Entenfänger an den Kanal. Die gezähmten Enten schwimmen zurück, während die wilden sich tiefer in das Netz flüchten und dort ergriffen werden.

Die **Stockente, A. boschas** L. (boscas), zieht von November bis März meist nach Südeuropa und Nordafrika. Die oliven-grünlich-weißen Eier sind 55—60 mm lang. Das Nest steht bisweilen auf einem verlassenen Krähennest, von welchem die ausgeschlüpften Jungen herunterspringen. Das Prachtkleid des Männchens ist größtenteils grau mit feinen schwarzen Querwellen. Grünschwarz sind der Kopf und die beiden mittleren, nach oben umgebogenen Schwanzfedern. Die Brust ist dunkel rotbraun. Von der Stockente stammt unsere Hausente ab. Ebenso wie jene, ist sie außerordentlich gefräßig und läßt sich deshalb gut mästen. Anliegender Flügel etwa 28 cm lang.

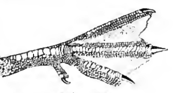


Fig. 88. Fuß der Stockente.

Die **Spießente, A.** (Dafila) **acuta** L., brütet bei uns selten. Im September und Oktober ist sie häufig und zieht bisweilen bis Mittelafrika. Die Eier sind grau-grünlich, 52—55 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper oben und an den Seiten grau, fein schwarz quergewellt. Kopf und Oberhals violett-schwarzbraun, hinten jederseits mit weißem Streif. Die beiden mittleren, schwarzen Schwanzfedern ragen weit vor. Anliegender Flügel 2[illegible]—28 cm lang.

Die **Pfeifente, A.** (Mareca) **penelope** L., ist im Oktober und März bei uns häufig, brütet einzeln in Mecklenburg, gehört aber den Tundren des Nordens an. Sie zieht bis in die Mittelmeerländer. Unter allen Enten frißt sie am meisten grüne Pflanzenteile. Das rostgelbliche Ei ist 50—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper oben und an den Seiten fein schwarz und weißgrau quergewellt, der Kopf rotbraun, die Stirn weißlich, der Unterhals vorn graubraun, und die Flügeldeckfedern weiß. Anliegender Flügel 25—28 cm lang.

Die Schnatterente, A. (Chaulelasmus) strepera L., brütet bisweilen an den Seen Mecklenburgs. Bei uns ist sie auch auf dem Zuge selten. Die olivengrünlichen Eier sind 50—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper größtenteils fein schwarz und grau quergewellt, der Kopf und Hals gelblich, schwarz gefleckt, die Flügeldeckfedern rotbraun.

Die **Krickente, A.** (Nettion) **crecca** L., brütet einzeln in Nordwestschleswig und Mecklenburg, oft weit vom Wasser entfernt. Im Herbst ist sie auf der Nordsee häufig. Die Eier sind gelblich, 42—46 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens sind Rücken und Seiten fein schwarz und grau quergewellt, Flügeldeckfedern aschgrau, Brust schwarz gefleckt, Kopf rotbraun jederseits mit grünschillerndem, vorn weiß umzogenen Längsfeld. Der anliegende Flügel ist 16—18 cm lang.

Die **Knäckente, A.** (Querquedula) **querquedula** L. (circia), ist eine unserer häufigsten Enten. Sie ziehen von September bis März fort, einzeln bis Mittelamerika. Die Eier sind rostgelblich, 43—46 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Körper braun, schwarz gefleckt, Körperseiten unter den Flügeln weiß, mit schwarzen Querwellen, Flügeldeckfedern blaugrau, Kopf und Hals oben schwarz darunter jederseits weiß und dann rotbraun, weiß gefleckt, über die Flügel hängen, wie bei der Spießente, lange schwarz und weiße Federn herab. Anliegender Flügel 17—20 cm lang.

6. Die **Löffelente, Spatula** (Rhynchaspis) **clypeata** (L.), N. 306, gleicht in ihrer Lebensweise den echten Enten, frißt aber keine Sämereien, sondern meist kleine Krebse, (Daphniden und Copepoden). Sie brütet besonders in Ostholstein, ist auf dem Zuge im April und September häufig und zieht einzeln bis Mittelafrika. Das Nest findet man auf großen freien Brüchen, auf einer Schilfkufe, selten vom Wasser entfernt, im Getreide. Die rostgelblichen Eier sind 46—52 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf grünschwarz, die Brust weiß, der Bauch rotbraun, der Rücken und die Flügel ähnlich wie bei der Knäckente, aber mit schöngrünem Spiegel. Anliegender Flügel 23- 26 cm lang.

7. Die Arten der Gattung **Fuligula** (Nyroca):

- Die Flügel ohne weißes Feld, höchstens die Endränder der Federn weißlich, N. 308 . . . . F. ferina (L.)
- Die anliegenden Flügel stets mit weißem Feld.
  - Der Schnabel schön rot, in der Jugend mehr oder weniger verdunkelt, N. 307 . . . . F. rufina (Pall.)
  - Schnabel blaugrau bis schwarz.
    - Die mittleren Federn des Hinterkopfes verlängert, einen Schopf bildend, beim Männchen sehr lang, N. 310 . . . . Reiherente, F. fuligula (L.)
    - Die mittleren Federn des Hinterkopfes nicht verlängert.
      - Die Flügeldeckfedern dunkelbraun mit weißen Zickzacklinien oder Punkten, der Kopf beim Männchen metallischschwarz, beim Weibchen dunkelbraun, mit weißem Seitenfleck an der Schnabelwurzel, N. 311 . . . . Bergente, F. marila (Brünn).
      - Flügeldeckfedern ohne weiße Punkte, Kopf beim Männchen rotbraun mit weißem Kinnfleck, beim Weibchen dunkler, N. 309 . . . . Moorente, F. nyroca (Güld.)

Übersicht der Tauchenten nach der Lebensweise.

- Südlichere Arten, welche im Winter nicht auf unsern Meeren vorkommen, im Sommer einzeln bei uns brüten und besonders Vegetabilien fressen.
  - Südöstlicher Vogel, der vom mittleren Asien bis ins südliche Ungarn häufig brütet . F. rufina (Pall.).
  - Südlicher Vogel, der von Mitteleuropa bis Nordafrika häufig brütet . . . F. nyroca (Güld.)
- Nördliche Arten, welche teils nur im Winter auf unsern Meeren erscheinen und dann nur tierische Nahrung zu sich nehmen, teils auch bei uns brüten und einzeln im Winter bleiben.
  - Es kommt auf Landseen und Teichen vor und frißt besonders Vegetabilien, nur durch Not wird sie im Winter auf die Ostsee getrieben und frißt dann zarte Tierchen . . . F. ferina (L.)
  - Es fressen ebensogerne Tiere wie Pflanzenstoffe und kommen im Winter zahlreich auf unsere Meere, um dann namentlich Uferschnecken zu fressen:
    - Es kommt in sehr flachen Gewässern vor (bis 2 m Tiefe) und brütet namentlich im nördlichen Asien, einzeln an den ostholsteinischen Seen . . . . F. fuligula (L.)
    - Es hält sich auf Wasser von 2—4 m Tiefe auf und brütet von Irland bis Japan und in Nordamerika . . . F. marila (Brünn.).



Fig 89. Hinterzehe einer Tauchente.

Die Tauchenten stehen in ihrer Lebensweise den Schwimmenten nahe, sie gehen aber noch schwerfälliger und sind deshalb noch mehr aufs Wasser angewiesen. Der steife Schwanz liegt beim Schwimmen auf der Wasserfläche und ist beim Untertauchen behülflich. Das Nest steht immer nahe am Wasser und die Eier sind rundlicher als bei den Schwimmenten.

Die **Tafelente, F.** (Nyroca) **ferina** (L.), ist von allen Tauchenten die schmackhafteste, weil sie am meisten Pflanzenfresser ist. Sie brütet einzeln auf den holsteinischen Mören, wenn tiefes freies Wasser in der Nähe ist. Das Nest steht in Schilfkufen, ist tief, dicht geflochten und wie bei den anderen Arten mit Daunen gefüttert. Es enthält 8—10 (—12) graugrünliche 55—60 mm lange Eier. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf und Oberhals rotbraun, der Unterhals schwarz und der Körper weißlich fein dunkel gewellt. Der anliegende Flügel ist 20—22 cm lang. Die meisten bleiben im Winter auf unseren Meeren.

Die **Moorente**, F. (N.) nyroca (Güld.), (africana), kommt im Sommer einzeln bis Mecklenburg und Holstein, um ebenfalls auf ausgedehnten Mooren zu brüten. Die 9—10 (—12) blaßgelblichen Eier sind 48—50 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf und die Brust rotbraun, ein Halsband wie der Rücken schwarzbraun. Anliegender Flügel etwa 18 cm lang.

Die **Kolbenente**, F. (Netta) rufina (Pall.), dringt vom Südosten einzeln bis Mecklenburg vor und soll sogar einmal in Holstein gebrütet haben. Beim Prachtkleid des Männchens sind alle Federn des Oberkörpers noch mehr aufgerichtet als bei der vorigen Art. Der Kopf ist rotbraun, die Brust, die Mitte des Bauches und ein Rückenstreif auf dem Hals sind schwarz. Der anliegende Flügel ist 25—28 cm lang.

Die **Reiherente, F. fuligula** (L.), (cristata), ist im Winter auf dem Meere häufig und brütet einzeln an den ostholsteinischen Seen. Die 8—11 Eier sind schmutzig olivengrün, 53—60 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der geschopfte Kopf und der Hals blauschillernd schwarz, der Bauch weiß, der Rücken braunschwarz. Anliegender Flügel etwa 21 cm lang.

Die **Bergente, F. marila** (L.), ist im Winter auf beiden Meeren gemein. Beim Prachtkleid des Männchens ist der ungeschopfte Kopf und Hals blauschwarz, der Rücken und die Seiten des Körpers weißlich, mit feinen schwarzen Querwellen versehen. Anliegender Flügel 21—23 cm lang.

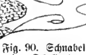


Fig. 90. Schnabel der Schellente.

8. Die **Schellente, Clangula** (Glaucion) **clangula** (glaucion) N. 316 brütet an einigen ostholsteinischen Seen, besonders aber im Norden Europas. Von Ende Oktober an wird sie auf freien Landseen und später auf dem Meere. namentlich auf der Nordsee häufig. Viele ziehen weiter südlich. Das Nest steht im Rohr und Gebüsch auch wohl auf einer Kopfweide und ist einfach gebaut. Die 10—12 (—19) Eier sind schmutzig grünlich, 57—60 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf metallisch schwarz, mit weißem Fleck an den Seiten der Schnabelwurzel, Rücken und Schwanz sind schwarz, Hals, Unterseite und Flügel teilweise weiß. Anliegender Flügel 20—24 cm lang.

9. Die Arten der Gattung **Harelda:**

- Flügel mit weißer Querbinde, nackter Schnabelrücken 38 mm lang, N. 320 . . . . . Scheckente, H. stelleri (Pall.).
- Flügel ohne weiße Querbinde, Schnabel höchstens 32 mm lang.
  - Unterseite ganz grauschwarz oder weißlich mit dunklen Querwellen, N. 318 . . . . . Kragenente, H. histrionica (L.)
  - Bauch in der Mitte reinweiß, N. 319 . **Eisente, H. hiemalis** (L.)

Übersicht der Eisenten nach der Lebensweise.

- Es brüten in der Nähe des Meeres auf Felsen und ziehen im Winter wenig südlich:
  - Es brütet an der asiatischen Eismeerküste . . . . . . H. stelleri (Pall.)
  - Es brütet im Norden Europas, auf Island usw. . . . . H. histrionica (L.)
- Es brütet teils weit vom Meere entfernt, an Wassertümpeln und zieht im Winter regelmäßig auf unsere Meere . . . . . . **H. hiemalis** (L.)

Die **Eisente**, in Holstein **Klashahn** oder **Halüt** genannt, **H. hiemalis** (L.), (glacialis), ist von Oktober bis April auf unseren Meeren gemein. Gegen Frühling hört man schon den trompetenartigen Gesang der Männchen. Bei Gefahr können sie 100 m weit unter Wasser schwimmen. Das Prachtkleid des Männchens

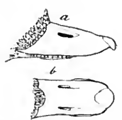


Fig. 91. Schnabel der Eisente, a. von der Seite, b. von oben (der vordere Absatz ist der Nagel).

ist schwarz und weißlich. Schwarz sind Brust, Halsflecken, Rückenzeichnung und die stark verlängerten mittleren Schwanzfedern. Anliegender Flügel 19—23 cm lang.

Die Kragenente, H. (Cosmonetta) histrionica (L.), kommt sehr selten zu uns. Das Prachtkleid des Männchens ist dunkelblaugrau, weiß, schwarz und rotbraun gezeichnet. Rotbraun ist ein Seitenfleck über der Beinwurzel und jederseits ein Längsstreif über den Kopf. Anliegender Flügel 19—21 cm lang.

Die Scheckente, H. (Heniconetta) stelleri (Pall.), (dispar), kommt selten in die südwestliche Ostsee. Das Prachtkleid des Männchens ist in der Grundfarbe weiß, unten gelblich angeflogen, am Kopfe jederseits zwei grüne Flecke. Schwarze oder blauschillernde Zeichnungen namentlich auf der Oberseite des Körpers.

10. Die Arten der Gattung Oedemia:

- Die Befiederung tritt auf der Mitte des Schnabels wenigstens 10 mm weit, spitz vor, N. 314 . . . . Brillenente, O. perspicillata (L.)
- Die Befiederung tritt auf der Mitte des Schnabels nicht spitz vor.
  - Die Flügel ganz schwarz oder schwarzbraun, ohne weiß, N. 312 . . . . **Trauerente, O. nigra** (L.)
  - Die Flügel mit weißem Felde (Spiegel), N. 313. . . . . **Sammetente, O. fusca** (L.)

Übersicht der Schwarzenten nach der Lebensweise:

- Im Norden Amerikas, besonders an der Hudsonsbai brütend, bei uns selten . . . . O. perspicillata (L.)
- Es brütet auch im Norden der alten Welt:
  - Es hält sich meist auf Wasser mit weniger als 6 m Tiefe auf, brütet meist in der Nähe des Meeres und findet sich im Winter am zahlreichsten auf der Nordsee ein . . . . **O. nigra** (L.)
  - Es taucht bis 15 m tief, brütet besonders an Binnenseen des nordeuropäischen Festlandes und ist im Winter auf der Ostsee häufiger . **O. fusca** (L.)

Die **Trauerente, O. nigra** (L.), ist vom September bis April auf unseren Meeren häufig. Das Prachtkleid des Männchens ist ganz schwarz. Der Schnabel an der Basis mit starkem Höcker, über welchen ein gelbroter Längsstreif verläuft. Anliegender Flügel 24—26 cm lang.

Die **Sammetente, O. fusca** (L.), ist von September bis April auf unseren Meeren häufig. Das Prachtkleid des Männchens ist schwarz; außer dem Flügelfeld ein weißer Augenfleck. Füße und Schnabel größtenteils rot, letzterer mit kleinem schwarzen Basalhöcker. Anliegender Flügel 27—29 cm lang.

Die Brillenente, O. perspicillata (L.), wurde nur einmal in Helgoland beobachtet. Das Prachtkleid des Männchens ist schwarz mit weißem Stirn- und Hinterhauptfeld. Beine und Schnabel rot. Letzterer an der Basis dick, schwarz gefleckt. Anliegender Flügel etwa 25 cm lang.

11. Die Arten der Gattung Somateria:

- Die Befiederung geht an den Seiten des Schnabels bis unter das Nasenloch, Füße olivengrün, N. 321 . . . . **Eiderente, S. mollissima** (L.)
- Die Befiederung reicht vom Mundwinkel nur halb bis zum Nasenloch, Füße braun bis rot, N. 323 . . . . Prachtente, S. spectabilis (L.)

Übersicht der Eiderenten nach der Lebensweise:

- Von Grönland über Island und Spitzbergen bis Nowaja Semlja, südlich bis Sylt brütend . . . . **S. mollissima** (L.)
- Im Norden Amerikas und Asiens brütend, bei uns sehr selten . S. spectabilis (L.)

Die **Eiderente** oder **Eidergans, S. mollissima** (L.), ist während des Winters von Oktober an auf unseren Meeren häufig; Brutenten kennt man hier nur auf den Lister Dünen der Insel Sylt. Im Juni findet man in dem kunstlosen Nest 4—5 (—8) blaßgraugrüne Eier von 70—82 mm Länge. Die aus dem Nest genommenen Daunen sind sehr geschätzt. Die Jungen werden von den Weibchen ins Meer geführt, fressen kleine Krebse und ruhen oft auf dem Rücken des Weibchens aus. Das Prachtkleid des Männchens ist größtenteils weiß, die Brust rötlich angeflogen. Schwarz sind Bauch, Flügelenden, Schwanz und zwei Kopfstreifen. Der Hinterkopf ist hellgrün. Anliegender Flügel 28—32 cm lang.

Die Prachtente, S. spectabilis (L.), wurde ganz vereinzelt bei Helgoland und auf der Ostsee beobachtet. Beim Prachtkleid des Männchens sind die Flügel mit Ausnahme eines weißen Mittelfeldes schwarz. Der Kopf ist oben blaugrau, an den Seiten hellgrün.

12. Die Ruderente, Biziura, (Erismatura, Undina), leucocephala (Scop.), (mersa), N. 315, verirrt sich nur äußerst selten aus dem Südosten zu uns. Der Körper ist oben rotbräunlich mit feinen dunklen Querwellen. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf weiß, mit schwarzem Stirnfleck und Halsband versehen.

13. Die Arten der Gattung **Mergus**:

Nackte Schnabelfirste höchstens 35 mm lang, Schnabel und Füße blaugrau, N. 324 . . . . **Kleiner Säger, M. albellus** L.

Schnabelfirste wenigstens 50 mm lang, Schnabel und Füße rot.
- Das weiße Feld auf den Flügeln ohne Schwarz oder nur oben mit schwarzen Längsstreifen, N. 326 . **Gänsesäger, M. merganser** L.
- Das weiße Flügelfeld, außer den Längsstreifen, mit einem oder zwei schwarzen Querbändern, N. 325 . **Haubensäger, M. serrator** L.

Übersicht der Säger nach der Verbreitung:

Hauptbrutgebiet das nördliche Asien . . . . **M. albellus** L.
Hauptbrutgebiet Skandinavien, einzeln bis zum Bodensee südwärts . **M. merganser** L.
Hauptbrutgebiet Grönland und Island, einzeln auch bei uns brütend . **M. serrator** L.

Der **Gänsesäger, M.,** (Merganser), **merganser** L., (castor), ist im Winter an geeigneten Stellen häufig. Einzelne Paare brüten im Osten der Provinz in hohlen Baumstämmen, auf Krähennestern oder am Boden. Die 8—15 Eier sind grünlich braungrau, 68—72 mm lang. Das Weibchen brütet allein und bedeckt beim Verlassen die Eier mit Daunen. Beim Prachtkleid des Männchens ist die ganze Unterseite weiß, gelblich angeflogen, der Kopf schwarz. Anliegender Flügel 27—30 cm lang.



Fig. 92. Schnabel des Gänsesägers.

Der **Haubensäger, M.,** (M.), **serrator** L., erscheint von Dezember bis Februar, in strengen Wintern zahlreich, an unseren Küsten. Einzelne Paare haben im östlichen Holstein gebrütet. Die Eier sind 59—67 mm lang. Beim Prachtkleid des Männchens stehen die schmalen Schopffedern des Kopfes weit vor. Die Kropfgegend braun, schwarz gefleckt, der Kopf schwarz. Anliegender Flügel 23—28 cm lang.

Der **Kleine Säger, M. albellus** L., ist von November bis März nicht selten auf unseren Meeren. Beim Prachtkleid des Männchens ist der Kopf weiß, mit schwarzem Augen- und Ohrenfleck versehen. Anliegender Flügel 17—20 cm lang.

14. Der Pelikan, Pelecanus onocrotalus L., N. 282, wurde wiederholt an der Westküste der Provinz geschossen. Anliegender Flügel etwa 68 cm lang.

15. Die Arten der Gattung Carbo (Phalacrocorax).

Schwanz mit 14 Federn, Kehle des ausgefärbten, schwarzbäuchigen Vogels weiß, N. 279 . . . . **Kormoran, C. carbo** (L.)
Schwanz mit 12 Federn, Kehle des ausgefärbten Vogels, wie die Unterseite, schwarz, N. 280 . . . . Krähenscharbe, C. graculus (Brünn.)

Übersicht der Arten nach der Lebensweise.

Größere Art, über die ganze Erde verbreitet, auf Bäumen, oft weit vom Meere entfernt, brütend und später in wärmere Gegenden ziehend . . . . . . **C. carbo** (L.)
Kleinere Art, die an den Küsten Islands, Irlands und Skandinaviens, auf Felsen brütet und nicht nach Süden zieht . . . . C. graculus (Brünn.)

Kormoranscharbe, C. (Phalacrocorax, Halieus), **carbo** (L.), brütet in Gesellschaften im Osten der Provinz meist auf Reiher- und Krähennestern, oft zu 40—50 auf einem Baum. Die 2—4 Eier sind gestreckt, 60—64 mm lang, grünlich, mit weißem Kalküberzug versehen. Die Jungen sind zuerst nackt. Erste Brut im Mai, zweite im Juli; beide Gatten brüten. In China wird der Kormoran gezähmt und zum Fischfang abgerichtet. Es wird ihm ein Ring um den Hals gelegt, damit er die Fische nicht verschlucken kann. Anliegender Flügel etwa 36 cm lang.

Die Krähenscharbe, C. graculas (Brünn.), wurde vereinzelt im Winter in unserer Provinz beobachtet.

16. Der Baßtölpel, Sula (Dysporus) **bassana** (L.), N. 278, ist auf der freien Nordsee im Winter häufig, kommt aber nur vereinzelt an unsere flachen Küsten. Die Alten weiß, die Jungen braungrau. Anliegender Flügel 48 cm lang.

17. Die Arten der Gattung Colymbus (Urinator).

Nackte Schnabelfirste 75—90 mm, anliegender Flügel 38—42 cm lang, Kopf beim Prachtkleid schwarz, N. 327 . . . . Eistaucher, C. torquatus Brünn.
Nackte Schnabelfirste 44—70 mm, anliegender Flügel 25—36 cm lang, Kopf beim Prachtkleid oben grau.
- Die Federn in der Mitte des Oberrückens mit rundlichen, hellen Flecken am Rande, auch die Flügeldeckfedern immer mit weißlichen Tüpfeln; beim Prachtkleid die Kehle rotbraun, N. 329. . . . . **Rotkehliger Seetaucher, C. lumme** Brünn.
- Die Federn in der Mitte des Rückens einfarbig dunkel oder mit hellen Rändern, Flügeldeckfedern dunkel oder mit großen, weißen Flecken. Beim Prachtkleid die Kehle schwarz mit weißgestreifter Querbinde, N. 328 . . . . . Polartaucher, C. arcticus L.

Übersicht der Seetaucher nach der Lebensweise.

Es zieht im Winter südlich und kommt häufig zu uns . . . . . **C. lumme** Brünn.
Es ziehen nicht, deshalb bei uns selten:
- Es brütet in Nordamerika, Grönland und Island . . . . C. torquatus Brünn
- Es brütet von den Hebriden bis Asien . . . . C. arcticus L.

Der **Rotkehltaucher, C.** (Urinator, Eudytes), **lumme** Gunn., (septemtrionalis), ist leicht in allen Kleidern an den ausschließlich kleinen weißlichen Punkten des Rückens zu erkennen. Anliegender Flügel 25—29 cm lang. Er ist namentlich im Herbst auf unseren Meeren häufig und frißt besonders Sprotten.

Der Polartaucher, C. arcticus L., kommt allwinterlich einzeln auf unsere Meere. Beim Prachtkleid sind der Hinterrücken und die Schwanzdeckfedern oben einfarbig schwarz. Anliegender Flügel 28—32 cm lang.

Der Eistaucher, C. imber Gunn., (glacialis, torquatus), ist bei uns die seltenste Art. Beim Prachtkleid ist die ganze Oberseite bis zum Schwanz weißlich gefleckt. Hals mit zwei weißgestreiften Halbbinden.

18. Die Arten der Gattung Podiceps (Colymbus, Podicipes):

- Schnabelfirste 18—25 mm lang, anliegender Flügel unter 16,5 cm und die Außenzehe mit Kralle unter 6 cm lang.
  - Keine Schwinge ganz weiß, wenigstens alle auf der Außenfahne grau, anliegender Flügel höchstens 12 cm lang, Lauf hinten mit spitz dreieckig vorragenden Schuppen, N. 247 . . . . **Kleiner Steißfuß, P. nigricans** (Scop.)
  - Schwingen von der 17. an ganz weiß, die Außenfahnen schon früher, anliegender Flügel über 12 cm lang, Lauf hinten mit viereckigen Schuppen.
    - Hals beim Sommerkleid fast ganz schwarz, die 14. Schwinge auf und neben dem Schaft an der Basis dunkel gefleckt, N. 276 . . . . . **Schwarzhals-Steißfuß, P. nigricollis** Brehm.
    - Hals beim Sommerkleid fast ganz rotbraun, die 14. Schwinge ganz weiß, auch der Schaft, N. 244 u. 245 . **Ohrensteißfuß, P. auritus** (L.)
- Schnabelfirste wenigstens 38 mm, anliegender Flügel wenigstens 16,5 cm und die Außenzehe über 6 cm lang.
  - Ganze Länge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzspitze über den Rücken gemessen höchstens 50 cm, von den Schwingen sind auch die weißen, am Schaft wenigstens, bis fast zur Mitte dunkel, beim Hochzeitskleid sind die Seiten des Kopfes nach dem Hals hin weißgrau und der Hals vorn rot, N. 243 . **Rotkehl-Steißfuß, P. griseigena** (Bodd.)
  - Länge mindestens 54 cm, einige Schwingen ganz weiß, auch der Schaft; beim Hochzeitskleid ist der Hals vorn weiß, Kopf mit rotbraunem, dunkel gerandetem Kragen und hinten mit schwarzen Hörnerbüscheln, N. 242 . . . . **Haubensteißfuß, P. cristatus** (L.)

Übersicht der Steißfußarten nach der Lebensweise.

- Größere Arten, welche sich weniger verstecken und große Gewässer lieben, zur Brutzeit solche, die an den Rändern mit Schilf bewachsen sind.
  - Es liebt die freien Flächen, außer der Brutzeit besonders diejenigen ohne Schilf, welche mit Grundpflanzen versehen sind, und hält sich dann fern vom Ufer auf . **P. cristatus** (L.)
  - Es liebt Gewässer, in denen Schilf und Binsen mit freien Flächen wechseln, und meidet stets die letzteren . . . . **P. griseigena** (Bodd.)
- Kleinere Arten, welche sich bei Annäherung des Menschen gern zwischen Pflanzen verstecken und deshalb kleinere Gewässer lieben, oder die Buchten größerer Gewässer, welche mit Binsen usw. bewachsen sind.
  - Mittelgroße Arten, welche nie in den kleinsten Tümpeln zu treffen sind.
    - Nördliche Art, welche im Norden brütet und bei uns nur zur Zugzeit auf dem Meere vorkommt . . . . **P. auritus** (L.)
    - Südlichere Art, welche bei uns ihre nördlichste Verbreitungsgrenze findet . . . . **P. nigricollis** Brehm.
  - Kleinste Art, welche auf den kleinsten Tümpeln vorkommt, wenn diese tief sind, am Rande höhere Wasserpflanzen und auf der Mitte keine schwimmenden Pflanzen (Seerosen, Wasserlinsen) enthalten . . . . **P. nigricans** (Scop.)

Die Steißfüße ziehen alle von Oktober bis März fort, einzeln bis Nordafrika. Das Gefieder der Unterseite ist meist atlasglänzend weiß und wird als Pelzwerk verwendet. Zur Paarungszeit treten bei beiden Geschlechtern Schmuckfarben auf. Sie rupfen sich gerne Brustfedern aus, um sie zu verschlucken. Der geschlechtliche Akt findet aufrecht im Wasser statt. Das Nest schwimmt an unzugänglichen Stellen auf dem Wasser. Es wird aus nassen Pflanzen hergestellt und an Schilfhalme usw. angeheftet. Die 3—6 Eier sind länglich, nach beiden Enden verjüngt, grünlichweiß, rauhschalig und deshalb meist schmutzig. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen werden vom Weibchen bei Gefahr mittels der Flügel unter Wasser gezogen. Um das Daunenkleid der Jungen trocknen zu lassen, taucht das Weibchen unter ihnen auf und nimmt sie auf den Rücken.

Fig. 93. Fuß vom Steißfuß

Der **Haubensteißfuß** oder **Lappentaucher, P.** (Colymbus), **cristatus** (L.), brütet häufig an manchen Seen im Osten der Provinz. Die Eier sind 48—54 mm lang. Der anliegende Flügel ist 19—20 cm lang.

Der **Rothalssteißfuß, P.** (C.) **griseigena** (Bodd.), (subcristatus, rubricollis), brütet ebenfalls im Osten, aber selten. Er ist bei uns auf dem Zuge häufiger. Der anliegende Flügel ist 16—18 cm lang.

Der **Ohrensteißfuß, P.** (C.) **auritus** (L.), (cornutus, arcticus), kommt nur auf dem Zuge an den Küsten vor, auf Helgoland ist er die häufigste Art. Beim Prachtkleid ist der Kopfkragen schwarz mit gelbroten Ohrenbüscheln. Der anliegende Flügel ist etwa 15 cm lang.

Der **Schwarzhalssteißfuß, P.** (C.) **nigricollis** Brehm, (auritus), brütet nicht häufig an den Seen des Ostens. Die Eier sind 39—42 mm lang. Beim Prachtkleid ist die Kopfbefiederung wie der Hals schwarz, an den Seiten gelbrot. Der anliegende Flügel ist $12^1/_2$—$14^1/_2$ cm lang.

Der **Zwergsteißfuß, P.** (C.) **nigricans** (Scop.), (fluviatilis, minor), brütet bei uns selten, ist auf dem Zuge häufiger und bleibt einzeln auch im Winter. Die Eier sind 33—39 mm lang. Beim Prachtkleid ist die Oberseite braunschwarz, der Oberhals vorn und an den Seiten rotbraun. Der anliegende Flügel ist 10—12 cm lang.

19. Die Arten der Gattung Uria:

Der Oberschnabel ganz schwarz, von der Spitze bis zu den nächsten Federchen auf der Wurzel ebenso lang als der Lauf, Körperseiten von der Schulter an mit schwarzen Längsflecken N. 331 . . . . **Trottellumme, U. lomvia** (L.)
Rand des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern gelbweiß, der ganz nackte Teil desselben viel kürzer als der Lauf, Körperseiten nur hinten mit schwarzen Längsflecken, N. 333 . . . . Polarlumme, U. troille Brünn.

Übersicht der Lummen nach der Lebensweise:

Es kommt nördlicher vor und zieht nicht nach Süden, in Grönland, Spitzbergen, Franz-Josef-Land, Nowaja Semlja brütend, einzeln auch auf Island . U. troille Brünn.
Südlichere Art, welche mehr Zugvogel ist, in Labrador, Südgrönland, Island, Norwegen, Bornholm und Helgoland brütend . . . . **U. lomvia** (L.)



Fig. 94.
Schnabel der Trottellumme.

Die **Trottellumme, U. troille** (L.) Brünn., (lomvia), brütet zahlreich auf Helgoland und kommt häufig auch in die Nähe der Festlandsküste. Das Weibchen legt Anfang April auf einen Felsvorsprung, ohne Unterlage ein Ei. Dasselbe ist grobkörnig gelblich oder grünlich, grau und violettbraun gefleckt und gestrichelt, etwa 60—80 mm lang und nach dem einen Ende zu spitz. Es wird von beiden Gatten abwechselnd bebrütet. Die halberwachsenen Jungen springen ins Meer hinab. Anliegender Flügel 20 cm lang.

Eine Abart ist die **Ringellumme, U. hringvia** Brünn., N. 332. Sie unterscheidet sich durch eine weiße, das Auge umrahmende und von hier nach hinten auslaufende weiße Linie. Sie scheint mehr dem Westen anzugehören. Auf Helgoland brüten unter den andern etwa 100 Vögel dieser Abart.

Die Polarlumme, U. lomvia (L.), (arra, brünnichi, troile), kommt als seltener Gast bisweilen im Winter auf unsere Meere.

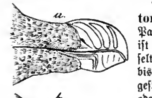
20. Die **Teiste** oder **Gryllumme, Cepphus grylle** (L.), N. 330, kommt von September an einzeln auf unseren Meeren vor, namentlich auf der Ostsee. Eine Abart C. mandtii Licht., die sich durch kleineren Schnabel unterscheidet, wurde einmal auf Helgoland beobachtet. Im Sommerkleid sind beide schwarz mit weißem Flügelfeld versehen. Anliegender Flügel 14—17 cm lang.

21. Der **Krabbentaucher, Alle** (Mergulus) **alle** (L.), N. 334, kommt im Winter bisweilen auf unsere Meere, besonders auf die Nordsee. Anliegender Flügel etwa 12 cm lang.



Fig. 95. Schnabel des Krabbentauchers

22. Der **Tord-Alk, Alca** (Utamania) **torda** L., N. 336, brütet in einzelnen Paaren an den Felsen Helgolands und ist im Herbst auf unseren Meeren nicht selten. Das Weibchen legt ein 68 bis 76 mm langes, wenig zugespitztes, auf leicht gelblichem oder bläulichem Grunde rötlichgrau bis dunkelbraun besonders am dicken Ende geflecktes Ei. Anliegender Flügel 20—22 cm lang.



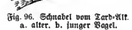
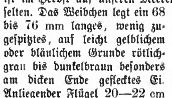


Fig. 96. Schnabel vom Tord-Alk. a. alter, b. junger Vogel.



23. Der **Papageitaucher, Larventaucher** oder **Lund, Mormon,** (Lunda, Fratercula), **arctica** (L.), N. 335, kommt im Winter einzeln auf unsere Meere. Anliegender Flügel 16 cm lang.

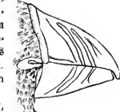


Fig. 97. Schnabel vom Larventaucher.

24. Die Arten der Gattung Larus:

- Die kleine Hinterzehe verkümmert, eine 1,5 mm hohe Warze, ahne Kralle. N. 262 . . . . **Dreizeh-Möve, L. tridactylus** L.
- Hinterzehe wenigstens 2,5 mm lang, mit Kralle.
  - Schwanz gegabelt, die mittleren Federn 2,5 cm kürzer als die äußeren. N. 388 f. 3 u 4 . . . . **Schwalbenmöve, L. sabinii** Sabine.
  - Schwanz keilförmig, die mittleren Federn 2 cm länger als die benachbarten. N. 388 f. 1 u 2 . . . . **Rosenmöve, L. roseus** Macg.
  - Schwanz fast gerade gestutzt.
    - Anliegender Flügel unter 39 cm lang
      - Der anliegende Flügel höchstens 24 cm lang. N 258 . . . . **Zwergmöve, L. minutus** Pall.
      - Anliegender Flügel wenigstens 26 cm lang.
        - Schaft der 2. Schwinge nur am Ende schwarz, sonst rein weiß.
          - Schwingen ganz weiß (alt), aber nur mit schwarzem Fleck an der Spitze (jung), N. 263 . . . . **Elfenbeinmöve, L. eburneus** Phipps.
          - Die 1. Schwinge immer auf der Außenfahne mit schwarzem Rande.
            - Die 2. Schwinge auf der breiten Innenfahne breit grau gerandet. N. 260 . . . . **Lachmöve, L. ridibundus** L.
            - Die 2. Schwinge nur auf der schmalen Außenfahne oder garnicht dunkel gerandet. . . . . **L. philadelphia** Ord.
        - Der Schaft der 2. Schwinge ganz aber größtenteils schwarz aber schwarzbraun, nur an der Spitze bisweilen weiß. N. 261. . . . . **Sturmmöve, L. canus** L.
    - Anliegender Flügel über 39 cm lang
      - Die Schwingen ganz weiß, aber hellgrau aber licht, dunkel marmoriert, Schäfte immer weißlich.
        - Anliegender Flügel 45—50 cm lang, beim ausgefärbten Vogel die Schwingen rein weiß, N. 264 . . . . **Eismöve, L. glaucus** Brünn.
        - Anliegender Flügel 41—44 cm lang, beim ausgefärbten Vogel die Schwingen hellblau-grau, N. 265 . . . . **Polarmöve, L. leucopterus** Faber.
      - Die Schwingen ganz schwarzbraun oder auf der Fläche resp. am Rande mit schwarzen Zeichnungen, auch die Schäfte meist dunkelbraun.
        - Mittelzehe mit Kralle, über den Bogen gemessen, mehr als 7 cm lang, der Oberschnabel am Barderende des Nasenlochs über 12 mm hoch, bei alten Vögeln die I. Schwinge mit einfarbig weißem Ende. N 268 . . . **Mantelmöve, L. marinus** L.
        - Mittelzehe mit Kralle unter 7 cm lang, der Oberschnabel var dem Nasenlach unter 12 mm hoch.
          - Die 1. Schwinge schwarzbraun mit weißen Flecken neben dem Schaft (jung), aber weiß, mit schwarzem Rand- und Mittelstreif (alt) . . . . **L. ichthyaëtus** Pall.
          - Die erste Schwinge ganz schwarzbraun, nach innen heller (jung), oder schwarz mit weißen Flecken an aber var der Spitze (alt).
            - Die Flügelspitze ragt, normal an den Körper angelegt, bei den braunsteckigen Jungen höchstens 5 cm, bei den graurückigen Alten höchstens 6 cm über die Schwanzspitze var. Mittelzehe mit Kralle, über den Bogen gemessen, 57-70 mm lang, Füße bei alten Vögeln fleischrat, N. 266 . . . **Silbermöve, L. argentatus** Brünn.
            - Der anliegende Flügel ragt bei den dunkelsteckigen Jungen 6 cm, bei den schwarzrückigen Alten 7—11 cm über den Schwanz var, bei letztern die 3. Schwinge größtenteils schwarz und die Füße gelb.
              - Mittelzehe mit Kralle unter 6 cm lang, Rücken des ausgefärbten Vagels schieferschwarz, N. 267 . **Heringsmöve, L. fuscus** L.
              - Mittelzehe mit Kralle über 6 cm lang, Rücken des ausgefärbten Tieres heller . . . . . **L. affinis** Macg.

Übersicht der Möven nach der Lebensweise.

- Es brüten fast nur an Binnenseen:
  - Östlicher, bei uns seltener Vogel, der nach Art der Seeschwalben häufig auch Fische fängt . . . . L. minutus Pall.
  - Bei uns gemeiner Vogel, der selten fischt, dagegen häufig auf dem Lande Insekten und Würmer sucht . . . . L. ridibundus L.
- Es brüten nur am Meere:
  - Nordische Arten, welche nie südlich vom 62. Grade brüten und selten zu uns kommen.
    - Es gehört dem allerhöchsten Norden an, Brutgebiet deshalb unbekannt . . . . L. roseus Macg.
    - Es brüten von 62—82°:
      - Große und kräftige Art . . . . L. glaucus Brünn.
      - Kleine und schwächere Arten.
        - Vertreter der Seeschwalben im hohen Norden, brütet von 75° an nördlich . . . . L. sabinii Sabine.
        - Vertreter der Sturmmöve im Norden.
          - Von Labrador bis Alaska brütend . . . . L. philadelphia Ord.
          - Auf Spitzbergen und Franz-Josef-Land brütend . . . . L. eburneus Phipps.
  - Arten, deren Brutgebiet weiter südlich reicht.
    - Es leben mehr auf freier See, z. B. mitten auf der Nordsee:
      - Großer Vogel, der namentlich größere, treibende Leichen aufsucht . . . . L. marinus L.
      - Kleine Art, welche Schiffen folgt und deren Abfälle frißt . . . . L. tridactylus L.
    - Es leben fast nur in der Nähe der Küste:
      - An den ozeanischen Küsten, wo sie den Zügen der Heringe usw. folgen, geschickte Stoßtaucher, welche auf Felsen brüten.
        - An der Westküste Europas, bei uns ziemlich selten . . . . L. fuscus L.
        - An den Nordküsten Asiens, bei uns noch weit seltener . . . . L. affinis Macg.
      - Besonders an Binnenmeeren, bei uns an Nord- und Ostsee, auf flachem Boden brütend.
        - Es ist am Kaspischen und Schwarzen Meere bis Ägypten zu Hause . . . . L. ichthyaëtus Pall.
        - Es sind im nördlichen Asien oder Amerika oder im westlichen Europa zu Hause:
          - Kleinere, gewandtere Art, welche auch lebende Fische fängt andererseits hinter dem Pfluge Würmer sucht . . . . L. canus L.
          - Größere, wenig geschickte Arten, die sich besonders von toten Tieren, größern Muscheln und Taschenkrebsen nähren und ihre Nahrung meist schreitend suchen.
            - An der Westküste Europas bis zu den Azoren, westlich bis zum mittleren Amerika . . . . L. argentatus Brünn.
            - Von Alaska bis Grönland, bei uns selten . . . . . L. leucopterus Faber.



Fig. 98. Schnabel der Zwergmöve.

Die Schwalbenmöve, L. (Xema, Chema) sabinii Sabine, wurde zweimal auf Helgoland beobachtet. Beim Sommerkleid ist der Kopf grau und ein Halsband schwarz.

Die Rosenmöve, L., (Rhodostethia), roseus Macg., (rossii), kam einmal auf Helgoland vor. Beim frischen Tier ist die Unterseite rosenrot angehaucht, beim Sommerkleid ein Halsband schwarz.

Die **Zwergmöve, L. minutus** Pall., ist an den Küsten ziemlich selten, bei Helgoland häufiger.

Die Fischermöve, L. ichthyaëtus Pall., soll zweimal auf Helgoland vorgekommen sein. Beim Sommerkleid ist der Kopf schwarz.

L. philadelphia Ord., (bonapartii), wurde einmal auf Helgoland beobachtet. Beim Sommerkleid ist der Kopf schwarz.

Die **Lachmöve, L. ridibundus** L., brütet zahlreich auf kleinen Inseln der tieferen Meeresbuchten und Binnengewässer, ist auf Helgoland dagegen selten. Im Sommer wird der Kopf durch Mauser schwarzbraun. Beim Winterkleid ist nur ein Fleck vor dem Auge und an den Seiten des Hinterkopfes schwarz. Jüngere Vögel haben ein schwarzes Endband über dem Schwanz und im ersten Jahre noch andere dunkle Zeichnungen. Anliegender Flügel 30—32 cm lang. In den Brutkolonien stehen die kunstlosen, bodenständigen Nester oft so dicht, daß die Inselchen im Mai von brütenden Möven weiß erscheinen. Die 2 (—3), 45—54 mm langen Eier sind braungelblich bis olivengrünlich, grau bis schwarzbraun gefleckt. Sie werden als Speise geschätzt und dürfen deshalb zu Anfang der Brutzeit wie Kiebitzeier gesammelt werden. Von November bis März ziehen die meisten Lachmöven nach Süden, einzeln bis ins Rote Meer. In den Städten bleibt auch bei strenger Kälte eine bedeutende Anzahl zurück.

Die **Mantelmöve, L. marinus** L., ist von September bis März auf den Meeren, namentlich auf der Nordsee häufig. Der Rücken ist bei alten Vögeln schwarz, der Schnabel gelb mit rotem Fleck am Unterschnabel. Anliegender Flügel etwa 48 cm lang.

Die **Heringsmöve, L. fuscus** L., ist von Oktober bis März auf den deutschen Meeren nicht selten, einzeln zieht sie bis zu den Küsten Mittelafrikas. Rücken und Schnabel wie bei der Mantelmöve gefärbt. Anliegender Flügel 42—45 cm lang.

Die Sibirische Möve, L. affinis Reinh., wurde einmal auf Helgoland beobachtet.

Die **Silbermöve, L. argentatus** Brünn., brütet an den Nordseeküsten, namentlich auf den Inseln häufig. Die Brutkolonien findet man von Mai bis Juni auf spärlich bewachsenen Dünen. Das Nest besteht aus trockenen Meeres- und Meerstrandspflanzen und enthält 2—3 olivengrünliche, grau und schwarzbraun gefleckte Eier von 55—80 mm Länge. Die Eier werden wie die aller andern Meerstrandsmöven gegessen. Anliegender Flügel etwa 48 cm lang.

Die **Sturmmöve, L. canus** L., ist während des Winters häufig. Im Sommer befindet sich nur auf Sylt eine Brutkolonie. Die Nester sind in Bau und Standort denen der Silbermöven ähnlich. Die 2—3 Eier sind 55—60 mm lang, olivengrünlich, braungrau bis schwarzbraun gefleckt. Anliegender Flügel 34—37 cm lang.

Die Eismöve, L. glaucus Brünn., kommt im Winter an den Nordseeküsten nicht eben selten vor. Sie ist der Silbermöve ähnlich, aber leicht an den weißen Schwingen zu unterscheiden.

Die Polarmöve, L. leucopterus Faber, kommt im Winter selten an die Westküsten der Provinz, etwas öfter nach Helgoland.

Die Elfenbeinmöve, L., (Pagophila, Gavia), eburneus Pbipps, (candidus, albus), wurde im Winter einzeln an der Westküste und auf Helgoland beobachtet.

Die **Dreizehmöve, L.,** (Rissa, Gavia), **tridactylus** L., (rissa), ist im Winter auf der Nordsee häufig, bei Helgoland die häufigste Art. Anliegender Flügel 30 bis 33 cm lang.

25. Die Arten der Gattung Sterna:

- Anliegender Flügel bei den graurückigen Alten mindestens 26 cm, bei den buntrückigen Jungen bisweilen nur 24 cm lang.
  - Anliegender Flügel bei Alten mindestens 29 cm, bei Jungen oft nur 27 cm lang, Füße im Alter schwarz, bei Jungen rötlich-grau.
    - Anliegender Flügel bei Alten mindestens 39 cm, bei Jungen meist über 36 cm lang, der Oberschnabel am Vorderrande des Nasenlochs bei Alten 11—12 mm hoch. N. 248 . . . . **Raubseeschwalbe, S. caspia** Pall.
    - Flügel höchstens 35 cm lang, Oberschnabel 6 mm hoch
      - Schnabel bei Alten ganz schwarz, nackte Firste bis 4 cm lang, Oberschnabel am Vorderende des Nasenlochs 6 mm hoch, der anliegende Flügel ragt 7 cm über den Schwanz vor, bei Jungen ist der Schnabel an der Spitze etwas schwarzbraun. N. 249 . . . . **Lachseeschwalbe, S. nilotica** Hassels.
      - Schnabel an der Spitze über 1 cm weit gelb, bei Jungen weißlich, Firste bei Alten 5 cm lang, Oberschnabel 5 mm hoch. Die Flügel ragen nicht oder kaum über die Schwanzspitze vor. N. 250 . . . . **Brandseeschwalbe, S. cantiaca** Gm.
  - Anliegender Flügel höchstens 28 cm lang, Füße bei den Alten schön rot, bei Jungen schmutzig fleischrot
    - Schnabel bei den Alten ganz rot oder an der Spitze sehr wenig verdunkelt, Mittelzehe mit Kralle fast um die Hälfte länger als der Lauf, der schwarze Streif auf der Innenfahne der 1. Schwinge schon auf der Mitte nicht breiter als die Außenfahne, der Rücken der Jungen mit schwarzen Flecken. N. 253 . . . . **Küstenseeschwalbe, S. paradisea** Brünn.
    - Schnabelspitze der Alten 6—12 mm weit schwarz, Mittelzehe so lang wie der Lauf, der schwarze Streif auf der Innenfahne der 1. Schwinge fast bis zur Basis breiter als die Außenfahne, Rückenflecke der Jungen braungrau. N. 252 . . . . **Flußseeschwalbe, S. hirundo** L.
- Anliegender Flügel bei den grau- oder schwarzrückigen Alten höchstens 25,5 cm lang, bei den buntrückigen Jungen kürzer.
  - Anliegender Flügel bei den Alten höchstens 18 cm lang, bei Jungen kürzer, der Schaft der 2. Schwinge immer schwarz. Schnabel und Füße bei den Alten orangerot. N. 254 . . . . **Zwergseeschwalbe, S. minuta** L.
  - Flügel bei den Alten über 20 cm lang, bei Jungen bisweilen nur 18 cm, Schaft der 2. Schwinge höchstens an der Spitze schwarz.
    - Der Schwanz tief gegabelt, bei den Alten die mittleren Federn 10 cm kürzer, bei Jungen über 4 cm kürzer als die äußeren, Schwanz der Jungen ohne gelblichen Endrand, die Alten (frisch) unten rosenrot angehaucht. N. 251 . . . . **Paradiesseeschwalbe, S. dougalli** Mont.
    - Schwanz wenig gegabelt, die äußeren Federn höchstens $2^1/_2$ cm länger als die inneren, Schwanz der Jungen gelblich gerandet
      - Bürzel wie die unteren Schwanzdeckfedern, bei den Alten auch die Schwanzfedern reinweiß, die Füße immer viel heller als die Schnabelwurzel, bei den Alten rot, der Schnabel fast schwarz, die äußeren Schwanzfedern bei Alten 12 mm, bei Jungen fast garnicht länger als die inneren. N. 257 . . **Weißflügelseeschwalbe, S. leucoptera** Schinz.
      - Bürzel hellgrau wie der Schwanz, die unteren Schwanzdeckfedern reinweiß, der Schnabel stets wie die Füße gefärbt, die äußeren Schwanzfedern bei Alten 18—25 mm länger als die inneren.
        - Schnabel und Füße bei Alten schönrot, bei Jungen hellrot-bräunlich, die Rückenfedern bei den Jungen rostgelb mit schwarzen Querbändern. N. 255 . . . . **Bartseeschwalbe, S. hybeida** Pall.
        - Schnabel und Füße bräunlichschwarz, bei Jungen rötlichgrau, Rückenfedern der Jungen grau, dahinter dunkelbraun und am Rande weißlich. N. 256 . . . . **Trauerseeschwalbe, S. nigra** L.

Übersicht der Seeschwalben nach der Lebensweise.

- Es fliegen über sumpfigen Gewässern und nähren sich fast ausschließlich von Insekten:
  - Nordwestlicher Vogel, der bei uns nicht selten an sumpfigen Gewässern brütet . . . . S. nigra L.
  - Südliche und südöstliche Arten, die vom warmen Asien und Südeuropa bis Ungarn brüten, bei uns sehr selten . . S. hybrida Pall. und S. leucoptera Schinz.
- Es fliegen über klarem Wasser und fressen besonders Fische:
  - Es leben an Binnengewässern oder doch unmittelbar an der Küste, auch an der Ostsee, und fressen außer Fischen immer auch Insekten u. Krebse:
    - Kleinste Art, die besonders von jungen und kleinen (bis 6 cm langen) Fischen lebt . . . . S. minuta L.
    - Größere Arten, welche auch größere Fische verschlingen können.
      - Es kommt fast nur an süßen Gewässern und im Binnenlande vor und frißt besonders Ukleis . . . . S. hirundo L.
      - Es lieben entschieden die Binnenmeerküsten:
        - Nördlichere Art, die bei uns ihre südlichste Verbreitungsgrenze findet. . . . S. paradisea Brünn.
        - Südlichere Art, die bei uns fast ihre nördliche Verbreitungsgrenze findet . . . S. nilotica Hasselq.
  - Es leben nur am Meere, gehen auch aufs Meer hinaus und fehlen an der Ostsee fast vollkommen; Nahrung fast ausschließlich Fische (Heringe und Sprotten), auch junge Vögel:
    - Kleinere Arten, welche Heringe nur bis zu einer Länge von 15 cm verschlingen können.
      - Es nistet auf kahlem Boden (oder Felsen), auf den Nordseeinseln zahlreich. . . . . S. cantiaca Gm.
      - Es nistet in hohen Strandpflanzen, besonders auf Amrum . . . S. dougalli Mont.
    - Größte Art, welche auch ausgewachsene Heringe verschlingt und die Nester von Strandvögeln beraubt. . . . . S. caspia Pall.



Fig. 99. Schnabel der Trauerseeschwalbe.

Die **Trauerseeschwalbe, S.,** (Hydrochelidon), **nigra** L., (fissipes), brütet an geeigneten Stellen nicht selten, doch meist in nur kleinen Kolonien. Die Nester schweben oft auf geknicktem Rohr über dem Wasser und sind dann etwas besser gebaut als auf festem Boden. Im Juni findet man in denselben (2—) 3 rundliche, 31—37 mm lange, olivenbräunliche, braungrau bis dunkelbraun, in der Mitte meist dichter, gefleckte Eier. Beim Sommerkleid der alten Vögel sind Kopf, Hals und Brust schwarz. Anliegender Flügel 20—21 cm lang.

Die B a r t s e e s c h w a l b e, S., (H.), hybrida Pall., (leucopareia), wurde einmal bei Brunsbüttel und Schleswig im Sommer beobachtet. Beim Sommerkleid ist nur die obere Kopffläche und die Brust schwarz, ein Band unter dem Auge weiß.

Die Weißflügelseeschwalbe, S., (H.), leucoptera Schinz, (fissipes nigra), könnte sich auch einmal im Sommer zu uns verfliegen. Kopf, Rücken und Unterseite sind beim Sommerkleid schwarz.

Die **Lachseeschwalbe, S.,** (Gelochelidon), **nilotica** Hasselq., (anglica), brütet hier und da an Binnengewässern (Hostruper See) oder auf kleinen Ostseeinseln), kommt aber nur im Osten der Provinz vor. Die aus wenigen Halmen bestehenden Nester findet man im Juni auf kurzem Rasen oder an sandigen Stellen. Sie enthalten 2—3 olivengrünliche, aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier von 43—52 mm Länge. Beim Sommerkleid ist der Kopf oben schwarz wie bei allen folgenden. Anliegender Flügel etwa 33 cm lang.

Die **Raubseeschwalbe, S.,** (Hydroprocne), **caspia** Pall., findet bei uns die Nordgrenze ihres Brutgebietes, indem eine kleine Kolonie auf Sylt brütet. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Sande nahe dem Meeresufer. Sie enthalten im Juni 2—3 rostgelbliche, grau und schwarzbraun gefleckte, 54—64 mm lange Eier. Anliegender Flügel etwa 39 cm lang.

Die **Flußseeschwalbe, S. hirundo** (L.) Lath. (fluviatilis), brütet an den Seen des Ostens und an der Schlei in Kolonien bis zu 12 Paaren. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Kies des Ufers. Die 2—3 rostgelblichen, violettgrau und schwarzbraun gefleckten, 35—45 mm langen Eier sind dem Kies äußerst ähnlich. Man findet sie im Juni. Anliegender Flügel etwa 26 cm lang.

Die **Küstenseeschwalbe, S. paradisea** Brünn., (macrura, hirundo, arctica), nistet in Kolonien zu Hunderten, auf kurzem Rasen von Meerstrandspflanzen, an der Küste und auf den Halligen der Nordsee. Die Nester sind kleine Vertiefungen, höchstens mit einigen Halmen ausgelegt. Die Eier gleichen denen der vorigen Art vollkommen, sind aber etwas grünlicher. Anliegender Flügel etwa 26 cm lang.

Die **Paradiesseeschwalbe, S. dougalli** Mont., (douglasi, paradisea), besitzt nur eine größere Kolonie auf Amrum. Die Nester stehen auf Büscheln von trockenem Strandhafer und enthalten im Juni 2—3 gelblicholivengrüne, grau und braunschwarz gefleckte, 40—43 mm lange Eier.

Die **Brandseeschwalbe, S. cantiaca** Gm., brütet in teilweise sehr individuenreichen Kolonien auf den Nordseeinseln, nahe dem Meere, auf Sandflächen oder kurzem Rasen. Die dichtstehenden Nester, kleine Bodenvertiefungen, enthalten im Juni 2—3 mattgelbliche bis rötliche, grau und braunschwarz gefleckte, 48—55 mm lange Eier. Anliegender Flügel etwa 30 cm lang.

Die **Zwergseeschwalbe, S. minuta** L., nistet besonders auf den kleinen Nordseeinseln und Halligen, doch auch an der Ostsee und an Binnengewässern. Die Nester sind kleine Vertiefungen im Kies. Die 2—3 gelblichen, grau bis tiefbraun gefleckten Eier sind 30—35 mm lang. Anliegender Flügel 14—17 cm lang.

26. Die Arten der Gattung Stercorarius:

- Anliegender Flügel über 39 cm lang und die Basis der Schwingen (beim anliegenden Flügel sichtbar) weiß, die mittleren Schwanzfedern auch beim ausgefärbten Vogel nicht 2 cm vorragend, N. 270 . . . . . Riesenraubmöve, S. skua (Brünn.)
- Anliegender Flügel unter 38 cm lang, ohne weißen Basalfleck, die beiden mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Tier über 7 cm vorragend.
  - Mittelzehe mit Kralle wenigstens 5 cm lang, die mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Vogel verlängert, aber breit gerundet, N. 271 . . . . Spatelraubmöve, S. pomatorhinus (Temm.)
  - Mittelzehe mit Kralle unter 45 cm lang, die verlängerten Mittelfedern im Schwanz beim ausgefärbten Vogel schmal und spitz.
    - Nur die beiden ersten Schwingen mit weißen Schäften, die folgenden nur an der Basis weiß, die mittleren Schwanzfedern beim ausgefärbten Vogel um 20 cm vorragend, N. 274 . . . . Kreischraubmöve, S. parasiticus (Brünn.)
    - Mehrere Schwingen mit weißem Schaft, mittlere Schwanzfedern nicht 10 cm vorragend, N. 272 u. 273 Schmarotzerraubmöve, S. cepphus (Brünn.)

Übersicht der Raubmöven nach der Lebensweise.

- Größere Arten, welche auch größeren Vögeln, wie Silbermöven und Enten, die Beute abjagen und kleinere selbst angreifen, zur Brutzeit Nesträuber.
  - Es brütet nur im höchsten Norden, bis 74° südwärts, mittelgroße Art . S. pomatorhinus (Temm.)
  - Es brütet auf Island, den Faröern und den Shetlandsinseln, größte Art . . S. skua (Brünn.)
- Kleinere Arten, welche kleineren Möven, Seeschwalben und Enten die Brut abjagen und auch auf den Watten ihrer Nahrung nachgehen, sogar auf dem Lande Insekten suchen.
  - Nördlichere Art, die selten südlicher als 70° n. Br. brütet . . . . S. parasiticus (Brünn.)
  - Südlichere Art, die bis zu den Hebriden (58° n. Br.) südwärts brütet . . . . S. cepphus (Brünn.)

Die Riesenraubmöve, S., (Lestris, Megalestris Catarrhacta), skua (Brünn.), (catarrhactes), wurde ganz vereinzelt auf Helgoland und an der Festlandsküste beobachtet.

Die Spatelraubmöve, S., (L., C.), pomatorhinus (Temm.), (pomarinus), kommt etwas häufiger vor, bei Helgoland sogar alljährlich im Herbst. Anliegender Flügel etwa 36 cm lang.



Fig. 100. Schnabel der Spatelraubmöve.

Die **Schmarotzerraubmöve, S.**, (L., C.), **cepphus** (Brünn.), (parasiticus, crepidatus), ist auf der Nordsee im Winter nicht selten und wird öfters an die Küste verschlagen, meist im Jugendkleid. Anliegender Flügel 31—35 cm lang.

Die Kreischraubmöve, S., (L., C.), parasiticus (L.), (crepidatus, longicauda, cepphus, buffoni), wird fast allwinterlich einmal in einem jungen Stück an unsere Küste verschlagen.

27. Der Sturmvogel, Fulmarus, (Procellaria), glacialis (L.), kommt auf Helgoland fast alljährlich einmal vor, dagegen an den Festlandsküsten sehr selten.

28. Die Arten der Gattung **Puffinus**:

- Unterseite dunkelgrau, anliegender Flügel 30 cm lang . . . . Rußsturmtaucher, P. griseus (Gm.)
- Unterseite bei alten Vögeln weiß, auch bei Jungen fast weiß.
  - Anliegender Flügel 32 cm lang . . . . Wasserscherer, P. gravis (O. Reilly).
  - Anliegender Flügel 24 cm lang oder kürzer, N. 277 . . . . Sturmtaucher, P. puffinus (Brünn.)



Fig. 101. Schnabel vom Sturmtaucher.

Der Sturmtaucher, P., (Nectris), puffinus (Brünn.), (anglorum), ist in der offenen Nordsee nicht selten und kommt auch gelegentlich an unsere Küste. Er brütet von den Faröern bis zu den westschottischen Inseln.

Der Wasserscherer, P., (N.), gravis (O. Reilly), (major), und der Rußsturmtaucher, P., (N.), griseus (Gm.), wurden ganz vereinzelt auf Helgoland beobachtet. Alle drei Arten sind atlantische Vögel, deren Verbreitung und namentlich Brutorte noch wenig bekannt sind.

29. Die Arten der Gattung **Procellaria** (Hydrobates):

- Die seitlichen Schwanzfedern sind 2 cm länger als die mittleren, der Lauf ist nicht länger als die Mittelzehe mit Kralle, der anliegende Flügel über 14 cm lang, N. 275 Fig. 2 . . . . Sturmsegler, P. leachi Naum.
- Der Schwanz ist nicht gegabelt, der Lauf länger als die Mittelzehe mit Kralle der anliegende Flügel unter 14 cm lang, N. 275 Fig. 1 . . . . Sturmschwalbe, P. pelagica L.

Die Sturmschwalbe, P., (Thalassidroma), pelagica L., ist als echter Meeresvogel an der Festlandsküste recht selten, bei Helgoland wird sie fast alljährlich beobachtet. Sie brütet von den Faröern bis zu den westschottischen Inseln. Anliegender Flügel 12 cm lang.

Der Sturmsegler, P., (Oceanodroma), leachi Naum., (leucorrhoa), wurde nur ganz vereinzelt bei uns beobachtet. Sie brütet auf den nordamerikanischen Inseln. Anliegender Flügel 15½ cm lang.


AUGUST PFÖRTNER
KIEL
BUCHBINDEREI &
VERGOLDE-ANSTALT

